

Die weissen Blätter

Eine Monatsschrift

Band 6

Berlin 1919

Reprinted by permission of the original publisher

KRAUS REPRINT

A Division of

KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED

Nendeln/Liechtenstein

1969

Printed in Germany

DIE WEISSEN BLÄTTER
EINE MONATSSCHRIFT

SECHSTER JAHRGANG 1919
QUARTAL JANUAR-MÄRZ

VERLAG PAUL CASSIRER / BERLIN W 10

INHALTSVERZEICHNIS

I.

AUFSÄTZE UND GLOSSEN

	HEFT	SEITE
Paul Cassirer, Utopische Plauderei	III	105
Kurt Eisner, Wir Toten auf Urlaub	III	131
Otto Freundlich, Der Raum	II	82
Iwan Goll, Brief an den verstorbenen Dichter Apollinaire	II	78
Annette Kolb, Aus dem Berner Tagebuch .	I	29
Rosa Luxemburg, Die Seele der russischen Literatur	II	56
Jean Paul, Franzosen-Deutsche (Lesebuch) .	I	39
Ludwig Rubiner, Der Dichter Voltaire . . .	I	9
René Schickele, Durch die Blume eines Privat- briefes	I	1
Bernard Shaw, Einige ältere Bemerkungen	I	17
Anna Siemsen, Die Partei der Vernunft . . .	II	49
Leo Tolstoi, Die Erzählung vom Zuchthäusler Fedorow	III	97
Ernst Weiß, Ordnung und Gerechtigkeit .	II	88

II.

GEDICHTE

Theodor Däubler, Fahrt	III	129
Kurt Eisner, Letzter Marsch	III	132
Adolf v. Hatzfeld, Gedichte	II	76
R. S. Zeitsprüche	I	8, 31, 37

	HEFT	SEITE
Carl Maria Weber, Sendung	II	94
Carl Maria Weber, Lied des Welt-Satten . .	II	95
Verlaine, Original und Übersetzung eines Gedichtes	I	38
Rudolf Leonhard, Phantom des Wiener Kongresses	I	32

III.

EPOS UND DRAMA

Kasimir Edschmid, Traum	I	33
A. H. Fried, Lesebuch	III	134
Hans Franck, Gespräch am Abgrund	III	118
Ludwig Meidner, Malers Tag-Gesang (Lesebuch)	I	41
Ludwig Meidner, Rede (im Zwielficht) an den Tod	III	124
R. S. Weißes Brett	I	43
Robert Walser, Saul und David	III	121

Die weißen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

ERSTES HEFT ♦ ♦ 6. JAHRGANG ♦ ♦ JANUAR 1919

INHALT:

René Schickele: Durch die Blume eines Privatbriefs

Ludwig Rubiner: Der Dichter Voltaire

Bernard Shaw: Einige ältere Bemerkungen

Annette Kolb: Aus dem Berner Tagebuch

Rudolf Leonhard: Phantom des Wiener Kongresses

Kasimir Edschmid: Traum

Verlaine: Original und Übersetzung eines Gedichtes

Lesebuch:

Jean Paul: Franzosen-Deutsche

Ludwig Meidner: Malers Tag-Gesang

Weißes Brett

Zeitsprüche

**EINZELPREIS 2 FRANKEN
ODER 2 MARK**

**VIERTELJÄHRL. 5 FRANKEN
ODER 5 MARK**

1919

VERLAG DER WEISSEN BLÄTTER BERN-BUMPLIZ

HERAUSGEBER: RENÉ SCHICKELE, BERN, JUNKERNGASSE 19,
DER FÜR DEN GESAMTEN INHALT VERANTWORTLICH IST.
IM VERLAG DER WEISSEN BLÄTTER BERN-BÜMPLIZ / DRUCK
VON BENTELI A.-G. BÜMPLIZ (BERN) / GESCHÄFTSSTELLE
FÜR DEUTSCHLAND: BERLIN W., VICTORIASTRASSE 2

VERANTWORTLICH FÜR ÖSTERREICH-LINOARN
HUGO HELLER - WIEN I, BAUERNMARKT 3.

INHALT:

René Schickele: Durch die Blume eines Privatbriefs	Seite 1
Ludwig Rubiner: Der Dichter Voltaire . . .	9
Bernard Shaw: Einige ältere Bemerkungen . .	17
Annette Kolb: Aus dem Berner Tagebuch . .	29
Rudolf Leonhard: Phantom des Wiener Kongresses	32
Kasimir Edschmid: Traum	33
Verlaine: Original und Übersetzung eines Gedichtes	38
Lesebuch: Jean Paul: Franzosen-Deutsche . .	39
Ludwig Meidner: Malers Tag- Gesang	41
Weißes Brett	43
Zeitsprüche	Seite 8, 31, 37

DIE WEISSEN BLÄTTER

erscheinen

AM 15. JEDES MONATS

René Schickele:

DURCH DIE BLUME EINES PRIVATBRIEFS

Die Berufspolitiker, aber auch Liebhaber der schönen Künste auf dem Gebiet der Politik, deren Wirksamkeit in einem leichtsitzenden Privatissimum vor dem Spiegel besteht, mögen feststellen, daß ich hier private Angelegenheiten ausbreite, die ich überdies viel zu ernst nehme. Daß ich Brot reiche, Brot, von dem ich gegessen habe, statt allgemein verwendbarer Bausteine.

Ich setze mich mit einem Freund auseinander, auf eine persönliche, unmittelbare Art; das ist richtig. Ich veröffentliche einen Privatbrief. Weder bestreite ich es, noch suche ich nach Vorwänden, die etwa die Notwendigkeit einer solchen Veröffentlichung nachwiesen. Ich drucke den Brief ab, weil ich ihn für wichtig genug halte, veröffentlicht zu werden, und überlasse das Urteil, ob ich mich geirrt habe, unbesorgt meinen Lesern. Die Not der Zeit hat meinen Freund und mich näher gerückt, als die Stimmungstiere und deren hochachtbare, jedoch überanstrengte Treiber in Berlin, die durch die hundert Kulissen zur Abstimmung über die neue Reichsverfassung drängen oder durch eine handfeste Politik der Verstimmung den Ausgang dieser Wege zu versperren suchen.

Das Gespräch zwischen meinem Freund und mir, in einer lautlosen Landschaft statt auf der brüllenden Straße zweistimmig geführt, bestand zuerst in der verschiedenen Einschätzung der Kriegspolitik, die die sozialistischen Parteien sich hatten aufzwingen lassen. Sie besteht, heute, nach Beendigung des nationalistischen Krieges, in der verschiedenen Auffassung über die Stellung der Geistigen zur Parteipolitik.

Das zweite Kapitel unserer Geschichte ist die natürliche Fortsetzung des ersten, wie die Revolution die Fortsetzung des Krieges ist. Beide handeln von der Rolle, die der Gewalt im Marsch der Ideen einzuräumen sei.

Die sozialistische Kriegspolitik, die die Internationale gesprengt hatte, löst sich mit den Heeren und der Kriegsorganisation auf, sie vermodert, mit der ganzen Kriegsideologie, in den verödeten Schützengräben, die heimkehrenden Truppen verlieren sie, werfen sie ab mit anderem Kriegswerkzeug, um dafür nützlichere Dinge, wie Kleidungsstücke und Eßwaren aufzupacken.

Ebenso verhält es sich mit der Angelegenheit der Kriegsschuld. Die zurückkommenden und, was das Kräfteverhältnis anlangt, heute schon und überall zur Herrschaft gekommenen Massen — die wahren Sieger des Krieges, sie! — werden die Schuldfrage aufnehmen und zu Ende führen, ohne aber sich dabei im geringsten an die Fragestellung der bürgerlichen Kriegspropaganda zu halten. Die Abrechnung mit den Schuldigen am Krieg wird das selbe in Kot und Blut endgültig internationalisierte *Volk* besorgen, das auch allein imstande ist, die Heilung der verluderten Produktion, die Regelung der politischen Kräfte, die Neueinrichtung der staatlichen Beziehungen zu unternehmen.

Der erste Teil der freundschaftlichen Auseinandersetzung könnte demnach wegfallen — um so mehr, als ich hierzu dem im „Konvent der Intellektuellen“ Gesagten wenig beizufügen fände — wäre er nicht aufs engste mit dem zweiten Teil verknüpft, der untersuchen soll, was wir des weitern zu tun haben: heute, morgen. Jenen memoriere ich, um sodann, gewichtiger, bei diesem zu verweilen, der an der Tagesordnung ist und, weit darüber hinaus, an der Weltordnung: eine unerhörte Tatsache, dahinter das Interesse an allen andern „Fragen“ mit flüchtigem Gesicht zurücktritt.

Lieber Freund. Nach harter Arbeit, es geht schon gegen Morgen, habe ich, weil ich einer persönlichen Berührung

bedurfte, die beiden Seiten gelesen, die du mir heute Abend gegeben hast.

Die zwei Seiten genügen. Du brauchst nicht weiter zu schreiben. Sie sind nicht das „Plaidoyer“, mit dem du's dir hättest leichter machen können, als ich verdient hätte. Denke an die Tage und Nächte, wo ich, nach bestem Wissen und Gewissen und mit allen meinen Kräften, um die Wahrheit gerungen habe — soll heißen: um die Versöhnung meiner tief wurzelnden Liebe zu Frankreich und seinem tausendjährigen Krieg mit der unmöglichen Bejahung des Krieges und um die Reinigung meines Trieblebens von düsteren und im Bösen glanzvollen Atavismen: Rondellen, Balladen und Epen der Gewalt. Du selbst sprichst es aus, was diesen Abschnitt der Auseinandersetzung zwischen Kameraden *erledigt*: J'y étais. Ich weiß, wie dort gearbeitet wird. Ich kenne mich aus. Doch möchte ich dir zu bedenken geben, daß ich zwar *privat* auf jener Ebene geträumt und geschwärmt habe, in meinen Sympathien, im Gefühl fast ganz, im Glauben halbwegs mit Euch, aber *nie* die Sicherheit und also, im höhern Sinne, im Sinne des Verantwortungsgefühls, niemals den Mut gefunden hätte, jene mir *nicht* restlos unzweifelhaft scheinende Parteinahme zu verteidigen oder gar als vorbildlich zu proklamieren. Ich habe, im Gegenteil, eher meine *Zweifel* bekanntgegeben. Lies, bitte, im Aprilheft 1916 der „Weißen Blätter“ meinen Aufsatz „Der Mensch im Kampf“, der *seider* durch die heutigen Ereignisse über alles Befürchten bestätigt wird. Lies, in der ersten von mir, noch in Berlin herausgegebenen Nummer der selben Zeitschrift „Das Gastmahl der guten Europäer“ (Dezember 1914): Jede Zeile, die ich während des Krieges geschrieben habe, hörte auf die Melodie, mit der mir der Rattenfänger des Ideals flöteblasend vorausging. Lies, wenn du weiter zurückgehn willst, in den „Schreien auf dem Boulevard“: „Intense Life“, „Tagebuch aus der Wahlzeit 1910“, die politischen Gespräche in der „Freundin Lo“ oder, wenn du noch weiter zurückgreifen magst, im „Fremden“ die Dispute mit dem syndikalistischen Literaten, die Schilderung der Erlebnisse in

der „imaginären“ Redaktion der „Humanité“. J'y étais. Von Anbeginn. Im ersten Teil des „Fremden“ findest du nicht nur meine Stellung zur elsässischen Frage samt der heutigen Situation (den Besuch am 14. Juli in Belfort, von dem Paul Merkel mit einem erstaunlichen Katzenjammer zurückkehrt), sondern die Gewissenfrage an den Krieg und die Revolution überhaupt. Und weiter, noch weiter zurück! Den „Stürmer“ hast du gewiß in der Erinnerung. Wir waren neunzehnjährig, als wir die kleine Zeitschrift schrieben. Von Anbeginn, immer ging es um das Problem der Gewalt und seiner Abwandlung vom Größten bis ins Kleinste, die man unter dem Begriff „Politik“ zusammenfaßt, ging es um die menschenwürdige Anwendung der unentbehrlichen Werkzeuge zur Befreiung der Menschen vom bösen Zwang, womit Menschen Menschen beherrschen, und den man mit einem gar nicht erschöpfenden und oft recht irreführenden Ausdruck Klassenkampf nennt. Solche Werkzeuge sind alle propagandistischen Ideen, jede Kritik, alle Forderungen, die irgendwie geäußert werden. Die große Arbeit aber verrichten die wirtschaftlichen Kampforganisationen der Ideen, die *Parteien*.

Du, du hast dich in einer bestimmten Partei gebildet und entwickelt. Ich neben und zwischen den Parteien. Daß ich mich, nebenbei gesagt, von jeher auf dem Turnplatz der demokratischen Parteien umtat, war bei mir durchaus nicht so *naheliegend*, wie, von Haus aus, bei dir. Ich weiß, es gibt Sozialdemokraten, die gerade in diesem „Von-Haus-aus“ den Prüfstein der echten, von zuverlässigen Interessen bestimmten Gesinnung erblicken, die nicht nur ausschließlich dem „Sklaven“ *trauen*, sondern das Ziel nur mit und durch den „Sklaven“ für erreichbar halten. Wenn, sei hier eingeschoben, den Spartakusleuten eine Ideologie von marxistischer Stärke im Leib säße, hätten sie daraus eine Philosophie gemacht; aber sie sind über dialektische, über journalistische Rechtfertigungen dieses Instinkts nie hinausgekommen... Der Fall scheidet bei uns aus: du hast nie zu dieser Gruppe gehört. Bleibt die Parteizugehörigkeit, die Parteiarbeit.

Es kommt mir darauf an, mit dir klar zu sprechen. Und da meine ich, daß dir, nachdem die sozialistische Gesinnung einmal gegeben war, kaum etwas anders zu tun blieb, als der Partei beizutreten und in ihr für das Ideal zu arbeiten. In der Partei. Für die Partei. Mit Hinnahme der bestehenden Arbeitsbedingungen, wenn sie auch manchmal zweifelhaft und, in der Tendenz, versklavend waren. Erinnere dich an Jaurès, den du intim gekannt hast, an alle wahrhaften Führer und die Wahrhaften, die nicht zur Führung haben gelangen können. Es gibt *keinen* „Betrieb“, *keinerlei* Versuch einer praktischen Realisierung, wobei dies anders wäre... Hier könntest du einwenden: „Warum bist du dann doch einmal, vor acht Jahren, in eine Partei und warum gerade in die demokratische elsässische Partei eingetreten?“ Weil ich eine Zeitung übernehmen mußte, die für das Elsaß wichtig war, für unser Elsaß, für das Elsaß, wie wir es, damals, alle hätten haben wollen. Erinnere dich, es war eine kritische Zeit. Wir wußten alle: entweder das Elsaß erhält eine aufrichtige, eine republikanische Autonomie, oder es kommt der Krieg. Das eine oder das andere. Und es gab keine Zeit zu verlieren. Er brannte uns auf den Fingernägeln, dieser Krieg. Von unserer Kindheit an war er da, dieser Krieg, war sein Bild nie von unserm Horizont geschwunden. Jetzt wurde ich an eine große Zeitung nach Straßburg gerufen: ich glaubte, *einspringen*, handeln, helfen zu *müssen*. Die Zeitung war das Organ der demokratischen Partei (übrigens der einzigen deutschen demokratischen Partei, die die Forderung der Republik in ihrem Programm hatte). Ich wurde automatisch Vorstandsmitglied der Partei.

So habe ich die politische Maschine und ihren Betrieb gründlich kennen gelernt und alle Demütigungen, die in der zeitweiligen Abdankung der Intelligenz bestehen, gern ertragen. Ich wollte etwas erreichen, mit den vorhandenen Mitteln, worauf die Parteien, alle Parteien angewiesen sind. Ich sehe da keinen wesentlichen Unterschied zwischen deiner und meiner damaligen Bereit- und Einstellung. Und du weißt sehr wohl, daß ich einen Unterschied auch praktisch nicht gelten ließ.

Ich war und handelte als ein ebenso guter Sozialist wie ihr, wenn ich auch kein Sozialdemokrat war. So würde ich heute, wenn es nötig wäre, gern und unbedenklich in die Redaktion der „Freiheit“ oder des Eisnerschen Blattes eintreten und, wenn die Formalität verlangt würde, auch in die entsprechende Partei. Für mich sind das Regieangelegenheiten im Bereich des Ideals, und wir wissen beide vom Verhältnis einer Aufführung zum Ideal eines Stückes, vom Verhältnis eines Konzertes zur Seele der den Zuhörern vorgespielten Musik.

Merkst du, daß ich hier wieder bei unserer Differenz angelangt bin, von der ich ausgegangen war? Ich glaube an die Entwicklung, an die Besserung, an die langsame, wenn auch fast unmerkliche Verwandlung der Zuschauer. Die einzige, ernsthafte Frage lautet: wie kann diese Verwandlung, von der *die Verwirklichung des Ideals abhängt*, am besten, nämlich am reinsten vor sich gehn? ... Nicht: am schnellsten! Mit der Schnelligkeit hielt es, um drei und den selben Namen als Sigel zu benützen, Robespierre, hielt es Hervé, hält es Lenin ... Ich glaube: *durch Ausschaltung des Zwangs*, durch die direkteste Aktion der Überzeugung, der *Bekehrung*. Mir will scheinen, als ob diese Methode der radikalste Sozialismus sei. Ich verlange nicht, daß etwa der Klassenkampf und seine wirtschaftlichen wie politischen Formen abgeschafft werden sollten. (Wir befinden uns bei dieser Annahme im Absoluten! Praktisch ist gewiß nicht daran zu denken.) Ihr denkt ja auch nicht daran, die Tarifkämpfe, die Lohnstreiks, ihr denkt nicht einmal daran, die Konsumvereine und eure hundert halbbürgerlichen, zwischenklassigen Einrichtungen abzuschaffen. Handle ich anders als ihr, wenn ich die Methoden des Klassenkampfes gelten lasse, das Schwergewicht der Aktion aber auf das Seelische verlege, so wie ihr die sozialistische Gesellschaft täglich als Ziel ausruft, bis zu dessen Erreichung ihr keine Ruhe geben werdet?

Du wirfst die Arme in die Luft: „Aber ja! Was du vorbringst, sind Selbstverständlichkeiten. Jeder von uns, der nachgedacht hat, würde zustimmen.“ Gut. Warum zieht ihr dann

nicht die Konsequenz? Und „beschränkt“ euch nicht — diese Beschränkung wäre in Wirklichkeit die Durchbrechung eurer Schranken — warum erklärt ihr nicht: Wenn schon Zwang sein muß, wenn es nicht anders geht gegenüber dem Zwang der ausbeutenden Klasse, so wollen wir ausschließlich von der menschlichsten Form des Zwangs, dem passiven Widerstand, Gebrauch machen? Ohne euch kann die Gesellschaft heute schon und mit jedem Tag weniger bestehn: Zeigt es ihr. Führt die wahrhafte Emanzipation des Proletariats herbei, indem ihr die Kampfmittel der beherrschenden Klasse ablehnt, ihre Mentalität ablehnt, euch ihrer ganzen materiellen und ideellen Konstruktion, ihrer *Weltanschauung* entzieht, statt diese Gesellschaft mit ihren Mitteln zu bekämpfen, was euch korrumpiert, ohne daß ihr es auch nur merktet? Warum legt ihr es darauf an, die kapitalistische Gesellschaft, ihren Bestand im Zeitpunkt ihrer höchsten Entwicklung, also auch ihrer höchst realisierten Weltanschauung zu *beerben*, wobei, im Wesen, alles beim Alten bliebe? Statt eure Welt, die Welt der freien Gemeinschaft, der Welt der Ausbeutung und des Zwangs aktiv entgegenzustellen? Darum ist mein Vorschlag im Rat der Volksbeauftragten, die Resolution, die ich zur Taktik des Klassenkampfes einbringe: Mag inzwischen der zeitgenössische Klassenkampf weitergehn. Ich beantrage, daß die Übernahme der höchstkonzentrierten Produktion im geschichtlichen Augenblick nicht durch die „Diktatur des Proletariats“ vor sich gehe, nicht allein durch die zur unbestrittenen Mehrheit gewordene Fraktion der kapitalistischen Gesellschaft, nicht durch den Staatsstreich der Roten gegen die Weißen, die beide aus demselben Stoff sind, nicht im Winter- oder meinetwegen im Frühlingssturm, der die Bestie zu ihrem Mut hinreißt, sondern im reifen Sommer der Menschheit, wo die verfaulte Frucht einer tyrannischen Minderheit von selbst abfällt, durch eine Mehrheit von Kameraden, die gelernt haben, körperlich und geistig ohne die Ausübung von Zwang, ohne Anwendung von Gewalt zu leben.

Dafür laßt uns, die Geistigen, arbeiten, neben euch, zwischen euch, auf dem linken Flügel der Partei, ... der schon außerhalb jedes Parlaments steht. Organisiert oder nicht, als die Sozialisten, die wir sind, als Gesinnungsgenossen.

Der Krieg hat die Internationale durcheinander gebracht. Dieser Krieg ist zu Ende. Beginnt dort, von vorn, gruppiert euch, wo und wie ihr vor dem Krieg, dem riesenhaften Korner der Bourgeoisie, wart, gesammelt und unter euch unterschieden, und beginnt, die alten, in einem neuen Geist.

Es fällt mir schwer, Leitartikel zu schreiben. Also habe ich, was ich in der Zeit zwischen Nacht und Tag zu sagen hatte, in einem Brief an einen Freund ausgesprochen. Laßt den Brief als Leitartikel gelten. Ich habe zu Beginn von mir berichtet, was für den Freund das notwendige Vorwort zum Folgenden war. Eine Aktion, die eine sichere Unterlage und vertrauenswürdige Folgen haben soll, beginnt zwischen zwei Menschen, für die das Problem eine Lebensfrage ist. Um so besser, wenn die Partner Freunde und gar Jugendfreunde sind.

Das öffentliche Werk und die Verwirklichung einer Idee wachsen im selben Maße wie die Vertrautheit zwischen einer immer größeren Zahl Gleichgesinnter. Ohne die Vertrautheit gibt es keine Sicherheit. Es gibt keinen Bestand einer Gesellschaft ohne die Zuverlässigkeit ihrer Mitglieder.

HERRSCHER BLEIBT

Herrscher bleibt das Tier über die Welt,
Bis nicht kampflös Mensch zu Mensch sich stellt.
Ewig teilt er mit dem Tier das Los,
Wird er nicht in sich die Tierheit los.

Ludwig Rubiner:

DER DICHTER VOLTAIRE

„Voltaire, du stießest einen Schreckensschrei aus, und dies wird dein ewiger Ruhm sein. Du begannst den fürchterlichen Prozeß mit der Vergangenheit, du plädiertest gegen Tyrannen und Unmenschen für die Sache des Menschentums und du gewannst sie. Großer Mann, sei auf ewig gesegnet!“ Einige Jahre nach dem deutsch-französischen Kriege wirft Victor Hugo diese Worte ins Beifallsgeschrei einer Massenversammlung; jeder versteht die symbolische Wendung gegen die Elends Spuren des Krieges, gegen die Besetzung seines Landes und gegen das Sedanslächeln der Eroberer. Die Rede war da von den Streitschriften Voltaires, vom düsteren Fall Calas — dem Dreyfusprozeß des achtzehnten Jahrhunderts — und von dem „*Traité sur la tolérance*“, zu dem Voltaire selbst, siebenzigjährig, sagt: Es sei während der drei Jahre des Kampfes für die Angehörigen des Jean Calas kein Lächeln auf seine Lippen gekommen, das er sich nicht wie ein Verbrechen zum Vorwurf gemacht habe! — Doch sogar die Anklage der Empörung gegen das Unrecht tritt bei den Pamphleten Voltaires allmählich aus der lebendigen Erregung ihrer Tage in die Chronik ein, und diese Traktate erweisen sich als so eng an ihre historisch-juristischen Ausgangsfälle gebunden, daß sie — die ihren Verfasser zum wirkendsten Tagesschriftsteller Europas gemacht haben — mehr Sache einer Geschichte der Humanitätsidee im achtzehnten Jahrhundert, mehr noch große Lebensakzente in der persönlichen Biographie eines mächtig mitfühlenden Menschenherzens sind, als bewegend für die Teilnahme der Nachwelt. Gerade weil im Rechtsbewußtsein und in der Ideengeschichte die meisten Forderungen der Streitschriften Voltaires wenigstens formal verwirklicht wurden, sind sie für unsere Vorstellungen fast allzu selbstverständlich geworden. — Voltaires wissenschaftlich-theoretische Tätigkeit, seine Philosophie, die ihn den Zeitgenossen zum richtunggebenden Denker machte, erscheint unseren Augen als ein großartiger Allerweltsfeuilletonismus. Seine Geschichtswerke sind romanhaft. Sein kirchenmachtfeindlicher, dogmenkritischer Enzyklopädismus, der einst die Gestalt des Enzyklopädisten in Schwefeldampf hüllte, ist längst, als Unabhängigkeitsdrang der Überzeugung, Anteil am volkstümlichen Bewußtseinsgut Europas geworden, und seine Grundlagen sind auch von der vorsichtigsten Seite der heutigen Glaubensforschung an Schärfe, Richtigkeit und Umfang weit übertroffen. —

Seine Dramen, mit denen er der Euripides des klassischen Theaters der Franzosen sein wollte, waren schon am Tage nach seinem Tode vergessen, und die Nachwelt ist gegen diese Thesenstücke gleichgültig geblieben, vielleicht, weil ihre Thesen so sehr ins allgemeine Bewußtsein übergegangen sind, daß sie schon wieder angezweifelt werden konnten. Sein komisches Heldengedicht der Jungfrau von Orléans, die „Pucelle“, dem an kühn auflachender Skepsis kein Späterer gleichkommen konnte — weder Byron in seinem „Don Juan“-Epos, noch Shaw in seinen Cäsar- und Napoleon-Dramen — steht heute in den Bibliotheken, weil es seine Skepsis gegen eine Helden- und Heiligenverehrung wendet, die es selbst der folgenden Zeit zu vernichten half, und die auch von Strömungen des heutigen Weltkrieges nur auf geringe Frist Scheinleben erhielt. Vergessen ist der „Dictionnaire philosophique“, vergessen sind seine metaphysischen Abhandlungen, ungelesen heute seine astromomischen Werke. Die unübersehbare Arbeitsleistung eines Menschen, der von seinem sechzehnten bis zu seinem vierundachtzigsten Lebensjahr mit jeder Schrift den Rhythmus des Tageskampfes beflügelter schwingen machen wollte. — Aber dies alles deutet auf eins: auf das ungeheure Opfer, das Voltaire sein Leben lang mit seinem geistigen Wesen gebracht hat. Der große Schriftsteller, der seine Fähigkeit hingibt, um den vergänglichen Moment zu retten und zu vermenschlichen; der Gelehrte, der sich dem Haß der Fachkreise aussetzt, um ihre Wissenschaft durch seine Kunst allen Menschen zugänglich zu machen; dieser Geistige, der unter „Geist“ kein schützendes Reservat seiner Person versteht, sondern die Verpflichtung, seine Erkenntnis den Empfindungen und der Vernunft aller verständlich zu machen: Das ist die Gestalt der höchsten Güter

Eine neue Heiligkeit, die erst unsere Epoche wird zu verehren verstehen, liegt darin, daß eine begnadete Seele beinahe siebenzig Jahre der unglaublichsten Schöpfungstätigkeit eines Menschenlebens durch alle Gebiete der Sprache hindurchtreibt, um endlich als Denker und Politiker seinem Jahrhundert die Waffen der Polemik zur geistigen Befreiung hinwerfen zu können.

•

Aber da sind Voltaires Romane. Arbeiten, die zur eigenen Ergötzung oft, manchmal zum Geschenk für Freunde geschrieben sind. Nebenquellen, die aus dem Überfluß des großen Stromes in der Nähe entspringen. Und die haben die Zeit bis in unsere Tage lebendig überdauert. Nennt man nur: Candide; Zadig; Die Welt, wie sie ist; Micromegas; den Ingénu; Prinzessin von Babylon: die Romane sind vor unserem Auge geblieben. Man schlägt eine Romanseite auf, und was heute in den Dramen uns steif und absichtlich dünkt, in den Verserzählungen mit Pointen belastet, in den Abhandlungen mit dokumentarischem, oft zweifelhaftem Apparat beladen, das springt in jeder Romanzeile mit dem eilenden warmen Puls natürlicher Menschlichkeit.

Die Sprache dieser Romane, ihr Fluß, ihre Erzählungsluft sind von der größten Natürlichkeit — innerhalb der Konvention des achtzehnten Jahrhunderts. Ihr Inhalt ist: Aufbäumen gegen diese Konvention und von einer phantastisch unsinnigen Unnatürlichkeit. Der Bau der Romane hat die wunderbare, dichte Geschlossenheit der großen französischen Erzählungswerke des siebzehnten Jahrhunderts. Ihr Dialog bewegt sich schon in der neuen realistischen Natürlichkeit jenes Niveaus, das die ungeheure Neuerung des englischen Romans im achtzehnten Jahrhundert war. Ihr Stil: die anspielungsreiche Sprache der Gesellschaft. Die Schilderung der Personen und der realen Ortsbedingung der Situation, der Landschaften, Städte, Gebäude bleibt in der uncharakteristischen und sogar kaum typisierenden Erzählerkonvention des Rokoko-Salonromans, der alle Einzelheiten an Menschen wie an Dingen in vager Allgemeinheit erledigt und mit Begriffen beschreibt, die er bereits selbst wieder aus vorangehender, schon zur Konvention erstarrter Literatur übernimmt. Aber die Situationen Voltaires sind im Verhältnis zur Romanliteratur seiner Zeit gerade so weit konventionell zu nennen, wie es die im „Don Quijote“ des Cervantes zu den Ritterbüchern waren. Mit höchster Zusammen-drängung, äußerster Übertreibung der Konvention machen sie, daß die Konvention endlich umschlägt und auf den tiefsten Punkt herabstürzt. Der Erzähler Voltaire arbeitet also ganz anders als ein Diderot, in dessen Stil eine Mischung von Bohémehaftigkeit und knapper Strenge in fast demokratischer Bürgerlichkeit aufs kommende Jahrhundert leitet; ganz anders als ein Rousseau, dessen Empörersprache mit neuer Liebe zur persönlichen Schilderung eine neue Konvention schafft. Voltaire hätte den Platz als Schöpfer einer neuen Literatur, die ganz in die Zukunft weist, abgelehnt. Er bedarf der alten, verbrauchten, unwerten Produktion seiner Zeit, um sich in ihr einzugraben, tief über ihre Wurzeln hinauszukommen und überraschend zu Gründen des Menschentums vorzudringen. Voltaire bietet das hinreißende Schauspiel, wie ein politischer Polemiker zum Dichter wird.

Der Blick auf irgendeinen der begabteren Romanschriftsteller jener Epoche, die im Zeitstile schrieben, den Voltaire annahm, macht die ungeheure Höhe Voltaires deutlich. Der Roman des Zeitgenossen ist unterhaltend. Der Roman Voltaires — in derselben Sprache, im gleichen Rosalicht und in ähnlichen Situationen — ist aufwühlend. Dieser Unterschied liegt auf ethischem Gebiet.

Die Romane Voltaires hat ein Rebell geschrieben. Ein Rebell, kein Revolutionär. Einer, der nie eine Gemeinschaft sah, mit der er sich zum Sturze des Gehaßten und zu einem Neubau der Zukunft hätte verbinden können; der stets auf das Vertrauen zu sich allein gewiesen wurde. Ein Rebell, der nie das Ziel seiner Rebellion verwirklicht sah, der in aller Geselligkeit mit seinem Empörertum ganz einsam blieb — so einsam,

daß er von den Zeitgenossen als geistreichster, boshafter Unterhalter genommen wurde — während er das Bewußtsein der Zukunft vorbereitete: ein Auflockerer der Gesellschaft. Inmitten der Mißverständnisse um ihn (mit denen sich die Gesellschaft instinktiv gegen den Angreifer verteidigte, der sie am gefährlichsten von innen her bedrohte) war dieser Rebell Voltaire so einsam, daß er nicht einmal entmutigt werden konnte: Er hat sogar die Resignation zur Atmosphäre und zum innern Thema seiner Erzählungen gemacht, um schnell und strömend über sie hinwegzueilen, weil er nie sein Ziel vergaß. Und dies ist die größte Kunst Voltaires, nie das Ziel seines Erzählens und Erfindens, auch bei den kühnsten Phantasiebögen, den geschnörkeltesten Abschweifungen zu verlassen. Dieses Ziel ist stets ideenhaft: Aufruhr gegen die Dummheit der Gesellschaft, Empörung gegen die Ungerechtigkeit, Kampf gegen den Zwang, die Gewalt, die Sklaverei, die Bedrückung der Autorität. Zwei Willensströme fließen in seiner Person zusammen: unaufhörliches, unruhiges Drängen dieses kleinen, dünnen, trockenknöchigen Leibes nach auf-rüttelnder Berührung mit Menschen, und die Begierde nach Durchsetzung seines geistigen Ziels unter den Menschen. Das gibt die Gestalt des Rebellen. — Und als Grundhebel zur Rebellion der Welt, als letzter Sprengstoff des Geistes, den ihm seine Zeit bietet, dient ihm eine Formel, die tatsächlich in jenen Generationen an der Zerstörung einer alten Gesellschaft und am Anwurzeln eines neuen Menschenstammes arbeitete, die Formel: Verstand. Der Verstand ist die Entdeckung jenes Jahrhunderts; Voltaire ist der Kopernikus dieses neuen Weltsystems vom Denken. Ein solcher Mann würde in einem andern Jahrhundert der Rebellionsheld einer anderen geistigen Zeitentdeckung geworden sein: Er hätte zur Zeit des Athens der Perserkriege sokratische Erkenntnis gelehrt; im Römertum eines Nero wäre er ein Sprecher der urchristlichen Idee gewesen, in unseren Tagen hätte er das einfache Leben und den staatlichen Antimilitarismus Tolstois verteidigt. Dabei stand er zwischen zwei Zeitaltern, und das spricht aus allen Zügen seines Lebens: Es war eine Rebellion in höchstem Luxus. Wenn er die Gesellschaft seiner Zeit auflockern will, braucht er sie. Wenn er die Autorität vernichten will, muß er von ihr anerkannt sein. Wenn er von Herrschern, die er bekämpft, und von der Gesellschaft, die er verachtet, als Gegner ihresgleichen behandelt sein will, wenn er frei sein will, muß er bewegungsfrei sein, reich sein. Wie ein Abenteurer nimmt er sein adeliges Pseudonym an; wie ein Wucherer treibt er Börsenspekulationen und scharrt ein Vermögen zusammen. Ein Mensch, der sein Leben ein Jahrzehnt vor dem großen gesellschaftlichen Umsturz seines Jahrhunderts beschloß, der die französische Revolution als Tatsache nicht mehr erlebte und mit einem ungeheuerlichen Glauben an seine Kraft alle Umwälzung menschlicher Verhältnisse auf seine eigene Wucht und auf seine eigene Person gestellt sehen mußte!

Diese Person des Rebellen Voltaire verfügt über ein unerschöpfliches, unvergängliches und zeitloses Rebellionsmittel: eine unermessliche, ewig neue Unbefangenheit. Der Verstand ist die zeitliche Form, mit der Voltaire sein Sprengmittel in die Spalten der Gesellschaft legt. Die Verstandesphilosophie des achtzehnten Jahrhundert gab Voltaire ein ganzes Arsenal von Argumenten gegen seine Gesellschaft; Argumente, die gerade jener Gesellschaft neu und überzeugend waren, oft überzeugend durch ihre scheinbare Neuheit: Da ist die „Tugend“ als Ideal, diese „vertu“, die zwischen der „virtù“, der universellen Persönlichkeitskraft der Renaissance, und der „respectability“ des englischen Puritanismus die Mitte hält. Dann die neue Überzeugung von der nur relativen Wahrheit des menschlichen Glaubens und von der absoluten Wahrheit des Denkens. Ein neuer Horizont der Welt wird entdeckt mit der Einstellung zum Menschen als einem kleinen unwichtigen Wesen gegenüber den erhabenen und ewigen Vorgängen im Kosmos — dennoch wiederum groß und wichtig genug, als daß dieses geringe Wesen Mensch jene erhabenen Wege des Universums nicht durch die neuen Erkenntnisse seiner Astronomie berechnen könnte. Und zuletzt ist da der verheimlichte, halb resigniert verzweifelt zugestandene Gottesglauben des Dixhuitième-Rationalismus, der Deismus, der einen Gott-Schöpfer annimmt, weil er, halb gefühlsmäßig, halb mechanistisch das Universum als gewaltiges Uhrwerk ansieht, das eines ersten Anstoßes bedurfte; weil er nach einem „Zweck“ des Geschehens fragt — und die Antwort dieser Frage weiß, oder die Verzweiflung antworten läßt; zuletzt wieder die große, kraftvolle Naivität: Wenn man mit dieser ungewissen Annahme Gottes die Menschen zur Freiheit bringen könne, dann sei sie richtig, wenn sie zur Unterdrückung diene, falsch! —

Auch dieses unablässige Hin und Her der Überzeugungen, die stete Skepsis, ist für Voltaire noch eine neue, gewaltige Hilfe zur Rebellion. Skepsis, verstärkt von seiner mächtigen persönlichen Vitalität, die ihn gelegentlich auch an der Realität von feierlichsten Begriffen der Verstandeslehre selbst zweifeln läßt. In Voltaire wird die Skepsis nicht zur Müdigkeit — in ihm setzt sie die Bewegung des Blutes neu um; selbst die Skepsis verwandelt sich in ihm zu neuer, rebellierender Unbefangenheit.

*

Voltaires Prosaerzählungen spielen sich in den Lieblingsformen seines Zeitgeschmackes ab: der orientalischen Erzählung, der Robinsonade und der phantastischen Abenteuergeschichte im Stile des Gulliver. Sein eigenes literarisches Bekenntnis über fremde Werke gibt zwar ein Bild vom Geschmacksniveau des Schriftstellers, aber nicht von der ethischen Hochglut, aus der sich die Idee über seine riesenhafte Produktivität stürzte, um sie vorwärts zu treiben. Er entdeckt Shakespeare für Frankreich, wirkt weit für seine Anerkennung, übersetzt ihn sogar und findet ihn barbarisch.

Er beschützt Rousseau und macht sich etwas bekümmert über dessen Apotheose von ungezügelter Naturkindheit lustig. Einmal erklärt er: „Man muß einfach schreiben.“ Ein anderes Mal: „Es genügt nicht, ein paar Situationen herbeizuführen, wie man sie in allen Romanen findet, und den Zuschauer hinzureißen. Sondern es kommt darauf an, stets neu ohne Sonderlingtum, zuweilen erhaben und stets natürlich zu sein; das Menschenherz zu kennen und es sprechen zu lassen; selber ein großer Poet zu sein, ohne daß eine Person poetisch auftritt.“ Nichts davon spricht vom eigentlichen Sinn seines Schaffens, und dieser Sinn wurde auch von der Kritik seiner Zeit nicht berührt. Voltaire, der sein Werk so selbstverständlich als Arbeit leistete, daß er sich selber niemals dieses Sinnes ganz bewußt wurde, empfand darum immer, daß die Kritik einen wichtigen Zug seines Lebens, der in ihm als etwas Elementares waltete, nicht zu beachten verstand (und dieser beizendste Kritiker Europas schlug sich bis an sein Lebensende mit seinen Kritikern herum; einigen von ihnen, beispielsweise Fréron, — die man ohne Voltaire längst vergessen hätte, räumte er sogar wiederholt einen Racheplatz in seinen Romanen ein). Denn eine Idee wirkt in seinen Werken, deretwillen er Hunderte von Szenerien, Begebnissen, merkwürdigen Verknotungen und sonderbaren Schicksalen erfunden hat. Jene Idee, deren unvergessener und gewaltiger Vorkämpfer Voltaire heißt: die Idee der Toleranz. Die „Toleranz“ ist für das achtzehnte Jahrhundert eine geradezu neue Weltkugel des Gefühls, eine Welt, die Verständnis des Fremden, Mitgefühl mit dem Unterdrückten, und weit mehr als nur Duldsamkeit einschloß; wir müßten, um in unserer Sprache von ihr zu reden, sie einen menschengütigen Internationalismus nennen. — Der Kampf gegen die Intoleranz macht jede Zeile Voltaires muskulös. Das Ziel der Toleranzidee beherrscht die Führung jedes seiner Werke. Zum Ruhme der Toleranz ist er bereit, in dem einen Roman nachzuweisen, daß die Welt ein elendes, wirres Chaos sei, aus dem man sich nur in vergessenbringende Arbeit retten könne; in einem andern Roman zu zeigen, daß die Welt, wie sie ist, ganz erträglich sei, wenn man nur jeden auf seinem Platz lasse. Und dieser seltsame Standpunkt eines Kämpfers auf beiden Seiten ist nicht, wie er unter Gebrauch der wörtlich selben Begriffe es heute wäre, die Äußerung einer platten Vorteilssucht, sondern Zeichen leidenschaftlicher Güte. Weit von aller günstigen Bequemheit spürt Voltaires Leidenschaft noch in seinen Widersprüchen seine umwühlende Idee auf. Er ist unermüdlich im Erfinden ungeheuerlicher Situationen, die zeigen, mit welcher Grausamkeit Menschen einander vernichten, nur um verschiedener theoretischer Meinungen willen. Im achtzehnten Jahrhundert ist er der europäische Ankläger und Kämpfer gegen alle Ideologien des Staates, der Kirche, der Schulen, der Parteien, welche die Kriegsstacheln der Menschheit bilden. Er ist der erste herzensgroße Gegner des Krieges, den die neue Zeit hervorstieß; unendlich mutig: der redet nicht im augenzwinkernd

unverbindlichen Rotwelsch des Gelehrtenfachs oder der Schreibtischaristokratie, sondern er springt auf eine Welttribüne, die er selbst sich bauen mußte, und schreit zu allen Ohren, allen Köpfen, allen Seelen. Er sieht jede Brutalität, jede Grausamkeit, jede Ausbeutung, die die Gesellschaft gegen die Wehrlosen organisiert. Er deckt sie auf mit dem Gelächter seiner fürchterlichen, verwunderten Unbefangenheit, die niemals begreifen wird, daß Glaubenskriege, Meinungskriege, Wirtschaftskriege und ihre Folge, die Sklaverei, überhaupt möglich sind; mit einem Gelächter des Unverständnisses über Ideale, denen die Gesellschaft scheinbar folgt, um unter ihren Fahnen um so ungestörter sich zerfleischen zu können, Kirchenlehre, Vornehmheit, Besitz, Familienehre — und die er alle als schnell preisgegebene Fiktionen erweist für den Fall, daß das wirkliche Gut des Menschen bedroht ist, das Leben. Voltaires umfassendste, unmittelbarste und am persönlichsten durchlebte Idee, die Toleranz, wird zuletzt selbst auch nur ein Mittel zu seinem größten, nicht mehr in Begriffsworten ausgesprochenen, aber überall gestaltet durchgeführten Ziel: der Verteidigung des Lebens, der Rettung des Lebens, dem Preis des Lebens. Und das Leben, das einfache, wirkliche, kleine, doch so wunder-same Weiterleben auf dieser Erde erscheint schließlich als der eigentliche Sinn seiner Werke, ihm selbst unermesslich viel wertvoller als sogar sein eigenes Recht- oder Unrechtbehalten; es ist das Gut, zu dessen kämpferisch mildem Verteidiger ihn das Schicksal hinanwachsen ließ.

Da ist die Tendenz Voltaires. Seine Werke sind Tendenzwerke. Er ist der erste und gütigste Tendenzdichter der neuen Zeit. Seine Tendenz, das Leben, drückt er in einer Mannigfaltigkeit aus, in einer Erfindungsfülle, in einer rapid eilenden Dichtigkeit der Spannung, wie jemand, der die Aufgabe vor sich sieht, in den Jahren eines einzigen Menschenlebens das ungeheure und phantastische Bild des Schöpfers dieses Lebens (an den er glaubt!) noch einmal im kleinen den Menschen, ihnen verständlich und ganz aus der Nähe zu zeigen. Er hat, der große Tendenzdichter, gar keine Zeit, seine Figuren und deren Leben zu individualisieren. Glück, Liebe, Unglück, Rettung — alles spielt sich in den an sich irgendwie gleichgültigen Formen des Lebens ab, in ewiger Wiederholung der Grundzüge und neu nur durch den Wechsel von Sitte und Kleidung. Alle Frauen sehen sich gleich, alle Männer sehen sich gleich, und ihre Antriebe sind sich gleich. Überflüssig wäre es, aufhaltend im Strome der Ereignisse, bei dem einen Begebnis intensiver zu verweilen als auf einem andern. Szenen, die durch elementare Ausbrüche etwa die besondere Bedeutung, die Merkwürdigkeit, die Stärke einer Beziehung darstellen könnten, fehlen in diesen großen Tendenzwerken vollständig. Die Musik fehlt. Aber eine höhere Fügung universeller Harmonien umschwebt dieses Werk: die neue Erdballpolitik der Menschlichkeit.

Das ganze Leben der Erdkugel wird von Voltaire stets als gemeinsam

empfundener, immer zusammen gesehen. Nichts läge ihm ferner, als die große Gemeinsamkeit, die die Lebensformen aller auf der Erde ausmacht, zu stören, sie durch Verweilen bei Individuen zu durchstoßen. Nichts läge seinem großen Ziele ferner, als, in Durchstoßung der mächtigen, ihm stets gegenwärtigen Lebensform, Wirkungen zu erreichen, die wir, mit neuzeitiger Literatursprache, „tief“ nennen würden. Er hat keine Tiefe. Er braucht keine Tiefe. Seine Werke sind Oberfläche. Oberfläche, gebildet von den unzähligen Spitzen einzelner Leben, die er aus der gewaltigen Lebensflut, die die Erde umströmt, uns erblicken läßt. Diese letzte Rettung des Lebens, diese äußerste Oberfläche, ist die Größe und die Heiligkeit Voltaires. Nur eins reißt ihn immer wieder zum Einhalten hin, zum unmittelbaren Ausdruck seelischer Vorgänge und zum dichterisch-persönlichen Lyrismus: das Geistigste alles uns wahrnehmbaren Weltgeschehens, das Kosmische. Voltaires unmittelbares Aussprechen des Gefühls beginnt bei der Astronomie. In diesem Reich der Abstraktion und der Ewigkeit umschlingen sich die Wurzeln seiner erdverbundenen und seiner himmlischen Seele, und aus ihrer beiden Umschlingung kommt der neue, der ethische Mensch. Voltaire wird zur Gestalt des großen Menschenänders, des universellen Politikers im hohen Menschensinne Platos. Der kosmisch fühlende Mensch ist an die ganze Welt gebunden, Mensch, der sich dieser Welt verantwortlich fühlt, der ethische Mensch. Dieser kosmisch-politische Mensch, der das innere Bild der Person Voltaires ist, wurde in der geistigen Tat seiner Arbeit, in dem schöpferischen Wirken seines öffentlichen Lebens zum Repräsentanten des stärksten Lebensgefühls seines Jahrhunderts: zum Kosmopoliten. Und hier wird der Schriftsteller weiter und größer als es sein Individuum und seine Person ist. Der Kosmopolit ging zur ganzen Menschheit. Es gab für ihn keine Sprachgrenzen mehr, keine Ideenschranken, keine Völkerbarrieren, keine Rassenscheidungen — nur noch den Menschen. In dieser neuen und so leidenschaftlich erfüllten Erkenntnis lag seine neue Unbefangenheit. Nur einen Blick brauchte sie auf den alten Ablauf der wimmelnden Untertanen- und Sklavenwelt zu tun, um ein Erzittern hervorzurufen, den unbefangenen Blick des Rebellen. In diesem neuen Blick auf die Menschheit schimmert schon ein Horizont, der in seinem Ausschwingen mit an der Gestalt der folgenden Zeit zeichnete, und dessen weitschweifender Bogen auch unsere Tage noch berührt. Voltaire, der Einsame, der Rebell, brachte der Menschheit als Tat seine Idee: Damit sie wieder Tat werde, Erhebung zu neuem Erddasein, Gemeinschaft.

Bernard Shaw:

EINIGE ÄLTERE BEMERKUNGEN

*Aus dem Novemberheft 1914
des „New Statesman“.*

Sechs von den solchen, ein Halbdutzend von den andern. — Ich bin selbst dauernd für eine gewaltige Rüstung eingetreten und machte mich lustig über die Idee, daß wir, die jährlich Hunderte von Millionen an Müssiggänger und Verschwender vertun, es uns nicht leichthin leisten könnten, unsere Ausgaben für Landheer und Marine zu verdoppeln, zu verdreifachen, zu vervierfachen. Ich setzte mich dafür ein, daß jedermann verpflichtet sein solle, seinem Lande sowohl im Krieg, als auch im Frieden zu dienen. Die Müssiggänger und Verschwender merkten, daß die Kosten aus ihrer Tasche kommen sollten, und daß ich das Zugeständnis, Reichtum solle einen Mann nicht vom Militärdienst befreien, als Illustrierung dafür nutzen wollte, wie lächerlich es war, ihn von bürgerlichen Leistungen zu befreien. So bereiteten sie meiner Fürsprache einen wenig begeisterten Empfang. Ich muß das hier besonders betonen, sonst würde angenommen, daß ich die verurteile, deren Vorgehen ich schildere. Wenn gleich im Prinzip oft schrecklich im Unrecht, waren sie ganz im Recht in der Anwendung, soweit sie darin gingen. Aber sie müssen zu ihren Flinten stehen, nun da die Flinten losgegangen sind. Sie müssen nicht vorgeben, daß sie harmlose radikale Friedensfreunde waren, und daß die Propaganda vom Militarismus und vom unvermeidlichen Krieg zwischen England und Deutschland eine preußische Niederträchtigkeit sei, für die der Kaiser strenge Bestrafung verdiene. Das ist nicht

gerecht, nicht wahrhaft, nicht vornehm. Wir sind es, die angefangen haben. Und wenn sie uns halbwegs entgegenkamen, was sie gewiß taten, ist es nicht an uns, ihnen Vorwürfe zu machen. Wenn die deutschen Eisenfresser auf den Tag (von Armageddon) tranken, tranken sie auf Den Tag, von dem die Eisenfresser unserer Marine-Liga zuerst gesagt hatten: „Einmal muß er kommen“. Darum kein Unsinn mehr über den preußischen Wolf und das britische Lamm, den preußischen Macchiavelli und den englischen Evangelisten. Wir können nicht jahrelang schreien, wir seien Jungen von der Bulldoggrasse und dann plötzlich wie Gazellen tun. Nein. Wenn Europa und Amerika den Vertrag festlegen werden, der diese Angelegenheit beendet (denn Amerika ist ebenso sehr daran beteiligt wie wir), wird man uns nicht als die liebenswerten unschuldigen Opfer eines verräterischen Tyrannen und einer wilden Soldateska behandeln. Man wird überlegen müssen, wie diese zwei unverbesserlich streitsüchtigen und eigensinnig hochmütigen Völker, die vierzig Jahre lang mit gesträubtem Haar und drohenden Fängen einander angeknurrt haben und nun, die Zähne in die Gurgel geschlagen, sich am Boden wälzen, zu zuverlässigen Wachthunden des Weltfriedens gezähmt werden können. Es tut mir leid, das Bild mit dem Heiligenschein zu zerstören, das der englische Jingojournalist zurzeit zu sehen meint, wenn er in seinen Spiegel guckt. Aber es muß geschehen, wenn wir uns am kommenden Tag der Abrechnung vernünftig gebärden sollen.

*

Militärische Kurzsichtigkeit. — Demokratie, sogar Sozialdemokratie, wenschon gleich feindlich gegen englische wie gegen deutsche Junker und ohne Selbsttäuschung über die Überlebtheit und ungeheure Sinnlosigkeit eines heutigen Krieges, braucht es an Begeisterung für den Kampf nicht fehlen zu lassen, der ihren eigenen Zwecken besser dienen mag, als denen ihrer politischen Widersacher. Denn der glänzende Bernhardt und unsere eigenen stumpfen Militaristen sind gleich

wahnwitzig; der Krieg wird nichts von all den Dingen wirklichen, um deretwillen sie sich hineingestürzt haben. Er wird vielmehr das bringen, was sie am meisten fürchten und mißbilligen. Tatsächlich hat er sie schon jetzt in eine Art von Organisation getrieben, zu deren Unterdrückung sie die anti-soziale Liga begründet haben. Um zu zeigen, wie verrannt sie sind, wollen wir annehmen, der Krieg würde ihre Aspirationen im Westen restlos erfüllen. Nehmen wir also an, Frankreich geht aus dem Krieg siegreich, glücklich und ruhmvoll hervor, Elsaß und Lothringen sind zurückgewonnen, die Reims-Kathedrale im besten modernsten Handelsstil restauriert und es hat eine ungeheure Entschädigung in der Tasche! Nehmen wir an, wir bugsieren die deutsche Flotte nach Portsmouth und lassen den Hohenzoller bildlich unter dem Absatz der Romanoffs und tatsächlich in einer behaglichen Villa in Chislehurst, Held jeder Teegesellschaft und der Richter aller Gymkhanas! Ich höre die Militaristen ausrufen: Wohlan, gewiß sollt ihr das voraussetzen, könnten wir Besseres wünschen? Nun habe ich zufällig eine ziemlich rege Vorstellungskraft, die sich weigert, an diesem bekömmlichen Punkt haltzumachen. Ich muß fortfahren „anzunehmen“. Nehmen wir also an, Frankreich, neuerdings mit seinem militärischen Prestige auf Napoleonischer Höhe, verwendet seine Entschädigung zum Bau einer unbesiegbaren Flotte, stärker und uns näher, als die deutsche, die wir jetzt vernichten wollen! Nehmen wir an, Sir Edward Grey erhebt Einwendungen, und Monsieur Delcassé antwortet: „Rußland und Frankreich haben einen kaiserlichen Bramarbas gedemütigt und sind bereit, es mit einem zweiten aufzunehmen. Wir haben Faschoda nicht vergessen. Hindert uns, wenn ihr könnt, oder wendet euch um Hilfe an Deutschland, das wir bezwungen und entwaffnet haben!“ Von welchem Vorteil wird dann all dieses Blutvergießen sein, mit der früheren Lage in schlimmerer Gestalt erneut, der Feind näher unseren Küsten, ein Einfall viel leichter durchführbar, die überlieferte „natürliche Feindschaft“, um den Gegner zu stählen und Waterloo wettzumachen gleich Sedan. Ein

Wickelkind sollte fähig sein zu sehen, daß diese irrsinnige Absicht, den militärischen Druck für uns zu erleichtern, indem wir diese oder jene besondere Macht schlagen, dasselbe ist, als wollten wir den Druck des Ozeans ändern, indem wir der Nordsee einen Eimer Wasser entnehmen und ihn in den Hafen von Biscaya leeren.

Ich übergehe absichtlich mehr östlich liegende Vermutungen, was ein siegreiches Rußland tun würde. Doch eine edle Befreiung von Polen und Finnland auf Rußlands Kosten und von Bosnien und Herzegowina auf Kosten Österreichs könnte unseren nervösen Militaristen die Befürchtung nahelegen, eine Leidenschaft für die Freiheit könnte in Ägypten und Indien platzgreifen und Rußland sich darauf besinnen, daß wir zur Zeit von Rußlands Demütigung in der Mandschurei Japans Verbündete waren. So ist hier wiederum das Problem des Kräfteausgleichs in Asien sehr erschwert, wenn Deutschland aus der antirussischen Schale geworfen und zu Staub gerieben wird. Selbst in Nordafrika — doch genug ist genug. Wenn man in der Bratpfanne sitzt, kann man seinen Weg durchhauen, wie man will, man kommt immer nur ins Feuer. Besser Nietzsches tapferen Rat annehmen und es zu seinem Ehrenpunkt machen, „in Gefahr zu leben“. Die Geschichte lehrt, daß es oft die Art ist, lange zu leben.

*

Nichts gelernt, alles vergessen. — Doch ich will die militaristische Theorie nicht an einer hypothetischen Zukunft prüfen, sondern an der erfüllten und unwiderruflichen Vergangenheit. Ist es wahr, daß Völker erobern müssen oder untergehen, und daß militärische Eroberung gedeihen und Macht für den Sieger, für den Besiegten dagegen Vernichtung bedeutet? Ich habe bereits vorübergehend auf die Tatsache hingewiesen, daß Österreich wiederholt besiegt worden ist: von Frankreich, von Italien, von Deutschland, fast von jedem, dem es der Mühe wert schien, Handel mit ihm zu suchen, und doch ist es eine der Großmächte und wurde vom unbesieg-

baren Deutschland als Bundesgenosse begehrt. Frankreich wurde 1870 von Deutschland in einer Weise niedergeworfen, die unglaublich schien, dennoch hat Frankreich sein Territorium seither erweitert, während Deutschland immer noch vergeblich einen Platz an der Sonne anstrebt. Rußland wurde von Japan in der Mandschurei derart geschlagen, daß der alte Begriff, der Westen sei dem Osten von Natur aus militärisch überlegen, für immer seine Geltung verlor. Dennoch ist es die Furcht vor Rußland, die Deutschland in seinen jetzigen verzweifelten Angriff gegen Frankreich trieb. Und es ist das Bündnis mit Rußland, von dem Frankreichs und Englands Sicherheit für einen endgültigen Erfolg abhängen. Wir selbst gestehen ein, daß die militärische Tüchtigkeit, mit der wir die Deutschen so sehr überrascht haben, nicht die Wirkung von Waterloo und Inkerman ist, sondern die der Schläge, die wir von den Buren bekamen, die uns wahrscheinlich besiegt hätten, wären wir ihnen an Zahl nicht überlegen gewesen. Griechenland hat sich wenige Jahre nach einer schmachvollen Niederlage durch die Türken letzthin kriegerisch ausgezeichnet. Es wäre leicht, die Einzelheiten um solche aus der älteren Geschichte zu vermehren. Zum Beispiel die Rückwirkung auf Englands Stellung nach den wiederholten Niederlagen unserer Truppen durch die Franzosen unter Luxembourg im Krieg um den Kräfteausgleich Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Sie unterscheidet sich überraschend wenig, wenn überhaupt, von der Nachwirkung unserer späteren Siege unter Marlborough.

*

Die Achillesferse des Militarismus. — Warum hat es diese Dummheit begangen (in Belgien einzufallen)? Nicht wegen der Ratschläge des Generals von Bernhardt. Im Gegenteil. Bernhardt hatte Deutschland ausdrücklich davor gewarnt, sich zwischen Rußland und einer franko-englischen Koalition fangen zu lassen, bevor es als Gegengewicht mit Amerika, Italien und der Türkei eine Allianz

geschlossen hätte. Und ganz gewiß hätte er niemals dazu geraten, sich darauf zu verlassen, daß England Deutschland schonen würde. Er konnte vielmehr die listige Grausamkeit nicht genug bewundern, mit der England seine Gelegenheit abwartet und sich auf seinen Feind stürzt, wenn er zu Boden liegt. (Er wußte wenig, der gute Mann, wie sehr er unserer Fähigkeit für Realpolitik schmeichelte!) Doch er rechnete ohne die verhängnisvolle und grundsätzliche Schwäche seines Glaubens, die darin besteht, daß junkerlicher Militarismus nur Dummköpfe und Protzen aufkommen läßt und wirkliche Realisten unterdrückt wie Schlangengezücht, wobei, wenn eine Krisis kommt, immer wieder das Wort gilt, „daß dumme Leute ihr eigenes dummes Geschäft nicht verstehen“. Der Kaiser und seine Minister machten aus ihrer Aufgabe ein schreckliches Durcheinander. Sie waren von Bernhardi begeistert, aber sie verstanden ihn nicht. Sie hatten sich seine Schmeichelei munden lassen, aber sie beachteten weder seine Strategie, noch seine Warnungen. Sie wußten, daß, wenn der Augenblick kam, der französisch-russischen Allianz gegenüberzutreten, sie einen großartigen Schlag gegen Frankreich führen würden, um dessen Figuren vom großen Schachbrett zu fegen, bevor die Russen Zeit gefunden hätten, mobil zu machen — dann würden sie zurückkehren und Rußland zerschmettern und sich die Eroberung Englands für ein andermal aufsparen. Soviel konnten sie auf einmal im Kopf behalten, und sie waren hilflos unfähig zu überlegen, ob die übrigen Voraussetzungen Bernhardis zutrafen, oder in der Erregung ihrer schülerhaften Phantasie sich zu besinnen, ob er überhaupt solche Voraussetzungen gemacht hatte. So wagten sie ihren Angriff und setzten sich in jeder Beziehung moralisch ins Unrecht, indem sie gleichzeitig den Sieg für sich selbst menschenunmöglich machten. Das ist die Nemesis des Militarismus. Der Militarist wird in einen großen Kampf geworfen, den mit Fähigkeit durchzuführen er zu plump ist. Philipp von Spanien versuchte es vor dreihundert Jahren, und der Ruin, den er über sein Reich brachte, währt bis zum heutigen Tag. Er war so

töricht, obwohl er sich für das auserwählte Werkzeug Gottes hielt (ein ebenso sicheres Zeichen eines hilflosen Narren in einem Menschen, der nicht zu sehen vermag, daß jeder andere Mensch ebenso ein Werkzeug jener Macht ist, als es ein Beweis für Weisheit und guten Willen eines Mannes ist, wenn er den Nachbar ehrt wie sich selbst), und unternahm es, gegen Drake zu kämpfen, unter der Voraussetzung, eine Kanone sei eine Waffe, die kein wirklicher Edelmann und guter Katholik zu handhaben sich herablassen werde. Ludwig XIV. versuchte es neuerdings vor zweihundert Jahren, und da er ein läppischerer Narr war als jener, wurde er von Marlborough geschlagen und brachte seinen Urenkel vom Thron auf die Guillotine. Napoleon versuchte es vor hundert Jahren. Er war gefährlicher, denn er besaß eine ungeheure persönliche Fähigkeit und technisch militärische Erfahrung, und er zog aus mit dem großartigen Zeugnis der französischen Revolution. All das brachte ihn weiter, als den bigotten Spanier oder den französischen Gecken. Aber auch er setzte Narren an und Buben und endete geschlagen in St. Helena, nachdem er für zwanzig Jahre dem Hunger von Idioten nach Ruhm und Blutvergießen Vorschub geleistet hatte. Indem er Krieg wagte als „ein großes Spiel“ und in einem leichenübersäten Feld „un beau spectacle“ sah. Kurz, ein ebenso starker Magnet für Narren wie die andern, aber weitaus fähiger.

*

Unsere eigene wirkliche Stellung. — Nun kommt die Frage, in welche Stellung diese Folge einer Wahntheorie und einer hoffnungslos unfähigen Anwendung derselben seitens Potsdams unsere eigene Regierung brachte. Sie ließ uns ganz deutlich in der Stellung des verantwortlichen Schutzmanns des Westens. Niemand sonst in Europa war stark genug, um den wütenden Hund an die Kette zu legen. Von Belgien und Holland, Norwegen und Schweden, Dänemark und der Schweiz konnte man kaum erwarten, daß sie diese Pflicht auf sich nehmen würden, selbst wenn Norwegen

und Schweden nicht gute Gründe hätten, antirussisch zu fühlen, und wenn die holländischen Kapitalisten nicht halbwegs überzeugt wären, daß ihr kommerzielles Gedeihen unter Deutschland größer wäre, als unter der eigenen Regierung. Es wird nicht in Frage kommen, daß Spanien etwas getan haben könnte; was Italien anlangt, war es fraglich, ob es sich nicht noch als Mitglied des Dreibunds fühlte. Nein, es gab nur England. Es war für England von jedem Gesichtspunkt aus unmöglich, sich nicht mit Kavallerie, Fußtruppen und Artillerie ins Gefecht zu stürzen. Vom demokratischen Standpunkt wäre Englands Zurückhaltung eine Anerkennung des Anspruchs gewesen, zu dessen Kämpfen Potsdam sich machte, indem es die französische Republik angriff: der Anspruch der Junkerklasse, nach militaristischen Anschauungen über die Welt zu verfügen auf Kosten des Lebens und der Glieder der Masse. Vom international-sozialistischen Standpunkt wäre es die Annahme der extrem nationalistischen Anschauung gewesen, daß die Völker anderer Länder Ausländer seien, und daß es uns nichts angehe, wenn es ihnen beliebt, einander die Häse abzuschneiden. Unsere militaristischen Junker riefen: „Wenn wir Deutschland Frankreich erobern lassen, werden nachher wir an die Reihe kommen.“ Unsere romantischen Junker fügten hinzu: „Und es würde uns recht geschehen, wer wird Mitleid mit uns haben, wenn wir uns diesmal drücken?“ Selbst die Weisen, die den Krieg hassen und ihn als solche Entehrung und ein Unglück an sich betrachten, daß all seine Lorbeeren sein Kainszeichen nicht zudecken können, mußten zugeben, daß eine Schutzpflicht notwendig bestand, und daß man Krieg führen müsse gegen einen solchen Krieg, wie die Deutschen ihn durch ihren Angriff auf Frankreich unternahmen mit dem eingestandenem Versuch, die Herrschaft der Kanone an Stelle des Völkerrechts zu setzen. Da war kein anderer Ausweg. Wäre das Auswärtige Amt das Sozialistenbureau der Internationale gewesen, wäre Sir Edward Grey Jaurès gewesen, wäre Mr. Ramsay Mac Donald Premierminister gewesen, wäre Rußland Deutschlands Verbündeter gewesen statt unserer, das Resultat

wäre doch das gleiche geblieben: Wir mußten das Schwert ziehen, um Frankreich zu retten und Potsdam zu schlagen, wie wir schlugen und immer schlagen müssen: Philipp, Louis, Napoleon et hoc genus omne.

Der Grund für unsere Handlungsweise ist somit wie irgend-ein casus belli vermutlich jemals sein wird. Tatsächlich wird er durch seinen doppelten Charakter als demokratischer und militärischer (wenn nicht militaristischer) Kriegsgrund allzu vollständig. Denn er gibt unseren Junkern die Möglichkeit, ihn gänzlich für sich in Anspruch zu nehmen und mit schein-gesetzlichen Berechtigungen zu vermengen, die Neunzehntel unseres Anspruchs zerstören, indem die militärischen und gesetzlichen Gründe kaum ein Zehntel des Ganzen ausmachen. Diese Gründe würden an sich noch nicht das Niederschlagen eines einzigen pommerischen Grenadiers rechtfertigen. Als die besonderen Wachtmeister europäischen Lebens sind wir von Wichtigkeit, und in diesem Sinne können wir unsere Männer nach den Schützengräben senden mit der Versicherung, daß sie für eine würdige Sache kämpfen. Kurz gesagt, der Grund der Junker ist nicht two pence wert, der demokratische Grund, der sozialistische Grund, der internationale Grund ist all das wert, was er zu kosten droht.

*

Die deutsche Verteidigung gegen unsere Anklage. — Was ist die deutsche Antwort hierauf? Oder besser gesagt, wie würden die Deutschen antworten, wenn ihre offiziellen Militaristen und Kaiseristen den Witz hätten, die wirksame Antwort zu finden? Zweifellos würden sie sagen, daß unsere sozialdemokratischen Bekenntnisse ganz schön seien, daß aber unsere plötzliche und ganz neue Bekehrung verdächtig erscheine. Sie würden bemerken, daß es ein wenig schwierig sei für ein Volk in Todesgefahr, sein Dasein einer ausländischen öffentlichen Meinung anzuvertrauen, die nicht nur von den Leuten, die tatsächlich Englands auswärtige

Politik leiten, niemals gedruckt worden sei, sondern die zu den bekannten Ansichten und Vorurteilen jener Leute in schroffem Gegensatz stehe. Sie würden fragen, warum wir, statt uns mit Frankreich und Rußland zu verbünden und Deutschland jede Zusicherung zu verweigern, ausgenommen die, daß wir uns nicht zur Neutralität verpflichteten, wenn die franko-russische Entente Deutschland angreife, warum wir 1912. (als sie uns geradeheraus fragten) und wieder letzten Juli, als Sazonoff uns so dringend bat, unsere Karten aufzudecken, warum wir nicht geradeheraus gesagt hätten, daß, wenn Deutschland Frankreich angreife, wir gegen Deutschland kämpfen würden, unbekümmert um Rußland (eine viel weniger aufreizende und herausfordernde Stellungnahme), obwohl wir doch ganz genau gewußt hätten, daß, sobald die russische Gefahr brennend würde, ein Angriff auf Frankreich durch Belgien zum deutschen Programm gehörte. Sie würden darauf hinweisen, daß, wenn unser eigener Minister des Äußern offen jede Kenntnis von den Bedingungen des franko-russischen Bündnisses ablehnte, Deutschland schwerlich glauben konnte, diese Bedingungen seien zur Veröffentlichung geeignet. Kurz sie würden sagen: „Wenn ihr vorher so klug und wohlmeinend wart, warum haben uns nicht euer Minister des Äußern und eure Gesandten in Berlin und Wien und Petersburg — Pardon! Petrograd — aufgefordert, Frieden zu halten und uns auf die öffentliche Meinung des Westens zu verlassen, statt uns jede Zusicherung zu verweigern, ausgenommen die feindselige, daß ihr mit Frankreich gegen uns in der Nordsee vorgehen wolltet, wobei ihr uns nur allzu klar gemacht habt, daß euere Politik ebensosehr wie die unsere eine Junkerpolitik war, und daß wir von eurem Wohlwollen nichts zu hoffen hatten? Welchen Beweis hatten wir dafür, daß ihr ein anderes Spiel spieltet, als dies unser militaristisches Schach, das ihr nun so fromm verleugnet, gegen das aber in den letzten Jahren niemand bei euch aufgetreten ist, außer einer Hand voll Sozialisten, die ihr verachtet, und Syndikalisten, die ihr unter militaristischem Vorwand einsperrt. Überall war es zu finden, auf euren militari-


~~~~~

schen, anti-deutschen Rednerbühnen, in euren Tagesblättern und in euren Zeitschriften. Sind euere sozialdemokratischen Grundsätze ehrlich, oder ist es nur ein Dolch, den ihr im Ärmel haltet, um ihn uns dann in den Rücken zu stoßen, wenn unsere beiden furchtbarsten Gegner versuchen, uns die Kehle zuzuschnüren? Wo bleibt da euere moralische Überlegenheit, wenn dem so ist, Heuchler, die ihr seid? Wenn dem aber nicht so ist, warum, so fragen wir, machtet ihr diese Grundsätze nicht aller Welt bekannt, statt durch euer sinnloses Schweigen uns einen Hinterhalt zu stellen?“

Ich wüßte keine Antwort auf all das, es wäre denn das offene Zugeständnis, daß wir unsere eigenen Ansichten nicht kannten — daß wir erst zu ihrer Kenntnis gelangten, als der deutsche Angriff auf Frankreich uns dazu zwang, unsere Meinung zu bilden. Daß zweifellos ein dauernder Zustand vollkommener Erleuchtung und langer Voraussicht unsererseits überaus wünschenswert gewesen wäre, daß man aber auch die Politik billigen kann, die meint, man brauche nicht eher durch den Fluß zu waten, als bis man vor ihm stehe. Und daß wir auf alle Fälle unbedingt das Zugeständnis ablehnen müssen, wir täten eher als andere Leute das Unrichtige, wenn die Umstände uns schließlich dazu zwingen, zu denken und zu handeln. Ebenso, daß die Diskussion müßig sei, soweit sie den deutschen Beweggrund betreffe. Denn ob uns nun die Deutschen für skrupellose Militaristen oder für gewissenhafte Demokraten hielten, sie mußten zur gleichen Schlußfolgerung gelangen: nämlich, daß wir sie angreifen würden, wenn sie Frankreich angriffen. Darum mußte ihre Voraussetzung, wir würden nicht eingreifen, sich auf die Annahme stützen, daß wir einfach verächtlich seien. Für diese Art von Irrtum büßt man in dieser bösen Welt.

Im ganzen können wir unsern Weg durch diese Diskussion auf preußische Art gut genug ertrotzen, solange wir im Feld standhalten. Doch die preußische Art befriedigt kaum das Gewissen. Die Tatsache, daß unsere Diplomaten unfähig waren, den richtigen Weg für Deutschland zu sehen, entschuldigt wirklich Deutschland nicht für seine Unfähigkeit,

ihn selbst zu finden. Nicht etwa, daß dies Deutschland mehr angegangen hätte, als uns. Es war eine europäische Frage und hätte von allen Gesandten und auswärtigen Ämtern und Kanzleien gemeinsam gelöst werden müssen. Sie hätte nicht dauernd beigelegt werden können, ohne bestimmte Zusicherungen. Aber es war zu mindest ebenso sehr Deutschlands Angelegenheit und für Deutschland überaus dringend, „eine Angelegenheit von Leben und Tod“, meinte der kaiserliche Kanzler. Doch es ist nicht an uns, die moralische Überlegenheit über Deutschland zu beanspruchen. Es war für uns eine „Angelegenheit von Leben und Tod“ vieler Engländer, und diese Engländer sind tot, weil unsere Diplomaten ebenso blind waren wie die Preußen. Der Krieg ist der Bankrott für geheime Junkerdiplomatie, für die unsere nicht weniger als für die des Gegners. Die von uns, die noch werden sterben müssen, müssen erfüllt sein, nicht von Ergebenheit gegen die Diplomaten, sondern, wie der alte sozialistische Held der Barrikade, von der Vision menschlicher Solidarität. Wenn aber ein Held für diese heilige Sache mit seinem Blute den Sieg erkauft, finde ich, können wir dem Auswärtigen Amt nicht wohl gestatten, seine Märtyrerpalme über dem Kaminsims des Kriegsamtes aufzuhängen.



*Annette Kolb:*

## AUS DEM BERNER TAGEBUCH

24. April 1917. Jenseits des Gotthards gerät der Himmel ins Lachen. Er findet offenbar die Welt noch schön. Tröstlich prangende Blütenhänge, und endlich, tief unten das hingenzauberte Blau des Sees, einem verliebten Abendhimmel hingegeben. Und die Bäume stehen hier wie sanfte, begütigende Bräute.

Der Weg nach Paradiso ist holperig genug, auf den Bergen aber leuchten feurige Spieldosen auf; die Natur ist ein Zwischenakt mit Verwandlungsmusik, und die Nachtluft wird von Amoretten hingetragen.

O Plansee im bayrischen Gebirg! Du See auf dem Plan, so hoch oben im Wind! Warum schwebst du Verwunschener mir vor? Vor mir liegt lächelnde Erfüllung. Du aber bist unbegrenzte Sehnsucht und Verweigerung.

28. April. Heute bin ich früh in einer Messe gewesen. Aber welche Messe! in einem sehr alten, dem See gegenüberliegenden und köstlichen Bau. Traumhafte Fresken; das übrige mit roten, lang verjährten, rosa gewordenen Damasten ausgeschlagen. So gut wie leer. Die Schellen, die der Ministrant in Bewegung setzt, erklingen abgetönt und sind gewiß aus Silber.

Dunkel — nein, nicht dunkel, von einer lichten Penombra wie eine bedeckte Vollmondnacht, ohne Orgel und Gesang und dennoch brausend, unendlich groß, ja wie zum Firmament weitete sich das stille und verlassene Haus und schwamm im All.

Endlich wieder eine schöne Kirche! Die in Bern hatte ich aufgeben müssen, denn so war die Messe wirklich nicht gemeint! Als ich aber jetzt durch die schwer behangene Tür ins Freie trat, auf den besonnten Strand, wo die Platanen ihre eben er-

schlossenen Kronen so bräutlich dem Licht entgegenhielten, da schien dies alles, diese Natur mit den dekorativ vor- und wieder zurücktretenden Wänden ihrer Berge und das gekräuselte, wie in sich selbst verliebt hinziehende Gewässer, selbst der Himmel, der darüber hing, schien nicht so weit, wie der eben verlassene, leicht zu umspannende Bau mit den damastenen Wänden von verblaßtem Rot.

2. Mai. Die Pforte, die ins Weglose führt, wurde bisher nur im Vorübergehen angekreidet. Ziemt es sich doch nicht, es zu beschreiten —

Diejenigen aber, welche so lange über die Schiffbarmachung der Luft gegrübelt haben, sind nicht dieselben, welche sich auf Aeroplane schwingen; sondern viele Jahrhunderte warfen ihre wilde Brandung zwischen ihnen. Und doch, und doch...

Wie in der nunmehr erkrankten Luft die Menschheit eine infizierte, oder, jedenfalls auch ohne es zu merken, eine *affizierte* ist; wie vielleicht ein Pesthauch so allmählich unseren Planeten umschichtete, daß wir es nicht gewahrten, ebenso glaube ich, daß bei vielen unter uns der innere Sinn dem lautlos tumultuarischen Drängen und Wogen (wo gäbe es Worte?) dem so zahllos und so jäh entströmten Leben zugewandter ist, als sie es wissen. Und so glaube ich, daß die Welt der Schatten eine Steigerung erfuhr. Da sind Akzente, da sind Lockrufe, die noch nicht ergingen.... Da treiben wehe Schwingungen der Wonne von unaussprechlicher Pein, da greifen Klänge ans Herz, zerspringen und ermatten wieder, ohne zu ertönen, und da sind uns Zaubetränke hingehalten, als hätten wir geistige Lippen, sie zu genießen.

Es war nicht mehr Nacht, aber der Tag dämmerte noch nicht. Ich schlief nicht mehr und war noch nicht wach. Eine Gestalt, höchst eindrucklich in ihrer Schattenhaftigkeit, erfüllte die Atmosphäre bis an den Rand, als müßte diese wie ein zu voller Becher überfließen, das Zimmer sprengen oder sich entflammen. Und schon war das Unnennbare ungegenwärtig, und es wäre lächerlich unzureichend, wenn ich sagte, es hätte sich

entfernt, so ganz außer jeder Beziehung stand es zu Zeit und Raum.

Was aber war inzwischen nochmals vor mir aufgeschimmert? Locken? — von einer Gelocktheit, die es nicht gab; von einer goldenen Blondheit, die nicht vorkommt, in einem Licht, das ich nicht kannte, schärfer und dabei nicht so grell wie das des Tages. Geisterhaft? Aber es war ja von einer schärferen, wärmeren, pulsierenden Lebendigkeit gewesen, als wir sie kennen. „Wir sind nicht lebendig genug!“ dachte ich mir und riß erschrocken die Augen auf.

Draußen hatte sich ein Wind erhoben. Die Fenster sahen auf den Garten. Der Himmel ganz blaß, aber im vollen Staat: kleine Wolken als Vorreiter ausgesandt. Die Bahn war frei; die Vögel vollzählig, Brust heraus, in Positur, und einzustimmen bereit; höchste Spannung in den Bäumen: kommt sie schon? Blumengeflüster: ist sie schon da? — Es war alles wie am ersten Tag.

## UNSRE SCHULD

Zeigten nicht die hohen Garben  
Nach der Scheune, armer Wicht,  
Der in sich zusammenbricht,  
Weil die Toten fruchtlos starben?  
Wären Erde wir gewesen,  
Hätten wir uns aufgelesen,  
Doch wir waren nur Maschinen,  
Stolz, die unsern Tod bedienen,  
Riemen banden Knecht an Knecht,  
Hießen Sattsein: Freiheit, Hassen: Recht  
Statt die Ernte einzuholen,  
Stritten wir um Staatsparolen,  
Sorgten trotzig, Trumpf auf Trumpf,  
Für der klügern Herrn Triumph.  
*Ihr* Horn war's, in das wir stießen,  
Als sie uns dann sterben hießen.



*Rudolf Leonhard:*

## PHANTOM DES WIENER KONGRESSES

Ein Gewitter ging zwischen zwei Sternenhimmeln.  
Blitz war ein Feuerwerk, halblauter Donner rang  
über erloschene Lampen und tiefes triefendes Laub die Horizonte lang.  
In der durchleuchteten Allee von Rüstern  
wimmeln die Wagen, nur mit fleckenlosen Schimmeln  
bespannt.

Das Feuer im Kamin hat schon gebrannt.  
Der Exminister wehrte ab, zwei Sekretäre flüstern.  
Der Erzherzogin droht die Maske zu entfallen.  
Wer ist erschüttert? Doch von allen  
wird ihr Gesicht geduldig übersehn.  
Ein bißchen Puder: freundliche Kritik  
von kühnen Lippen, die sehr höflich mißverstehn.  
Nur eine Braue zuckt, kaum merklich, und vergeudet Politik:  
gehaltne Lächeln: lächelnde Gefahr.

Dein Knie, Erzherzogin, tanzte wunderbar.  
Um dein hochblondes Haar flog eine helle Wolke.  
Auf deiner Schulter lag mein Mund, fast ungeregt, und sang von meinem  
Volke —  
und sprach vergebens. Wurde kalt, war still. Die Arme sanken, als ich mich  
verneigte.

Ich sah den riesenhaften Pfortner an, der mir die Treppe zeigte.  
Wagen rollen auf dem Boulevard,  
eine Kette, biegen aus dem Kreise.  
Man lehnt zurück, gähnt aber kaum. Und Seide knistert leise.  
Woran denkt man? Was wurde nur? Ah so, der Maëstro geigte.  
Langsame Wächterschritte schallen schwer von jeder Straße.

*Kasimir Edschmid:*

## TRAUM

Dies erste ging rasch vorüber, wir waren durch Wald gefahren, der Wagen hielt. Wir steigen aus. Die Pferde rennen weiter. Nun ist es Sommer.

Die silbrige Allee dreht um. In gelber Sonne leuchtet mit Spiegelscheiben das französische Landhaus. Syringen und Springbrunnen sind darum gezogen. Die Fürstin lächelt aus braunem Gesicht, und ihr Lächeln wirft alles zurück, die Zeit und die Schmerzen. Wir sind da. Ich reiße sie hinein.

In ihren Gelenken schaukelt Liebe, sie berauscht die Luft. Sie gleitet durch die Räume. Ihre Finger weisen, zeigen, deuten, Wände, Bilder, die Vasen, sie lächelt vor Sehnsucht, das braune Gesicht strahlt in wildem Schein auf, ihr federndes Bewegen zündet bunte Abenteuerlichkeit in die Landschaft. Da stürzen die Munde zusammen.

Hier ist ein Sommer, den wir durchleben wollen. Ganz über den Horizont steht blauer duftender Himmel gespannt über den Mähnen der blonden Weizenfelder, und er wird noch zärtlicher um ihre Fremdheit, die mit Goldregen die Bläue verblaßt und sich versträht dem dunklen Duft des Flieders. Die Fenster stehen weit gegen die Landschaft.

Dann kam der Traum:

In dieser ersten Nacht, wo Tau durch die Monddämmerung spann im Park, träumte ich, daß ich die Fürstin suche, und im Schlaf war die Gegend verändert im Grund. Ich war in einer Stadt mit alten Giebeln, durch die eine Straße lief mit schräger enger Front. Die Häuser erhielten Höhe mit großen Barocktoren, mit Erker und vermooster Skulptur und gestaffeltem Dachzug. Dennoch schien eins dem andern gleich. Eine Luft lag dick und dumpf in der Straße. Die Fenster schienen blind und reglos. Kein Geräusch, kein Ton durchdrang die Luft. Selbst meinen Schritt hörte ich nicht.

Ich trat in eine Torfahrt, die Fürstin zu suchen, da schien sie mich vertraut und freundlich aufzunehmen. Ich sah mich um. Da kam es mir, daß ich sie oft mit ihr durchschritten hatte und Rührung überlief mich tief. Durch einen schmalen Hof an Seitenflügeln hinunterschreitend, hörte ich Wasser, es war als laufe ein Fluß hinter dem Gebäude. Ich trat ein. Sieben Kinder mit hellen Haaren umringten mich, aber sie kannten die Fürstin nicht, als ich darnach fragte. Dennoch durchsuchte ich alle



Zimmer, ich verschonte nichts, aber ich fand sie nicht und stand mit einem Male wieder auf der Straße.

In der Schwüle war eine leise Bewegung, ich begriff sie nicht und horchte erstaunt. Dann aber merkte ich, daß die großen Scheiben der Läden Falten hatten und sich im Kreise drehend in die Straße hineinschlugen und zurückebbten. Ich blieb stehen und besah die Häuser alle nachdenklich.

Dann nahm ich ein anderes Haus und trat hinein und stieg ohne Pause auf einer immer gedrehten Treppe. Es liefen viele Gänge strahlenförmig davon aus. Aber ich ließ sie hochmütig und schlug eine kleine Seitenloge ein und wußte nun sofort an der Tönung der Wände, am Geruch der Geländer, ich wußte es wie im Irrsinn, hier sei die Fürstin, und Freude brach mir aus dem Gesicht.

Ich sah eine Tür und drückte die Klinke auf und trat ein. Das Zimmer stand voll mit Gerät. Doch ich lächelte. Ich hatte geirrt in der Handlung. Ich war zu sehr voll Sehnsucht. Meine Hände kannten eine bessere Tür.

Es war eine schwarze Eichentür im Seitenkorridor. Vor ihr blieb ich lange stehen, den Kopf in die Handmulden gesenkt. Dann trat ich ein. Ein gelblich-brauner Vorhang schloß das Zimmer ab von der Welt. Die Luft war alt und bang, aber ich war nicht zu täuschen, ich roch einen Duft, der ihrem glich. Ihre kupfrige Tunika hing über einem Bügel. Ich näherte mein Gesicht, ich ließ es hineinfallen und wühlte die Hände hinein und schluchzte vor Sehnsucht. Ich roch sie wieder. Wie entflammte mein Herz daran.

Die Wände waren durchbrochen mit Kassetten aus hellem Stein. Darüber waren grelle fremde Seiden gespannt. Auf einem Sockel stand ein Faun in obszöner Haltung. Das einzige Fenster hing über meinem Kopf und siebte die Sonne. In meinem Rücken hingen alle ihre Bilder, die Vasen, die geliebten Wände, ich drehte mich nicht um, denn ich wußte nicht, ob mein Herz nicht brach.

Dann stand ich auf und ging hinaus. Ich sah mich nicht um: „nicht den Faun, nicht die Wand, nicht die Tunika,“ flüsterte mein Blut. „Sie“ stammelte es. So kam ich auf die Straße. Der Himmel war schwerrot, glatt mit Email übergossen und schleuderte Abglanz in die Fenster, die Läden, die Gehsteige und die kleinen Pfützen, die wie Ballone funkelten. Nun ging ich in Haus um Haus.

Aber jedes glich dem andern, und bald war ich so verwirrt, daß ich mich selbst im Bilde sah, verrückt vor Suchen und geschlagen von der Sehnsucht. Da erscholl der Ton einer Laute.

Nun lächelte ich und trat in ein rötliches Haus ohne Zögerung. Voll Sicherheit stieg ich zum Giebel. Dann ging ich langsam wieder herunter und horchte angespannt. In der zweiten Etage streifte ich eine Tür, und als ich vorüber war, drehte ich um und unnennbar voll Gewißheit ging



ich auf ein Papier zu, das daran klebte. Meine Augen waren aufgesogen von dem Weiß, das ihren Namen tragen würde. Ich war so voll Sicherheit, daß ich die Augen schloß im Übermut, und durch die Lider sah ich ihren Namen blau und schräg auf dem Karton gemalt, ihren wilden be rauschenden Namen, den ersten großen herrschenden Buchstaben und die steifen in Leidenschaft erstarrten der anderen..... und vortretend, die Lider gesperrt, las ich einen fremden russischen Namen, gleichgültig wie Eis. Allein ich lächelte. Sicherheit verließ mich nicht.

Die Tür stand im Spalt und ich sah hinein. In der Ecke hockte ein häßlicher brauner Kerl, ich kannte ihn nicht. Mitten aber, mitten stand die Fürstin und schlug die Balalaika. Das hatte ich immer schon gehört.

Aber als mein Blick sie begehrte und mein Bein schon federte im Sprung, traf mich durch die Luft ein Schlag, ich stand gelähmt. Es kam von ihr, ich fühlte es, denn nur sie hatte diese fremde Macht über mein Hirn. Ich wandte mich um und zu einem blauäugigen Kind, das hinter mir stand, gewendet, fragte ich: „Man tritt nicht ein.....“ aber das Kind schaute vor sich hin ohne Antwort.

Da ging ich grad und langsam bis ans Ende des Gangs. An einem Fenster mit grünen Glaskacheln sicherte ich den Revolver ruhig und besinnungslos und wartete an die Wand gelehnt.

Bald brach die Musik ab. Die Fürstin trat aus dem Zimmer, bog und ging das entgegengesetzte Stück des Gangs. Ihre Röcke, aufgebauscht mit Lilien auf weißem Grund, wölbten sich über den Hüften schwach bewegt. Immer war ein Raum zwischen ihrem Leib und ihren Kleidern, durch jedes Gewand sah ich ihre eigentliche Form. Aber wie sie so ging, schoß ich nicht nach ihr, ich konnte nichts tun wie sie ansehen und vergehen vor Wünschen. Ist dies die Frau, gegen die ich schwach bin, fragte ich staunend verwirrt, doch schon verging meine Wut, denn ich sah glänzend im Schatten der Stiegen beim Wenden ihr Profil.

Hinter ihr ging der Braune und seine Gestalt, noch häßlich wie ein Affe, aber stark wie ein Tier im Zimmer, zog gebeugt mit paralytischen Beinen hinter ihr her, und ein süßlicher Geruch wie von Leichen strömte langsam von ihm den Gang herauf.

Es schien dunkel im Gang, als ich mich umsah. Schmerz saß in allen Ecken. Das Kind hockte nun spielend auf dem schrägen Dach eines Nachbarhauses und warf glitzernde Kugeln in die Luft.

Langsam ging ich die Treppe hinunter, die Lippen redend: „Es war nicht die Fürstin..... Es war nicht die Fürstin.....“ Aber es war doch die Fürstin, und ich belog mich nur.

Auf der Straße aber begann mein Herz zu tanzen vor Furcht, daß ich sie nicht fände und zwänge, ich sprang, die Fäuste in den Schläfen, in einen Laden, durcheilte ihn und erblickte eine Tür. Das Licht hing lang und glänzend in ihrem Spalt. Das Zimmer war halb weiß und wieder

blau und von einem magischen Leuchten erfüllt. Drei Menschen bewegten sich darin gegeneinander mit weit über Sichtbares hinausgehender Bewegung.

Einer war der Russe Aphroditi, ihn erkannte ich sofort, der Tänzer mit der anarchischen Seele. Er trug ein blaues Kleid, ungegürtet, das bis zu den Knien reichte und den Hals frei ließ. Es war, als folge er einer grausamen unsichtbaren Musik. In den Händen schwang er weiße Callas immer nach demselben Satz. Die beiden andern waren Frauen, eine kannte ich nicht,

Aber die andere war die Fürstin. Diesmal sah ich sie deutlich.

Ich sah den roten Stern unter ihrer linken Achsel. Sie hatte ein Pantherfell um die Taille geschlungen, sonst war sie nackt. Ihre Brüste hoben sich breit und rund und an den Spitzen ein wenig gereckt nach oben. Eine hohe Mütze aus weißem ungeborenem Lämmerfell krönte als Helm ihr Haar. Sie sprang tanzend vor und zurück, die Lippen berauscht geöffnet, wild und schäumend, die braunen Muskeln unter ihrem Knie ballten sich und entwirrten sich wieder, ihr Auge flammte, die goldenen Brauen glühten. Das war die Fürstin. Ich kannte jede Spur ihres Körpers.

Da sprang unter meiner Begierde die Lähmung, ich schrie. Aber Aphroditi, gegen die Wand gestellt, ließ die Callas fallen unter dem Schrei und neigte seinen Kopf auf die seitliche Schulter. Dann legte er seine linke Hand mit dem Rücken wider die Wand und schlug einen Dolch hinein bis ans Heft. Aber es kam kein Blut.

Da riß ich die Tür auf, nun war sie mein, aber die Tür schien aus Erz. Die Luft dahinter im Zimmer wurde unerträglich blau. Da schlug ich dröhnend meine Hand durch die Planken. Ich schlug hindurch. Ich hatte sie zerhauen.

Aber wie ich auf der Schwelle stand, war alles umsonst. Das Gesicht der Fürstin verwandelte sich auf der Oberfläche, der tolle große Zug der Nase und des Mundes vertauschten sich. Ich sah mit meinen Augen, wie ihr Kopf sich formte in ein unbekanntes, freches Gesicht, und indem das Herz in Wut und Schmerz zersplitterte, wie die Fremde, hurenhaft in Aphroditis Arm sich schaukelnd im Pas de l'ource die Hüften schwenkend, einen schlechten Schieber begann.

Ich hatte sie beinahe gehabt. Ich wollte sie ganz haben und ruhte nicht.

Zornig und verächtlich ging ich hinunter auf die Straße. „Ich will sie haben, ich will sie haben“, so trommelte mein Herz, und alles war mir gleich, ich war im Fieber, ich nähme sie als Hure, ich will sie haben, nichts anderes wußte mein Herz. Das Rot über den Dächern war drückend und dunkel geworden. Es glühte zwischen den schwarzen langen Linien der Häuser heraus. Ich spürte keine Hitze, aber Druck. Plötzlich mußte ich wenden.... da sah ich unten auf der Straße sehr fern, das Fell über die Achsel nachlässig gelegt, im Autodreß die Fürstin über das Pflaster gehend, leicht ein wenig sich wiegend, königlich und süß in den Hüften.



Ich wollte rufen, ich hob die Arme. Aber sie waren Blei. Die Stickluft drang in die Kehle, dies ist der Tod, blitzte mein Hirn, der Himmel stand im Bersten.... und in dem Augenblick, als die Fürstin, mit dem Fell spielend, leichthin auf den blauroten Horizont zugehend, fast den Rand des Gewölks erreichte und abbog, riß eine brüllende Explosion alles auseinander..... Da erwachte ich. Entsetzt.

Die Augen aufgerissen spähte ich in Dunkelheit. Aber die Sommerlandschaft stand mit mildem Silber in dem Raum, und Duft von Flieder zog durch das Zimmer. Aber noch war ich irr. Ich riß sie herüber und sie erwachte in meinen Arm hinein, „du“, rief ich stammelnd: „ich habe dich,.... ich habe dich“. Und noch halb im Schlaf erwachte ihr gelöster Mund in meinem und mit der warmen Nähe ihres Leibes hielt ich wieder unendliches Dasein mit sanftem Herzschlag erdonnernd an meiner Brust. Ich wurde ruhig wie ein Tier, und, die Glieder an ihren gelöst, mit schwindendem Grauen darüber, daß feindlich irgendwo ein Schicksal Ungeheures außerhalb der Macht meiner Arme zu halten vermöchte, mit schon entfernt sich flüchtendem Gefühl des Traums, dem Augenblick unsterblich hingegeben, schief ich hinein in ihren besitzenden Kuß.

## FURIO

„Furio!“ und alles mordet, rennt,  
Sphinx erhebt sich wie ein Riesenkat  
Über Orient und Okzident.  
Vorhang brennend fällt im Welttheater.  
Und indessen flammen die Kulissen,  
Üben Dichter, die's nicht besser wissen,  
Feuerfest ein neues Stück: „Advent“.



## VERLAINE

|                       |                       |
|-----------------------|-----------------------|
| Un grand sommeil noir | Je ne vois plus rien, |
| Tombe sur ma vie:     | Je perds la mémoire   |
| Dormez, tout espoir,  | Du mal et du bien:    |
| Dormez, toute envie!  | O la triste histoire! |

Je suis un berceau  
Qu'une main balance  
Au creux d'un caveau:  
Silence, silence!

Ein schwarzer Schlaf kommt in mein Leben,  
Schon schlafen Hoffen, Sehnen, Streben.

So schlimm: ich kann nicht mehr ermessen,  
Was gut und böß. Ich hab vergessen.

Ich bin wie einer Wiege Neigen  
An einer Hand in Grabesschweigen.

## LESEBUCH

*Jean Paul:*

## FRANZOSEN-DEUTSCHE

Statt der vorigen Deutsch-Franzosen werden wir Franzosen-Deutsche werden, will man befürchten. Ich nenn' dies Furcht, denn eine ausgelöschte Nation wäre durch keine andere, nicht einmal durch die auslöschende zu ersetzen, geschweige aber die deutsche; ich habe indes nichts weniger, als diese Furcht. Einseitigkeit kann an entgegengesetzter sich brechen, ja sich in diese verlieren. Aber wir weltseitigen Deutschen, schon längst im geistigen Verkehr mit allen Völkern, und ohne von ihren Whim's, Caprizzio's und hors d'œuvres mehr anzunehmen, als das Gleichgewicht unserer Kräfte geraten, ja seit gestern bloß in eine andere Berührung mit einem schon vertrauten Volke. Umgekehrt dürften vielmehr, wenn uns bisher anders als den alten Völkern, denen Fremder und Feind gleich klang, Fremder und Freund sinnverwandt gewesen, von nun an manche Nachahmungen, die vorher Willkür und Ferne verdoppelt und versüßet hatte, durch die einheimische Nähe der Franzosen uns verbittert und zuwider werden — weil wir so ungern das Einheimische und Nahe nachahmen — ja es wäre möglich, daß die französische Sprache ein so gemeines Gut würde, daß man am Ende an unsern Höfen deutsch spräche, es wäre möglich, daß der Vertrag zu Verdun 843, der Frankreich und Deutschland wieder in zwei Reiche absonderte, sich geistig erneuerte.

Aber wozu diese harte Entgegensetzung zweier so großen Völker? Bis hierher wurde das deutsche Volk wie eine vergoldete Silberstange durch immer engere Löcher durchgetrieben, um verfeinert zu werden, aber eben wie die dicke Stange, lang und dünn ausgezogen, doch noch den Gold-Beleg behält, so haben

wir unser Gold der Weltseitigkeit und der Treue fortbewahrt. Es scheint darum ordentlich, da wir geistige Gütergemeinschaft mit allen Völkern haben — und so wie die Franzosen die Herren des Landes sind, die Engländer die des größeren Meeres, wir die der beide und alles umfassenden Luft sind — daß wir deshalb, um ein Verquickungsmittel der spröden Völker zu sein, in alle Länder und Keimen ausgesäet worden, wie die Juden, Jesuiten, Eisen und das Tier, das unsere Treue teilt. Ja, wurden nicht von jeher alle feindseligen Völker mit Kriegen ins deutsche Reich als in die Quickmühle, welche durch Aneignung die Metalle scheidet, d. h. durch Frieden, hineingespielt?

Wenn in der ganzen Geschichte die gebildete Nation die ungebildete auflöst und polypenartig in sich verwandelt, gleichgültig, ob siegend oder besiegt; — so ist hier zwischen zwei gebildeten Nationen keine historische Möglichkeit eines nationalen Vertilgungs-Friedens.

Unsere literarische Entgegensetzung und Eigentümlichkeit muß uns auch als politisch-nationelle bestehen lassen. Was allerdings (wie leider die neuesten Jahre zeigen) das französische Volk an Bildung und Lebensfreiheit voraus hat vor dem noch in manche Roheit\*) und zünftige Unbeweglichkeit eingesunkenen Deutschen, dies holt der Deutsche im Mittel- und Gelehrtenstand wieder ein durch die Weltseitigkeit und Tiefe seiner Bildung. Sind wir in der Literatur und Rechtlichkeit Kameen und in der Politik und Lebens-Gewandtheit Gemmen — so wie umgekehrt die Franzosen in dieser Edelsteine mit erhabenen Figuren — so weiß ich nicht, ob das Näherbringen entgegengesetzter Vorzüge nicht zur Erhebung und Vereinigung derselben wirke.

\*

Ich bedaure den Untergang eines Staates nicht; der Teufel kann nichts holen, als was sich ihm ergeben hat. — Nicht Bonaparte, sondern die Zeit, Jahre vorher hatten Preußen ge-

\*) Gleichsam allegorisch waren im Krönungsanzug des deutschen Kaisers alle Diamanten ungeschliffen.



schlagen, und es ist gut, daß dieser eingebildete Gesunde — es gibt nicht soviel eingebildete Kranke als Gesunde — endlich unter die Wundensucher gekommen ist. Gerade jetzt verzage ich am wenigsten am deutschen Geist und Erwachen. Kommandeure und Bajonette erwecken am besten. — Wenn uns Bonaparte eine Freiheit nähme, die wir hätten, eine Reichsverfassung, die wir achteten, dann wäre jedes Dulden Knechtschaft, aber so zerstört er ja nur, was wir selbst verlachen, aber nicht ändern können.

„Friedenspredigten an Deutschland“, aus dem Werk Jean Pauls herausgeholt von Christoph Brant und verlegt von Hugo Heller in Wien.

*Ludwig Meidner:*

## MALERS TAG-GESANG

Maler, stell dich feste hin und fall nicht um.

Fall nicht um, sei behend und bereit, trag deinen Leib in das Farbenreich.

O, von deiner Seele falle der Schlaf. Wenn auch die Horde um dich herum in deine Fersen kläfft, wenn auch die Zeit, wenn auch die grause Einsamkeit dich trifft . . . . . weiche nicht und stemme gegen die Wolken-schauer beherzte Brust.

Balle die Hände, hebe den Hut; du suchst in gellenden Nächten deine Farbenskala; in den Wäldern hallt dein magischer Schritt.

Falle nicht, Maler, wenn die Gesichte dich bedrücken; wenn innen die Löwen schreien, weinen knotige Fingerlein, gebückte Menschlein in dir tönen und rasen . . . . .

Ach, wie das Weltall bellt; aus allen Heuhaufen, Fichtenhainen deine Liebesseufzer dringen. Ihre Echos aus harten Keilrahmen springen . . . .

. . . . Du Stotterer, wenn dich der Mondschein überfällt — melancholischer Pinselschwinger und Späher in ferne, mondhelle Bereiche. Du Haderer mit den weißen Tagstunden. Deine innere Gewalt, wirf sie auf schlottrichte Leinwände, wirf deinen wilden Feinden sie zu. Du Zügelloser, Zäher, zorniger Eiferer. Pikör der himmlischen Hengste, trabend durch farbentolle Räume . .

Wie die Stunden vor Staffeleien hinziehn, im Flug entsausen . . . . . Eilige Pinasse gleit ich dahin. Regen feuchtet mich nicht. Hagel und Blitz

trifft mich nicht und die Granaten zergehen fern. Ich schlendre heil unter Verseuchten, schlürfe die Pestpazillen ohne Gefahr. Im Gemetzel bleib ich kalt und Feuers mordende Flammenmühle mahlt mich nicht zu Staub.

.....Herzu! Herzu! Die Farben schlafen in ihren Tuben allen. Blas ihnen jüngstes Gericht. Wecke sie, peitsche sie auf. Die Farben in ihrem Schlaf Nänien blasen, wimmernd das Gesicht verhüllen. Rüttle sie wach, Henker, Magier! peitsch sie auf.

.....meine Brust, du, entzündet vor Staffelei. Hirn, geöffnetes, in hohen Hitzgraden pulsierend auf der Leinwand: du Amboß, auf den die Wucht des Himmels donnert; Kieselstein, geschleudert von unsichtbarer, wilder Hand, und du Wind..... bunter, aromatischer, herzwärmer..... fliegst in all meine Flächen hinein..... tönst von himmlischer Brunst.....

Maler, träume nicht, da die Erdreiche grollen, Jahrtausende vor deiner Zeit erschrecken..... sei auf deiner Hut. Stelle dich gegen die Zeit; schrei ihr meuternd ihre Verbrechen zu.

Maler, strauchle nicht, ob auch die Leichen schrein. Der Schall der Minen dein Gehirn zerreißt. Reiß von den blutigen Fahnen das Tuch. Kochend, in weißer Glut spann es auf und mal das Leid. Mal dein Menschenherz auf das blutige Tuch.....

Mitten im waghalsigen Tag, wenn Sonne auf allen Dächern klirrt, glosset der fahle Mond und hebt dich hoch. Du fährst auf dem Mondstrahl in die Äonen hinein. Bist lange wie tot, mitten im trunkenen Sein.

Hoch!.... Malerseele, arme, zermartete.... schwimme in deinen mondheißen Wassern, grüß die Plejaden am Mittag. Ruf dem Polarstern deine Schwüre zu, recke dich auf zum Saturn.

.....ich bin gezückt und reif die Treppen hinabgetrieben. Sternschnuppe funkte um meine süblime Nase — bunte Winde um die Backen herum.

Horch!..... durch die Millennien, durch die endlosen Wüsten des Azur.

In den Mitsommernächten schlottre du, bist ja der Griffel unerforschlichen Gottes, der mit ihm seine Marginalien malt.

.....niederfalle beschämt vor ihm, der in deinen Adern und Stirnhöhlen unsäglich pocht; der in deinen Gedanken jauchzt..... der immerfort in deinem Herzen weint.

Maler, tanze in Gott. Mit deiner Farbenschar bekriege den schaurigen Zwiespalt.

..... Du Mäusefraß der Zeit, schwind hin, schwind hin.....  
Eiferer, Haderer, schwind hin.

Aus: Unser Weg 1919. Ein Jahrbuch  
des „Verlags Paul Cassirer“.



## WEISSES BRETT

In Wien gibt es eine Zeitung, das „Neue Wiener Journal“, darin tauchen regelmäßig erstaunliche Tagebuchblätter von Hermann Bahr auf. Aus einem der letzten:

„Ernst Bloch hat in seinem *„Geist der Utopie“* (Verlag von Duncker Humblot, München und Leipzig 1918) mit Pannwitz und Fuhrmann das gemein, daß die kommende Welt... hier wirklich emergiert, nicht mehr als bloße Forderung, als ein erst von der Zukunft einzulösendes Versprechen, sondern unmittelbar, als Erfüllung, als Gegenwart, die nur von den andern noch nicht bemerkt wird. Diese Schriftsteller deuten nicht mehr auf etwas, das kommen soll, sondern eben mit ihnen ist es schon gekommen, es ist an ihnen schon da, sie selber sind das Kommende, wenigstens für ihr eigenes Gefühl. Sie bringen ein Deutschland, ja sie haben es schon erbracht, das mit dem sichtbaren nichts zu tun hat, sondern wieder auf dem Geist beruht, Geist nicht als Wissen, noch als Spiel, sondern als Gehalt des Lebens, ja das Leben selbst, als einzige Wirksamkeit und Wirklichkeit, Geist als Creator Spiritus. Sie sind Zeichen einer Atmosphäre, es gibt jetzt irgendein geheimes Deutschland, das wieder eine Atmosphäre hat. Alles Lebendige, sagt Goethe, bildet eine Atmosphäre um sich her. So konnte, solange Deutschland im Tode lag, es keine haben. Die drei sind die ersten Lebenszeichen. Aber wenn Bloch im gestaltenden Ahnen, Gefühl des Transzendenten und schaffenden Anschauen jenen beiden gleicht, so hat er dazu nun auch noch einen gesicherten Besitz von Details, Einzelheiten, Tatsachen, von Kalkulierbarem, von Figurinen des Absoluten oder wie man's immer heißen will.... Seinem Ahnungsvermögen ist ein überwachender nachprüfender Zug beigelegt, jene sehr seltene Begabung nämlich, die man nach ihrem höchsten Beispiel die thomistische nennen könnte: die Kraft, den übers Canze, in alle Fernen schweifenden, allumfassenden, welttragenden Adlerblick dann nun aber auch noch niederfahren und sich auf der Erscheinung ausruhen zu lassen, Weltansicht gewissermaßen zu lokalisieren in irgendeinem Detail und Ideen auch aus ihrer Haft in der geringsten Einzelheit noch aufzuspüren. An Bloch ereignet sich der sehr seltene Glücksfall, daß ein geborener Musiker zugleich einen Baumeister in sich hat. Wirklich ein geborener Musiker muß es sein, wer so das Herz Mahlers aufzuschlagen vermag; niemals ist vor ihm Mahler so bis in den Grund erkannt worden. Und auch wenn er bisweilen gleichsam einen bösen Blick für Musiker hat, so geschieht auch das immer wieder aus dem



besten Gewissen der Musik . . . . In jener höchst merkwürdigen, übrigens ganz wagnerischen Wendung von der ‚Stunde der Sprache in der Musik‘ verrät sich aber schon das andere Bedürfnis seiner Natur, das baumeisterliche, das ihn nun ebenso zu Kant, der ‚innerlich und unendlich bleibt‘, noch Hegel fordern läßt, bei dem man ‚weiter sieht, als bei Kant, weil er gebaut hat und derart auf Zinnen stehn kann‘. So will er keinen von beiden missen können und es scheint ihm nötig, ‚Kant durch Hegel hindurchbrennen zu lassen: das Ich muß in allem übrig bleiben; mag es sich auch zunächst zu allem entäußern, durch alles nochmals begreifend, vollendend sich hindurchbewegen, um die Welt aufzuschichten und gesammelt vor Gott zu bringen, so ist doch das wünschende, fordernde Ich, die uneingesenkte Postulatswelt seines Apriori die beste Frucht, der einzige Zweck des Systems. Und Kant steht deshalb letzthin so sicher über Hegel, wie Psyche über Pneuma, die Ethik über Enzyklopädie und der moralische Nominalismus des Endes dem noch halb kosmologischen Realismus der Hegelschen Weltidee übergeordnet ist. Das Ziel wäre dann erreicht, wenn es gelänge, was bisher nie ganz zusammenkam: das Zungenreden und das Weissagen, das Seelenhafte und das kosmisch Totale zu vereinen‘. Man hört diesen Worten an, worum allein es im Grunde dem ganzen Buche geht: um Religion.“

\*

Zur selben Zeit hat ein Wiener Verlag das „*Kommunistische Manifest*“ als Luxusdruck herausgegeben. Vermutlich für „sozialistische“ Kriegsgewinner.

\*

Ein kameradschaftlicher Zuspruch von *Georges Duhamel* im letzten Heft (16. Dez.) des „*Mercure de France*“, ein Kapitel eines Aufsatzes: „*Essai sur le règne du cœur*“:

„Den Hilfsquellen des Herzens wendet sich unsere Hoffnung zu. Von jener gelehrten Vernunft verraten, deren gewaltige Leistungen manchmal das Gesicht der Dummheit selber tragen, erstreben wir die Herrschaft des Herzens. Unsere ganze Sehnsucht ist nach einer moralischen Zivilisation gerichtet, die allein fähig wäre uns zu erheben, zu schützen, ein wirkliches Emporblühen unserer Rasse zu sichern . . . Durch dialektische Künste gelang es, die Idee des Fortschritts mit der Entwicklung der mechanischen, chemischen und biologischen Wissenschaften zu solidarisieren. Der wahre Fortschritt begreift nur die Seele; er bleibt unabhängig von den Auswegen und den Verfahren der Wissenschaft. Diese triumphiert, indes der wahre Fortschritt, das heißt der Gang der Menschheit zum Glück, auf lange Zeit unterbrochen und zutiefst gestört erscheint.“

Man wird nicht ermangeln zu sagen, daß der Krieg ja gerade den Anbruch einer neuen Zeit kennzeichnen solle, daß er in Blut und Flamme die mo-

ralische Gesinnungsgröße erringe, die für einen fruchtbaren und endgültigen Frieden notwendig sei. Wir können diesen Optimismus offizieller Beredsamkeit nicht teilen. Nicht die Ausübung einer mörderischen Tätigkeit ist es, die den Menschen die Bahn der Gerechtigkeit öffnet und sie zu guten Sitten bekehrt. Die Menschheit wird sich des Verbrechens entöhnen müssen, und nicht die bewaffnete Vernunft wird es sein, welche dies Wunderwerk vollbringt. Das Friedenswerk des Krieges wird unsicher bleiben, wenn nicht alles, was in der Menschheit gesund und großmütig ist, daran arbeitet, jene wissenschaftliche Zivilisation zu entthronen, die weiterhin die Gesellschaft mißbraucht, nachdem sie diese selbe Gesellschaft zur Ohnmacht verdammt hat.

Die Einwürfe der Stoiker, die uns sagen würden, daß solche Mißgeschicke nicht von uns abhängen, und daß wir hartnäckig über sie hinweg unser Glück zu suchen, unser Glück von dem umringenden Sumpfe abzusondern haben, halte ich keiner Berücksichtigung wert. Nein! Solche Mißgeschicke hängen von uns ab. Trotz ihres hochmütigen Adels ähnelt die stoische Resignation, auch hier, zu sehr dem Egoismus.

Die moralische Zivilisation hat es vermocht, zu gegebener Stunde das Christentum ins Leben zu rufen und zu verbreiten. Sie wird die menschliche Rasse auch in der Trostlosigkeit und im Elend der gegenwärtigen Zeit nicht im Stiche lassen.

•

In München erscheint eine neue Wochenschrift „*Revolution*“, die Friedrich Burschell herausgibt. Mitarbeiter: Alfred Wolfenstein, Martin Sommerfeld, Karl Ernst Matthias u. a. Der programmatische Aufruf „Der Mensch steht auf“ von Friedrich Burschell lautet:

„Nicht Freude oder Schmerz — das war einmal — Entschlossenheit ziemt seinen Zügen.

Die Toten sind begraben, die namenlosen, ungezählten Menschenbrüder; doch zur erfüllten Zeit im Buch des Lebens stehen Zahl und Namen herrlich eingezeichnet.

Denn jetzt erhebt der Lebende sein Haupt, aus Sünd und Mord, und duldet es nicht länger und über ihm, dem Himmel näher, wehn seine Fahnen rot wie Blut, der Schreck der alten, untergehenden Welt, wehn seine kühnen, starken Fahnen, rot wie sein Blut und das der Brüder, das heilige, lebendige Blut!

Der Mensch steht auf!

Er will des Namens würdig werden, der alle Teufel teuflischer beschämte. Freilich, er war nicht schlechthin schlecht, der eine Mensch, Du oder jener, er war so gut und schlecht wie alle andern, die sich gefallen ließen, daß der Name zu niemals ganz begriffenen Sünden sich ergab.

Der Mensch steht auf, gewaltig wie das Schicksal, aus Leid und Ekel

und seines Namens Würde sieht er mit Demut neu in seine Hand gegeben. Noch ist nichts ausgelöscht, noch brennen alle Sünden, der Weg ist weit und diese Erde scheint nicht zum Paradies gemacht. Nur daß der Mensch jetzt aufrecht steht, ein Büßender, der seinen Sprung getan, nur daß Entschlossenheit dem Antlitz ziemt.

Der Weg ist weit, ein anderer Krieg beginnt, ein friedlicher, mit guten Waffen. Der Mensch will seines Namens würdig werden, er ruht nicht mehr, er ruft die Bruderhände, sinnlos und einsam stand er ehemals da, etzt hat die Arbeit Sinn, jetzt warten Brüder und ob der Weg unendlich sei.

Zur Liebe geht es, zum Verschwiegensten, zum Schwersten und zum einzigen Ziel der Erde.

Verdammt ist jeder Schritt, der sich vom Weg verliert, verdammt sind Mauern, zugeschlossene Tore, verdammt ist jedes nicht gesprochene Wort, das zwischen Mensch und Mensch noch Ferne hält.

Zur Liebe geht es, zur erfüllten Zeit, zum leichten Dienen und zum leichten Herrschen, zur Heiterkeit des Schenkens und des Nehmens; o laßt uns ruhig Schwärmer sein, weil Menschsein Schwärmerei bedeutet.

Doch jetzt, da um des Namens willen der Mensch aufsteht, ist er entschlossen und sonst nichts. Der Weg sei auch unendlich weit, er sieht das Ziel, es kann nichts andres wie die Liebe sein. Und er, der so viel sinnlos litt, wird gerne für das Höchste leiden.

Denn über ihm und dem bestürmten Himmel näher wehn seine Fahnen rot wie Blut, zum Schreck der alten, untergehenden Welt, wehn ihm zum Sieg die kühnen, starken Fahnen, rot wie das Menschenblut und strahlend wie die Liebe.“

•

Als Anhang zu Aufsatz „Durch die Blume eines Privatbriefs“ drei weitere kurze Stücke aus der „Genfer Reise“, aber nur, weil sie im Satz standen und im vorigen Heft keinen Platz gefunden haben:

### WARNUNG VOR DER TIEFE

Ich rate: seht euch jedes Ideal darauf an, ob es nicht auch ein Mordwerkzeug abgäbe.

Und hütet euch vor den „tiefen“ Menschen. Sie sind tief, weil der Neid in ihnen frißt und sie aushöhlt. Sie sind tief, weil der Machthunger sie schüttelt, bis sie selbst aus den Fugen geraten und alles um sie herum zu wanken und weichen beginnt und sie über einem Abgrund hängen, der allemal der ihres eigenen Lebens ist. Sie sind tief aus Unfähigkeit zur einfachen Liebe.

Sie wollen die Nacht, wie die Eule die Nacht will. Sie loben den Maulwurf und nennen das Reh eine alberne Figur. Die Nachtigall verweisen sie ins Kabarett.



Diese Tiefseefische verachten den Delphin, den Springinswasser, er ist ein Schwindler, denn er glänzt, ein seichter Tropf, denn er schwimmt an der Oberfläche, übrigens im guten Glauben, daß die Tiefe nirgends tiefer sei, als unter ihm. Einen Tänzer, denn er tummelt seine Geradheit.

Aber wenn sie Freude suchen, werden sie gemein.

Nero war ein tiefer Mensch. Fast alle Beamten sind tiefe Menschen. Der Bordellbesitzer, der Kirchensteuer bezahlt, ist es auch.

Viele haben die Entschuldigung der Krankheit. Von hundert Hämorrhoidenkranken sind sechzig tief, von den Magenleidenden alle, bis auf einen, der sich gegen seine Krankheit behauptet.

Darum klingt mir ihre Aufforderung zur Tiefe immer wie: „Bitte, verderben Sie sich erst einmal den Magen, bevor Sie mitreden“ und: „Junger Mann, sorgen Sie für Hämorrhoiden“.

### GLORIA VICTIS

Ich sage Sieg, nur um zu rufen:

Gloria victis!

Selig sind, die unterworfen werden, denn sie entdecken in sich das Himmelreich des freien Willens und der Unbeugsamkeit. Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als ein Sieger in den Himmel.

Selig sind, die geknechtet werden, denn sie wachsen, mit ihrem alleinigen Herzen, über ihre Herren und sind unerreichbar für jede Gewalt.

Selig sind, die ohnmächtig zurückbleiben hinter dem Triumph der Gewalt, denn sie haben das Dasein ergründet. Auftauchend vom Grund brennen sie mit ihrem Lächeln und ihrem Blick das Gespenst ihres Todes in die Seele des Siegers, daß er daran leide bis ins dritte und vierte Glied. So hält die Netzhaut des Mörders das Bild seines Opfers. Es ist wie eine furchtbare Empfängnis. Das Bild wächst in ihm, es nährt sich von seiner Kraft und er stirbt daran. Dann ist das Opfer wiedergeboren, es steht auf und wandelt.

Selig sind die Sklaven, denn niemand kann sie mehr versklaven. Mit ihren ruhenden Händen werden sie ihre Herren zu sich niederziehn, ans Herz oder unter ihre Knie, wie die Herren wollen.

Gloria victis!

### ICH STOSSE AUF EINE FESTUNG; ES IST MEIN FREUND

Ihr habt lange genug durchgehalten. Versucht einmal jetzt durchzudenken. Ich bitte ja nur: versucht es. Habt ihr soviel versucht seit vier, seit vierzig und vierhundert Jahren, um euch zu retten, warum nicht auch einmal dies?

Man soll immer mit sich anfangen und dann mit seinen Freunden. So habe ich es gehalten.

Mein Freund ist eine ehrliche Haut, und er will sie nicht wechseln. Er findet sie schön, er hat sich darin eingelebt, warum sollte er, mitten im Unwetter, ins Freie und ins Ungewisse hinaus? Nicht, als ob er ein Ungeheuer an Bequemheit wäre, er hängt nur an seinen kleinen Gewohnheiten, und er sieht nicht, daß sie durch den Krieg ihre Unschuld eingebüßt haben. Er besaß sie schon vor dem Krieg, er besitzt sie, solange er denken kann.

Ich liebe ihn, denn er ist mein Freund. Es schmerzt mich sehr, daß wir nicht mehr Kameraden sind. Sicher leidet er nicht weniger darunter, als ich. Deshalb haben wir seit Monaten nur noch abseitig voreinander monologisiert, unter dem Vorwand, daß wir unsere Gegensätze achteten, in Wirklichkeit aus Angst, einander zu verlieren, wenn wir, was uns trennte, eins aufs andere zwischen uns aufrichteten. Konnten wir doch nicht absehen, wie hoch die Mauer, geschweige denn was in dieser Abgeschiedenheit aus unserer Freundschaft wurde.

Das dauerte Monate, es dauerte ein Jahr. Endlich sagte ich: „Wir wollen miteinander sprechen“ und erzählte ihm meine Geschichte.

Er hörte sie an, ohne zu erstaunen, er kannte sie ja, und ich glaube nicht, daß sie sein freundschaftliches Gefühl einen einzigen Augenblick verwirrt hat.

„Ich will die Sache noch einmal durchdenken,“ sagte er, „um dir in der denkbar besten Form zu antworten.“

Durchdenken: er sprach es aus, worauf es ankam. Ich bat ihn, sich so vor den Spiegel aufzustellen, als ob er sich, vor sich selbst, und ganz allein den Prozeß machte, einen Prozeß, bei dem er beide Parteien in seiner Person vereinigte, wodurch Verheimlichung, Beschönigung, absichtsvolle Färbung und Rechthaberei ihren Sinn verlören.

Als ich ihn wiedersah, merkte ich am sieghaften, ein wenig spitzen Leuchten seiner Augen und den schön geordneten Gesichtszügen sofort, daß mein Drängen ihn nur veranlaßt hatte, seine Rolle auf ihre Wirksamkeit zu prüfen und sie zu vertiefen. Er hielt ein glänzendes Plaidoyer, das vom ersten Satz an seine Absichtlichkeit ausschrie. Er hatte sein ganzes Wissen, sein ganzes Gefühl nach Argumenten durchsucht und damit seiner Voreingenommenheit ein Haus gebaut, das eine uneinnehmbare Festung sein sollte.

Sie war es auch. Deshalb tat ich, wie ich vor jeder Festung tue. Ich grüßte voller Einsicht den geschweiften Rücken der Welle, die schweren Riegel ihrer Tore, ihre Gründe und Abgründe voll Kanonen und andern überzeugenden Gedanken, ich gab ihnen das Schauspiel des jämmerlichen Gegners, der den Sturm nicht einmal versucht, schamlos machte ich kehrt und zog ab zu den Lilien im Feld und den Vögeln unter dem Himmel.

PAUL CASSIRER VERLAG

*Soeben sind erschienen:*

**Walter Hasenclever:**  
**Die Menschen**

DRAMA

Preis 4.50 Mk.

Geb. 6.— Mk.

**Oskar Kokoschka:**  
**Vier Dramen**

Orpheus und Eurydike / Der brennende Dornbusch  
Mörder, Hoffnung der Frauen / Hiob

Preis 5.— Mk.

Geb. 6.50 Mk.

**René Schickele:**  
**Die Genfer Reise**

Preis 6.— Mk.

Geb. 8.— Mk.

B E R L I N W 1 0



# Die Weissen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

HERAUSGEBER: RENÉ SCHICKELE

In den Weißen Blättern erschienen die Romane „DER GOLEM“ von Gustav Meyrink, „TYCHO BRAHES WEG ZU GOTT“ von Max Brod. Die Schauspiele „TABULA RASA“ von Carl Sternheim und „DER SOHN“ von Walter Hasenclever und die „ERINNERUNGEN“ von Ed. Bernstein. Von größeren, aber in jedem Heft abgeschlossenen Arbeiten: Der Essai „EMILE ZOLA“ und das Schauspiel „MADAME LEGROS“ von Heinrich Mann. Der „HASENROMAN“ von Francis Jammes. „DIE URSACHE“, „DER VATER“ und „DIE KRIEGSWITWE“ von Leonhard Frank. Die Novellen „BUSEKOW“, „NAPOLEON“, „SCHULIN“, das Schauspiel „1913“ von Carl Sternheim. „TRAUM VON EINER NEUEN HÖLLE“ und „DIE TROERIN-  
NEN DES EURIPIDES“ von Franz Werfel, das Schauspiel „HANS IM SCHNAKENLOCH“ von René Schickele. Der Essai über HÖLDERLIN von Gustav Landauer. Der Essai „DER WEG“ von Prof. F. W. Förster. „ITHAKA“ und NOVELLEN von Gottfried Benn. „BESUCH BEI DUCHESNE“ und die „BRIEFE AN EINEN TOTEN“ von Annette Kolb. „VERONA“ von A. Suarès. Erzählungen von Kasimir Edschmid. „DIE VERWANDLUNG“ von Franz Kafka. „DER RUHETAG“ von Paul Claudel. „DAS HIMMLISCHE LICHT“ von Ludwig Rubiner. Kunstaufsätze des „NEUEN STANDPUNKT“ von Theodor Däubler. Die ersten Übersetzungen aus „FEUER“ von Henri Barbusse, „HELDENTOD“ von Andreas Latzko, die „LEGENDE“ von Paul Kornfeld. Briefe an seinen Bruder Theo, von V. van Gogh. Briefe an Cézanne von Zola. Zeichnungen und Holzschnitte von Großmann, Meidner, Segall, Melzer, Huber und anderen. Gedichte von Becher, Ehrenstein, Däubler, Else Lasker-Schüler, Benn, Leonhard, Werfel, Hasenclever, Brod, Herrmann, Wolfenstein, Stadler und anderen.

---

Abonnement: Mark 5.— oder Fr. 5.— im Vierteljahr;  
das Einzelheft Mark 2.— oder Fr. 2.—

# *Die weißen Blätter*

---

**EINE MONATSSCHRIFT**

HERAUSGEGEBEN VON RENÉ SCHICKELE

---

**ZWEITES HEFT ♦ ♦ 6. JAHRGANG ♦ ♦ FEBRUAR 1919**

---

## **INHALT:**

Anna Siemsen: Die Partei der Vernunft.

Rosa Luxemburg: Die Seele der russischen Literatur.

Adolf von Hatzfeld: Gedichte.

Iwan Goll: Brief an den verstorbenen Dichter Apollinaire.

Otto Freundlich: Der Raum.

Ernst Weiß: Ordnung und Gerechtigkeit.

Carl Maria Weber: Sendung, Lied des Weltsatten.

**EINZELPREIS 2 MARK  
ODER 2 FRANKEN**

**VIERTELJÄHRL. 5 MARK  
ODER 5 FRANKEN**

---

**1919**

---

**VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.**

Ein neues Buch vom Herausgeber der Weißen Blätter:

# Die Genfer Reise

von

René Schickele

6 M., geb. 8 M.

Vorzugsausgabe auf Büttenpapier:  
100 vom Verfasser sign. Exempl., in Halbleder geb. 50 M.

## Aus dem Inhalt:

Der Mäzen und das Paradies / Narzissen  
Das Hotel / Musik / Ein Geheimnis zum Ausplaudern  
Gespräch mit einem Amerikaner / Warnung vor der Tiefe / Der Dichter im Café  
Der deutsche Träumer / An die Freunde / Verhöhnung durch die Haustiere  
Märchen / Der Himmelsmaier in der Steinhölle  
Gloria victis / Heimfahrt.

Verlegt bei Paul Cassirer in Berlin

# NEUE DRAMEN

ERNST BARLACH

DER TOTE TAG. Drama in fünf Akten. Preis 7 M. geh., 9 M. geb.

OSKAR KOKOSCHKA

VIER DRAMEN: Orpheus und Eurydike / Der brennende  
Dornbusch / Hiob / Mörder, Hoffnung der Frauen.  
Preis 7 M. geheftet, 9 M. gebunden. Vorzugsausgabe: 50 numerierte,  
signierte Exemplare auf Büttenpapier, in Halbleder 100 M.

WALTER HASENCLEVER

DIE MENSCHEN. Schauspiel in fünf Akten. 6 M. geh., 8 M. geb.  
Vorzugsausgabe: 50 numerierte, signierte Exemplare, in Halbleder 50 M.

ULRICH STEINDORFF

DIE IRREN. Drei Aufzüge. 7,50 M. geheftet, 9,50 M. gebunden.

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER IN BERLIN



*Anna Siemsen:*

## DIE PARTEI DER VERNUNFT.

In Göttingen besteht unter der Leitung des Philosophen Nelson ein Arbeitsbund junger Akademiker, der schon während des Krieges mit viel Ernst, Hingabe und Selbstverleugnung seine Mitglieder bildet zum Bewußtsein ihrer Verantwortung der Allgemeinheit gegenüber, zur Arbeit im öffentlichen Leben. Sie haben ihre Ortsgruppen durch ganz Deutschland, Beziehungen nach den neutralen Ländern, sie werben für ihre Sache und erklären ihre Grundsätze in einer Broschürenserie „Öffentliches Leben“, die im Geist-Verlag erscheint, und sie rufen jetzt zu einem internationalen Studentenbund auf und erwarten von ihm eine Umwandlung unserer so gänzlich reaktionären und verknöcherten deutschen Universitäten zu wirklichen Hochschulen, zu Schulen für die geistigen Führer des Volkes.

All das ist vortreffliche und notwendige Arbeit. Man kann sie gar nicht ernst genug nehmen und unterstützen. Es gibt auch nichts darüber zu diskutieren. Möge hier jeder nach seinen Kräften praktisch zufassen. Ihnen selbst aber ist all dieses nur Vorbereitung auf das eigentliche Ziel ihrer Arbeit; aus dem internationalen Studentenbund nämlich entsteht — eine neue Partei: die Partei der Vernunft, welcher alle geistig Führenden angehören, welche kraft des Rechts der Vernunft die Herrschaft im Staate anstrebt und, indem sie die Macht erlangt, die vernunftwidrige Demokratie, die Herrschaft der Masse umwandeln wird in eine Aristokratie, eine Herrschaft der Geistigen.

Dieser Gedanke, durch Plato geädelt, durch Fichte vor 100 Jahren mit aller Glut und Einseitigkeit seiner poli-

tischen Leidenschaft gepredigt, dieser Gedanke einer Aristokratie des Geistes scheint ein sehr deutscher Gedanke zu sein. Er hat heute in weitesten Kreisen Wurzel gefaßt und treibt die wunderlichsten Ranken und Blüten — nur an seine Früchte vermag ich nicht zu glauben. Hillers „Ziel“bücher und die ganze aktivistische Politik, die Räte geistiger Arbeit, die mit der Revolution entstanden und freilich bis jetzt wenig geistige Arbeit bemerken lassen, die Staats- und Verfassungs-Theoretiker, die sich in Diederichs Verlag und seiner „Tat“-Zeitschrift ein Stelldichein geben, entsprossen dieser Wurzel. Und neben diesen Einzelercheinungen — die gewiß nicht vollständig sind — begegnet man der tief eingewurzelten Überzeugung vom Irrtum der Demokratie, vom Herrscherrecht der Geistigen, von der blinden Masse in allen Kreisen von links nach rechts hinüber. Ihren vergrößerten und entartetsten Ausdruck findet sie in der national-liberalen Partei, der Partei von Bildung und Besitz.

So eingewurzelt deutsch dieser Gedanke aber ist, so antieuropäisch, so wirklichkeitsfremd und so ungläubig pessimistisch ist er. Es könnte überflüssig scheinen, daß man sich überhaupt um ihn kümmerte, daß man mit Trivialitäten ihn widerlegte — vom europäischen Standpunkte aus — aber da er in Deutschland so mächtig ist, da er viele junge, lebendige, zukunftsvolle Kräfte ablenkt, zersplittert, lahmlegt, so ist's nötig, ihn zu erfassen und sich mit ihm auseinanderzusetzen in einer so typischen und reinen Erscheinung, wie das Nelsons Partei der Vernunft ist.

Worin versehen es diese Aristokraten des Geistes in ihrem Kampf gegen die ungeistige Demokratie? Darin, daß sie zwischen beiden überhaupt einen Gegensatz konstruieren. Jeder anständige und überzeugte Aristokrat muß Demokrat sein, gerade sofern er eine Herrschaft der Besten will. Dort, wo die Aristoi, die Besten, Edelgeborene sind oder Reiche: im alten Griechenland, im



Indien der alten Sagen, im Feudalstaat und in der national-liberalen Partei, dort freilich ist ein Gegensatz vorhanden, und auch dann noch, wenn man mit Plato freilich die Weisen allein als Aristoi und berufene Herrscher gelten, aber mit eugenischen Theorien den Weisen schon durch seine Zeugung und Geburt erkennbar prädestiniert sein läßt. Geburtsaristokratie, die das profane Volk der unedel Erzeugten von jeder Herrschaft und jeder Mitbestimmung aussondert: das ist undemokratisch. Aber das meint die Partei der Vernunft, das meinen alle Ritter des Geistes nicht. Aristokratie, Herrscher von Geistes Gnaden ist ihnen der, der sich als solcher durch die Tat erweist. Nun aber kommt das stets Verschwiegene, vielleicht Übersehene: Durch die Tat erweisen kann er sich ungehindert nicht in einer Geburts- oder Geldaristokratie, er kann es nicht in einem Staate, der auf äußere Kriterien hin Vorrechte gibt und Herrschaft anerkennt. Der Geistige kann herrschen nur kraft der Wirkung seines Geistes, d. h., sofern er überzeugt. Er herrscht also gar nicht, sondern er leitet, und sein einziges Vorrecht ist, weder Vorrechte zu haben, noch anzuerkennen. Er also kann nur leben in der Demokratie, die nicht das Ziel, aber die Grundlage seiner Wirkung ist. Jeder Sturm gegen die Grundlagen der Demokratie, gegen das gleiche politische Recht und die Freiheit aller bedroht auch die Voraussetzungen der wahren Aristokratie. Kein Freier kann anders als durch Freiheit, kein Geistiger anders als durch Geist herrschen wollen. Und wenn er sein inneres und angeborenes Recht der Führerschaft verwandeln will in ein äußerliches gesetzmäßig verbrieftes Recht der Herrschaft, so beweist er nichts anderes als seinen Unglauben in die Kraft des Geistes.

Antidemokrat kann nur derjenige sein, der sich und seiner Idee nicht zutraut, daß sie imstande sein werden, das Volk zu überzeugen und zu führen, und der zugleich der Überzeugung lebt, erzwungene, durch Gesetze oder



andere Gewaltmittel erzwungene Taten könnten zum Guten führen, Gewalt könne ein Volk bessern: eine unsittliche, eine vernunftwidrige Überzeugung! Denn das erste und unveräußerliche Recht eines Menschen, auch das Recht der Masse, ist: nicht gegen seine Einsicht zu einer Handlung gezwungen zu werden. Herrschaft aber ist Zwang. Und so müßten die Weisen, um zu herrschen, zu allererst aufhören, Weise zu sein.

Sie müssen auch aufhören, vernünftig zu sein, um eine Partei der Vernunft zu bilden. Alle unsere Parteien setzen Ziele, die zu erstreben sind. Vernunft ist kein Ziel, sie ist selber zielsetzende geistige Tätigkeit. Eine Partei der Vernunft gründen, bedeutet, den anderen Parteien die Vernunft beim Setzen ihrer Ziele abzusprechen. Es bedeutet, da außer der Vernunft nur noch das persönliche Interesse zielsetzend im Menschen wirkt, die ungeheuerliche Beschuldigung, daß alle anderen Parteien nur diesem Interesse folgen, d. h., daß allein die politische Korruption in ihnen sich auswirke. Meinen die Vernunftpartei-er das aber nicht — es wäre in der Tat zu ungeheuerlich — so bliebe nur die Erklärung, daß sie nach ihrer eigenen vernünftigen Erkenntnis zwar annehmen, Vernunft sei auch in den bisherigen Parteien wirksam, daß sie aber nicht imstande seien, in den aufgestellten Zielen diese Vernunft zu erkennen, sie vielmehr in Bausch und Bogen als unvernünftig verwerfen. Nun liegt gerade heute die Sache so einfach und klar wie sonst selten.

Wir haben zwei scharf geschiedene Lager:

|                           |                         |
|---------------------------|-------------------------|
| Hier Völkerverständigung, | dort Nationalismus,     |
| „ Selbstverantwortung,    | „ äußere Autorität,     |
| „ Sozialismus,            | „ Wirtschafts-anarchie, |
| „ Revolution,             | „ Gegenrevolution,      |
| „ Menschlichkeit,         | „ Gewalt.               |

Diese Gegensätze sind da. Sie kommen in den Parteien so klar zum Ausdruck, wie das in unserer empirisch-chaotischen Welt nur möglich ist, und es ist auch nicht

möglich, andere Ziele zu setzen. Was also bleibt der Partei der Vernunft zu tun? Die mit Unvernunft durchsetzte Politik der Parteien in der Vernunftretorte chemisch rein darzustellen und diesen reinen Sauerstoff vernünftiger Politik vor Berührung und Vermischung mit der gemeinen politischen Luft, in der wir atmen, zu bewahren; Salz der Erde zu sein in reiner Askese und unzersetzt durch die ungesalzene Masse.

Freilich ist dem früheren Salz der Erde der unmißverständliche Auftrag geworden, zu salzen, was nicht gut anders geht, als indem das Salz sich in den Speisen löst, freilich kann das Samenkorn nur Frucht tragen, indem es vergeht, freilich kann die Vernunft am besten wirken, indem sie Unvernünftige überzeugt, also nicht in einer Partei der Vernunft. Aber wir wollen einmal annehmen, daß ein Separatklub und eine Partei der Vernünftigen ihr Werk wirklich erfüllen könne: was hätten wir an einer solchen Organisation der Vernunft? Wir hätten einen weltlichen Mönchsorden, eine *ecclesia sanctorum*, eine sichtbare Kirche. Alles, was sich gegen diese sagen läßt, was in der Geschichte sie als unmöglich, ja als gott- und vernunftwidrig erwiesen hat, all das spricht gegen die Partei, gegen die Organisation der Vernunft. Vernunft organisiert, belebt und baut auf, aber sie kann niemals Objekt der Organisation und Parteibildung werden, schon darum nicht, weil jedes äußerlich sichere Kennzeichen fehlt, sie zu erkennen. *Verum indicium sui et falsi*. Das ist wahr. Aber womit will man den Maßstab messen? An ihm selbst? Das heißt: Der Vernunft-erleuchtete erkennt den Vernünftigen. Und das ergibt Gefolgschaft, Jüngerschaft, Gemeinschaft und Kameradschaft. Es ergibt niemals eine Partei der Vernunft. Die Gemeinde Christi wurde unchristlich in dem Augenblick, wo man seine Jünger erkannte an der Taufe und am Glaubensbekenntnis. Die Partei der Vernunft wird unvernünftig sein im Augenblick, wo der Mitgliederbeitrag



und die Statuten ihr Kriterium sind. Alles, was sie wirken könnte, wirkt sie am besten, wenn sie Gemeinschaft und Gefolgschaft bleibt, wenn sie das reine Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler nicht durch überflüssige Äußerlichkeiten stört und, im übrigen, in die anderen Parteien sich auflöst und dort als Sauerteig wirkt — falls ihr wirklich Kräfte des Sauerteigs innewohnen.

Das ist's, was ich immer wieder bei unsern deutschen Aristokraten von Geistes Gnaden bezweifle. Woher diese Ansonderungssucht, woher dies Mißtrauen und dies Herabsehen auf die Massen? Woher die Ansprüche, die sie für sich selbst erheben? Woher dieser Geist der Honorationstube, dies uralte deutsche Übel? Hochmut ist es, wenn wir es kurzweg sagen sollen. Selbstbespiegelungslust und Tatenscheu, die lieber mit Worten ficht, als mit Taten fest zufaßt.

Wer hat denn diesen Greuel von vierjährigem Morden beendet, wer hat die Revolution gebracht und damit die erste Bresche geschlagen in die Mauern veralteter Vorrechte und Vorurteile, die Deutschland von Freiheit und Menschlichkeit scheiden? Ach, es waren nicht die Ritter vom Geist, nicht die Parteigänger der Vernunft, sondern die blinde Masse, das Volk, dem die Not eine Wirklichkeit war und Vernunft ein heiß ersehnt Notwendiges.

Auf diese, die Helden der Revolution, mit Überlegenheit herabsehen, von ihnen sich sondern, weil man die Führerschaft, nein die Herrschaft beansprucht, das scheint mir blinder als blind, gewiß aber die unvernünftigste aller unpolitischen Handlungsweisen. Sie ist deshalb von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurteilt. Nichts gewisser, als daß jede Parteibildung, die jetzt neu versucht wird, an der Gewalt der Tatsachen zergehen wird, die uns alle in zwei große Lager scheidet. Nichts sicherer, als daß heute niemand das gelingen wird, was vor 100 Jahren Fichtes gewaltiger Inbrunst mißlang.



Warum denn eine Richtung bekämpfen, die von vornherein dem Mißerfolg verfallen ist? Weil sie Kräfte verbraucht, Intelligenzen mißleitet, Menschen verführt, die wir notwendig brauchen, nach denen die Zeit ruft und auf deren langsames Erwachen sie nicht warten kann. Oft schon ist es Deutschlands Unglück gewesen, daß seine Intelligenz sich abseits hielt und das Bürgertum seiner Vernunftlosigkeit und seinem stumpfen Behagen, den Arbeiter seiner dumpfen Not überließ. Das darf heute sich nicht wiederholen. Ihr fürchtet, daß die großen Parteien euch zersplittern, eure Kräfte aufsaugen werden? Überall finden sich die wirklich lebendigen, die vernunftbeseelten Kräfte zusammen, sie treiben und stoßen die anderen vorwärts. Und kann es denn etwas Ersehnteres geben, als so zu wirken, lebenerweckend gerade dort, wo noch kein Leben war? Etwas Göttlicheres und Menschlicheres zugleich, etwas, das vernünftiger wäre?

Machen wir doch unsere Augen auf. Wir sind geschieden in zwei große Lager. Und ist es eine Frage, kann es eine Frage sein, auf welche Seite der menschlich Empfindende ebenso sehr wie der vernünftig Erkennende gehört? Unsere Aufgabe ist uns klarer und einfacher gestellt als den meisten Geschlechtern der Menschen. Wir brauchen nur statt vornehm separatistischer Erwägungen, statt Herrschaftsforderungen, ein wenig umfassenden Mut und ein wenig hingebende Demut, die dienen will, an welcher Stelle des großen Werkes es auch sei.

*Rosa Luxemburg:*

## DIE SEELE DER RUSSISCHEN LITERATUR.

„Meine Seele von dreierlei Nationalität fand endlich eine Heimat, — es war das vor allem die russische Literatur“, sagt Korolenko in seinen Lebenserinnerungen. Die Literatur, die für Korolenko Vaterland, Heimat, Nationalität und deren Zierde er selbst geworden, ist, ihrer Geschichte nach, eine einzig dastehende Erscheinung.

Ganze Jahrhunderte, das Mittelalter und die Neuzeit hindurch, bis zum letzten Drittel des 18. Jahrh., herrschte in Rußland finstere Nacht, Friedhofsstille, Barbarei. Keine gebildete Schriftsprache, keine eigene Metrik, keine wissenschaftliche Literatur, kein Buchhandel, keine Bibliotheken, keine Zeitschriften, keine Mittelpunkte des geistigen Lebens. Der Golfstrom der Renaissance, der sämtliche Länder Europas bespült und einen blühenden Garten der Weltliteratur hervorgezaubert hat, die aufrüttelnden Stürme der Reformation, der Gluthauch der Philosophie des 18. Jahrh., — all das hat Rußland unberührt gelassen. Das Zarenreich besaß noch keine Organe, um die Lichtstrahlen der westlichen Kultur aufzufangen, keinen geistigen Humusboden, um sich ihre Keime anzueignen. Die spärlichen literarischen Denkmäler jener Zeiten muten heute durch ihre fremdartige Häßlichkeit wie Kunsterzeugnisse der Salomonsinseln oder der Neuen Hebriden an; zwischen ihnen und der Kunst des Westens besteht anscheinend keine Wesensverwandtschaft, kein inneres Band.

Dann geschieht etwas wie ein Wunder. Nach einigen schüchternen Anläufen zur Schaffung einer nationalen Geistesbewegung gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts zünden die Napoleonischen Kriege wie ein Blitz, sowohl



durch die tiefste Erniedrigung Rußlands, die zum ersten Mal das nationale Bewußtsein im Zarenreich weckt, wie später durch die Triumphe der Koalition, welche die russische intelligente Jugend nach dem Westen, nach Paris, ins Herz der europäischen Kultur führen und mit einer neuen Welt in Berührung bringen.

Wie über Nacht blüht eine russische Literatur auf, die fertig, im schimmernden Rüstzeug, wie Minerva aus Jupiters Haupte, steigt, — eine eigene nationale Kunstform, eine Sprache, die den Wohllaut der italienischen mit der männlichen Kraft der englischen und dem Adel sowie dem Tiefsinn der deutschen paart, ein übersprudelnder Reichtum an Talenten, an strahlender Schönheit, an Gedanken und Empfindungen.

Die lange finstere Nacht, die Friedhofsruhe war Schein, war Trugbild. Die Lichtstrahlen aus dem Westen blieben nur als latente Kraft verborgen, die Keime der Kultur warteten nur in der Scholle auf günstigen Augenblick, um zu treiben. Die russische Literatur stand auf einmal da als unverkennbares Glied der europäischen Literatur, in ihren Adern kreiste das Blut Dantes, Rabelais', Shakespeares, Byrons, Lessings, Goethes. Sie holte mit einem Löwensprung die Versäumnisse eines Jahrtausends nach und trat in den Familienkreis der Weltliteratur als Ebenbürtige ein.

Ein merkwürdiger Rhythmus dies in der Geschichte der russischen Literatur und eine merkwürdige Analogie zu der jüngsten politischen Entwicklung Rußlands, was wohl geeignet ist, manch braves Schulmeisterlein aus dem Konzept zu bringen.

Was aber das Kennzeichnende dieser so jäh emporgeschossenen russischen Literatur, ist, daß sie aus Opposition zu dem herrschenden Regime, aus Kampfgeist geboren wurde. Dies Zeichen trägt sie sichtbar das ganze 19. Jahrh. hindurch. Daraus erklärt sich der Reichtum und die Tiefe ihres geistigen Gehalts, die Vollendung und Originalität ihrer künstlerischen Form, namentlich aber ihre schöpferische



und bewegende soziale Kraft. Die russische Literatur war unter dem Zarismus, wie in keinem Lande und zu keiner Zeit, eine Macht im öffentlichen Leben geworden, und sie blieb ein Jahrhundert lang auf dem Posten, bis sie von der materiellen Macht der Volksmassen abgelöst, bis das Wort zum Fleisch ward. Die schöne Literatur war es, die dem halbasiatischen Despotenstaat einen Platz in der Weltkultur erobert, die die vom Absolutismus aufgerichtete chinesische Mauer durchbrochen und eine Brücke zum Westen geschlagen hatte, um hier nicht nur als Nehmende, sondern auch als Gebende, nicht bloß als Schülerin, sondern auch als Meisterin zu erscheinen. Man braucht nur die drei Namen: Tolstoi, Gogol, Dostojewski zu nennen.

In seinen Erinnerungen charakterisiert Korolenko seinen Vater, einen Staatsbeamten aus der Zeit der Leibeigenschaft in Rußland als typischen Vertreter der Psychologie ehrlicher Leute jener Generation. Vater Korolenko fühlte sich lediglich für seine persönlichen Handlungen verantwortlich. Das nagende Gefühl der Verantwortlichkeit für das soziale Unrecht war ihm fremd. „Gott, Zar und Gesetz“ waren für ihn über jede Kritik erhaben. Als Kreisrichter fühlte er sich nur berufen, die Gesetze mit peinlichster Gewissenhaftigkeit zur Anwendung zu bringen. „Daß die Gesetze selbst untauglich sein mögen, das schlägt in die Verantwortlichkeit des Zaren vor Gott — er, der Richter, ist für die Gesetze so wenig verantwortlich wie dafür, daß der Blitz vom hohen Himmel manchmal ein unschuldiges Kindlein erschlägt . .“ Die sozialen Zustände im ganzen gehörten für die Generation der 40er und 50er Jahre in Rußland in den Bereich des Elementaren, Unerschütterlichen; das widerstandslose Milieu wußte sich unter der Zuchtrute der Obrigkeit nur wie unter dem Anprall des Wirbelwindes zu beugen, hoffend und harrend, daß das Ungemach vorübergehen möge. „Ja“, sagt Korolenko, „das war eine Weltanschauung aus einem

Guß, eine Art unerschütterlichen Gleichgewichts der Gewissen. Ihre inneren Grundlagen wurden nicht durch Selbstanalyse unterwühlt, und die ehrlichen Leute jener Zeit kannten den tiefen inneren Zwiespalt nicht, der sich aus dem Gefühl der persönlichen Verantwortlichkeit für die ganze Gesellschaftsordnung ergibt“. Nur eine solche Weltanschauung sei das echte Fundament des Gottesgnadentums, und solange diese Weltanschauung noch unerschütterlich bestehe, sei die Macht des Absolutismus groß.

Es wäre verfehlt, die von Korolenko charakterisierte Psychologie als spezifisch russisch oder nur mit der Periode der Leibeigenschaft verbunden zu betrachten. Jene Stimmung der Gesellschaft, die, frei von nagender Selbstanalyse und innerem Zwiespalt, die „gottgewollten Abhängigkeiten“ wie etwas Elementares empfindet und die Fügungen der Geschichte als eine Art Himmelsschickung hinnimmt, für die man so wenig verantwortlich sei wie dafür, daß der Blitz manchmal ein unschuldiges Kindlein erschlägt, kann sich mit verschiedensten politischen und sozialen Systemen vertragen. Sie ist auch in der Tat noch unter modernen Verhältnissen anzutreffen, sie war namentlich bezeichnend für die Psychologie der deutschen Gesellschaft während der ganzen Dauer des Weltkrieges.

In Rußland fing dieses „unerschütterliche Gleichgewicht der Gewissen“ in breiten Kreisen der Intelligenz schon in den 60er Jahren zu bröckeln an. Korolenko schildert in anschaulicher Weise jenen geistigen Umschwung der russischen Gesellschaft, wobei er zeigt, wie gerade seine Generation die „leibeigene“ Psychologie überwunden hatte und von einer neuen Zeitströmung ergriffen wurde, deren vorherrschende Note der „zernagende, qualvolle aber schöpferische Geist der sozialen Verantwortlichkeit“ war.

Diesen hohen Bürgersinn in der russischen Gesellschaft geweckt, die tiefste psychologische Wurzel des Absolutismus unterwühlt zu haben, ist das Verdienst der russischen Literatur. Sie hat ihrerseits von Anbeginn



ihrer Laufbahn, seit Anfang des 19. Jahrhunderts, nie die soziale Verantwortlichkeit verleugnet, nie den zernagenden qualvollen Geist der gesellschaftlichen Kritik vergessen.

Seit sie mit Puschkin und Lermontow in unvergleichlichem Glanz eine sichtbare Fahne vor der Gesellschaft aufgerollt hatte, war ihr Lebensprinzip der Kampf gegen Finsternis, Unkultur und Bedrückung. Sie rüttelte mit verzweifelter Kraft an den sozialen und politischen Ketten, scheuerte sich an ihnen wund und zahlte ehrlich die Kosten des Kampfes mit ihrem Herzblut.

In keinem anderen Lande ist eine so auffallende Kurzlebigkeit der hervorragendsten Vertreter der Literatur zu beobachten wie in Rußland. Zu Dutzenden starben und verdarben sie im blühenden Mannesalter, fast noch im Jünglingsalter von 25, 27 Jahren, oder, wenn es hoch ging, kaum über 40 Jahre alt, durch den Strang, durch direkten oder als Duell verkleideten Selbstmord, Irrsinn, vorzeitige Erschöpfung. So der edle Freiheitsdichter Rylejew, der als Führer des Dekabristen-Aufstandes im Jahre 1826 hingerichtet wurde. So Puschkin und Lermontow, die genialen Schöpfer der russischen Dichtkunst — beide Opfer des Duells — mit ihrem ganzen Kreis aufblühender Talente. So der Begründer der literarischen Kritik und Verfechter der Hegelschen Philosophie in Rußland, Bjelinski, sowie Dobroljubow. So der ausgezeichnete zarte Poet Kolzow, dessen Lieder vielfach, wie verwilderte Gärtnerblumen, in die russische Volkspoesie hineingewachsen sind. So der Schöpfer der russischen Komödie Gribojedow und sein größerer Nachfolger Gogol. So erst wieder in neuerer Zeit die beiden glänzenden Novellendichter Garschin und Tschechow. Andere schmachteten Jahrzehnte im Kerker, im Zuchthause, in der Verbannung, wie der Begründer der russischen Journalistik Novikow, wie die Dekabristen-Führer Bestuschew, wie Fürst Odojewski, Alexander v. Herzen, wie Dostojewski, Tschernyschewski, Schewtschenko, Korolenko.



Turgenjew erzählt gelegentlich, daß er zum ersten Mal irgendwo bei Berlin das Trillern der Lerche mit vollem Bewußtsein genossen habe. Diese beiläufige Bemerkung scheint mir sehr charakteristisch. Die Lerchen trillern in Rußland nicht weniger schön als in Deutschland. Das gewaltige russische Reich birgt so viele und so mannigfaltige Naturschönheiten, daß ein empfängliches poetisches Gemüt auf jedem Schritt Gelegenheit findet, im Gefühl der Naturfreude restlos aufzugehen. Was einen Turgenjew an dem ungetrübten Genuß der Naturschönheit in seinem eigenen Vaterlande hinderte, war eben die peinigende Disharmonie der gesellschaftlichen Verhältnisse, das ständige drückende Gefühl der Verantwortlichkeit für die schreienden sozialen und politischen Zustände, das man nie loswerden konnte und das, tief im Innern bohrend, keinen Augenblick völligen Selbstvergessens aufkommen ließ. Erst im Auslande, wenn er die tausend niederdrückenden Bilder der Heimat hinter sich gelassen hatte und fremden Verhältnissen gegenüberstand, deren wohlgeordnete Außenseite und materielle Kultur den Russen seit jeher naiv imponierte, vermochte ein russischer Dichter sich unbekümmert, aus voller Brust, dem Gefühl der Naturfreude hinzugeben.

Nichts irriger freilich, als sich danach die russische Literatur als Tendenzkunst in rohem Sinne, schmetternde Freiheitsfanfare, Armeleutemalerei vorzustellen oder gar alle russischen Dichter als Revolutionäre, zum mindesten für Fortschrittler zu halten. Schablonen wie „Reaktionär“ oder „Fortschrittler“ besagen an sich in der Kunst noch wenig.

Dostojewski ist, zumal in seinen späteren Schriften, ausgesprochener Reaktionär, frömmelnder Mystiker und Sozialistenhasser. Seine Schilderungen der russischen Revolutionäre sind boshafte Karikaturen. Tolstojs mystische Lehren schillern zum mindesten in reaktionären Tendenzen. Und doch wirken auf uns beide in ihren

Werken aufrüttelnd, erhebend, befreiend. Das macht: nicht ihr Ausgangspunkt ist reaktionär, nicht sozialer Haß, Engherzigkeit, Kastenegoismus, Festhalten an dem Bestehenden beherrschen ihr Denken und Fühlen, sondern umgekehrt: weitherzigste Menschenliebe und tiefstes Verantwortlichkeitsgefühl für soziales Unrecht. Gerade der Reaktionär Dostojewski ist der künstlerische Anwalt der „Erniedrigten und Enterbten“, wie der Titel eines seiner Werke lautet. Nur die Schlüsse, zu denen er wie Tolstoj, jeder in seiner Art, gelangen, nur der Ausweg, den sie aus dem gesellschaftlichen Labyrinth zu finden glauben, führt auf Abwege der Mystik und Askese. Doch beim wahren Künstler ist das soziale Rezept, das er empfiehlt, Nebensache: die Quelle seiner Kunst, ihr belebender Geist, nicht das Ziel, das er sich bewußt steckt, ist das Ausschlaggebende.

Ebenso kann man in der russischen Literatur, wenn auch in beträchtlich kleinerem Format, eine Richtung finden, die, statt der tiefen, weltumspannenden Ideen eines Tolstoj oder Dostojewski, bescheidenere Ideale: materielle Kultur, modernen Fortschritt, bürgerliche Tüchtigkeit propagiert. Zu den talentvollsten Vertretern dieser Richtung gehören von der älteren Generation Gontscharow, von der jüngeren Tschechow. Hat doch letzterer aus Oppositionsgeist gegen die asketisch-moralisierende Tendenz Tolstoj's seinerzeit den charakteristischen Ausspruch getan: Dampf und Elektrizität enthielten mehr Menschenliebe als geschlechtliche Keuschheit und Vegetarianismus. Aber auch diese etwas nüchterne „kulturträgerische“ Richtung atmet in Rußland naturgemäß, nicht wie bei französischen oder deutschen Schilderern des *juste milieu*, satte Philistrosität und Plattheit, sondern jugendlichen, aufrüttelnden Drang zur Kultur, zur persönlichen Würde und Initiative. Zumal Gontscharow hat sich in seinem „Oblomow“ zu einem Bild der menschlichen Indolenz aufgeschwungen, das in der Galerie der



großen Menschheitstypen von allgemeiner Gültigkeit einen Platz verdient.

Es gibt in der russischen Literatur endlich auch Vertreter der Dekadenz. Eines der glänzendsten Talente der Gorki-Generation muß hierher gezählt werden: Leonid Andrejew, dessen Kunst eine schaudererregende, modrige Grablucht ausströmt, unter deren Hauch jeder Lebensmut welkt. Aber Wurzel und Wesen dieser russischen Dekadenz sind derjenigen eines Baudelaire oder eines D'Annunzio diametral entgegengesetzt. Hier liegt im Grunde nur Übersättigung mit der modernen Kultur, ein im Ausdruck höchst raffinierter, im Kern sehr robuster Egoismus, der keine Befriedigung im normalen Dasein mehr findet und deshalb nach giftigen Anregungsmitteln greift. Bei Andrejew fließt die Hoffnungslosigkeit aus einem Gemüt, das unter dem Ansturm niederdrückender sozialer Verhältnisse von Schmerz überwältigt ist. Andrejew hat, wie die Besten der russischen Literaten, tief in die mannigfachen Leiden der Menschheit geblickt. Er hat den japanischen Krieg, die erste Revolutionsperiode, die Schrecken der Konterrevolution 1907—11 erlebt und hat sie in erschütternden Bildern wie „Das rote Lachen“, „Die Geschichte von den sieben Gehängten“ und andere mehr geschildert. Nun geht es ihm wie seinem „Lazarus“, der, von der Küste des Schattenreiches zurückgekehrt, den Hauch des Grabes nicht mehr überwinden kann und unter Lebenden wandelt als „ein vom Tode halbverspeister Brocken“. Der Ursprung dieser Dekadenz ist typisch russisch: es ist das Übermaß an sozialem Mitgefühl, unter dem die Aktions- und Widerstandsfähigkeit des Individuums zusammenbricht.

Dieses soziale Mitgefühl ist es eben, was die Eigenart und künstlerische Größe der russischen Literatur bedingt. Ergreifen und erschüttern kann nur, wer selbst ergriffen und erschüttert ist. Talent und Genie sind freilich in jedem einzelnen Falle eine „Gabe Gottes“. Aber das



größte Talent allein reicht zur nachhaltigen Wirkung nicht aus. Wer dürfte dem Abbate Monti Talent oder sogar Genie absprechen, der in Danteschen Terzinen bald die Ermordung des Gesandten der französischen Revolution durch den römischen Pöbel, bald die Siege dieser Revolution selbst, bald die Österreicher, bald das Direktorium, bald, auf der Flucht vor den Russen, den tollen Suwarow, dann wieder Napoleon und wieder den Kaiser Franz besang, jederzeit jedem Sieger mit Nachtigallentönen ins Ohr schluchzend. Wer möchte das große Talent eines Sainte-Beuve, des Schöpfers des literarischen Essay, in Abrede stellen, der mit seiner blendenden Feder so ziemlich in allen politischen Lagern Frankreichs nacheinander Dienst tat, um heute zu verbrennen, was er gestern anbetete, und umgekehrt.

Zur bleibenden Wirkung, zur wirklichen Erziehung der Gesellschaft gehört mehr als Talent: dichterische Persönlichkeit, Charakter, Individualität, die im Felsgrund einer geschlossenen großen Weltanschauung verankert sind. Die Weltanschauung ist es eben, das fein vibrierende soziale Gewissen der russischen Literatur, das ihren Blick für die Psychologie der verschiedenen Charaktere, Typen, sozialen Lagen der Menschen so außerordentlich geschärft, es ist das schmerzlich zuckende Mitfühlen, das ihr bei ihren Schilderungen Farben von dieser leuchtenden Pracht eingegeben, es ist das rastlos Suchende, über die gesellschaftlichen Rätsel Grübelnde, was sie befähigt hat, den gesellschaftlichen Bau in seiner ganzen Größe und inneren Verschlungenheit mit künstlerischem Auge zu erschauen und in gewaltigen Werken festzuhalten.

Mord und Verbrechen passieren überall und alle Tage. „Der Friseurgehilfe X. hat die Rentiere J. ermordet und beraubt. Die Strafkammer Z. hat ihn zum Tode verurteilt.“ Solche Notizen von drei Zeilen „aus dem Reich“ liest jeder in seiner Morgenzeitung, streift sie mit gleichgültigem Blick, um weiter nach den letzten Nachrichten

vom Rennplatz oder nach dem neuen Wochenspielplan der Theater zu suchen. Wer außer der Kriminalpolizei, den Staatsanwälten und Statistikern interessiert sich für Mordfälle? Höchstens der Detektivroman und das Kinodrama.

Dostojewski ist durch die Tatsache, daß ein Mensch einen Menschen ermorden kann, daß solches alle Tage neben uns, mitten in unserer „Zivilisation“, Wand an Wand mit unserem bürgerlichen Hausfrieden, passieren kann, bis auf den Grund der Seele erschüttert. Wie für Hamlet durch das Verbrechen seiner Mutter alle Bande der Menschheit aufgelöst, die Welt aus den Fugen ist, so für Dostojewski angesichts der Tatsache, daß ein Mensch einen Menschen ermorden kann. Er findet keine Ruhe, er fühlt die Verantwortung, die auf ihm, wie auf jedem von uns, für dies Entsetzliche lastet. Er muß sich die Psyche des Mörders klar machen, seinen Leiden, seinen Qualen bis in die verborgenste Falte seines Herzens nachspüren. Er hat diese Foltern alle durchgekostet und ist geblendet durch die furchtbare Erkenntnis: Der Mörder ist selbst das unglücklichste Opfer der Gesellschaft. Nun ruft Dostojewski mit furchtbarer Stimme Alarm, er weckt uns aus der stupiden Gleichgültigkeit des zivilisierten Egoismus, der den Mörder dem Kriminalkommissar, dem Staatsanwalt und dem Henker oder dem Zuchthaus überantwortet und damit erledigt zu haben wähnt. Dostojewski zwingt uns, alle Martern der Mörder mit zu erleben und wirft uns zum Schluß vernichtet zu Boden: wer einmal seinen Raskolnikow, wer das Verhör Dimitri Karamasows in der Nacht nach der Ermordung seines Vaters, wer die „Memoiren aus dem toten Hause“ erlebt hat, wird sich nie in das Schneckenhaus des Philistertums und des selbstzufriedenen Egoismus mehr zurückfinden können. Die Romane Dostojewskis sind die furchtbarste Anklage gegen die bürgerliche Gesellschaft, der er ins Gesicht schleudert: der wahre Mörder, der Mörder der Menschen-seelen, bist du!

Niemand versteht an der Gesellschaft für ihre an dem Einzelnen begangenen Verbrechen so grausame Rache zu nehmen, sie so raffiniert auf die Folter zu spannen, wie Dostojewski, — dies sein spezifisches Talent. Aber alle führenden Geister der russischen Literatur empfinden ebenso den Mord als eine Anklage gegen die bestehenden Verhältnisse als ein Verbrechen an dem Mörder als Menschen, für das wir alle — jeder Einzelne — verantwortlich sind. Daher kehren die größten Talente wie fasziniert immer wieder zum Thema des großen Kriminalverbrechens zurück, um es uns in höchsten Kunstwerken vor die Augen zu führen, uns aus der gedankenlosen Ruhe aufzuscheuchen: Tolstoj in der „Macht der Finsternis“ und in der „Auferstehung“, Gorki in „Nachtsyl“ und in den „Drei Menschen“, Korolenko in der Erzählung „Der Wald rauscht“ und in seinem wunderbaren sibirischen „Totschläger“.

Die Prostitution ist so wenig eine spezifisch russische Erscheinung wie Tuberkulose; sie ist vielmehr die internationalste Einrichtung des gesellschaftlichen Lebens. Nur daß auch sie, trotzdem sie mitten im modernsten Leben eine beinahe beherrschende Rolle spielt, offiziell, im Sinne der konventionellen Lüge, nicht als normaler Bestandteil der heutigen Gesellschaft gilt, sondern als angeblich außerhalb ihrer Pfähle befindlich, als ihr Auswurf behandelt wird. Die russische Literatur behandelt die Prostituierte nicht in dem pikanten Stil eines Boudoir-Romans oder mit weinerlicher Sentimentalität der Tendenzbücher, auch nicht als eine geheimnisvolle reißende Bestie, einen „Erdgeist“. Keine Literatur der Welt enthält Schilderungen von grausamerem Realismus als das grandiose Bild der Orgie in den Karamasows oder die Tolstojsche „Auferstehung“. Der russische Künstler sieht aber in der Prostituierten bei alledem nicht die „Gefallene“ sondern einen Menschen, dessen Psyche, Leiden und innere Kämpfe all sein Mitgefühl beanspruchen. Er adelt die Prostituierte



und verschafft ihr Genugtuung für das an ihr begangene Verbrechen der Gesellschaft, indem er sie mit den holdsten und reinsten Typen der Weiblichkeit um das Herz des Mannes wetteifern läßt, er krönt ihr Haupt mit Rosen und erhebt sie, wie Mahadö die Bajadere, aus dem Fegfeuer ihrer Korruption und ihrer seelischen Qualen in die Höhe sittlicher Reinheit und weiblichen Heldentums.

Doch nicht nur krasse Sondererscheinungen auf dem grauen Hintergrund des Alltagslebens, auch dieses Leben selbst, der Durchschnittsmensch mit seiner Misere flößen dem sozial geschärften Blick der russischen Literatur ein tiefes Interesse ein. „Menschliches Glück“, sagt Korolenko in einer seiner Erzählungen, „ehrliches menschliches Glück hat für die Seele etwas Heilendes und Aufrichtendes. Und ich denke mir immer, wissen Sie, daß die Menschen eigentlich verpflichtet sind, glücklich zu sein.“ In einer anderen Erzählung, die „Ein Paradox“ betitelt ist, legt er einem ohne Arme geborenen Krüppel die Worte in den Mund: „Der Mensch ist für das Glück geschaffen, wie der Vogel zum Fliegen.“ Im Munde der elenden Mißgeburt ist eine solche Maxime ein offensichtliches „Paradox“. Für Tausende und Millionen von Menschen sind es aber nicht zufällige körperliche Gebrechen sondern soziale Verhältnisse, die den menschlichen „Beruf zum Glück“ ebenso paradoxal erscheinen lassen.

Die Bemerkung Korolenkos enthält in der Tat ein wichtiges Stück sozialer Hygiene: Glück macht die Menschen geistig gesund und rein, wie Sonnenlicht über einem offenen See am wirksamsten das Wasser desinfiziert. Damit ist auch gesagt, daß in abnormen sozialen Verhältnissen — und abnorm sind im Grunde genommen alle auf sozialer Ungleichheit basierten Verhältnisse — die verschiedenartigsten Seelenverkrüpplungen zur Massenerscheinung werden müssen. Unterdrückung, Willkür, Unrecht, Armut, Abhängigkeit und auch eine zur einseitigen Spezialisierung führende Arbeitsteilung als ständige

Einrichtungen modeln die Menschen geistig in bestimmter Weise und zwar auf beiden Polen: der Unterdrücker wie der Unterdrückte, der Tyrann wie der Kriecher, der Protz wie der Schmarotzer, der rücksichtslose Streber wie der indolente Bärenhäuter, der Pedant wie der Hanswurst sind gleichermaßen Produkte und Opfer ihrer Verhältnisse.

Gerade diese besonderen psychologischen Abnormitäten, sozusagen der schiefe Wuchs der Menschenseele unter der Einwirkung alltäglicher gesellschaftlicher Verhältnisse haben bei Gogol, Dostojewski, Gontscharow, Saltykow, Uspenski, Tschechow und anderen Schilderungen von Balzakischer Wucht gefunden. Die Tragödie der Trivialität eines ganz gewöhnlichen Alltagsmenschen, wie sie Tolstoi in „Iwan Iljitschs Tod“ geliefert hat, steht wohl einzig in der Weltliteratur da.

Namentlich aber für die Kategorie jener kleinen Schelme, die ohne bestimmten Beruf, untauglich zum richtigen Erwerb, zwischen Schmarotzerdasein und gelegentlichen Konflikten mit dem Strafkodex herumgeworfen, den Abfall der bürgerlichen Gesellschaft bilden und von dieser Gesellschaft im Westen durch die bündige Tafel: „Betteln, Hausieren, Musizieren verboten“ von der Schwelle gewiesen werden, für diese Kategorie vom Typus des Ex-Beamten Popkow im vorliegenden Buche, findet die russische Literatur seit jeher ein lebhaftes künstlerisches Interesse und ein gutmütiges Lächeln des Verständnisses. Mit Dickensscher Warmherzigkeit, aber ohne seine gut bourgeoise Sentimentalität, vielmehr mit großzügigem Realismus, rechnen die Turgenjew, Uspenski, Korolenko, Gorki all diese „Schiffbrüchigen“, ebenso wie der Verbrecher, wie die Prostituierte, einfach zur menschlichen Gesellschaft als Gleichberechtigte mit und erzielen gerade dank dieser weitherzigen Auffassung Schöpfungen von größter künstlerischer Wirkung.

Mit besonderer Zärtlichkeit und Feinheit wird in der russischen Literatur die Kinderwelt geschildert, wie bei



Tolstoj im „Krieg und Frieden“ und in der „Anna Karenina“, bei Dostojewski in den „Karamasows“, bei Gontscharow im „Oblomow“, bei Korolenko in den Erzählungen „In schlechter Gesellschaft“ und „Des Nachts“, bei Gorki in den „Drei Menschen“. Es gibt einen Roman von Zola „Page d'amour“ aus dem Zyklus Rougon-Macquart, in dem das seelische Drama eines vernachlässigten Kindes im Mittelpunkt der Handlung steht und in ergreifender Weise geschildert ist. Hier ist aber das von Geburt kränkliche, hypersensible Mädchen, das, durch einen kurzen egoistischen Liebesrausch der Mutter tödlich ins Herz getroffen, wie eine kaum erschlossene Knospe verdorrt, doch nur ein „Beweismittel“ des Zolaschen experimentellen Romans, ein Mannequin, an dem die These von der Vererbung dargestellt wird.

Für die Russen ist das Kind und dessen Psyche ein selbständiges vollwertiges Objekt des künstlerischen Interesses, ein ebensolches menschliches Individuum wie der Erwachsene, nur natürlicher, unverdorbener und namentlich wehrloser gegen die sozialen Einflüsse. Wer einen von diesen Kleinen ärgert, dem wäre besser, ihm würde ein Mühlstein an den Hals gehängt usw. Die heutige Gesellschaft „ärgert“ aber Millionen dieser Kleinen, indem sie ihnen das Kostbarste und Unersetzlichste raubt, was ein Mensch sein eigen nennen kann: eine glückliche, sorglose, harmonische Jugend.

Als Opfer der gesellschaftlichen Verhältnisse steht die Kinderwelt mit ihren Leiden und Freuden dem Herzen des russischen Künstlers besonders nahe und wird von ihm nicht in dem falschen, spielerischen Ton behandelt, mit dem die Erwachsenen zumeist zur Welt der Kinder herabsteigen zu müssen glauben, sondern im aufrichtigen und ernsten Ton der Kameradschaft, ohne jede unbegründete Selbstüberhebung des Alters, ja, mit innerer Scheu und Ehrfurcht vor dem unberührt Menschlichen, das in jeder Kinderseele schlummert wie vor dem



Golgathaweg des Lebens, der vor jedem Kinde offen liegt.

Ein wichtiges Symptom des geistigen Lebens der Kulturvölker ist die Stellung, die der Satire in ihrer Literatur zukommt. Deutschland und England sind in dieser Hinsicht die zwei Gegenpole der europäischen Literatur. Um den Faden von Hutten bis Heine zu spannen, müßte man schon Grimmelshausen zu den Satirikern rechnen, was doch nur bedingt angeht. Und auch dann bieten die Zwischenglieder das Bild eines erschreckenden Niedergangs im Verlaufe von drei Jahrhunderten. Von dem genial-phantastischen Fischart mit seiner strotzenden Natur, in der man deutlich den Hauch der Renaissance spürt, zu dem nüchtern-barocken Moscherosch; und von Moscherosch, der immerhin die Großen keck am Bart zauste, zu dem kleinen Philister Rabener — welcher Verfall! Rabener, der sich über die „Verwägenheit“ jener Leute ereifert, die fürstliche Personen, Geistlichkeit und „obere Stände“ lächerlich zu machen sich erdreisten, während doch ein braver deutscher Satiriker vor allem lernen müsse, „ein guter Untertan“ zu sein, hat denn auch die sterbliche Stelle der deutschen Satire bloßgelegt. In der nachmärzlichen Literatur fehlt die Satire höheren Stils so gut wie ganz. In England hat die satirische Gattung seit Beginn des 18. Jahrhunderts, seit der großen Revolution, einen beispiellosen Aufschwung genommen. Nicht nur hat die englische Literatur eine Reihe solcher Meister wie Mandeville, Swift, Sterne, Sir Philip Francis, Byron, Dickens hervorgebracht, in welcher Corona natürlich Shakespeare für die Falstafffigur allein der erste Platz gebührt: die Satire ist hier aus einem Privilegium der Geistesheroen zum Allgemeingut, sie ist sozusagen nationalisiert worden. In politischen Pamphleten, Libellen, Parlamentsreden, Zeitungsartikeln funkelt sie seit jeher ebenso wie in der Dichtkunst auf. Sie ist so sehr tägliches Brot, normale Luft der Engländer

geworden, daß man z. B. in den höheren Töchter-Erzählungen einer Croker mitunter ebenso ätzende Schilderungen der englischen Aristokratie finden kann wie bei Wilde, Shaw oder Galsworthy.

Häufig wird diese Blüte der satirischen Gattung aus der alten politischen Freiheit Englands abgeleitet und durch sie erklärt. Ein Blick auf die russische Literatur, die in dieser Hinsicht neben die englische gestellt werden kann, beweist, daß es nicht sowohl auf die Verfassung eines Landes wie auf den Geist der Literatur, nicht auf die Institutionen, sondern auf die Gesinnung der führenden Kreise der Gesellschaft ankommt.

In Rußland hat sich die Satire seit der Entstehung der modernen Literatur aller ihrer Gebiete bemächtigt und auf jedem Hervorragendes geleistet. Puschkins Poem „Eugen Onegin“, Lermontows Novellen und Epigramme, Krylows Fabeln, Ostrowskis und Gogols Komödien, Nekrassows Gedichte — sein satirisches Epos „Wer lebt in Rußland frei und glücklich“ gibt selbst in der schwierigen deutschen Übersetzung einen Begriff von der köstlichen Frische und Farbigkeit seiner Schöpfungen — sind ebenso viele Meisterwerke, jedes in seiner Art. Endlich hat die russische Satire in Saltykow (Schtschedrin) ein Genie hervorgebracht, das für die grimmige Geißelung des Absolutismus und der Bureaukratie eine ganz eigenartige literarische Form, eine eigene unübersetzbare Sprache erfunden und die geistige Entwicklung der Gesellschaft in tiefgreifender Weise beeinflußt hat.

So vereinigt die russische Literatur mit hohem sittlichem Pathos künstlerisches Verständnis für die ganze Tonleiter menschlicher Empfindungen, so hat sie mitten in dem großen Gefängnis, in der materiellen Armut des Zarismus ein eigenes Reich geistiger Freiheit und üppiger Kultur geschaffen, in dem man atmen und an den Interessen und geistigen Strömungen der Kulturwelt teilnehmen konnte. Dadurch vermochte sie auch eine soziale Macht in Rußland



zu bilden, Generation um Generation zu erziehen und für die Besten, wie Korolenko, zur wahren Heimat zu werden.

Vor kurzem ist eine deutsche Ausgabe der Jugenderinnerungen Maxim Gorkis erschienen, die in mannigfacher Beziehung ein interessantes Gegenstück zu der „Geschichte meines Zeitgenossen“ von Wladimir Korolenko bilden.

Künstlerisch sind die beiden Dichter gewissermaßen Antipoden. Korolenko, gleich dem von ihm so hoch verehrten Turgenjew, eine durchaus lyrische Natur, ein weiches Gemüt, ein Mann der Stimmung; Gorki — darin ein Nachfolger der Tradition Dostojewskis — von ausgesprochener dramatischer Weltanschauung, ein Mann der zusammengeballten Energie, der Handlung. Bei Korolenko, der für alle Schrecken des sozialen Lebens einen Blick hat, erscheinen jedoch, ganz wie bei Turgenjew, in der künstlerischen Darstellung auch die größten Schrecken in eine gewisse mildernde Perspektive der Stimmung gerückt, in zarten Duft der poetischen Vision, des landschaftlichen Reizes eingehüllt. Für Gorki wie für Dostojewski ist sogar der nüchterne Alltag voller grauenhafter Gespenster, marternder Visionen, die mit unbarmherziger Schärfe, sozusagen ohne Luft und Perspektive, meist mit völliger Vernachlässigung der Landschaft, hingestellt werden.

Wenn das Drama nach Ulricis treffendem Ausdruck die Poesie der Tat ist, so ist das dramatische Element in den Romanen Dostojewskis unverkennbar. Sie strotzen derart von Handlung, Erlebnis und Spannung, daß ihre sich übereinandertürmende, sinnverwirrende Fülle das epische Element des Romans zu erdrücken, seine Schranken jeden Augenblick zu sprengen droht. Kann man doch meist, nachdem man einen oder zwei dicke Bände in atemloser Spannung gelesen, kaum fassen, daß man Vorgängen von nur zwei oder drei Tagen soll beigewohnt haben. Ebenso charakteristisch für die dramatische Veranlagung Dostojewskis ist, daß die Hauptknoten der Handlung schon zu Beginn seiner Romane geschürzt, die großen Konflikte



fertig, reif zur Explosion, vorliegen, ihre langsame Vorgeschichte, ihr Heranreifen nicht miterlebt, sondern der rückschließenden Wirkung der Handlung auf den Leser überlassen wird. Gorki wählt, selbst wenn er die verkörperte Aktionsunfähigkeit, den Bankrott der menschlichen Tatkraft — wie im „Nachtasyl“, in den „Kleinbürgen“ — schildern will, zu ihrer Darstellung die dramatische Form und weiß ihnen einen Schimmer des Lebens ins blasse Antlitz zu hauchen.

Korolenko und Gorki repräsentieren nicht bloß zwei dichterische Individualitäten, sondern auch zwei Generationen der russischen Literatur und der freiheitlichen Ideologie. Für Korolenko steht noch der Bauer im Mittelpunkt des Interesses, für Gorki, den begeisterten Adepten des deutschen wissenschaftlichen Sozialismus, — der städtische Proletarier und sein Schatten, der Lumpenproletarier. Während bei Korolenko die Landschaft der natürliche Rahmen der Erzählung, ist es bei Gorki die Werkstatt, die Kellerwohnung, das Asyl für Obdachlose.

Die grundverschiedene Lebensgeschichte gibt den Schlüssel zur Persönlichkeit beider Künstler. Korolenko, der in behaglichen bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen ist, hatte in der Kindheit das normale Gefühl der Unverrückbarkeit, der Stabilität der Welt und ihrer Dinge, wie es allen glücklichen Kindern eigen ist. Gorki, teils im Kleinbürgertum, teils im Lumpenproletariat wurzelnd, in echt Dostojewskischer Atmosphäre brütender Schrecken, Verbrechen und Elementarausbrüche menschlicher Leidenschaften aufgewachsen, schlägt schon als Kind um sich wie ein gehetztes Wölflein und weist dem Schicksal seine spitzen Zähne. Diese Kindheit voller Entbehrungen, Kränkungen, Bedrückungen, im Gefühl der Unsicherheit, des Hinundhergeworfenseins, in nächster Nachbarschaft mit dem Bodensatz der Gesellschaft, schließt in sich alle typischen Züge aus dem Schicksal des modernen Proletariats. Und nur wer Gorkis Lebenserinnerungen gelesen, kann seinen

wunderbaren Aufstieg aus dieser sozialen Tiefe zur vollen Sonnenhöhe moderner Bildung, genialer Kunst und einer wissenschaftlich fundierten Weltanschauung ermessen. Auch darin sind Gorkis persönliche Schicksale symbolisch für das russische Proletariat als Klasse, das sich mitten aus dem Rauhen und Krassen der äußeren Unkultur des Zarenreiches durch die harte Schule des Kampfes in erstaunlich kurzer Zeit von zwei Jahrzehnten zur geschichtlichen Aktionsfähigkeit emporgearbeitet hat. Sicher ein unbegreifliches Phänomen dies für alle Kulturphilister, die gute Straßenbeleuchtung, pünktlichen Eisenbahnverkehr und saubere Stehkragen für Kultur sowie fleißiges Klappern der parlamentarischen Mühlen für politische Freiheit halten.

Der starke Zauber der Korolenkoschen Poesie bildet zugleich ihre Schranke. Korolenko wurzelt ganz in der Gegenwart, im erlebten Moment, im sinnlichen Eindruck. Seine Erzählungen sind wie ein Strauß frischgepflückter Feldblumen; die Zeit ist ihrer fröhlichen Farbigkeit, ihrem köstlichen Duft nicht hold. Das Rußland, das Korolenko schildert, ist nicht mehr, es ist das Rußland von gestern. Die zarte poetische verträumte Stimmung, die über seinem Land und seinen Leuten liegt, ist vorbei. Sie hat schon vor einem, vor anderthalb Jahrzehnten der tragischen gewitterschwülen Stimmung der Gorki und Genossen Platz gemacht, den schrillstimmigen Sturmvögeln der Revolution. Sie hat bei Korolenko selbst der Kampfstimmung weichen müssen. In ihm, wie in Tolstoj, siegte zum Schluß der soziale Kämpfer, der große Bürger über den Dichter und Träumer. Als Tolstoj in den achtziger Jahren anfang, sein sittliches Evangelium in einer neuen literarischen Form, in kleinen volkstümlichen Erzählungen zu predigen, wandte sich Turgenjew in einem flehenden Briefe an den Weisen von Jasnaja Poljana, um ihn im Namen des Vaterlandes zur Rückkehr in die Gefilde der reinen Kunst zu bewegen. Auch um Korolenkos duftige Poesie trauerten seine Freunde, als er sich mit Feuereifer in die Journalistik stürzte. Doch

der Geist der russischen Literatur: das hohe soziale Verantwortlichkeitsgefühl erwies sich bei diesem begnadeten Dichter stärker sogar als die Liebe zur Natur, zum ungebundenen Wanderleben, zum poetischen Schaffen. Von der Woge der nahenden revolutionären Sturmflut mitgerissen, verstummt er als Dichter am Ende der neunziger Jahre immer mehr, um nur noch als Vorkämpfer der Freiheit, als geistiger Mittelpunkt der oppositionellen Bewegung der russischen Intelligenz seine Klinge blitzen zu lassen. „Die Geschichte meines Zeitgenossen“, die in den Jahren 1906—10 in der von Korolenko herausgegebenen Revue „Der russische Reichtum“ erschien, ist das letzte Produkt seiner Muse, nur noch halb Dichtung, aber ganz Wahrheit, wie alles, was zu diesem Leben gehört.

*Aus der Einleitung zu: Wladimir Korolenko  
„Die Geschichte meines Zeitgenossen“.*



*Adolf von Hatzfeld:*

## GEDICHTE.

Du bist das Zeichen. Du bist der Prophet,  
Der plötzlich rauschend an dem Himmel steht.  
Wir stehen gottverlassen, sinnlos und verdreht  
Und greifen tief in das verquälte Herz  
Und zerren, was an Glauben noch besteht,  
Dies bißchen Liebe aus dem großen Schmerz.  
Wir tragen es voll Demut auf den Händen,  
Um es dem großen Heiland hinzuspender.

Wie scheue Tiere stehn wir auf der Flur  
Und folgen deiner Bahn und deiner Spur,  
Und majestätisch steigst du durch das All.  
Wir fragen nach dem Kindlein in dem Stall.  
Wir stehn wie Hirten, die den Christ gefunden  
Und wollen ziehn in seinen Stall hinein.

Du läßt uns stehn, und hüllst dich prachtvoll ein  
In deinen Riesenschweif und bist verschwunden.

\*

Sinnlose Zeit, ohn' Glaube, ohne Gnade,  
Wann wird der kommen, der sich eingehüllt  
In Einsamkeit, und der dem großen Rade,  
Das nächtlich aus Maschinenleibern brüllt,  
Das unsern Leib entseelte und zerknüllt,  
Besinnung gibt, er, der aus schönem Bade  
Der eignen Brust die ganze Zeit erfüllt?  
Jetzt steht der Tod am dunkelen Gestade  
Der Welt. Der Wahnsinn wirft im Bogen  
Von Pol zu Pol sein Riesennetz.  
Propheten haben uns um Gott betrogen  
Und sinnlos war ihr eiteles Geschwätz.  
Wann wird der steigen aus dem Himmelsbogen,  
Der, welcher Moses ist, die Tafel, das Gesetz?

O Schöpferkraft des Lichts, o Schöpfung ohnegleichen,  
Wir sind umstellt von aller Kreatur,  
Von Ländern, Tieren, Bergen und von Teichen.  
Aus deiner Fruchtbarkeit erblüht die ganze Flur.

Und unser Blut ist deines, und wir reichen  
Uns dir zurück als runde Frucht der Flur.  
Wir sind der Länder Ordnung, sind ein Zeichen  
Von Schöpfung der unendlichen Natur.

Du höre, wie in unsres Blutes Tropfen  
Die Wellen eines großen Meeres klopfen,  
Das unser Herz zu Größerem bestellt.

Nur so sind wir Geschöpf und Schöpfer dieser Welt,  
Wenn unsre Liebe Liebe selbst entzündet  
Und in das Licht der großen Gottheit mündet.

\*

So tanze, meine Seele, vor dem Herrn.  
Tanze, du Seele, wenn der Abendstern  
Als Gottes Auge über dir sich baut.  
Sieh, wie der Himmel über dir erblaut.  
Gott ist allein vor dir und schaut.  
Du bist allein mit ihm. Du bist sein Kind.  
Tanze, du Seele, tanze mit tanzenden Rehen.  
Tanze, du Seele, tanz mit dem tanzenden Wind.  
Gottes Auge lacht  
Über den springenden Rehen.  
Gottes Fröhlichkeit lacht  
Über den laufenden Wind.  
So tanze, meine Seele, auf der einsamen Flur.  
Tanze, du Tänzer der Welt.  
Tanz dich ein in das Himmelszelt.  
Sieh, Gott selber tanzt auf einsamer Flur.

*Iwan Goll:*

## BRIEF AN DEN VERSTORBENEN DICHTER APOLLINAIRE.

Lieber Guillaume Apollinaire: Wir sind die Einsamen; wir treffen uns alle nur im Leide oder im Tod. Wir gehen abseits, und da wir in Wolken verschämt hineinschluchzen und Donner uns zerbrechen — fern rast die Welt und übertönt uns mit kleinen Trommeln. Wir sind die Trauernden, wo jene siegen.

Welcher Sieger aber wäre so groß, daß er auf seinen Triumphbogen verzichten könnte?

An dem Tag, an dem Dein Land taumelte und alle Novemberhimmel blau-weiß-rot sich bewimpeln mußten, lag sein bester Dichter hinter dem grauen Fenster der Grippe und starb. Die Toten der vier Jahre litten es nicht, daß man auf ihren Gräbern tanze, und dies furchtbare Wort Deiner Generäle: *Debout les Morts!* ward zum Schicksal der Allzu-Lebenden. Aus unverdecktem, lockergetautem Massengrab schwälte die Pestseele der Gemordeten und rächte sich. Sie duldeten keine Freude, und da man weiter den Sieg schrie, töteten sie.

Apollinaire, Du bist gestorben, und Frankreich hat nicht Zeit zu weinen. Aber es muß geweint sein, sonst wird das Herz nicht frei. Und es wird einst Frankreich an Deinem einsamen Sarg stehen — oder es wird selber sterben.

Paris würde vielleicht einmal wie jene vergrabenen Städte Asiens aus der Erinnerung der Welt verwischt sein, hätten ihm nicht jenes *alve perennius* geschenkt: François Villon und Du! Euch beiden verdankt sein Volk die Erhebung aus Alltag in die Überzeitlichkeit. Denn Ihr beide allein scheutet Euch nicht, innigster Wirklichkeit den Atem und Glanz überweltlicher Wahrheit einzuhauchen. Aus Paris ein Paradies zu machen, aus dem man vertrieben wird, gelang nur Euch, weil nur Ihr die unmaskierten und schamlosen (da Scham für Euch noch nicht existierte) Wandler und Tänzer waret. Alle anderen Dichter aus Paris besangen Napoleon, das Meer, Kleopatra und die Regenwehmut: François aber duzte wie



ein Bruder seinen Herrn und schämte sich seiner Huren-Musen nicht. Und Du, Guillaume, bist jener unvergängliche Musicien de Saint-Merry, der eins Deiner Kunstwerke ist:

Il jouait de la flûte et la musique dirigeait ses pas  
Il s'arrêta au coin de la rue Saint-Martin  
Jouant l'air que je chante et que j'ai inventé  
Les femmes qui passaient s'arrêtaient près de lui  
Il en venait de toutes parts  
Lorsque tout à coup les cloches de Saint-Merry se mirent à sonner

Et tandis que le monde vivait et variait  
Le cortège des femmes long comme un jour sans pain  
Suivait dans la rue de la Verrevie l'heureux musicien.

Nur der ist ein heureux musicien, der so innig in jedem kleinen Mann seines Volkes ist, den jede Begegnung der Straße so zum heiligen Wunder wird, und den das Unscheinbarste, dadurch daß es ist, ein Name, die Geste und das platteste Gespräch eines Passanten

(Et ailleurs

A quelle heure un train partira-t-il pour Paris)  
Ewigkeitswerte erreicht. Du gabst, Guillaume, der durch alle Jahrhunderte der Dichtung — Horaz, Hans Sachs, Shakespeare, Whitman, Tagore — bewiesenen Tatsache, daß kleinstem Tageserlebnis tiefste Melodie entauscht, theoretischen Sinn und zugleich den Taufnamen: Überrealismus (Surrealisme), was, die Galerie merke sich das, mit dem realistischen Naturalismus nichts gemeinsam hat.

So standest Du oft „Lundi Rue Christine“, und was da geschah, mürbe und stark, in fünf Minuten, vergeht niemals wieder. Demütig bist Du, o Dichter, der Du an Kleinstes Dich hingibst, erhaben und der Gebirge lachend, da ein Dachkamin, ein Tramway und eine hingewelkte Fliederdolde Dich zu übermäßigem Hymnus bewegen. Und der am besten zu knien weiß, dem schmilzt die Welt so innig an sein Herz, verbrüdet sich allem so ganz, daß ihn der Schöpfung göttlicher Taumel ergreift. Deine Dichtung „Zône“ ist unseres Jahrhunderts erste Kundgebung und Quelle der ferneren Ströme:

Tu ressembles au Lazare affolé par le jour.

Nachdem Du aber den Menschen erlöst, weiter, tiefer in die Horizonte ging Dein Weg: und Stein, Stern und Blume sollten aus Deinen Worten tatgreifender noch erstehn als aus Klang und Rhythmus: aus dem Bild des Gedichts. Versuche, die tief in den Humus anfangjubelnder Überzeugung hineingriffen; aber die Dolden und Korallen Deiner „Calligrammes“ reiften nicht zeitig. Und so

bleibt für uns nur der Trost, daß die echten Frühlinge aus Deinem zerfressenen Sarg leuchtender steigen.

\*

Man weiß, Guillaume Apollinaire, daß Du von polnisch-jüdischer Abstammung warst und es immer hart geleugnet hast: aber warum? Du hast es doch selbst auf jeder Seite Deines ersten Buches *Hérésiarque et Co.* bewiesen, Du gläubigster der Ironiker, Du gelehrtester der Professorenjäger. Ob Du in Graz bist, in Marseille oder in Rom: überall läuft Dir der dunkle Schatten des Ewigen Juden über den Weg, und Du erschrickst, und Du stellst ihn zur Rede und kannst ihn nicht bannen. Du entfliehst Dir selber, großer Reisender, und ergreifst Dich immer selber am fliegenden Rockschoß. Du weißt so gut, daß die Erde rund ist und man umsonst seine Fußtapfen zerstampft: man tritt immer wieder in dieselben hinein. So will es das Gesetz. Und das vielleicht ist es, das Deiner Prosa solch intensives Lebensgefühl verleiht, Sarkasmus ernstester Wissenschaftlichkeit, voltairesche Blitz- und die geschickt geöffnete Weisheitsbibliothek wie die des Bouquinisten Anatole France. Und ein letztes Argument noch, Du kabbalistischer Bonvivant: Du warst nicht minder stolz auf Deinen Goethe-Kopf, den Dir Deine Freunde auf den Hals steckten, als auf die immens gestapelte Gelehrsamkeit Deiner Lektüren. Aus nicht unähnlichen Trieben wie denen des Franz Blei heraus präsidierst Du einer feinschmeckerischen Sammlung möglichst aller obszönen und galanten Werke aus den an Grazie unerreichbaren Epochen und durftest gleichzeitig Verkünder sein der neuen asketischen Kunst des Kubismus.

Hier wieder wuchsen aus dem Hang zur Umgebung Deiner Kunst Triebe, die Elemente reinsten Inspiration sind. Sätze schriebst Du für die Freunde Picasso, Broque und Metzinger, Münzen geprägtester Kunst- und Weltanschauung, in Worte gegossene flimmernde Wellen des Aug-Ozeans: reiner als alle gebundenen Formen.

„Kinder gibt es, die sind herumgelaufen, statt ihren Katechismus zu lernen. Sie halten ein, sie schauen, wie der Regen aufhört zu fallen: „Sieh! Menschen in diesen Häusern, und ihre Kleiderfetzen sind elend!“ Diese Kinder, die niemand küßt, verstehen soviel: Mutter, du mußt mich lieb haben! Dann springen sie, und ihre Bewegungen sind wie Aufschrei ihres Verstehens.“

Solche Sätze im Artikel über Picasso. Wem treten nicht Tränen in die Augen? Oder:

„In kalten Nebel gehüllt, warten die Greise, ohne darüber nachzudenken: denn nur Kinder denken nach. Voll ferner Landschaften, Tierkämpfe, erstarrter Haarschöpfe: diese Alten können betteln ohne Erniedrigung.“



„An einem klaren Tag schweigen die Frauen, ihre Körper sind engelisch rein, ihre Blicke zittern. Vor einer Gefahr wird ihr Lächeln ganz innerlich. Sie warten auf die Angst, um unschuldige Sünden zu beichten.“

„Während eines Jahres erlebte Picasso solch tränenfeuchte Kunst, blau wie der nasse Abgrund und auch so erbarmend.“

Guillaume Apollinaire, ich liebe Dich. Du bist nicht gestorben, ebensowenig wie Dein Vater Mallarmé, obwohl euch ein Frankreich längst begraben hat. Ein neues wird andere Siege feiern, wenn *Ihr* aufersteht. Und das hast Du vor allen verdient, der Du ein einziges Drama geschrieben hast: *Les Mamelles de Tirésias*, das für die Zukunft der gallischen Heimat besorgt ist und, wie das Vorwort lautet, den rein sozialen Zweck verfolgt, Frau und Mann zum Kindermachen anzuspornen. Ein Drama von Dir, eine soziale Mahntafel! Überrealismus! Überzeitlichkeit im Zeitlichen. Da steigen Frauenbrüste wie Luftballons zum Himmel, Paris ist Zanzibar. Paris ist eine amerikanische Hauptstadt, die Frau wird Bürgermeister, der Mann bekommt 70000 Kinder, die schon in der Wiege intrigieren, Geld verdienen, heiraten: kein Scherz, nur ins Grotesk-Megaphone gesteigerte Aufrufe, bitterster Ernst, blutende Wahrheit, aber mit den neuen Mitteln des Dichters verwirklicht: Überrealismus!

*La grande révolution des arts qu'il a accompli presque seul, c'est que le monde est sa nouvelle représentation.*

\*

Warum bist Du gestorben, Guillaume Apollinaire? Am ersten Friedenstag? Hat sich der Krieg gerächt? Ach, auch Du hast den Krieg geliebt, Du hast Apoll verraten, Marsinaire! Du wurdest Artillerist, und die Granaten waren lange die einzigen Sterne Deines Nachthimmels:

*Comme un astre éperdu qui cherche ses saisons*

*Cœur obus éclaté tu sifflais ta romance*

*Et tes mille soleils ont vidé les caissons . . .*

Du hast sehr unrecht gehabt, Dein menschliches Erbteil, selbst für so leuchtende Sterne, zu verkaufen. Du hast getötet, und selbst für so hohes Ideal war es unerlaubt.

Aber Deine Schuld sühnte sich selber. Du starbest einsam. Dir ist verziehn, Du Dichter.



Otto Freundlich:

## DER RAUM.

Bäume, wie Eisenstangen; ihr Gezweig wie das Gitterwerk von Eisenkonstruktion: Die ingenieurhafte Natur. In Fächer eingeteilt der ganze Raum durch alles Senkrechte und Wagerechte. Blätter, die Inbrunst des Zwischenraumes, er aber der Vater der Freiheit. Wir Menschen selbst sind die Fühler zwischen allem Festen, Fühler sogar zwischen der Scheinfeste Erde, den befestigten Lichtern der Nacht und dem ganzen Urgeheimnis, gleich dunkel zu Tag und Nacht, fest aber als bestehende Vorlagerung letzter Anschauungsgrenzen. Unsere *Aufgabe*, Aufgabe des Menschen, sein Beruf, sein Wesenscharakter ist: ein fühlerhaftes Durchtasten der Zwischenräume. Der unerfüllte Raum: das Ding an sich; Mittler zwischen allem Grenzverdamnten, Grenzverbannten, Zertrümmerer des Formsklaventums; Aufrichten über dem Wahn des endgültigen Schöpfungsendes das Urreich des unerfüllten Raums. Die Natur ist tot wie eine Eisenbahnbrücke oder ihr Sein wird eine Anbetung aller Zwischenräume. Sie gibt die optische Uniformierung auf und geht fragend in die Leere, die reiche, tiefe, volle. Dann lebt sie, dann lebt auch Eisen, Stein und alles Feste. Wir sagen: Die Fata-Morgana ihrer Raumes-Auferstehung ist den Dingen der Traum aller Jahreszeiten. Er heißt hellgrüne Inbrunst junger Blätter, er heißt sommerlich-heißes Verblättern erreichbarer Fernen, er heißt bekümmertes Verbleichensehen heimatlichen Zieles, er heißt erstarrende Ohnmacht in eisiger Kettenschwere. Geschmiedet bist du Sein in den vier-

fachen Rundgang der Sonne, keine Erlösung, als wenn Du, wie sie, hinaustrittst aus Dir in den Raum.

Dem Menschen aber ist Eins zu wissen notwendig, daß Tier im Wasser und auf dem Lande der Botschaft Vorspiel ist; dem Menschen, dem Allbeweglichen, der Glaube und die Erfüllung. Das Jenseits liegt *neben* allen Dingen. Zwischenräume sind türlose Kammern der Ewigkeit, geöffnet mit *einem* großen Fenster nach oben.

Natur bewahrt in sich unerlöst die Sehnsucht nach dem Raume. Voller Erwartung verschließt jedes Ding sich seinen Zugang, und wir, zwischen allem, träumen mit den Traum der Unerlösten.

Erhebende Beglückung des Wandeln zwischen lauter Wartendem, unermüdlich anschauend, doch tatlos, das helle Gesicht offenen Rätsels. Endlich, nach Jahrtausenden, erscheint die große Erkenntnis: Das Feste ist Verhärtung, und jeder Artbestand ist Verhärtung; unnahbar werden ihm bleiben die nahen Zwischenräume, wenn nicht der Mensch ihr Deuter wird. Nie wird Krieg aufhören, wenn nicht der Leib, alle Form, sich außerleiblich verbettet.

Die Abstraktion ist gleich dem „Zwölftaltonsystem“ eine Disziplin mit „lauter unreinen, aber leidlich brauchbaren Intervallen“ (zit. nach Busoni „Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst“). Unser formal versklavtes Auge beginnt die Fesseln der exakten Anschauung ebenso zu zerbrechen, wie das Ohr den festgelegten Tonwerten ihr angemessenes Hoheitsrecht zertrümmern wird. Das bewirkt die aktive Kraft in Beiden. Und so sage ich: Es gibt keinen Baum, es gibt keine gesonderte Körperlichkeit, und in dem Sinne gibt es keine Natur. Auszubilden gedenke ich einen Seinswert, der alle Form verpflichtet, dynamisch aus sich herauszutreten, der unser Auge befähigt, die Zwischenraumdurchdringung von Gegenstand zu Gegenstand und von mir selbst zu allem andern als ein höheres Leben zu *erschauen*, höher, dauernder als die Zeitkulissen der Natur, die allein durch die Absonderung von ihrem

„formlosen“ Lebensquell um sie herum zu jenem eunuchenhaften, staffageartigen, parasitären Sonder-Scheinwert gelangen, dem wir uns heute mit größtem Rechte zu entfremden beginnen.

Wenn Erfahrung dafür gefordert wird, so sage ich: fragt ein Kind nach seiner Erfahrung, eins, das noch nicht Wort noch Form vermag. Unsere Erfahrung ist *eine*: Wir haben uns selbst der Uterusexistenz entbunden. Dunkel nährend war das verbänderte Getragensein von all den physischen Obliegenheiten, deren Mechanik ihren Sinn erschöpfte. Wir wissen, das unser Hinaustreten Kräfte in uns zur Tätigkeit bringt, für die keine Grammatik geschaffen ist. Die Scheidung zwischen einer neuen Orientierung und allen kritischen Methoden, die auf einen *abgeschlossenen Zustand* anwendbar waren, muß wohl endgültig geschehen. Wir betreten die geistige Natur und verlassen die wissenschaftliche. Unser Sehen vor allem entsagt dem wissenschaftlichen Sehen und nimmt das durch Instrumente Erfahrbare für unwesentlich, für *wesentlich* dagegen die *Neigung* alles Seins, sich über die stoffliche Form hinaus in den Raum hineinzugliedern. Anders wird die Lage des Bodens, anders die Richtung des Wachstums, das Oben und Unten zerfällt in Ausstrahlungen; Kurve, Knick, Grade, Farben und jede Lichtgebärde erwarten die ungebannten Begegnungen um sich und mehr noch, sie beginnen, ihnen entgegen zu gehen.

Der Raum ist heilig, der Raum ist zeugend, zeugender als alle Form in ihm, er ist Vater der Welten und alles Seins auf ihnen; alles Sein verebbt in seine Unendlichkeit. Sichtbar? Sichtbar! Ein Krankes, Sterbendes ist das Feste ohne die Lebensluft seiner ständigen Auflösung in den Raum. Décomposition, ein Wort mit kosmischer Gebärde; nahe ist diese Gebärde, neben den Wesen beginnt sie. Verwesung, Ver-Wesung, Zer-Wesung, Ent-Wesung, das ist unendlich mehr als Rückverwandlung zur Erde. Die unendliche Vermählung ist wach, wenn noch



der Saft in den Adern steigt; sein Steigen, Fallen und Wirken ist das mikrokosmische Gleichnis makrokosmischer Geschehnisse, die unaufhörlich vonstatten gehen. Die makrokosmische Vegetation ist aber anderer Art, von anderer Ökonomie, von anderer Plastik und Anatomie als die mikrokosmische. Der Leib dringt in sie hinein, und sie durchdringt den Leib, das ist die Lösung und Überwindung der nahgestellten Sinne.

Wie wächst die inhaltlich gefühlte Raumesmacht; wie brandend umlebt sie die schmalen, wankenden Felsen aller Art und Form, wie wird Baum, Gras, Land und Berg, alle Komplexe der Materie hin- und hergezogen, zur Lust erweckt, sich in Protuberanzen entgegenzubilden ihrem geistigen Heimatboden, dem Raume. Gehört aber Licht nicht zum Raum? Gibt es einen andern als den dynamischen Raum? Ist der apriorische Raum nicht nur als eine schematische Tatsache *erdacht* worden, schematisch und *gedacht* auch nur das ihn Erfüllende? —

Die Temperatur der Töne: Hier c, hier cis, hier d, das sollen die einzigen Sprossen der Tontreppe sein. Hier Raum a priori, hier Erscheinungswelt; der eine *ist*, der andere *wird*, man sagt es: dies sei das Sein. Es ist *ein* Sein: mit einer bestimmten Disziplin der Voraussetzungen erzeugt sich Boden, Samen, Pflanze und Frucht. Das ist *ein* Kreislauf. Unbeschadet aller Richtigkeit *dieser* Voraussetzung und ihrer Weltberührung, — es bleibt ein Rest, ein gewaltiger. Vielleicht ist seine Gesetzeskraft nicht mit Worten ausdrückbar, und seine Konzeption sucht sich die geeignete Materie ihres Niederschlages. Wohl; die Bresche muß geschlagen werden, die Kritik muß überwunden werden. Verlassen wird die Kausalität der Grenzen; es gibt die Kausalität der Grenzenlosigkeit. Vor allem beruht diese auf der herausfordernden Kraft zur Entselbstung. Es ist darunter nicht verstanden, das Untergehen im andern Objekt, sondern das Aufgehen aller Wesenswerte in die umrahmenden Forderungen des Raumes.

Die Atmosphäre eines Bildes ist die Einbettung zentraler Kräfte in dezentralisierende Kräfte, die letzteren sind die positiven, die urzeugerischen Werte. Immer wird die umrissene Form im Bilde dem Baum im Raume gleichen, ein Begrenztes inmitten unendlicher Kraftdifferenzierung. Oder ist der Raum kraftlos? Er ist gewiß ebenso kräftevoll wie wir selbst, und ich meine hiermit nicht die physikalischen Kräfte, die ja nur leibliches Gleichnis bleiben wie andere formale Spannungswerte. Diesen soll ihre bescheidene Selbstgenügsamkeit zuerkannt werden. Gemeint sind die Kräfte des überorganischen Aufbaues und die berauschte Herausforderung dazu, die im Raume liegt: Die Idealität des Raumes ist keine stehende sondern eine wirkende. Entlassen wir sie aus ihrer Kerkerhaft und setzen wir sie auf ihren Thron, bekleidet und gekrönt mit dem Licht und all seiner farbigen Gnade zur Finsternis.

Die Anschauung ist eine Kraft der Auferstehung. Die fertigen Werte bedeuten in ihrem Reich nur Möglichkeiten; die fertigen optischen Werte sind künstlich zum Stehen gebrachte Bildungskeime. Der Anschauung Eros ist eine Souveränität überzeit-räumlicher Vereinigung. Diese Armee der uniformierten Naturgattungen ist sie berufen aus ihrem kasernenmäßigen Kreislauf herauszuführen und zu kühnen Bebauern eines brachen, unbegrenzten Landes zu machen. Sie führt heraus aus der Inzucht enger Fertigkeiten und deren Wiederholungen; sie sieht mit Wehmut zu, wie Bürokraten ihren *Abfall* registrieren und mit einer Nomenklatur versehen, sie steht außerhalb all dieser geschäftlichen Untätigkeit und sagt: sie erkennen mich nicht. All dieses ist nur Furcht oder Ratlosigkeit, mir zu folgen. Aber sie sollen sich aufraffen. Aus den dumpfen Kammern ihrer Sammlungen und Registraturen heraus sollen sie treten.

Eine beruhigende Gewißheit kann auch der Ängstlichste jetzt haben: daß die Keime zur überorganischen Expansion fest bestimmt sind. Sie ruhen in den wissenschaftlichen Kompendien, wie Korn auf dem Speicher.



Wie Gewachsenes Boden werden kann zu neuem Wachstum, das ist hier die Frage. Wie das seherische Auge die blinde Ichheit des Leibes zu allseitiger Raumgliedrigkeit erlöse, dafür bestehen schon Taten. Diese Taten gehören zur Welt, wie deren Ursachen. Sie werden grundlegende Grenzverschiebungen zur Folge haben. Wir glauben nicht mehr an die absolute Zulänglichkeit der Kantischen Entdeckung.

Und endlich die Bohrmaschine begrifflicher Mühseligkeiten den Unterminierern überlassend, bekennen wir uns zur großen Vegetation des Geistes, der Transparenz aller Erscheinungen, der Unverbindlichkeit des stofflich Erhärteten, der Überhöhung aller typischen Formen durch die umgebenden Raumforderungen; wir bekennen uns zu diesem Räumlichen selbst als einem zeugenden Lichtmeer, ausscheidend dem inneren Auge seine unvergängliche, saugende Brandung an allem ihm dauernd Verfallenden. Wir nehmen wahr ein Selbstvergessen alles den Naturzwecken Unterworfenen, ein höheres Organ wächst allem und bereitet es vor, über alle Grenzen hinauszutreten, hinüber und in den großen Raumvater alle Triebe reckend, die Erdenenge zu zersprengen.

Die Gebundenheit in Naturformen ist nicht erhaben; erhaben ist vielmehr die Erschaffung einer außer-physischen Leiblichkeit, die das All durchwächst. Wir erkennen der Natur eine andere Natur zu, die eine Vermählung mit ihrem Geiste ist. Um jedes Ding liegt sein Geist. Das sind die engen Fühlungen über-geschlechtlicher Art, die das Eros der Welt zu seiner kosmischen Entselbstung führen. Und bestehen bleibt jegliches Ding als untrennbarer Kern von allen auf ihm zulaufenden Wegen, in allen von ihm auslaufenden Wegen. Dies sind die ewigen Blutsbande über nahe zu fernen Heimatswerten der Unendlichkeit.



*Ernst Weiß:*

## ORDNUNG UND GERECHTIGKEIT.

Wer wie ich überzeugt ist, daß diese unsere Höllenwelt von 1918 keineswegs mit dem Mobilisierungstag begonnen hat, wer mit mir in den letzten Jahren nur eine mystische Verwandlung der ewig über dem Dasein ruhenden bösen Mächte in sichtbare, greifbare, fühlbare sieht, der muß gesegnet sein mit einem aufrührerischem Optimismus, einem fanatischen Glauben an das Endlich-Gute. Denn sonst ertrüge er das Dasein nicht.

Mir schwebte schon vor Jahren vor, die Höllenkreise darzustellen, wie sie über die Oberfläche der Jahre 1910 oder 1911 dahinrollten. Ich sah nicht wie Dante die Hölle zugänglich gemacht durch eine moralische Stufenleiter, die im Dämonischen wurzelt und sich verliert ins Seraphische, seelisch Unbeseelte. Hölle war mir die *Anschauungsart* eines mit besonderen Sinnen Begabten, die Erlebnisform eines mit Gerechtigkeit Belästeten.

Wenn ich im Winter über die ausgefranst, mit Tod infizierten Korridore eines Wiener Hospitals zu fürchterlich der Welt Entgegensterbenden gehen mußte, konnte ich nicht mehr an eine letzte Erlösungsfähigkeit eines solchen Daseins glauben. Nach der Schlacht und dem Rückzug bei Rawa-Ruska war mein Gefühl: Nie kommt Gott, nie komme ich über dieses Rawa-Ruska, den Herbst 1914, hinweg, nie hinüber über den Saal 13a, in dem die weiblichen Krebs-Pestkranken liegen, nie wölbt sich über uns der wolkenlose Himmel der klingenden Sphären.

Wo gibt es Freiheit für uns? Wo tagt der Gerichtstag, auf dem Gott ewig den Verteidigungsprozeß führt

zugunsten der Welt und seiner selbst? Die Welt vor meinen Augen stand auf, die Welt vor meinen Füßen bäumte sich. Die Hölle um mich stieß durch die Feigheit meiner Seele, und Flucht sah ich nirgends. Ich war zu Hölle verdammt, während Amtsgenossen bloß einen „gewiß ja ein wenig strapaziösen Dienst machten, der aber nun doch einmal von jemand gemacht werden mußte“.

Es gibt unter allen eine große Zahl handfester Optimisten, die durchaus soldatisch empfinden, die das von ihnen stündlich Erlebte mit dem letzten Hauch der Seele glühend ableugnen, von sich fernhaltend alle pessimistischen und nervösen Herren. Die Stütze dieser Menschen ist durchaus nicht immer Macht (die schließlich jeder gewinnt oder besitzt, besonders über sich selbst, den er durch Verleugnen und „absichtlich blind sein“ unendlich stärken kann), sondern *Ordnung* ist ihr Halt. Nicht die Erschütterbarkeit, das ist die Menschlichkeit, gibt ihnen Trost, Ruhe, Heiterkeit, sondern die Ordnung, das arithmetische Verhältnis der Existenzen zueinander, die kalte Relation, die blinde Zahl, der „Kopfstrich“, wie es in militärischen Haushaltsbüchern genannt wird, ein senkrechter Strich in einer Rubrik, ein „Mann“, ein gottloses Phantom, seelenlos.

Was diesen Menschen aber unbegreiflich bleibt, vom ersten bis zum letzten Tag, was sie nie ahnen, was sie daher bewußt nie bekämpfen können, ist Gerechtigkeit.

## II.

Ich stimme Romain Rolland in seiner Hoffnung auf eine Internationale des menschlichen Geistes, auf einen Bund menschlichster Gesinnung durchaus zu, wie ich jeder guten Hoffnung als einem vorwärtstreibenden, irgendwie Gott fördernden Motor zustimme, aber ich sehe gleichzeitig die Schwierigkeiten dieser Kristallisation: ohne tiefste Verallgemeinerung wäre dieser Weltbund der Liebe machtlos, vergeblich, bloß ein Verein schöner Seelen. Geht man aber so weit, alle Menschen zu begnadigen, sie zu ver-



.....

herrlichen bis in ihre letzte Spur, sie in ihrer ganzen Wirklichkeit einzusetzen in den Schwung unserer Idee, sie zu verwirklichen, statt sie faustisch-sentimental auf das alte Später-Früher, Streben-Werden zu verträsten, dann steht die nackte Hölle in unserem Bruder vor uns, gegen uns, über uns. Es ist ganz nutzlos, das gutklingende, leicht hingeschriebene und immer besänftigende Wort „Bruder“ dorthin zu setzen, wo man sonst Konkurrent, Erbfeind, Idiot, Autokrat, Chauvinist, Wucherer, Blutsauger oder Blutschlemmer, Feind mit einemmal für allemal gesagt hat.

Hauptsache scheint mir: das Böse in den Mitlebenden, in allen Mitlebenden im tiefsten Herzensgrunde, also von Gott an, zu sehen, zu erkennen und trotzdem zu lieben oder ganz zu verzichten auf eine Verbrüderung hier oder dort. Was soll uns das „Liebet eure Feinde!“ Das Rufzeichen allein, das Kommando: seid voll Liebe, das könnte schon die Wolke des Segens, die sich auf das „Liebet“ niedersenkt, verscheuchen mit böse funkelndem Gendarmensäbel, mit schwarz qualmenden Flammenwerfern. Aber daran allein liegt es nicht.

Der „Feind“, das ist die einer Verallgemeinerung, einer Weltvertiefung unzugängliche Perspektive. Der „Feind“ ist das im schlechten Sinne Unverantwortliche. Der „Feind“ ist der in böser Ordnung Eingearbeitete, der Abgeurteilte. Von diesem Urteil bis zum Todesurteil ist ein weiter Weg, aber es ist doch ein Weg. Man muß tiefer gehen: Muß entweder Gott leugnend sich auf reine Zweckmäßigkeitsmaßnahmen beschränken, wissend, daß es bloß Zweckmäßigkeit, Polizeisinn ist, was sie diktiert. Dann ist eben der Feind bloß der Ruhestörer, der seinen geringen Spaß mit unseren teuren eigenen Interessen bezahlt, er ist der zufällig Böse, der schlecht befestigte Ziegelstein am Dach, der auf die Straße herabhängende, elektrisch mit 10000 Volt geladene zerissene Hochspannungsdraht: man komme mit Isolierhandschuhen heran, versorge ihn zweckmäßig, aber was soll Liebe einer Zufälligkeit gegenüber —



hier schweige Gerechtigkeit. Oder muß man Gott als das Höchst-Denkbar, als das Höchst-Wünschbar mit dieser Höllenexistenz konfrontieren, man stelle sein Bild oder das eben für ihn gebrauchte Religionssymbol neben den Galgen, nicht aber auf den Richtertisch, trage es auf beiden Fronten entwickelten Schlachtlinien voran und pflanze es in Schützengrabennester, die mit Handgranaten ausgeräuchert werden, binde es an Tanks, die „erledigt“ werden, statt es, wie bisher, bloß bei Soldatenvereidigungen und bei offiziellen Tedeums vorzubringen, denen doch nur die Gesundgebliebenen, also der Idee des Krieges widerrechtlich Entgangenen beiwohnen.

Ich glaube an die Möglichkeit einer neuen Menschheit unter einem neuen Gott. Soll aber Gott weiter existieren und endlich *wirkend* in uns werden, statt ewig widersprechend, soll er bei uns tagen, statt ewig isoliert zu starren, dann beginne die Revolution bei ihm. Statt Furcht und Demut: *Freiheit* und *Liebe*.

Ist aber Gott inkommensurabel, von ihm aus zu uns, dann sei er's auch, von heute an, vom Jahr der Hölle 1918, auch von uns aus zu ihm.

### III.

Wenn wir Gott mit der von uns aus gesehenen, bewußt ganz anthropomorphen Gerechtigkeit konfrontieren, bäumt sich Ordnung auf: bürgerliche Ordnung, „göttliche Weltordnung“. Man verweist bei den fürchterlichen Teufeleien der Welt auf die Harmonie der Gestirne, und wenn unsere Liebe zu Gott so groß glühend wird, daß sie gerecht zu sein beginnt und Gottes Wirklichkeit in die Wirklichkeit unserer liebenden Seele herüberträgt mit gewaltig schwingenden Armen, dann drängt man uns von der Erwirklichung Gottes fort zur Bescheidenheit, vergleicht das Menschliche mit dem vergänglichen Wurm (als ob man wüßte, was „Wurm“ ist, und was die Vergänglichkeit für ihn), nennt mich eine armselige, menschliche Kreatur, mit Blindheit

geschlagen, zur Vergänglichkeit bestimmt. Gut, zur Vergänglichkeit, aber lange noch nicht zur Vergeblichkeit. Für mich ist eben diese menschliche Kreatur das letzte, das denkbar Nächste, wenn auch nicht das einzig Denkbare. Und auf die Stelle, die meine Sehnsucht offen läßt, setze ich Gott, nicht als Herrn, sondern als Kameraden.

## IV.

Ordnung ist nur scheinbare Gerechtigkeit. Sie gibt dem durchaus Zufälligen, Ephemerem, den Thron der höchsten Gewißheit. Die „Familienordnung“, die „Schulordnung“, das sind die Fabriken der Liebe, die Fabriken des Geistes. Bürgerlicher Aufbau, scheinbar pyramidenhaft auf dem festesten Fundament fußend, im Innern ist er unwirklich, gehalten durch üble Worte, nicht durch Seele, sich neu gründend Tag für Tag, nicht auf Tat, sondern auf Arbeit, vermittelnd zwischen Ich und Du nicht durch Annäherung menschlicher Strahlung, also Glück, sondern wieder nur durch eine Ordnungsart, eine Kategorie der Macht, ein arithmetisches Gespenst, das in falscher Gleichung Glück bedeuten soll und Geld heißt.

Daß unser ganzes System auf einen imaginären *Nullpunkt des Gefühls* aufgebaut ist, den man Objektivität nennt, und der nie da war, und der dem Begriff der Menschlichkeit, also der Erschütterbarkeit direkt widerspricht, das fühlen wir heute besonders tief: da die streitenden Parteien den Frieden auf dem Boden der Objektivität, der „gerechten Interessen“, der „wirklichen Lebens- und Entwicklungsnotwendigkeiten“ suchen, statt auf dem der *Liebe um jeden Preis*; jeder gute Friede müßte ein solcher um jeden Preis sein, denn die Gerechtigkeit selbst wirkt um „jeden Preis“, und das macht ihre Göttlichkeit aus, ihre Brücke zu Gott.

## V.

Gerechtigkeit ist keineswegs der Versuch auszugleichen, unbekümmert, unbeteiligt, ungerührt mit harter Seele da-



zustehen, sich mühsam zu vereisen auf dem Nullpunkt des Gefühls. Gerechtigkeit ist vielmehr Parteinahme im tiefsten Glauben, durch den tiefsten Glauben an das Endlich-Gute. Zu lange hat man Gott entweder als Opfer eines Justizmordes gesehen und sich abgehärtet gegen die ewig mit dieser durch den Justizmord befleckten Welt, oder man sah Gott als Strafrichter, als Kriminalist, den die Tat erst als geschehene Tat angeht, der sieht, aber nicht spricht, der „objektiv“ liebt und Ruhe und Neigung zu seelischen Versuchen und Versuchungen hat. Wir sehen Gott tiefer mit der Welt verwandt. Wir wollen nicht, daß die ganze Ungerechtigkeit des Daseins am Rücken des gegenwärtig Angeklagten zerbricht. Wir fühlen, und das ist der Kern unseres aufrührerischen Optimismus, daß die Entscheidung über die Welt nicht, noch nicht gefallen ist. Deshalb lehnen wir jedes Gericht von Grund aus ab und glauben, daß nie durch Mittel der Macht, nie durch ausgleichende Strafen, nie durch züchtigende Strafrute Gottes, diese Höllenwelt gerettet werden kann, sondern nur durch seinen Kuß, durch seine Kameradschaft, durch sein „Nebeneinander-Ineinander“ im beschwingten Schweben der endlichen Zeit.



*Carl Maria Weber:*

I.

**SENDUNG.**

Nicht sind mehr die Hände zum Reigen verschlungen,  
Keine Weite mehr öffnet sich träumendem Fall.  
Die Schreie des Lebens sind ausgeklungen:  
Uns weckte ein neuer, ein dunklerer Schall.

Der Freund entschwand. Wir standen allein  
Vor erloschenem Himmel und klaffendem Grab.  
Aufscheuchend warf ein geröteter Schein  
Uns schwer in das flutende Chaos hinab.

Geliebte Alleen der Städte erstarben.  
Wir schwiegen, verhüllt in Scharlach und Schmerz . .  
Bis hoch in das Graus an blutroten Garben  
Emporschoß der Menschheit brennendes Herz!

Aus Sumpf und Gewässern standen wir auf  
Und hatten im Nacken ein morgendlich Wehn;  
Hart sprang in die Faust metallener Knauf,  
Erde hub an, sich aus Angeln zu drehn.

Wir fühlten der Brüder Opfer und Tod  
Und wußten erst jetzt unser Dasein verbürgt.  
Ausspien wir der eigenen Schuld gärenden Kot,  
Der uns zum Ersticken die Kehle gewürgt.

Da flammte, befreit, ein andrer Gesang  
Und fuhr in der Jahre klirrenden Schritt;  
In unserem weitausholenden Gang  
Zog immer jetzt fernes Donnern mit.

Nun reichen wir Hände zu heiligerm Bund  
 Als zum Tanz über schimmerndes Erdenrund!  
 Wir glühen nicht minder — doch ist es die Glut,  
 Die Gottes Liebe im Menschen tut.

II.

LIED DES WELT-SATTEN.

Ja, wieder einmal urtierhaft zu lallen,  
 Die Müdigkeiten staunend zu vergessen,  
 Weit von den kollernden Planeten fallen,  
 Wo ich die schönen Jahre mir versessen!  
 Mein Hirn, von bösen Nattern angefressen,  
 Möcht' ich den Hunden auf das Pflaster knallen!!  
 Dann stiegen in die sehr beherrschten Glieder  
 Allmählich wohl gesündre Säfte wieder.

Genug des Trübsalwegs mit trägem Weinen  
 Und glatter, aufgedunsener Eitelkeit!  
 Bin überdrüssig dieser Flucht von Steinen,  
 All der Enttäuschungen in dumpfer Zeit.  
 Vom ewigen Warten bin ich zugeschnitten —:  
 Mich aufzurühren, will kein Stern mehr scheinen.  
 Wenn nur die Fragen mich in Ruhe ließen,  
 Weshalb wir so gemächlich weiterfließen.

Auch will das süße Gift nicht mehr verfangen,  
 Womit wir töteten den Widersinn;  
 Die Röte und die Blässe meiner Wangen  
 Verrät nicht mehr Entsagen und Gewinn.  
 Oft fühle ich mich an: ob ich es bin,  
 Von meinem Schatten nur im Kreis umgangen.  
 Kein Ziel ist mehr, das rief; wirres Schweifen  
 Hat mich zermahlt . . ich werd' es nie begreifen.

Warum sind, schlaff und blutlos, diese Hände,  
 In solche Dämmerung früher Rast getaucht,  
 Da statt der einst so gern gerufenen Brände  
 Nur Trauer-Ferne noch den Blicken raucht?

Steigt über Strom und Ufer, alt, verbraucht,  
Noch einmal eine neue Himmelswende?  
Ach, Schemen sind es — laß die kühlen los!  
Nicht wird in ihnen unsere Weihe groß.

Wir brauchen tiefere Erschütterungen,  
Um unser Dasein wieder aufzubaun —  
Was wärmen wir an Festen, die verklungen,  
Die tote Asche, mischend Gott und Faun?  
Es bläst ein dunkler Herbst mit Rot und Braun  
Uns wirbelnd hin durch kahle Niederungen.  
Vielleicht ist unser Licht, da wir zersprangen,  
In andern Wesen wiederaufgegangen??

O, neu an jungem Leben zu erstarken,  
Treibt es uns Ruhelose um und um —  
Doch zieh'n, bis an den Kamm der fernsten Marken,  
Wir nur durch tieferes Martyrium.  
Bleibt, wo wir pochen, horchen, alles stumm:  
Sind wieder wir verscheucht in unsere Barken.  
Wer schaut uns nach, wo wir vorbeigeglitten? —  
Kein Bette ist, eh' wir hindurch geschritten.



Soeben erschien:

# WLADIMIR KOROLENKO

Die Geschichte meines Zeitgenossen.

Übersetzt und eingeleitet von ROSA LUXEMBURG.

Mit einem Bildnis des Verfassers.

Zwei Bände 15 Mark, in Halbleinen gebunden 20 Mark.

Korolenko ist der Spiegel des Rußlands von gestern. Die Geschichte seines Zeitgenossen, in der er das bunte Epos seiner eigenen Jugend aus der Ferne des Alters aufrollt, ist Rußlands Geschichte der letzten sieben Jahrzehnte und das Schicksalsbuch seiner Menschen. Diese Jugendbiographie ist von reifer Fülle, weil sie der alte Korolenko schrieb, und von zarter Reinheit, weil Kind und Knabe Korolenko seine Erlebnisse gibt. Zwischen den Nationalitäten — Korolenko ist seiner Abstammung nach Pole, Ukrainer und Russe zugleich und doch ohne Chauvinismus vielleicht der nationalste unter den großen Prosaikern Rußlands — fügt er aus seinen Erlebnissen das Buch vom Leben seiner Zeit, einen Hymnus des sozialen Mitgeföhls, das Rußlands geistige Quelle ist. Rosa Luxemburg ist ihm darum so verwandt und war darum seine berufene Mittlerin ins Deutsche. In ihrer Einleitung gibt sie Korolenko den Platz im Kreis der großen russischen Dichter und bringt dabei dem deutschen Leser eine unvergleichlich klare, kurze Literatur- und Geistesgeschichte des letzten zarischen Jahrhunderts.

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER IN BERLIN

## DIE NEUE GENERATION

HERAUSGEGEBEN VON DR. HELENE STÖCKER

XV. JAHRGANG. / MONATLICH EIN HEFT.

PRO JAHR 12.- MARK. / EINZELHEFT 1.25 MARK.

## DER NEUE MENSCH

steht im Mittelpunkt der jetzt weiter gesteckten Ziele unserer Zeitschrift. überhaupt die neue Generation mit ihren sexualethischen, freiheitlichen, politischen und rein menschlichen Problemen. Interessent ist also jeder, der an der Fortentwicklung des großen Lebens- und Fortpflanzungsgedenkens u. einer idealistisch-pazifistischen Menschlichkeit Anteil nimmt.

### AUS DEM INHALT DER ERSTEN (JANUAR-)NUMMER:

Zu den Waffen des Geistes von Dr. Helene Stöcker. / Die Frau und die Politik von Leopold von Wiese. / Der Krieg und die Nachkommen von Dr. P. Kammerer. / Belagerungszustand und Sexualethik von Dr. J. Weinberg. / Warum schweigen die Mütter?

Kriegsgefangenschaft u. Sexualleben — „Weibl. Hilfskräfte“ unter Bajonett eskort. — Prügelstrafe für Prostituierte. — Priester u. Ehereform usw.

Abonnements nehmen alle Buchhandl., Postanstalten, sowie, falls nicht erhältl., der Verlag entgegen.

OESTERHELD & Co. VERLAG / BERLIN W 15

# SOZIALISTISCHE SCHRIFTEN ZUR REVOLUTION

---

**EDUARD BERNSTEIN**

Völkerbund oder Staatenbund.

Die Diagnose der Weltkrankheit und das Rezept  
zu dauernder Gesundheit . . . . . M. 1.50

**DIMITRY GAWRONSKY**

Die Bilanz des russischen Bolschewismus.

Auf Grund authentischer Quellen dargestellt.

Freiheit oder Terror . . . . . M. 2.50

**KARL KAUTSKY**

Demokratie oder Diktatur?

Ein Katechismus der Sozialdemokratie . M. 2.—

**KARL KAUTSKY**

Habsburgs Glück und Ende.

Das Buch vom Kampf der Nationalitäten und der  
Revolution in der alten Donaumonarchie . M. 3.—

**GUSTAV LANDAUER**

Aufruf zum Sozialismus . . . . . M. 6.—

**GUSTAV LANDAUER**

Rechenschaft.

Der Führer zum Geist der Zukunft . . . M. 8.—

**LUDWIG BAUER**

Der Kampf um den Frieden . . . M. 6.—

Ausführlicher Prospekt  
auf Verlangen kostenlos

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER / BERLIN

# *Die weißen Blätter*

---

**EINE MONATSSCHRIFT**

HERAUSGEGEBEN VON RENÉ SCHICKELE

---

DRITTES HEFT ♦ ♦ 6. JAHRGANG ♦ ♦ MÄRZ 1919

---

## INHALT:

Leo Tolstoj: Die Erzählung vom Zuchthäusler Fedorow.

Paul Cassirer: Utopische Plauderei.

Hans Franck: Gespräch am Abgrund.

Robert Walser: Saul und David.

Ludwig Meidner: Rede (Im Zwielficht) an den Tod.

Theodor Däubler: Fahrt.

Kurt Eisner: Wir Toten auf Urlaub / Letzter Marsch.

Lesebuch (A. H. Fried).

EINZELPREIS 2 MARK  
ODER 2 FRANKEN

VIERTELJÄHRL. 5 MARK  
ODER 5 FRANKEN

---

1919

---

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.



**GALERIE  
ALFRED FLECHTHEIM**

---

**Wieder-Eröffnung  
Ostersonntag**

---

**DÜSSELDORF  
KÖNIGSALLEE 34, I. STOCK**

## **VERLAGS- KATALOG**

**BÜCHER 1919**  
24 SEITEN

**GRAPHIK 1919**  
48 SEITEN

**SOEBEN ERSCHIENEN  
ZUSEND. KOSTENLOS**

---

**VERLAG PAUL CASSIRER  
BERLIN W. 10**

Soeben erschien:

## **WLADIMIR KOROLENKO**

**Die Geschichte meines Zeitgenossen.**

**Übersetzt und eingeleitet von ROSA LUXEMBURG.**

**Mit einem Bildnis des Verfassers.**

**Zwei Bände 15 Mark, in Halbleinen gebunden 20 Mark.**

---

Korolenko ist der Spiegel des Rußlands von gestern. Die Geschichte seines Zeitgenossen in der er das beste Epos seiner eigenen Jugend aus der Ferne des Alters aufrollt, ist Rußlands Geschichte der letzten sieben Jahrzehnte und des Schicksalsbuch seiner Menschen. Diese Jugendbiographie ist von reifer Fülle, weil sie der alte Korolenko schrieb, und von zarter Reinheit, weil Kind und Knabe Korolenko seine Erlebnisse gibt. Zwischen den Nationalitäten — Korolenko ist seiner Abstammung nach Pole, Ukrainer und Russe zugleich und doch ohne Chauvinismus vielleicht der nationalste unter den großen Prosaike[n] Rußlands — fügt er aus seinen Erlebnissen das Buch vom Leben seiner Zeit, einen Hymnus des sozialen Mitgeföhls, das Rußlands geistige Quelle ist. Rosa Luxemburg ist ihm deshalb so verwandt und war darum seine berufene Mittlerin ins Deutsche. In ihrer Einleitung gibt sie Korolenko den Platz im Kreis der großen russischen Dichter und bringt dabei dem deutschen Leser eine unvergleichlich klare, kurze Literatur- und Geistesgeschichte des letzten zarten Jahrhunderts.

---

**VERLEGT BEI PAUL CASSIRER IN BERLIN**

*Leo Tolstoj:*

## DIE ERZÄHLUNG VOM ZUCHTHÄUSLER FEDOROW.

Ein ungedrucktes Kapitel aus dem Roman „Auferstehung“.

Der russische Text der nachstehenden Episode ist im April 1916 in der von Gorki geleiteten Petrograder Monatsschrift „Lietopisj“ (Die Annalen) veröffentlicht worden. Das Fragment ist durch folgende Erklärungen des Herausgebers eingeleitet.

Die Erzählung vom Zuchthäusler Fedorow hat sich im Archiv W. G. Tschertkows unter den zahlreichen Manuskripten der „Auferstehung“ erhalten. Nach dem ursprünglichen Plan bildete sie einen Abschnitt des 25. und 26 Kapitels vom dritten Teil der endgültigen Ausgabe. Sie schildert den Besuch Nechljudows mit dem Engländer im sibirischen Gefängnis, wo sich Katjuscha Maslow befand. Bei späterer Bearbeitung wurde diese Erzählung nach und nach verändert und schließlich ganz weggelassen, so daß im allgemein bekannten Text Fedorow gar nicht genannt wird; nur die Einleitung ist im Druck erhalten, das heißt, die Beschreibung des Besuches im Gefängnis und die Verteilung der Evangelien durch den Engländer an die Gefangenen, welche an die Erzählung vom Altgläubigen anschließt. Die Fedorow-Episode, welche Tolstoj offenbar dem Leben entnommen hat, wurde, jedoch in ganz anderer Bearbeitung, von ihm in den „Falschen Coupon“ aufgenommen, wo man Fedorow zu Stepan Peldgejuschkina in Beziehung bringen kann. Von den Fassungen dieser Episode ist hier die erste gegeben, die in Tolstoj's Autograph erhalten ist.

Das Gefängnis machte auf Nechljudow nach der Helle, der Sauberkeit und dem Überfluß im Hause des Gouverneurs gleich bei den ersten Schritten einen schwereren Eindruck als sonst. Nachdem der Aufseher das Billett gelesen hatte, fing er sofort an, Nechljudow mit Ew. Durchlaucht anzureden, und bot ihm und dem Engländer in allem seine Dienste an.

„Bei uns ist nicht ganz alles wohl“, sagte er. „Es treffen Abteilungen von zwei Straßen ein, und es kommt Überfüllung vor. Das Gefängnis ist für siebenhundert Seelen gebaut — jetzt haben wir siebzehnhundertzwanzig hier. Da werden sie krank. Wohin befehlen Sie also: zu den Transportarrestanten, oder belieben Sie zu den Zuchthäuslern zu gehen?“

Der Engländer wünschte, zuerst zu den Zuchthäuslern zu gehen, und sie traten in den Korridor ein.

Nechljudow war schon an die Gefängnisgerüche von Exkrementen, Urin und Teer gewohnt, aber auch ihn bedrückte die besonders stickende Luft in diesem Korridor. Als sie hineintraten, ließen im Gange selbst zwei Männer, nur in Hemd und Hosen, den Urin direkt auf den Boden. Der Aufseher schrie sie an, und sie kehrten, mit den Ketten rasselnd, in die Zelle zurück. In der Zelle war die Pritsche in der Mitte, und die Arrestanten lagen Kopf gegen Kopf, wie Heringe im Faß. Es mochten ihrer siebzig sein in der kleinen Zelle. Der Gestank war schrecklich. Alle sprangen, mit den Ketten klirrend, auf und stellten sich neben die Pritsche, die rasierten Kopfhälften glänzten; nur zwei blieben liegen. Der eine war ein junger Mensch, rot, augenscheinlich im Fieber, der andere ein Greis, ebenfalls sehr krank. Der Engländer fragte, ob der junge Arrestant seit lange erkrankt sei. Der Aufseher sagte, seit dem Morgen, der Alte aber sei schon lange magenkrank. Der Engländer schüttelte mißbilligend den Kopf und sagte, er wolle zu diesen Leuten ein paar Worte sprechen; er bat Nechljudow, das, was er sagen werde, zu übersetzen, und begann. Seine Rede drückte aus, daß Christus, aus Erbarmen mit den Menschen, allen die Möglichkeit zur Rettung gegeben habe.

„O sagen Sie ihnen, daß Christus für sie Erbarmen hatte und sie liebte. In diesem Buche, sagen Sie ihnen, ist das alles gesagt.“

Er zog ein gebundenes Neues Testament aus der Handtasche, und rauhe, breite Hände streckten sich ihm, einander abwehrend, aus den Ärmeln von grober Leinwand gierig entgegen. Er verteilte sechs Evangelien, und sie gingen weiter.

In der andern Zelle sangen sie in der Art Lieder, daß das Dröhnen der aufgehenden Türen nicht gehört wurde. Der Aufseher klopfte an ihre Tür.



„Ich will euch singen lehren!“ rief er. „Achtung!“ Kaum war die Tür geöffnet, da sprangen wieder alle auf wie in der ersten Zelle und nahmen mit angeschlossenen Händen vor der Pritsche Stellung an. Der Engländer hielt in gleicher Weise dieselbe Rede und gab ebenfalls sechs Evangelien. In der dritten Zelle hörte man Geschrei und Lärm. Der Aufseher wollte vorangehen, aber der Engländer bat, unbemerkt durch das Fensterchen in der Tür hineinsehen zu dürfen. Der Aufseher willigte zuerst ein, aber da wurde Geklatsch von Schlägen einer Prügelei und Gebrüll hörbar; der Aufseher klopfte und rief: „Achtung!“ Die Tür wurde aufgemacht, wieder standen alle stramm bei der Pritsche, mit Ausnahme von zweien, die einander festhielten, der eine an den Haaren, der andere am Bart. Der Aufseher stürzte auf sie los, und dann erst ließen sie von einander. Der eine hatte eine ganz rote Wange, der andere troff von Rotz, Speichel und Blut, die er mit dem Rockärmel abwischte.

„Der Älteste!“

Fedorow, den Nechljudow kannte, trat mit fröhlich lächelnden Augen vor.

Der Bauer Fedorow hatte noch in Moskau Nechljudow zu sich kommen lassen und ihn gebeten, für ihn ein Kassationsgesuch einzureichen. Nechljudow hatte ihn danach in seiner Einzelzelle besucht und war am stärksten von dem Reiz — anders kann man es nicht nennen — dieses Menschen betroffen worden. Er fand ihn, wie er am Fenster stand und seine geölten, braunen Locken kämmte. Er war ein Mann von etwas mehr als mittlerem Wuchs und gut gebaut, mit einem kleinen Bärtchen und außerordentlich schönen Augen, sehr weiß im Teint und ganz mit Sommersprossen bedeckt. Er war ein Weiberverführer, wie Nechljudow später erfahren hatte, und unterhielt sich aus dem Fenster durch Zeichen mit den Frauen, die ihm antworteten. Seine Augen lächelten

beständig, und der schöne Mund zog sich in ein ansteckendes Lächeln. Er hatte eine so merkwürdige, seltene Art zu sprechen, daß sie einem unwiderstehlich im Ohre lag, wie Musik. Jedes Wort, das er sprach, war angenehm zu hören, und er redete ausgezeichnet. Die Unterhaltung mit ihm hatte damals Nechljudow sehr frappiert durch die einfache Art, mit der er von der Ursache seiner Verhaftung sprach, einem Mord mit staunend entsetzlichen Einzelheiten, welche nur ein Mensch sehen konnte, der den Mord mit vollkommener Ruhe beging.

„Ich hätte das ja gar nicht zu machen gebraucht. Aber es kam einmal so.“

„Wäre es möglich, daß sie gar keinen Schrecken und kein Mitleid empfunden hätten?“

„Wieso kein Mitleid? Ich bin doch auch ein Mensch. Aber damals begriff ich ja nicht“, sagte er, und seine Augen lachten.

Nechljudow überzeugte sich, daß diesem Menschen nicht zu helfen war, und er teilte es ihm auch mit; aber etwas anderes fing an, ihn zu interessieren. Es reizte ihn, zu versuchen, ob man in diesem Menschen nicht Reue und gute Gefühle wecken könnte. Er war mit einigen andern für Nechljudow ein Muster jener im Grund verdorbener und darum gefährlicher Personen, welche die Verteidiger der Strafe immer als Beweis der Notwendigkeit anführten, die Gesellschaft vor ihnen zu schützen.

Fedorow konnte gut lesen und schreiben. Nechljudow gab ihm Bücher, und er las alles und behielt den ganzen Inhalt, aber er nahm die Bücher offenbar nicht ernst, sondern als bloßen Zeitvertreib.

Das Evangelium und andere moralisierende Schriften lehnte er rundweg ab. Nechljudow hatte anfangs nicht verstanden, warum er das tat, aber später, nach einem Gespräch mit ihm, begriff er es. Nechljudow hatte schon früher bemerkt, daß dieser verständige und begabte Mensch sich nur für zweierlei Dinge interessierte: für alles, was



zum Leben im Gefängnis, auf den Etappen, im Zuchthaus, und was zu den Gefängnisbehörden in Beziehung stand, und besonders — wie Nechljudow bemerkte und wie Fedorow später selbst zugab — für all das, was man wissen mußte, um seine Flucht vorzubereiten; dann aber auch dafür, was ihn ins Reich der Phantasie versetzte, in das Leben reicher, freier Menschen, vor allem in Paris. Er liebte besonders französische Romane, welche für ihn wie Zaubermärchen waren, die seinen Gram zerstreuten. Alles aber, was sein eigenes inneres Leben betraf, interessierte ihn nicht: im Gefängnis, auf der Etappe, im Zuchthaus hatte er nicht die Gelegenheit, diese Lebensregeln anzuwenden. So wenigstens dachte er. Er kannte im allgemeinen die evangelischen Grundlehren des Vergebens, der Eintracht, der gegenseitigen Hilfe, Liebe, und nicht nur verleugnete er sie nicht, sondern hielt sie für sehr gut und war ihnen einige Zeit nach dem letzten Mord sehr nahe gewesen; doch jetzt hielt er sie für unanwendbar, und er wurde darum besonders streng und kalt, und seine Augen hörten auf zu lachen, wenn von gutem Leben die Rede war.

„Dies paßt jetzt nicht für uns“, sagte er einmal zu Nechljudow, ihm das Evangelium und die Nachahmung Christi zurückgebend, die er bekommen hatte. „Aber Rocambole — der hat mir Freude gemacht.“

Das letzte mal, auf einer Etappe, hatte Nechljudow lange mit ihm gesprochen, und Fedorow hatte ihm sein jüngstes Verbrechen erzählt, für welches er jetzt auf zwölf Jahre ins Zuchthaus ging; die Erzählung hatte bei Nechljudow einen schrecklichen und starken Eindruck hinterlassen.

„Wissen Sie, es war in unserer Stadt Tschernj, im Tulaschen Gouvernement, so'n dreckiges Städtchen. Dort trieb ich mich mit Kameraden herum, gleichen Vagabunden wie ich. Ich war von der Lederfabrik fortgegangen. Nun, wir lebten liederlich, versoffen alles. Und da über-



redete uns das Liebchen des Soldaten — bei ihnen hatten wir Quartier — auf einen Raub auszu ziehen. Es war da so ein armseliger abgedankter Beamter, er lebte mit drei Töchtern — einer Witwe, einer Jungfer und einer verheirateten Frau; er wohnte weit draußen, in einem Häuschen. Wir tranken ein Letztes zur Tapferkeit und gingen. Wir krochen zum Fenster hinein, fingen an, nach dem Geld zu fragen. Ich nahm den Alten vor, und der Soldat ging hinter die Scheidewand zu seiner verheirateten Tochter. Sie wehrt sich, schreit, riß sich los und an mir vorbei durch die Tür. Ich machte den Alten fertig, und jener, der Soldat, ringt mit dem Mäd el. „Seht doch“, sag ich, „der wird mit einem Mäd el nicht einmal fertig.“ Wie die da winselt! Er schnitt ihr den Hals ab und fing an, in den Kommoden zu wühlen. Ich aber nahm ein Lämpchen und ging hinter die Scheidewand; ich sehe ein Kindlein, das aus Leibeskräften in der Wiege schreit: der Zulp ist ihm aus dem Mündchen entschlüpft. Ich gab ihm den Zulp — gierig sog es sich in ihn ein — und ich selber ging zum Kasten. Schau, da liegt sie davor mucksstill und schaut mit aufgerissenen Augen auf mich.“

„Wer sie?“

„Na, die dritte, die Witwe. Erschrocken ist sie und schweigt, sie starrt mir nur gerade in die Augen. Was tun? Ich stellte das Lämpchen auf den Kasten, das Messer in der Hand.“

„Brüderchen, verdirb meine Seele nicht . . .“

Fedorows Stimme erzitterte, und er konnte nicht mehr reden.

„Wie sie das gesagt hat und sich selbst nicht bewegt, nur mich mit den Augen sticht — da fühle ich, daß ich gleich schwach werde, ich packte sie an den Armen — machte sie fertig. Schon gut, wir taten wie's sich gehört, wir nahmen Kleider mit, es fand sich etwas Geld, und wir gingen.“

„Nur ihre Augen konnte ich nicht vergessen und wie sie gebeten hatte. Zwei Tage soff ich und konnte keinen Rausch kriegen. Die ganze Zeit lag ich im Graben. Am dritten Tag ging ich auf die Polizei — und zeigte an.“

Lange schwieg er.

„Ich hätte doch nicht anzeigen, sondern, wie Simon der Räuber, irgend wohin, in ein Kloster gehen sollen . . . In diesem Kloster hier kann man ja nicht Buße tun.“

---

Nechljudow sah, daß dieser Mensch auf der Schwelle der Reue gewesen war, daß aber das Gericht, die Gefangenschaft, das Zuchthaus ihn gestört hatten: sie hatten ihn aufgereizt.

Nechljudow war ihm im Laufe der Etappenwanderung mehrmals begegnet; er sah, daß Fedorow auf die Arrestanten einen großen Einfluß hatte und immer verbitterter wurde.

Jetzt war Fedorow ein ganz anderer Mensch.

„Was befehlen Sie zu tun? Unmöglich, sie zur Ruhe zu bringen“, sagte er.

„Wart', ich werde sie schon beruhigen“, sagte der Aufseher, sich verfinsternd.

„What did they fight for?“ fragte der Engländer.

Nechljudow erklärte ihm, daß der eine eins geschlagen hatte, und daß der andere sich rächte.

„If he will allow me to say a few words to them“, sagte der Engländer. Nechljudow übersetzte. Der Engländer holte ein Evangelium hervor.

„Bitte, sagen sie ihnen folgendes“, sagte er. „Ihr habt euch herumgeschlagen, aber Christus, der für uns gestorben ist, gab uns ein anderes Mittel, unsere Streitigkeiten zu schlichten. Fragen Sie sie, ob sie wissen, wie man nach dem Gesetz Christi einen Menschen behandeln soll, der uns Unrecht tut?“

Dies interessierte Nechljudow, und er übersetzte.

„Den Vorgesetzten klagen, die werden entscheiden?“ sagte einer im Frageston.

Jemand schnaufte.

„Wie?“ sagte ein anderer. „Durchbläuen muß man ihn, dann wird er es nicht tun.“

Hie und dort hörte man ein aufmunterndes Lachen.

Nechljudow übersetzte dem Engländer ihre Antworten.

„Nun, so sagen Sie ihm, daß es gerade umgekehrt ist“, erwiderte der Engländer. „Sagen Sie ihnen, daß man genau das Entgegengesetzte tun muß; wenn man dich auf die eine Wange geschlagen hat, so biete auch die andere dar“, sagte der Engländer und tat, als ob er seine Wange darbieten würde.

Nechljudow übersetzte.

„Er soll es selbst versuchen“, sagte eine Stimme.

Ein allgemeines, unbezwingbares Lachen ergriff die ganze Zelle, selbst der Verprügelte lachte durch das Blut und den Rotz. Auch Fedorow lachte mit ansteckender Lustigkeit.

In dieser Zelle war auch ein Kranker; er war nicht aufgestanden, als die andern sich erhoben hatten.

„Und wenn man einen auf die andere Wange gehauen hat, welche soll man dann noch bieten?“ sagte der Kranke.

„So wird er dich ganz weich schlagen.“

„Probiere nur“, sagte jemand von hinten. Das Lachen wurde lauter.

Der Engländer ließ sich nicht verwirren. Und er verteilte auf der Stelle sechs Neue Testamente.

*Übersetzt von Benno Nesselstraup.*



*Paul Cassirer:*

## UTOPISCHE PLAUDEREI.

### I.

Viele Jahre waren nach der großen Revolution vergangen. In einer der Straßen des Landes Berlin —

Das alte Berlin, das vorrevolutionäre, das sich längs der Ufer der Spree hinzog und von den Ufern des Flusses, der im Innern der Stadt zu einem Gewässer geworden war, nach beiden Himmelsrichtungen, Norden und Süden, sich wie eine aufgeschwollene Scheibe herausbog, hatte eine Art Harmonie bekommen.

Fliegt man über Berlin an einem Morgen, an dem die aufgehende Sonne schön scheint, ihre hellen, gelben gleißenden Strahlen von Morgen her seitwärts, beinahe parallel zur Erde, über die glänzenden Dächer schießen läßt, dann erscheint die Stadt Berlin wie ein Stern aus Brillanten, ein großer schöner Stern, wie ihn prächtige Frauen, die den Glanz lieben, an der entblößten Brust tragen.

Vom großen Platz in der Mitte strahlen die diagonalen Straßen nach dem Umkreis, lange gleichmäßige Zeilen. Immer wieder sind die Strahlen zerschnitten von breiten Kreisen, gleichmäßig sich rundend zum mittleren Kreis des großen Platzes: die großen Ringe, an denen die öffentlichen Gebäude der Gemeinschaft und der Verwaltung stehen. Es kreuzen die Strahlen grüne Kugelketten, das sind die Parkringe, kleine runde Parks, einer neben dem anderen, aber stets von einander getrennt durch weiße Häuserblocks, die Speisehäuser der Stadt Berlin, der Arbeitsstadt. Früher, in den häßlichen Zeiten vor der Revolution — was war das 19. Jahrhundert, seit Goethe

tot war, für ein böser Traum! — hätte man mit der rohen Ausdrucksweise jener barbarischen Zeit die Perlenparks „Lungen der Großstadt“ genannt. Jetzt getraut man sich nicht mehr, solche anatomischen Angstausrücke zu gebrauchen. Die runden Gärten tragen Namen von Frauen, Garten der Marie, Garten der Olga, Garten der Helene. Die Frauen arbeiten in den Werkstätten wie die Männer. Aber was die bösen Propheten vorher gesagt hatten, ist nicht eingetreten; der Mann liebt es immer noch, die Frau zu beschenken und ihr zärtliche Aufmerksamkeiten zu erweisen. Übrigens, muß man nicht lachen, wenn man an all die düsteren Prophezeihungen denkt? Wenn Frauen und Männer gleichberechtigt sein werden, die Frau neben dem Mann arbeitet, werden die Frauen mit weniger Zartheit behandelt werden. Gesetze können sich verändern, alte Sitten verschwinden und neue entstehen, aber muß der Dumme und der Kluge nicht zu dem Gedanken den Kopf schütteln, jemals werden dem Jüngling die Wangen nicht glühen, wenn er sein Mädchen in den Arm nimmt; und wenn eine Vogelpest alle Nachtigallen sterben ließe, würden den Knaben und den Mädchen das ferne Pfeifen der Eisenbahnzüge in der Juninacht nicht gleich süße Musik machen? Weil ihre Verliebtheit Liebliches hören möchte, hören sie es in der Juninacht von irgend woher.

## II.

Gestern — und wegen des merkwürdigen Erlebnisses des gestrigen Tages, schreibe ich dies alles in mein Tagebuch — eines Erlebnisses, das mir alte Zeiten und alten Streit in die Erinnerung rief; und ich merke, es wäre ganz lustig und lehrreich zugleich, die alten Streitigkeiten aufzuschreiben. Denn die kleinen Fragen und der Kampf um sie verfallen der Vergessenheit, die großen Brüder, die großen Ereignisse werfen sie einfach aus der Weltgeschichte heraus. Aber waren die kleinen Dinge, die kleinen Probleme nicht wichtig für uns? Und sind



wir nicht wichtig, oder was viel bedeutungsvoller als wichtig ist, waren wir, sind wir nicht existent in dem, was man Weltgeschichte nennt? Haben wir nicht jeden Tag dieser Zeit gelebt, die so weltgeschichtlich, so ungeheuer war? Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß während der großen geschichtlichen Ereignisse nur geschichtliche Ereignisse geschehen, und die Menschen verschwinden. Wir lebten mitten in der Welthistorie, und an den Tagen, die unsere Enkelkinder jetzt in der Schule auswendig lernen, haben wir vielleicht bis in den Morgen hinein geschlafen, sind aufgestanden, haben gefrühstückt, zu Mittag gegessen, auch das Abendbrot nicht versäumt, und wer ein Mädchen bei sich hatte, tat mit ihm, was man mit einem geliebten Mädchen tut am . . . . zehnten August 19. ., dem Datum, das jeder Abiturient heute wissen muß, wenn er sein Examen bestehen will. Und es kommt vor, daß eine Großmutter augurenhaft lächelt, wenn der Enkel erzählt, wieviel Wert in der Prüfung gerade auf dies Datum gelegt wird.

Gestern wurde ich an manches Kleine aus der großen Zeit erinnert, eben durch dieses seltsame Zusammentreffen. Und während die beiden alten Leutchen im Nebenzimmer geruhig schlafen, schreibe ich den Bericht, das Protokoll über das gestrige Ereignis, das ich ein „Ereignischen“ nennen möchte. Die alten Leute sind so rührend, und ich erinnere mich, sie waren einst stolz und gar nicht rührend.

Die Menschen sind anders geworden, aber wie vieles hat sich nicht verändert! Um das alte Berlin, das jetzt die Arbeitsstadt Berlin ist, lag eine Sandwüste, das heißt, erst der Grunewald, dann die Sandwüste, aber der Grunewald war auch nichts weiter als eine bewachsene Sandwüste. Das ist eigentlich ein Unsinn, eine Wüste kann nicht bewachsen sein; doch wie soll man das Gebilde nennen: Im Sande standen in Reihe und Glied Staubwedel, die nannte man Kiefern und das Ganze nannte man Grune-



wald, wobei die meisten Berliner freilich vergessen hatten, daß Grunewald mit Wald zusammenhängt. Grunewald war halt ein Name wie Neuruppin oder Kottbus oder wie bei Menschen ein Name, sagen wir Kulicke oder Posner, ein Name halt, bei dem man sich nicht das Geringste denkt, am wenigsten denkt man dabei an einen Wald.

Wie weit ist die Entwicklung von dem Lied:

„Über allen Gipfeln ist Ruh,  
In allen Wipfeln spürest du  
Kaum einen Hauch.  
Die Vöglein schweigen im Walde.  
Warte nur, balde  
Ruhest du auch.“

Bis zu dem andern Lied:

„Im Grunewald, im Grunewald  
Ist Holzauktion“.  
Die ganze Fuhre Kienholz  
Kost 'n Taler,  
'n Taler kost' sie nur.“

Ich habe einen sehr alten Freund, bald so alt wie ich, der noch ein Schüler Kropotkins war, der behauptet, höchst ungerecht sicherlich, zwischen den beiden Liedern liege die kapitalistische Entwicklung. Der Grunewald und sein sägescharfes Lied, das ich wahrhaftig lange Jahre vergessen hatte, kommt mir durch das gestrige Erlebnis in den Sinn, aber der Grunewald ist für immer verschwunden. Wo er war — die schwarze Erde meines Gartens war auch ein kieferbeschattetes, nein, kieferbestandenes Fetzchen der Waldwüste — da dehnt sich jetzt in riesigem Kreis die Wohnstadt, die wir ja das Land Berlin nennen, um die Arbeitsstadt aus. Wenige breite Zufahrtsstraßen durchschneiden unser Land. Wir sind keine „Villenkolonie“, (Wüste—Wellblech—Gouverneur) wir wohnen nur hier. Von den breiten Zufahrtstraßen führen Stege, auf denen kein Wagen fahren kann, durch die Gärten zu unsern Häusern. Wir haben keine Vor-

fahrten und keine Rampen mehr und keine Gitter und keine Portale. Das letzte Stück Weges muß schon ein jeder zu seinem Haus zu Fuß gehen. Das hätten die Genossen meiner Jugend nicht für herrschaftlich gehalten, nicht für modern, unmöglich für das Zeitalter des Verkehrs und des Fortschritts. Das Gehen lebte nur noch als künstlicher Zeitvertreib, als Sport. Was wir jetzt treiben, hätten die alten Parvenüs des Fortschritts reaktionär genannt.

Der Alte von gestern, der jetzt nebenan schlummert, sagte das auch, und er war ganz glücklich und lachte: „Ah, Ihr seid ja reaktionärer, als wir es waren. Das ist schön, das ist gut.“ Und das alte Mütterchen, seine Frau, war ganz hoffärtig: „Habe ich es Dir nicht immer gesagt“. Und dann setzte sie traurig hinzu: „Wozu war dann die ganze Revolution? Ach, und wäre sie nicht gewesen, so hätten wir uns nicht so lange Jahre, zehn Jahre, zwanzig Jahre — dreißig Jahre — ich kann die Jahre nicht zählen — zu verbergen brauchen.“

Solange hatten sie sich versteckt, ganz in der Nähe von Berlin, auf einer kleinen Insel im Bletzinsee bei einem alten Jugendgenossen, der, einst ein Maler, dort schon seit langer Zeit ein Einsiedlerleben führte, im Schilf malte und im Schilf Enten fing. Der hatte sie, als der Bolschewismus kommen sollte, aus ihrem Berliner Palais geholt. Verängstigt hatten sie sich versteckt, hatten Jahrzehnte verborgen gelebt, waren längst über das biblische Alter hinaus, die Alte gewiß 90, der Mann, ich habe es im Künstlerlexikon nachgeschlagen, bald, man scheut sich, die Zahl hinzuschreiben, 100 Jahre. Geboren 1848, gestorben 1919 steht im Buch.

Etwas Schreckliches war auf ihrem Robinsoneiland eingetreten. Der alte Kamerad — der Malerjäger — war gestorben. Entsetzt flohen die Beiden, luden ihr bißchen Habe auf einen Handkarren, schoben den Handkarren auf einen halbverfaulten Kahn und ruderten die zweihundert Meter, gleich einer Fahrt über den Ozean, ans feste Ufer.



## III.

Gestern Abend traf ich sie. — Ich gehe den breiten Steg entlang, der von der Zufahrtstraße kommt und auf den neben vielen andern auch mein Haussteg mündet. Er ist sehr lang und ganz gerade.

Wie ich in ihn einbiege, sehe ich schon von weitem zwei schwarze seltsame Pünktchen auf dem gelben Kies. Ich verwundere mich, schreite aus, und als ich näher komme, sehe ich zwei fremdartig gekleidete Menschen, die einen kleinen zweirädrigen Karren mühsam schieben, und, übertönt vom Knirschen der Räder, höre ich ein dünnes Greisinnenstimmchen immer „etwas“ rufen. Ich fange an zu laufen, ich bin auf einige Schritte bei ihnen, bleibe stehen, und meine erstaunten Ohren hören den zirpenden Ruf: „Kauft Bilder, kauft schöne Bilder, kauft gute Bilder.“ (In meiner Kindheit, erinnere ich mich, zogen arme Leute durch die Straßen und riefen: Kooft Sand, kooft Sand.) Die Greisinnenstimme rief: Kauft Bilder, kauft gute Bilder, kauft schöne Bilder, und das uralte Männchen quälte die Karre vorwärts, die Karre, auf die bemalte Leinwände geschichtet waren. — Kauft Bilder, kauft gute Bilder, kauft schöne Bilder, zirpte die Greisin.

Mein Erstaunen war grenzenlos.

Ich habe sie angeredet, aber ich bin nicht lange bei ihnen stehengeblieben. Sie sahen so zerbrechlich aus, ich fürchtete, sie zergehen mir im Staub des Weges, obwohl natürlich fast kein Staub vorhanden war. Aber wie sie da im Sonnenschein standen, zwischen den Hecken, viel kleiner als ich und unendlich viel schmaler und geringfügiger, ängstigte ich mich um sie. Ich führte sie in mein Haus, die Karre nahm ich mit. Bevor wir aber abzogen, hatte ich eine Leinwand in die Hand genommen — das Bild war wohl nicht herrlich — aber mit zittriger großer Schrift stand in der rechten Ecke ein Name — ein Name, ich bebte im Innern. Es ist der Name des berühmtesten Malers jener Zeit; ich brauche ihn nicht niederzuschreiben, es kennt ihn heute noch ein jeder.



## IV.

Zu Hause — ich habe sie natürlich erquickt und gelabt — erzählten sie mir ihre Geschichte. Vorher hatte ich sie beruhigen müssen, hatte ihnen erklärt, daß ihr Leben gesichert sei, daß sie ihren Wohlstand und ihr Haus und daß er seinen Ruhm wiederfinden werde. Ich hatte ihm auch meinen Namen genannt, den er kennen mußte, er kannte ihn aber nicht.

Seine Bilder, die in der Stube an der Wand lehnten, beobachtete er argwöhnisch und geizig; schon weil er meinen Worten nicht trauen wollte und immer noch glaubte, er würde gezwungen sein, mit ihnen straßauf straßab zu hausieren. Sie hatten sich den Plan sorgfältig zurechtgelegt, und sie versicherte immer, sie schäme sich gar nicht, die Bilder auszurufen, denn jetzt seien ja alle Menschen gleich, und sie stände auf dem Boden der Revolution. „Nicht wahr“, fragte sie und er antwortete: „Gewiß, gewiß, mein Kind.“

## V.

Ich wollte ihnen unsern politischen Zustand erklären. Aber er — nachdem er gegessen und getrunken hatte, war er erstaunlich frisch geworden — lehnte im kaum mehr gehörten Alt-Berlinisch ab: „Wissen Sie, hören Sie auf mit der Politik. Politik ist Quatsch. Glauben Sie, daß Mozart sich um Politik gekümmert hat? Kennen Sie Mozart?“ Ich bejahte. „Na, also, hören Sie, Mozart, das ist für mich die Hauptsache, Politik ist Quatsch. Politik hat es immer gegeben und wird es immer geben. Mozart hat aber nur einmal gelebt. Verstehen Sie, das ist der Unterschied. Mozart ist selten, und Politik, das können Sie doch verstehen, das ist das gerade Gegenteil davon. Übrigens, gibt es noch eine Oper?“

An dem „Übrigens“ faßte ich ihn; ich fing an, ihm von unseren Kunsteinrichtungen zu erzählen. Zwar sagte er zunächst:

„Ach, Blödsinn, Einrichtungen gibt es nicht. Kunst ist Kunst, und Kunst braucht keine Einrichtungen.“ Aber dann fing er an zu fragen, nach der Akademie und den Museen und wer die Bilder kaufe.

Ich versuchte zu antworten, aber es war schwer, er fragte zuviel und zu rasch, und ich nahm mir vor, ihn dadurch zu fesseln, daß ich von den Streitigkeiten und dem Streben der Künstler beim Ausbruch der Revolution zu sprechen begann; vielleicht erinnerte er sich noch an diese Zeiten, er war ja erst in einem späteren Stadium verschwunden.

„Ja, ja“, unterbrach er mich, „ich weiß schon, wir Künstler nahmen alles in die Hand, wir bestimmten alles allein. Ich erinnere mich ganz gut. Der Künstlerrat. Die Museen kamen unter unsere Herrschaft. Wir bestimmten alles, die Zeitungen mußten schreiben, was wir wollten, es durfte keine Briefmarke mehr gedruckt werden, ohne daß wir Künstler es erlaubten, wir bestimmten die Ankäufe, nur schließlich war niemand mehr da, der etwas kaufen konnte. Die Künstler hatten alle Macht, aber das Schlimme war, wir waren überflüssig, weil es keine reichen Leute mehr gab. Wer sollte denn Bilder kaufen?“

Schließlich hörte er mir doch zu und ich durfte erzählen.

## VI.

Als die Revolution ausbrach, stürzten sich die Künstler auf die Macht. Plötzlich waren sie, die im wildesten Individualismus dahingelebt hatten, Sozialisten. Sie hatten etwas vom Selbstbestimmungsrecht gehört, von dem Selbstbestimmungsrecht der Nationen, und sie wandten dieses unbestimmte Wort auf sich an, wollten jeden Rest von Einfluß des Auftraggebers, des Zweckes zerstören; steuerten auf das tollste *l'art pour l'art* zu und nannten das Sozialismus, Recht auf Freiheit. Überall gründeten sie Künstlerräte, Kommissionen, beratende und über-

wachende. Wie es nur natürlich ist, saßen in den Räten bald nur die Künstler, die nicht von ihrer Kunst erfüllt waren, die Zeit übrig hatten, während die guten Künstler, die besessenen, denen ihre Kunst mehr war als die Rätessitzungen, abseits, verdrängt und machtlos waren. „Sehen Sie“, warf er ein, „das ist ja ganz meine Meinung, das habe ich immer gesagt. Das kommt von der Revolution.“

Nein, das kommt nicht von der Revolution, widerspreche ich. Das kommt daher, daß die Künstler ihre eigene Not nicht verstanden. Sie hatten nicht erkannt, in welcher eine furchtbare Lage die Kunst am Ende der kapitalistischen Epoche geraten war. Sie wollten diesen unseligen Zustand verewigen, sie wollten die Loslösung der Künstler von der Allgemeinheit sozusagen gesetzlich festlegen und ihn noch vergrößern.

Sie fühlten wohl, daß ihre Kunst ganz vom Geld abhängig gemacht worden war, von der Macht der Zeitung, die sich wieder auf dem Geldbesitz aufbaute, dieser Zeitung, die die ungeheuerliche Macht besaß, irgend einen Menschen zum Kritiker zu bestellen, der dann kraft der riesigen Abonnentenzahl einen ungemessenen Einfluß auf die Kunst ausübte, einen vollständig zufälligen, einen Einfluß, der nicht etwa von den Gaben des Kritikers abhängig war, sondern von der ökonomischen Macht des Zeitungsbesitzers. Der Kritiker, im Bunde mit einigen reichen Leuten und mit einigen reichen oder geschäftlich tüchtigen Kunsthändlern, unterstützt von den Kunstbeamten des Staates, eine Gruppe von wenigen hundert Menschen, tyrannisierte die Künstler und trennte die Künstler vom Volk, von der Gemeinschaft ihrer Landsgenossen, isolierte die Künstler von allem Leben, sperrte die Künstler in einen abstrakten Raum, dessen eingebildete Tore von den wenigen Hunderten bewacht wurden, die Menge, die Masse, das Volk, die Zeit waren streng ausgeschlossen.



Der Künstler verkümmerte im Glashause. Die kapitalistische Gesellschaft hielt sich die Künstler, hätschelte sie, bezahlte sie, ehrte sie sogar, wie sich ein ganz reicher Mann einen zoologischen Garten mit seltenen Tieren anlegt.

Die Künstler benutzten die Revolution; sie revoltierten auch.

Aber wie taten sie es?

Sie jagten die Kritiker, die Kunstbeamten, die reichen Amateure, die Kunsthändler von der Schwelle des Tores und — stellten aus ihrer Mitte Wächter hin. Die waren aber um nichts besser; denn sie hatten ja das verfluchte Amt, die Kunst abzusperren, und das taten sie getreulich. Und innen im Glashause entarteten die Künstler in individualistischem Gezänk und in der Zwecklosigkeit ihres Daseins.

„Und natürlich kauft kein Mensch mehr Bilder“, unterbrach mich der Alte und sein Blick ging zu seinen Leinwänden.

Natürlich kaufte kein Mensch mehr Bilder. Was sollte die Gemeinschaft mit den Bildern, die niemanden etwas angingen, die keine Steigerung, kein künstlerischer Ausdruck der seelischen Mächte des Volkes waren, die nichts waren als haltlose individualistische Experimente, deren Handwerk durch die vollständige Loslösung von den Handwerkern des Volkes noch mehr verdarb, als es schon in den letzten fünfzig Jahren aus demselben Grund verdorben war.

„Es geht eben nicht mit dem Sozialismus“, murrte er.

Jetzt sprechen Sie von der Politik, wagte ich ihm entgegenzutreten, ich möchte von der Kunst reden. Er fügte sich.

Es geht doch. Denn das Volk ertrug den Zustand nicht. Die Museen waren weit geöffnet und das Volk, oder wenigstens viele von ihnen, strömten in die Hallen der Kunst. Das Bedürfnis nach Kunst wuchs und wuchs. Und die Menschen betrachteten traurig die kahlen Wände der Garküchen und der Festsäle und der Standesämter

und der Stuben der Volksbeauftragten und der Versammlungsräume. Sie gingen zu den Stubenmalern. Dort bestellten sie den herrlichsten Anstrich. Zehnmal mußte die Wand mit Farbe bedeckt werden. Dann wurde sie spiegelblank geschliffen und wieder angemalt und wieder geschliffen, bis eine kostbare Oberfläche entstand. Jetzt fragten sie, ob nicht einer der Stubenmaler geschickt genug sei, goldene Linien hineinzuziehen und schließlich Ornamente sogar. Zu den Stubenmalern hatten sich aber viele geschickte Leute gerettet, die von den verwilderten Kunstmalern, deren Handwerkskönnen roh und abstrakt geworden war, geflohen waren. Und unter dem Drängen des Volkes wagten sie es, Figuren auf die Wand zu malen. Und plötzlich, unerhört rasch und stark, entstand die Kunst wieder. Das Volk trieb die Maler, kam mit Forderungen, mit Bitten, mit Aufträgen, wollte seine, seine Sehnsucht und seine, seine Träume verwirklicht sehen, kam zu dem Maler, von dem es kein Unterschied der Bildung und des Standes trennte, bat ihn, beauftragte ihn, diskutierte mit ihm, forderte, quälte und war stolz, wenn sein Festraum ein schönes Bild erhielt.

Die Gemeinden wurden eifersüchtig aufeinander, sie rühmten sich ihrer Maler, ihrer Künstler, die sie liebten, wie nie ein Kritiker sein Opfer geliebt hatte.

„Was, das ganze Volk wollte plötzlich Bilder?“

Nein, nicht das ganze Volk. Nur die, denen ihre Natur die Freude daran gegeben hatte.

„Na, das waren aber nicht viele.“

Immerhin, wie es doch natürlich ist, da alle Menschen in der Jugend gelernt hatten, was früher nur Wenige lernten, waren es tausendmal mehr als in der alten Zeit. Denn glauben Sie vielleicht, daß nur die Väter von Söhnen, welche Sinn für Kunst hatten, damals reich geworden sind? Blinder Zufall regierte darüber, ob ein Mensch Zeit für Kunst hatte. Gewiß, es war nicht das ganze Volk. — Aber darf ich Ihnen ein Beispiel aus unserm Viertel hier erzählen?

Die Aufträge an die Künstler werden so vergeben, daß die Obmänner für Kunst, das sind Kunstgelehrte, Maler, Handwerker, Arbeiter und andere Bürger (wir nennen uns wieder Bürger) fünf Künstler der Gemeinde vorschlagen. Die fünf Künstler stellen in unserm Gemeindehaus aus und zwar Werke, die sie irgendwann geschaffen haben oder auch Kopieen, wenn die Werke nicht zu beschaffen sind.

Die Gemeinde entscheidet durch Volksabstimmung, welcher Künstler für den bestimmten Auftrag gewählt wird. Nur der Künstler wird gewählt, nicht das Werk. Es ist nicht etwa wie früher eine Konkurrenz, bei der der Künstler Skizzen für das bestimmte Werk anfertigen mußte. Wie gesagt, nur der Künstler wird gewählt. Er kann sich auch selbst zur Wahl stellen.

Bei der letzten Wahl beteiligten sich 65 % der Bevölkerung, während an der am gleichen Tage stattgehabten Wahl für die Gemeindevertretung die Beteiligung nur 52 % betrug.

„Ach, nein“.

Ja, ja doch, verehrter Herr Professor.

„Was, gelten noch die Titel?“

Wir haben sie denen gelassen, die sie hatten.

„Dann bin ich wohl der Letzte? — Ein so großer Teil der Bevölkerung?“

Ja, sie müßten aber auch die Zeitungskämpfe mit erleben, die Volksversammlungen, die Hitze, das Feuer der Reden in den Versammlungen, die Andacht der Zuhörer, wenn sich einmal ein Maler selbst vorstellt und sein Werk verteidigt und erklärt.

„Ja, aber da reden doch die Auftraggeber dem Künstler in seine Aufgabe hinein“.

Das tun sie.

„Na, hören Sie, in meiner Zeit war das Höchste des Künstlers die Freiheit der Persönlichkeit. Sind die Werke Ihrer Künstler nicht unpersönlich?“



---

Die Werke sind so unpersönlich wie die Werke Cimabues.

„Ja, da haben Sie ganz Recht, aber wissen Sie, kennen Sie einen gewissen Rembrandt?“

Natürlich kenne ich ihn.

„Sehen Sie, ich bin zu alt für Cimabue, ich bin für Rembrandt. Nein, nein, lassen Sie man —“ winkte er ab —“ was? Verstehen Sie. Das ist alles ganz schön. Ich habe es Ihnen aber vorher gesagt. Aus Einrichtungen mache ich mir nichts. Kunst ist Kunst. Bleiben Sie bei Ihren Sachen, ich bleibe bei Rembrandten“.

Aber — — — .

*Hans Franck:*

## GESPRÄCH AM ABGRUND.

— : Kein Wort mehr! Ich will nichts hören! Will nicht — — ? Kann nicht — kann Dich nicht mehr hören!! Vor dem Ruherufen dort unten zergeht Dein Schreien wie Kinderweinen vor dem Novembersturm. Beiseit! Beiseitel! Laß mich's tun!!

— — : Tu's.

— : Ich kann es nicht vor Deinen Augen tun. Sterben — wer vermöchte es, wenn nicht im letzten Augenblick vor das Gesicht auch des Treuesten der Treuen der Tränenvorhang fiele? Aus seinem Leben fortgehen — wer könnte es, wenn noch mit dem letztem Atemzug der Ruf der Liebe ins Herz wehte? Seine Hand ablösen von einer Hand, die halten möchte — wer vollbrächte es, wenn diese Hand stark genug wäre, sich nicht von der Kälte, die sich dazwischenkeilt, fortdrängen zu lassen? — Was die Natur erzwingt, wo nach dem Willen der Natur gestorben wird — hier, wo der Tod wider ihren Willen gewollt, erzwungen werden soll, muß auch Dies erzwungen, gewollt werden. Denn noch im Ungesetzlichen müssen wir ihre Gesetze achten. Muß ich, eh' Du verstehst, Du, der meinem Herzen einst am nächsten standest, nackte Worte zu Dir peitschen?!

— — : Ich verstehe Dich.

— : So laß mich allein! Geh! Geh!! Geh!!!

— — : Leb' wohl.

— : So weit bist Du schon von mir fortgegangen, daß Dein Herz — einst jeden Hauch des meinen mitklingend — nicht mehr zittert bei Dem, was mir das Herz zerrüttet? Solche Mißverständnisse liegen schon zwischen uns, daß Du als Letztes mir ein Wort des Unsinns, daß Du einem Sterbewilligen ein Lebwohl zurufst?

— — : Glaubst Du, daß Du das Leben in Dir endest, wenn Du den Leib tötest? Wähnst Du, daß Du Dich aus dem Sein hinauswirfst, wenn Du den Körper dort hinunterschleuderst?

— : Du wirst mich nicht in Deine Worte verstricken. Was drüben sein wird, weiß ich nicht. Weiß es so wenig, wie Du es

weißt. Aber was war, was ist. — Das weiß ich. Wie Du es weißt. Auch dann weißt, wenn Du es nicht in Dir wissen willst.

— — : Was in mir sollte ich nicht wissen wollen?

— : Dies: Sich-Lieben heißt es nicht immer Sich-des-Andern-Irren?

— — : Aneinanderirrewerden — geschieht es nicht immer um Liebe?

— : Sich-Hände-reichen ist es nicht stets an Irgendwem ein Sich-Versündigen?

— — : Sich an Irgendwem versündigen — ist es nicht stets ein letztes Händereichen?

— : Jemandem-Treue-halten, ist es irgendwo durch Anderes möglich, als durch Jemanden-Verraten?

— : Ist im judasnahesten Verrat nicht immer irgendwo ein Treuehalten?

— : Leben — wo ist es (und sei's auch nur eine Sekunde lang) möglich ohne Lebenmorden? Recht-Tun — wo auf dieser Welt senkt es seine Wurzeln nicht in's Unendlichkeit-Unrecht? Atmen — wann in einem Menschenleben ist es nicht ein Gift-aus-seinem-Munde-Stoßen? Erden-Sein — wo — wo läßt es nicht Moder, nicht Unrat, nicht die Pestilenzkeime des Nicht-Sein hinter sich?

— — : Lebentöten — wo will es nicht irgendwie dem Leben dienen? Unrechtun — wo kommt es nicht, auf irgendwelchen Wegen, aus dem Urgrund des Rechts? Sich-entgiften — wann ist es nicht in irgendeinem Sinne: dem Atmenden dienen? Nicht-seinwollen — — wo — wo schafft es nicht neues Sein?

— : Wenn ich doch ein Festes sähe in dem Frage-Wirbell!

— — : Wer bist Du, daß Du Festes zu sehen begehrt?

— : Wie kann ich ohne dies Begehren wissen, auf welchen Weg ich meine Füße setzen soll?

— — : Wer bist Du, daß Du Gott das Wissen um's Wohin? abzwacken willst?

— : Ich kann meinen Weg nicht gehen, ohne daß ich sein Ziel sehe.

— — : Du siehst sein Ziel!

— : Ich seh' es nicht!

— — : Du weißt, daß jeder Deiner Wege dorthin: in den Abgrund führt.

— : Mit diesem Wissen soll ich mich durchs Leben schleppen?

— — : Möchtest Du durch Dein Leben gehen, ohne um das Letzte zu wissen?



— : Auf dem Weg zu diesem Ziel muß ich mir aus eigener Kraft als Wegsteine Willensziele setzen.

— — : Du sollst Dir keine Ziele setzen! — Das steht für uns in einer Reihe mit: Du sollst nicht stehlen! Sollst nicht ehebrechen!

— : Wenn wir selber uns keine Ziele setzen, so werden wir in die Irre gehen wie Kinder, die man im Dickicht eines Waldes aussetzte.

— — : Nicht Du. Nicht ich. — Nur die dort unten brauchen selbstgesetzte Ziele. Wer sich hierher hinaufgelitten hat, bedarf ihrer hinfort nicht mehr. Uns sind unsere Ziele von Jener Kraft gesetzt, der wir ein Teil geworden sind. Ein Teil, das aus eigener Kraft nicht einmal mehr zu atmen vermag. Nur darum bist Du an Deinem Weg irre geworden, weil Du das Zielsuchen suchtest.

— : Was soll ich tun?

— — : Deinen Weg gehen.

— : Welchen Weg?

— — : D e n Weg.

— : Wie finde ich den Weg unter meinen Wegen?

— — : Nicht fragen! Gehen! Weitergehen! Gewalt konnte (für ein kleines Weilchen) die Bussole Deines Herzens so weit aus ihrer unbestimmten Richtung reißen, daß sie noch lange (als vermöge sie ihn nicht zu finden) den Pol umzittern muß. Ruhen kann sie nur in ihm. Hilf — nein, wer vermöchte Das? hindere die Bussole Deines Herzens nicht am Ruhewerden und Du wirst nicht mehr fragen: Wohin soll ich gehen?

— : Laß' mich mit mir allein!

— — : Leb' wohl!!

— : Nicht so. Ein Weilchen nur. Auf Wiedersehn.

— — : Auf Wiedersehn am nächsten Abgrund.

— : Auf Wiedersehn! Auf Wiedersehn!!

*Robert Walser:*

## SAUL UND DAVID.

Zimmer im Palast von Judäa. Mürrisch sitzt Saul auf dem Thron. Wenn ich „mürrisch“ sage, so klingt das, als wenn ich zu kleinlich von dem Manne redete. Ein Fürst und mürrisch? Es ist unangenehm für Könige, ärgerlich und grämlich sein zu müssen. Zu wissen, daß man unumschränkte Gewalt hat und dabei verdrießlich und aufgebracht ist, kann unmöglich anders als schlimm sein.

Düster schaut er aus, als sei er schwermütig. Das ist schlimm. Was quält ihn? Was ist es, das ihn so finster blicken macht? Warum trauert er? Will ihm das Leben nicht mehr schmecken? Steht er sich selbst vielleicht im Weg? Leidet er unter dem Machtgefühl? Er befiehlt nach Belieben, und alles gehorcht ihm. Man sollte meinen, daß er zufrieden sein könnte.

Weshalb ist ein solcher Mann unzufrieden? Ist er etwa des Thrones überdrüssig? Hat er das Herrschen satt? Ist er müde? Was für wunderliche Fragen!

Krank ist er. Wie von köstlicher Speise ist er übersättigt. Er mag nicht leben und doch auch nicht sterben. Ist er unglücklich, weil er alt ist? Hm! Wird doch wohl nicht etwa so sein.

Was beliebt ihm nun? Was könnte ihm wohl tun? Schweigend, grübelnd sitzt er da. Schrecklich ist seine Stirne gerunzelt. Niemand tut ihm etwas zu leid, und dennoch beleidigen ihn alle. Furchtsam schauen sie ihn an, als erwarteten sie etwas Ungeheueres von seiner Seite. Zerreißen möchte er sie, weil er weiß, daß sie sich vor ihm fürchten. Es ist niemand gern gefürchtet, denn Furcht streift an Haß, und ein König will von seinen Untertanen geliebt sein wie ein Vater von seinen Kindern. Doch Saul ist nicht beliebt. Wie kann man lieben, was finster blickt und die Lippen wie in verhaltenem Grimm zerbeißt?

Daß man ihm David rufe, sagt er zu den Herren, die ihn umgeben. Wenn David käme, so würde er sich womöglich besser fühlen.

Bald, und so tritt der jugendschöne David mit der Harfe in der Hand herein, und da er weiß, daß er musizieren soll, so greift

er alsbald ins Instrument und beginnt zu spielen. Er spielt wie ein Künstler, der sich im Spiel völlig vergißt. Nichtsdestoweniger lauert er mit klugen Augen sorgfältig auf die geringste Bewegung, denn er spürt, daß er in Gefahr ist.

David ist kein Kind mehr. Schwierige Verhältnisse haben ihn früh zum weitblickenden und kühnen Menschen erzogen. Er ist tapfer, doch dabei schlau; schön, doch zugleich gewandt; vorsichtig, doch ebenso unerschrocken. Mit einem Lächeln im mutigen Gesicht schaut er dem aufgebrachten Mann in die Augen, als wenn er ihm sagen wolle, immer hübsch sachtel! In ihm ist hohe Sinnesart. Er besitzt Kraft sowohl wie Anmut.

Die unheimliche Art, wie beide Männer einander entgegengestellt sind und sich mit den Augen durchbohren, ist von Rembrandt herrlich dargestellt worden.

Wir haben einerseits einen mit krampfhaft geballter Hand umkrallten Speer und andererseits eine Harfe. Auf der einen Seite ist ein böser, auf der andern ein annehmbarer Zustand. Dort Aufruhr; hier Besonnenheit. Jenes gewaltsam, dieses friedfertig und sanftmütig.

Davids Harfenspiel scheint zu sprechen: „Sei nicht traurig. Quäle Dich nicht nutzlos. Sei sanft und nicht zornig. Blicke nicht so wild, denn es steht kein Feind vor Dir. Die Welt ist gut. Irgend einen Kummer haben wir alle. Diesem fehlt dieses, jenem jenes. Wir brauchen deswegen nicht zu zürnen. Weine lieber, statt zu grollen; das ist für Dich und alle anderen schöner.

Sollte nicht der Herrscher mit dem schönsten Beispiel vorangehen und der sanfteste, duldsamste Mensch im Volke sein? Sollte er nicht der beste Mensch unter allen Menschen sein und das größte Herz besitzen?

Gram ist unschön, und Zorn ist zu wenig groß. Wenn Dich etwas plagt, so türme es nicht zum Turm, zum unersteiglichen Block auf. Alle sind geplagt; nur tun die, die es mit Welt und Menschen gut meinen so, als merkten sie nicht viel davon. Du aber sinkst völlig in eine einzige unerträgliche Empfindung, bäumst Dich dagegen auf, kannst Dich nicht wehren. Auch die Mächtigen dürfen nicht vergessen, daß sie machtlos sind, weil sie Menschen sind. Tausendmal schöner als leben ist: für andere leben, oder sehen, wie andere leben.

Meinst Du, daß ich mich vor Dir fürchte? Ich fürchte mich vor nichts als vor dem Unheil, das in mir selbst ist. Diese Töne sagen Dir die Wahrheit. Doch Du hast ja gewollt, daß ich hierher trete und spiele. Die Kunst ist gut, und die Wahrheit tönt süß, nur muß man sie nicht hassen, sondern willkommen heißen. Man



---

muß nicht die edlen Regungen und die weichen Stimmen töten wollen und den Haß leben lassen. Damit tötet man sich selbst, rottet das eigene Leben aus. Man muß Geduld haben, denn auf ihr ruht alles. Wer sich mit sich selbst aussöhnt, verbündet sich mit allen andern, und dann gibt es keinen Gegner mehr. Wenn alle sich mit sich selbst verständigt haben, so hat niemand mehr einen Gegner. Dann ist alles versöhnt und der Friede ist gesichert. Es gibt nur einen einzigen Feind; der ist überall und nirgends, es sieht ihn niemand, er ist nicht fühlbar und daher auch nicht angreifbar. Doch wird ihn jeder bekämpfen und besiegen lernen, der die Pflicht fühlt, mit sich selbst zu kämpfen. Außer uns gibt es nichts Feindliches für uns, es wäre denn, daß wir unwillig sind, weil uns die Natur Grenzen gezogen hat — — —“

Weiter spielt David nicht. Der Speer saust dicht an ihm vorbei. Der König ist wahnsinnig. David lacht und ruft: „Das hätte mich durchbohren können. Ich danke für die gute Absicht, bin aber froh, daß ich noch lebendig bin. Kopf und Herz und der unverstümmelte Körper! Damit will ich es wagen, und kein schwächliches Gefühl soll mich je im Leben hemmen.“

*Ludwig Meidner:*

## REDE (IM ZWIELICHT) AN DEN TOD

Himmel in den Händen. Haupt mit Erde bedeckt.  
Um meine Seele wuchert der holdselige Tag. —

Ich bin die Straße lang geflogen. Wo sie sich öffnet,  
brach mein Wesen mächtig aus, und ein lauter Gedanke  
vom Tod fiel mich an mit einemmal.

Da stemmte er sich auf, Gerüst aus tausendfachem  
Fluch und Ungemach.

Mit gräulichen Gelächtern seine Würgfinger er mir  
entgegenschmiß. Seinen schmutzigen Speichel er aus-  
warf mir zu Füßen. Sein Augentachel — Zucken um  
das hölzerne Maul — sein Anhauch mich versengte wie  
ein Feuerbaum. Scharf muß' ich meine Schritte hem-  
men, derweil die Abendröte sachte in die fernen Feuer-  
essen fiel. Dann hub ich an, atmete weit und rief:

Du, aus der Tiefe, deine Larve schreckt mich nicht.  
Ich fürcht' mich nicht vor dir. Wollte eben noch mit  
mir von meinen künftigen Werken reden, da vertrittst du  
mir den seligen Pfad, schüttetest eine dicke Hand voll  
Finsternis auf mein Gesicht. — Dein Anblick ist mir  
wohlbekannt. Schlichest du nicht hinter meinen Verstecken  
her? Stürmtest du nicht immer mit meinem Schicksal  
um die Wette?! In feierlichen Tagen, wo Himmelsnähe  
mir die überraschte Stirne küßte, warst du willkommene,  
umkränzte Pforte. Tief in den Fluten meines Leibes  
schwammest du. In mein Herzblut, wie ein Lot, tauchtest  
du schwärmerisch ein! — Dann schmolz der Lenz. Juli  
brach auf. Da wehte ich lange in Sommers schmiegs-  
samem Tal. War Dichter und dudelnder Musikant. So

eine Windfahne, die sich immerfort im Wind ihrer Gefühle dreht. Ein nackend zuckender Nervenstrang, ich hüpfte in Mondangers Grün . . . . ha, da scharwenzeltest du immer um meine Behendigkeit, Tod, und ich merkte nichts. Spürte nur, wie ein nachtgreller Schatten zuweilen über meinen Rücken huschte. — Später wankte ich vor manchem offenen Grabe, fuhr entsetzt vor hingegangenen Leibern auf, und daß du Kinder in Stücke schlugst und ganze Länderstriche meuchlings in die Hölle sandtest, das hat mein Gemüt in blutige Fetzen gerissen.

Gestern Abend, im umwölkten Gemach, wo ich herumtuhwerke immer den Sternen zu, hast du wieder einmal deine schonungslose Stachelpeitsche in meine mürben Rippen gesetzt.

Es war noch früh. Ich hatte den ganzen Nachmittag meine innersten Kräfte gesammelt und bereitet — knatternde Fackeln entflammt, um riesenhaften Brand auf weißen Papierbogen zu entfesseln. Ich hatte wie immer, wenn ich auf Werke lauere, im Hundetrab meilenlange Spaziergänge um meinen Arbeitstisch vollführt und wie in tausend Ängsten meine Schultern geduckt vor den angrollenden magischen Ungewittern. Dann, wie im Katzensprung, schoß ich auf den Tummelplatz der Räusche und goß mich hin, — o schmerzhaftes Saat im Kellerklageraum —. Ich stemmte meine Zeichenfeder gegen den Feind, den echolosen, leeren Acker des Papiers. Durch das Rohr, auf die Spitze der Feder taumelte meine Gewalt. Stürzte sich schreiend wie ein Ertrinkender von der Brücke in den feurigen Strom — und so pflanzte ich die Striche ein, seraphisch ins Firmament.

Ha! Windgebrause auf waghalsiger Höhe der Spannung. Talgeschreie und Stadtgeraune hinter mir. Und Leichenschändergeflüster unter dem Zeichentisch. Zerbrech ich, ehe das Werk vollendet glückt?!?

Es war eine hockende Gestalt, die ich schuf: die Faust nach innen gepreßt — das Lockenhaupt vom Himmel



bestürmt wie eine Pauke — wie eine Geige die schmale rechte Hand an die Wange gelehnt — — unendlich tönendes Blatt — — — ha, seine schallende Melodie wuchs auf aus der leisen Horizontale. Noch wenige wuchtige Striche — werden sie glücken?

Jetzt, Fuhrknecht, peitsch' die Gäule zum letzten Mal. Erhabener Aar, noch einmal deine Schwingen spreite. Da rauscht die Feder auf, es packt mich an den Schläfen dämonische Allgewalt . . . . da, Tod, standst du da und ich kanns nicht sagen, nein, ich kann nicht meine Nöte meistern. Du hast mich in diesem Augenblicke für Ewigkeiten in die Hölle geschmissen und mit Zangen und Flegeln und Blasebälgen meinen erbärmlichen Nervenleib zerhauen.

Wer kann diese Todesqual auf der Höhe des Schaffensfiebers ermessen, der sie nie erlebt?!!

Ein andermal, in jenen Tagen, da ich in Gesichtern und Figuren die uns so nahgerückte Epoche Jesu Christi auferweckte und Gebärden jener Maulaffen, Pharisäer, Fallensteller und Fanatiker aufschrieb, die damals in allen Gassen rumorten — wuchtete ich wie in qualmenden Träumen mit dem Stift. Mit ernster Hand ätzte ich vieldeutiges Zwinkern des Pilatus in die Fläche, und da hauchtest du mich über die Schultern an, giftiger Geselle, in deiner knochenknarrenden Montur. Blöktest mir schauerlich ins Ohr wie ein Schofarhorn, daß mir der Zeichenstift in die Asche fiel und alle angespannte Schärfe in mir zerging wie ein Hauch.

Du jagst mich auf die steilste Höhe der Ekstasen, um dann deine knöchernen Schlegel, deine Sicheln und Spieße mir um die Ohren/ zu hauen. O, ich weiß, der Berg der himmlischen Gesichte ist dicht an den Abgrund der Hölle gebaut. Und wenn ich mich verzehre im Feuer der Verzückung, dann lauerst du hinterm Berg, um den Trunkenbold am Kragen in die Grube zu ziehen.

Einmal ging ich als Maler aufs freie Land. Der Tag ragte blendend in die Landschaft hinein, die stille stand und hoch und vereinsamt. Ich spielte auf die Schwermut dieses Mittags ein Quartett mit Schwarz, Weiß, Hellgrün und Teichrosengelb. Rechts war ein Kirchhof und dahinter die vielen Eiben und eine hohe orgelnde Föhre im milchigen Firmament.

Ich malte in Treue den holden Schein. Aber mählich wuchs in mir eine Sehnsucht auf. Ein großes Lied begann, meine Hände zu lenken. Palette ward zu arm. Farbsträhnen bogen im Tanz ihren Leib und brennend heiße Küsse aus Paradieses Höhen flammten hie und da auf der Leinwand wie große, rote Fanale auf. — Ganz entrückt ich malte, wer kann die Glückseligkeit schildern?! In versunkenem Jahrtausend stand ich allein. Da hob sich der Boden, die Schollen fingen an zu fragen, und drüben der Kirchhof spie ein Gelächter ins Land.

Hoch der Radau, der Grabsteinsetzerradau! — — Der Epheu schwieg. Die Grabmale sagten ihr Ja und Amen, und mich hast du, aufbrüllender Knochen, mich hast du da auf einmal angespieen. Du setztest mich in dein Eisen — wo ich eben noch im singenden Pfühle schwamm. Du ludest mir deine Verachtung auf, o Tod, gossest deine ganze Galle mir übers Genick. Überall, im höchsten Glücke, sprang dein Totenschädelgesang mir ins Mark. — Laß mich noch hier sein. Laß mich noch in diesem blühenden Lande. Du weißt, daß ich dich immer wieder einmal preise, mit meiner stärksten Handschrift schreibe ich deine Ruhmestaten auf. Ja, wenn ich ganz voll bin von Welt und Gesang, dann bin auch mächtig ich, von deiner Größe auszusagen, und wie ein schwarzer Windstoß fährt dein Fledermausskelett in den gemalten Prospekt.

Was hab ich nicht aus dir gemacht?! Auf meinen Bildern bist du als Mordbrenner gekennzeichnet, als hämischer Barbier, als spinnedürre, morscher Vagant. Über



deinem Schädeldach weiß, krächzet Taghimmels rohes Einerlei und leise Ohreulen streifen nächstens dein Gerippe. Hinter deinem Schreiten her, schreitet die lautlose Sense mit — sauset Stimmengewirre —, und Hände, gezückt, fleischlose Hände aus dem Erdreich fahren. Dann wieder bist du gekauert der Prahlhans in der Gosse, der Pfaffengeneral, der holbeinsche, tollkühne Wanst — — — o Tod, du bist mein Hauptplaisir. —

Nun Schluß. Jetzt weiche. Indes wir redeten, sank der Abend mitten ins Gespräch. Ich bin befreit, und anders ist mir als vorhin. Ich lehne mich an die Süße dieses Abends, trinke den Abend in tiefen Zügen wie duftenden Wein und grüße voll Ehrfurcht den Mond.

Wer bist du, herrlicher Wanderer oben? Wer bin ich noch immer nach allem, was ich erlebt?

Ich weiß, ja, ich weiß, daß noch tausendfältige Freude, daß Gebet und Benedeiung zahllos mein Gesichte berührt.

Werde ich mich würdig halten? Werde ich rein und voll Lauterkeit wandeln? Werde ich in Demut und Gelassenheit harren? Werde ich niederes Trachten abtun? — — O himmlische Glut, bleibe doch mein. —

Hingestampft wie purer Lehm, vermengt im Tränenrinnsal am Rand der Chaussee — du, Seligkeit, nimm mich hin in dein feines Reich, wie Freudenträne spül' mich hin.



*Theodor Däubler:*

## FAHRT.

Bei Hagel habe ich mein Schiff geborgen.  
Der Wolken Schwarz ist schwefelgelb geborsten.  
Auf Felsen, wo bekrallte Fürsten horsten,  
Entschlich mir Finsternis. Auf blauen Forsten,  
Im Gischtgemisch, begann ein guter Morgen.  
Da aber glomm der Zorn in mir.  
Ich sah mich um, auf rotem Riff:  
Wo nagle ich mein letztes Schiff,  
Wie rette ich das eigne Tier?  
Die Schwingen sollen blaue Segel sein:  
Ich halte sie und brauche keinen Mast.  
Gewitter will ich in mir selbst befrein:  
Dann tragen sie die blut'ge Drachenlast,  
Hinauf zu mir. Empor zu dir. Hinab zu Gott.  
Noch einmal, kühnes Schiff, noch einmal werde flott!  
Du bist so brav, wie ein bewährter Hund,  
(Schon weiß ich es, bevor du mir gelangst,)  
Der du nach mutiger Bewachung bangst,  
Gespenst an Bord, mein Hund, mit mir im Bund,  
Erwach! Wir wollen in Gefahren jagen:  
Nach Enten fahnden: Ungeheuer treffen.  
Ich will bei augenblauer Sonnensee,  
Auf einmal horchend, meine Segel reffen  
Und fahrtlos wittern, wie ich untergeh.  
Mein guter Hund, dann badest du um mich herum,  
Du plätscherst, bellst und wirst bald auch wie ich so stumm.

Ich traf mich nicht. Du weißt es schon: ich komm!  
Dann komme ich zu dir. Schon bald. Noch fromm.  
Und doch: ich brauch ein Roß. Voll Brunst. Ich muß zu dir.  
Mein eignes Schiff, ich werde dein Gallionenbild.  
Drum Rumpf von mir, zusammen sind wir nur ein Tier.  
Ein Hengst? Mit Segeln! Frei. Und doch sum Sprung gedrillt.  
Empor zu dir. Aus dieser Flut. Und aus mir selbst!  
Ich fand dich nicht. Wir sind verloren.

Drum ich, ein Schiff, will tauchen.  
Zu zweit? Wir sind verschworen.  
Ich Schiff, du ich, geeint,  
Wie alle Wünsche zart zerhauchen!  
Wenn jedes Wesen aufwärts weint,  
Wo Schnüre stiller Atemperlen tropfend  
Die Luft, die Heimat, oben suchen,  
Gelangt man hoffend, tastend, klopfend  
Wohl irgendwo auf Grund.  
Bei Flammenfarnen, unter Glutenbuchen,  
Im See der Seelen schweigt ein Mund.  
Doch er ist da. Du fühlst ihn: bleibst in Frieden,  
So willst du's auch: sein Wissen sei dir nie beschieden!  
Doch schwimmt ein Mond umher:  
Beleuchtet dir dein eignes Nimmermehr.  
Du seufzst: da glutet ein Gebüsch der Sorgen,  
Du lachst und liebst es, denn es wird dein eignes Morgen.

*Kurt Eisner:*

## WIR TOTEN AUF URLAUB.

Ein französischer Offizier hat in einem Kriegsgericht das Wort gesprochen: „Wir sind alle heut nur Tote auf Urlaub.“ War es im ersten, im zweiten Kriegsjahr? Ich weiß es nicht; wir haben in diesen Jahren das Zeitgedächtnis verloren.

Mich aber ließ das Wort, seitdem ich es gelesen, nicht wieder los und ward mir zum führenden Schicksal.

Der Tod hat uns alle nur beurlaubt. Wir Schatten sind auf eine Weile in das Reich des Bewußtseins zurückgekehrt, das man einst Leben nannte und das heute bloß ein mit den Prothesen des Todes sich schwerfällig grotesk bewogender Automat ist. Wir harren unserer Wiedereinberufung. Ein Granatsplitter setzt unserem Urlaub das Ziel, die Geschoßnaht eines Maschinengewehrs, eine Giftgaswelle, ein Flammenguß, ein Torpedo, eine Fliegerbombe, die Explosion einer Munitionsfabrik, eine Bahnentgleisung, Hunger, Erschöpfung, ein Raubmord, der Anfall eines Wahnsinnigen, der von der Front kam, oder auch das Urteil von Richtern, die uns das Almosen des Urlaubs aberkennen, weil sie selbst vergessen haben, daß auch sie nur Tote auf Urlaub sind.

Viele suchen durch gefälschte Scheine und Pässe die Frist sich zu verlängern, rasen in grinsenden Tobsüchten, balgen sich geil und gierig mit den Verwesungen der Welt und fürchten sich vor dem Tod, obwohl gerade sie längst zwiefach Tote sind, die nur die Zuckungen der letzten Todesqual Leben wännen.

Manche aber wissen, wie sie den Urlaub menschlich erfüllen sollen: daß sie ihre Seele retten und den Tod nicht fürchten, von dem sie kommen; daß sie der Wahrheit dienen und bis zur letzten Stunde die Erde reinigen helfen für die Lebendigen von morgen, die befreit die Kraft haben werden, den Tod aus dem Leben zu bannen. Ihnen wird noch einmal Arbeit im Menschheitsdienst zu der Seligkeit eines vorgefühlten Lebens, das ihrem Geschlecht zu erringen und zu genießen versagt war.

Ein Toter – des Spruches harrend, der ihn begräbt – sammelt in letzten Stunden Bruchstücke seines Wollens und Denkens, Kämpfens und Träumens . . . *Urlaubserinnerungen!*

München,

Untersuchungsgefängnis, 10. Sept. 1918

In der Sonnenaufgangsstunde.



**LETZTER MARSCH.  
DEN ZUCHTHÄUSLERN GEWIDMET.**

(Beim Rundgang im Kerkerhof zu singen.)

The musical score is written for a three-part setting: voice and piano. It consists of three systems of staves. Each system has a vocal line on a single staff and a piano accompaniment on two staves (treble and bass clef). The key signature has one sharp (F#), and the time signature is common time (C). The lyrics are written below the vocal line of each system.

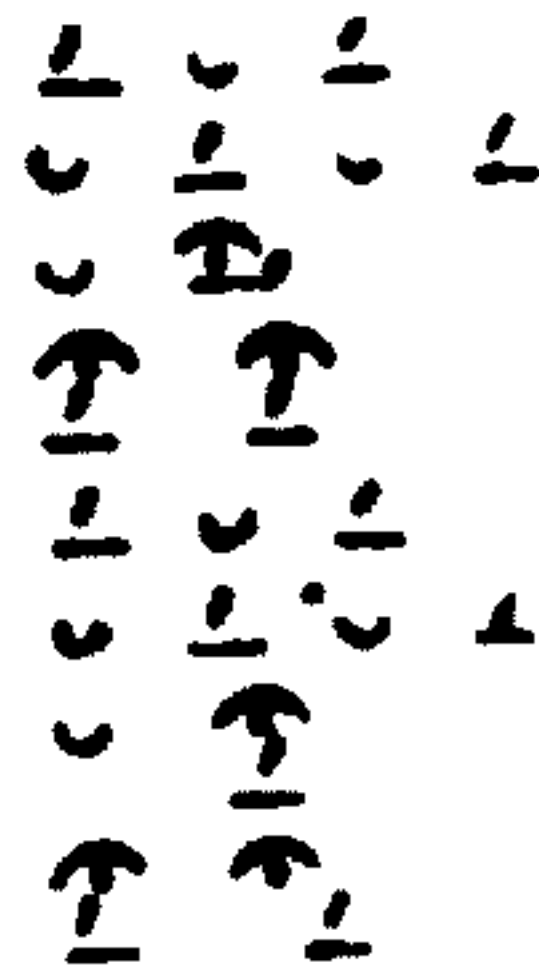
Schritt für Schritt, o Freund, geh' mit, die

Not wirbt Mut. Blick um - her, die...

Zeit läuft quer, der Tod säuft Blut!

Worte und Weise von Kurt Eisner im Gefängnis Stadelheim ersonnen, im  
Ministerium des Äußern niedergeschrieben. Nov. 1918.

I.



II.

Schritt für Schritt,  
O Freund geh mit!  
Die Not  
Wirbt Mut.  
Blick umher  
Die Zeit läuft quer!  
Der Tod  
Säuft Blut.

III.

Ich und du  
Verjagen Ruh:  
Die Stadt  
Wird wach;  
Schreitet schwer,  
Ein düstres Heer.  
Verrat  
Schleicht nach.

IV.

Schritt für Schritt  
Der Tod geht mit.  
Das Haupt  
Trag hoch!  
Liegt nichts dran:  
Du warst ein Mann  
Wer glaubt  
Siegt doch!

Am Neudeck, 22. 6. 18.

## LESEBUCH.

Ein paar Stücke aus dem Kriegstagebuch der „Friedenswarte“ von Alfred H. Fried, das jetzt als „Europäisches Buch“ bei Max Rascher in Zürich erschienen ist. Der erste vorliegende Band umfaßt die Zeit vom 7. August 1914 bis 28. Juli 1915.

9. August 1914.

In den Zeitungen ist jetzt gerade das Gegenteil von dem zu verspüren, was *Nicholas Murray Butler* als den „internationalen Geist“ definiert hat. Das ist die Kunst, sich in die Anschauung eines anderen Volkes hinein zu versetzen, es von seinem eigenen Gesichtspunkt aus zu verstehen versuchen. Wie weit ist man heute von dem entfernt. Mit aller Kraft sucht man darzutun, daß die Handlungen des Gegners verrückt, perfid, ehrlos sind. Es wird jede Handlung eines Einzelnen übertrieben und der Gesamtheit vorgeworfen. Alle Kulturtaten eines Volkes zählen nichts, sind vergessen, wenn man ihm nur eine einzelne unfaire Handlung vorwerfen kann.

In der „Neuen Freien Presse“ erdreistet sich ein Schmock zu sagen, daß alle Kultur Frankreichs nur Firnis wäre. Auch wird keine Entschuldigung zugelassen. Daß verschiedene Handlungen, wie z. B. die gehässige Behandlung der Fremden, mehr durch die durch den Krieg erzeugte Erregung, Kopflosigkeit und ein durch die Jahrzehnte erzogenes falsches Vaterlandsgefühl hervorgerufen wurden als durch Schlechtigkeit, darauf darf man gar nicht hinweisen. All diese Scheusäligkeiten sind doch nur die andere Seite jenes kriegerischen Geistes, dessen Zucht die Hauptsorge aller Patrioten bildete und noch bildet. Jetzt herrscht eben die fanatisierte Masse in den vom Krieg betroffenen Ländern, und die kleine Kohorte der internationalen Verständigung, der Kulturwahrung, hat überall die Führung verloren.

Man darf übrigens diese Dinge nicht zu ernst nehmen. Die Übertreibungen des Patriotismus und die Haßanfälle gegen Fremde sind die Symptome eines Fiebers, das vom Kriege unzertrennlich ist. Es wird mit ihm vergehen. Nur wird es sich zeigen, ob die Nachwirkung ebenso andauernd sein wird wie nach 1870/71. Das glaube ich nicht! Ich wage zu hoffen, daß sich unsere jahrzehntelange Verständigungsarbeit hier nützlich erweisen wird. Sie wird vielleicht sogar den Frieden früher



möglich machen und nachher das Haßgefühl rascher verrauchen lassen. Gerade dieser Weltzusammenprall wird die besonnenen Elemente von der Notwendigkeit unbedingter internationaler Kooperation überzeugen. Jedenfalls wird das unsere wichtigste Aufgabe sein nach dem Krieg, den Haß zu überwinden.

\*

11. August 1914.

Man wird bedauert. „Der arme Fried“, so heißt es.

Welche Verkennung unserer Arbeit liegt in diesem Mitleid. Als ob wir gearbeitet hätten, weil wir den Weltkrieg unmöglich, den Krieg überhaupt für überwunden hielten. Ist doch gerade das Gegenteil das Motiv unseres Wirkens gewesen. Weil wir den Krieg noch nicht für überwunden hielten, weil wir wußten, daß jeder Krieg in Europa zu einem Weltkrieg sich gestalten mußte, suchten wir jene Mittel auszubauen und zu stärken, die für die Kriegsmöglichkeiten Hemmnisse sein sollten.

Das ist die größte Seelenpein für mich, daß man in der Öffentlichkeit dem eigentlichen Wesen des Pazifismus noch immer im Grundsatz fremd gegenübersteht. Unsere Friedensarbeit wird immer wie eine Preisung eines uns bereits errungen scheinenden Friedenszustandes angesehen, unsere Kongresse als Jubelfeste über den Frieden, während wir in Wirklichkeit nichts anderes wollen als einem Zustand zuarbeiten, den auch wir noch nicht erreicht wähten. Wir feierten nicht den errungenen Frieden, wir strebten ihm erst zu. Und der ausgebrochene Krieg beweist nicht, daß wir uns geirrt haben, sondern daß wir Recht hatten. Nicht „armer Fried“ darf es heißen; die Bedauernswerten sind jene, die nicht die Voraussicht besaßen wie wir.

Daß der Krieg unsere Verständigungsarbeit beeinträchtigen wird, unterliegt keinem Zweifel. Unser Werk gleicht der Ausführung eines Seedammes zur Vorbeugung von Hochfluten. Nun kommt aber, ehe der Damm vollendet ist, wieder eine solche Flut. Nicht überraschend. Wir mußten damit rechnen. Heute ist alles überflutet. Erst bis die Wasser zurückstauen, werden wir sehen, was von unserem Damm noch übrig geblieben. Gewiß wird er beschädigt sein, gewiß durchbrochen. Aber im Fundament wird er noch vorhanden sein, und wir werden daran gehen, ihn wieder aufzurichten. Wenn nicht uns, einer Generation, die kommen wird, wird es dann gelingen, ihn genügend stark und genügend hoch zu bringen, daß er imstande sein wird, die ärgste Hochflut abzuhalten.

Es wird ein Sieg der Deutschen bei Mülhausen gemeldet. Also auf elsässischem Boden wird gekämpft? Unheimlich, daß einem jeder Überblick fehlt. Soviel geht in der Welt vor, so Wichtiges, und wir sind plötzlich abgeschnitten vom Nachrichtenverkehr. Die Allgegenwart, an die sich der moderne Mensch, verführt durch die entwickelte Technik, schon gewöhnt hatte, ist plötzlich zerfallen. Wir sitzen am Robinsoneiland.

Die Hauptsache für uns Pazifisten ist das felsenfeste Vertrauen in das Ziel. Wie oft las man von den Erdrutschungen, die das Werk des Panamakanals vernichteten. Und ohne Verzweiflung setzte man sich wieder an die Arbeit. Zweimal riß das erste Kabel, das zwischen Europa und Amerika gelegt wurde. Erst das dritte Mal gelang es, es hinüber zu führen. Nicht verzweifeln; was auch kommen mag. Unser Werk kann beschädigt, aber nicht mehr vernichtet werden.

\*

27. August 1914.

Der Krieg ist der Feind des Menschengeschlechtes, ihm muß der Kampf aller Kräfte der Menschheit gelten. Jetzt mehr noch als früher.

Wie sich dieser Kampf in der Zukunft gestalten wird, ist noch nicht klar. Aber bestehen wird er, geführt wird er werden. Und je größerem Widerstande er begegnen wird, umso notwendiger wird er sein. In den siegreichen Ländern wird er sicherlich schwer zu kämpfen haben. Denn der augenblickliche Erfolg wird die Opfer verschmerzen lassen und wird den trügerischen Schein erwecken, als ob der Krieg Gutes brächte, als ob nur im Schwert das Heil läge. Aber es wird doch der Boden bereitet sein für ein größeres Verständnis für unsere Arbeit, namentlich wenn sie allenthalben von der „ewigen Friedens“-Duselei auf die Plattform der modernen Friedenstechnik gebracht werden wird. Kampf für immer, eventuell auch bewaffneter, aber immer nur im Dienste der Kultur gegen die Barbarei. Aber niemals Krieg als Selbstzweck. Ein Kulturbund wird jedoch der Gewalt gegen die Unkultur gar nicht mehr bedürfen. Sein Dasein wird genügen, um zu bezwingen.

Aber ich baue — wie immer — auf die Logik der Dinge. Auch dieser entsetzliche Krieg wird die Menschheit vorwärtsbringen müssen. Er wird eine Situation schaffen, die vielleicht den Chauvinismus erhöht, die Verblendung der Menschen vertieft, die aber dennoch einen gewaltsamen Zwang zur Festigung der Völkerorganisation mit sich bringen wird und ein erhöhtes Verantwortlichkeitsgefühl derjenigen, die die Entscheidung über Krieg



und Frieden in der Hand haben. Die Leichen der Erschlagenen, die Trümmer des Besitzes werden besser predigen, als unsere Schriften und Worte es getan. Dieser pazifistische Anschauungsunterricht, der jetzt in ganz Europa erteilt wird, kann nicht versagen.

Heute wissen die Völker Europas nicht, um was sie sich schlagen. Den Urhebern des Krieges dürfte schon längst vor ihren Motiven bange geworden sein. Um den Erzherzog Thronfolger zu rächen, kann man den Tod von Hunderttausenden in den verschiedenen Ländern, die Wirtschaftskrise in der ganzen Welt, den Zerfall von Milliardenwerten nicht mehr rechtfertigen. Man erfindet neue Motive: Panslawistische Expansionslust, Neid der Völker gegen Deutschlands Aufschwung, Notwendigkeit eines Beweises der Lebenskraft der österreichisch-ungarischen Monarchie usw. Man vergißt nur, daß alle diese Motive seit Jahrzehnten bestanden und dennoch den Frieden der Nationen nicht gestört haben, daß ihnen kriegserzeugende Kraft demnach gar nicht innewohnt hat. Wenn jetzt der Krieg um jener Erscheinungen willen geführt wird, so ist er nicht ihretwegen entstanden. Er wurde berechnet losgelöst, um *nachträglich* aus jenen Erscheinungen begründet zu werden. Diese Verkleidung von Ursache und Wirkung ist das Verbrecherische. Der Krieg wird nicht geführt, um den Tod des ermordeten Erzherzogs zu rächen, aber auch nicht, um die Neider Deutschlands zurückzuweisen, um den Panslawismus zu ersticken, um Österreichs Lebenskraft zu beweisen, sondern lediglich, weil die Militärs der beiden Zentralmächte einen günstigen Augenblick ihrer technischen Überlegenheit herausgerechnet haben. Daß ihnen dabei die Kriegsspekulation der russischen Militärpartei willkommen in die Hände gearbeitet hat, ist sicher. Es handelt sich also um einen Präventivkrieg, jene verwerflichste Form des Krieges, vor der sogar Bismarck gewarnt hat.

\*

9. September 1914.

Gestern sagte mir einer: Nach diesem Frieden, der jetzt kommen wird, kann ich ruhig mein Leben lang Pazifist bleiben; denn dann bekommen wir mindestens ein halbes Jahrhundert keinen Krieg. — Das war für mich wieder ein Blitz, der mir den Abgrund der Unwissenheit über die pazifistische Lehre enthüllte. Immer nur der Gedanke an den Nicht-Krieg! Als ob alles erreicht wäre mit einem Friedensschluß, der die Beziehungen der Staaten wieder — wie vorher — auf der Spitze der Bajonette beruhend beläßt; als ob es nicht das Wichtigste wäre, aus diesem Kriege jene neue Konstellation Europas hervorgehen zu sehen, die wenigstens die Anfänge der



organisierten Staaten dieses Erdteils umfaßt. Hoffentlich siegen wir den Westen mit dem europäischen Zentrum zusammen!

Wieviele sehen in diesem Kriege das völlige Debakel des Völkerrechts. Keineswegs! Gerade die Empörung gegen diese Rechtsbrüche beweist, daß das Völkerrecht notwendig ist. Der Wunsch, ihm eine stärkere Kraft zu geben, wird dadurch nach dem Krieg aufleuchten. Es sei nicht vergessen, wie gerade nach dem deutsch-französischen Krieg ein großer Aufschwung der Völkerrechtswissenschaft und -Praxis stattfand. Im September 1872 fand der wichtigste Schiedsfall — der Alabamastreit — in Genf seine Erledigung, und ein Jahr später — am 11. September 1873 — fand zu Gent die Gründung des „Institut de Droit international“ statt. Wenige Wochen später — am 11. Oktober 1873 — die Gründung der „Int. Law Association“. Unmittelbar nach dem Krieg erschienen die hervorragendsten Werke der Völkerrechtsliteratur von Lorimer, Laveley und Bluntschli, begann in den Parlamenten aller Länder eine Aktion für die Ausbreitung der Schiedsgerichtsbarkeit und Völkerverständigung. Auch die Anregungen zur Gründung der interparlamentarischen Union setzten damals ein.

Es wird nach diesem Völkerkrieg in erhöhtem Maße der Ruf nach der Festigung des Völkerrechts einsetzen.

13. September 1914.

Hasset die Franzosen, sehet in ihnen Falsche, Renommisten, Degenerierte, Hasser Eurer selbst. Ich sehe sie anders. Hier sehe ich den Vater, der davon träumt, daß sein Sohn ein Examen bestehe, das ihm eine Karriere öffnen wird; hier sehe ich die Mutter, die ängstlich am Krankenbett eines Kindes wacht und mit Sorge in das Antlitz des beobachtenden Arztes blickt. Da wieder finde ich junge Burschen, die ernst über ihre Berufswahl sprechen, und ein junges Mädchen, das frühmorgens in die Arbeitsstube läuft, um zu dem Unterhalt der kinderreichen Familie etwas beitragen zu können. Dieser junge Mann im Omnibus mit seinem in die Ferne schweifenden Auge denkt an die Zeit, wo ihm eine Gehaltszulage von Fr. 20.— gestatten wird, seine Lebenshaltung besser zu gestalten. Ein Greis daneben bedauert, daß er sein Vermögen, das ihm eine sichere Zukunft in Aussicht gestellt hat, nicht besser verwaltet habe. Hier steht ein jungverheirateter Handwerker an der Türe seines Ladens und ersehnt sich Arbeit, damit der Traum der Selbständigkeit nicht zu rasch verfliege. Jener Mann dort mit dem traurigen Blick weiß, daß seiner in den nächsten Tagen eine Operation harret, die auf Tod und Leben unternommen werden

muß. Hier im Restaurant finde ich ein glückliches Elternpaar, das keine andere Sorge kennt, als aus den Kindern gesunde und glückliche Menschen zu machen, und die Dame, die auf dem erhöhten Sitz der Buchhaltung das Getriebe des Restaurants überschaut, waltet in Ehren und mit Fleiß seit 20 Jahren dieses Amtes. Gefällig bedient mich der Verkäufer in dem großen Magasin, geschäftig läuft der Briefträger über die Straße, und väterlich weist mir der Schutzmann den Weg, nach dem ich ihn befragt habe. In jener Nebenstraße hofft der Grünkramhändler auf Absatz der mit Obst und Gemüse gefüllten Körbe, und die schlichte Frau mit dem Einkaufskorb rechnet gerade aus, ob sie diesen oder jenen Einkauf noch wagen könne, ohne das schmale Budget des Haushaltes aus dem Gleichgewicht zu bringen. Und dies alles, was da zu Tausenden und Hunderttausenden herumläuft, dieses Menschenkonglomerat, das die Millionenstadt bildet, es „haßt“ nicht die Deutschen, es denkt gar nicht an sie, es hat keinen anderen Zweck, als der kargen Freude nachzujagen, die unter Last und Widerständen der kurze Lebenslauf bietet.

Ja, wer bei dem Wort „Franzose“ nicht die im Unterbewußtsein festgesetzte Karikatur aufleuchten läßt, sondern mit seinem Auge erkennt, daß jene Menschen sich nach den gleichen ewigen Gesetzen bewegen, von Hunger und Liebe getrieben wie wir, des Lebens Ernst und Freude ertragend und schlürfend wie wir, der da erkennt, daß der Krieg denselben Schmerz und die gleiche Erschütterung in ihre Reihen trägt wie in die unseren, der kann nicht mehr blind hassen und verdammen. Tatwam asi — das bist Du — gilt auch für die Vorstellung von Nation zu Nation. Wann werden die Menschen den Irrwahn erkennen, dem sie sich hingeben, und durch den sie ihr eigenes Leid statt zu lindern nur vermehren? Wann wird man ihnen von den Kanzeln predigen „das bist Du“, wann in der Schule, in den Büchern, in den Zeitungen, damit der verbliche und unehrliche Nationenhaß endlich aufhöre?

•

28. Oktober 1914.

Sie täuschen sich alle über die Opfer hinweg mit dem Sieg, den sie zu erringen suchen. Der Sieg soll ihre Zukunft sichern. Aber der Sieg, der soviel Vergangenheit verschwendet, kann nie eine Zukunft sichern, da er den Haß gebiert, der alle Sicherheit frißt. Die Sicherung der Zukunft ist nur möglich durch freie Gegenseitigkeit aller, also durch den Sieg über sich selbst. Ihr irrt Euch, wenn Ihr meint, Ihr werdet umso sicherer sein, je mehr Tote Ihr dem Feind bereitet. Die Toten führen zwar kein eigenes



Leben mehr, aber ihre Wirkung bleibt. Sie bilden den großen Antrieb des Hasses, der dem Sieger niemals Ruhe gibt. Und Euere Toten sind daher umsonst geopfert. Sie helfen Euch nicht die Sicherheit der Zukunft bauen und fehlen Euch in Eurem Hause als Arbeiter, als Denker, als Zeuger. Sie fehlen Eurem Hause als Bewahrer des Kapitals der Vergangenheit, das in ihnen aufgespeichert lag, und das der nationalen Gemeinschaft, der Menschheit dankbar zu verzinsen und zurückzuzahlen Ihr ihnen unmöglich gemacht habt. So fehlen sie Euch nicht nur beim Dach, sondern auch beim Fundament. Und Ihr werdet diese Lücken wieder auszufüllen suchen durch neue Gewehre und Kanonen!

Menschenvergeuder! Ihr seid auf falscher Bahn, wenn Ihr glaubt, Ihr könnt die warmen Leiber Eurer Gemeinschaft durch harten Stahl ersetzen.

\*

Bern, 10. November 1914.

Die Parole der Verbündeten, daß sich ihr Kampf hauptsächlich gegen den deutschen Militarismus richte, hat in Deutschland Anlaß gegeben, sich damit zu befassen, was „Militarismus“ eigentlich sei.

Der Protest der 93 deutschen Intellektuellen, die in ihrem vaterländischen Eifer soweit gehen, den deutschen Militarismus einfach mit der deutschen Kultur zu identifizieren, geht den Dingen nicht auf den Grund. Es ist Unsinn, zu sagen: „Ohne den deutschen Militarismus wäre die deutsche Kultur längst vom Erdboden getilgt.“ Hier liegt eine Verwechslung von Heereswesen und Militarismus vor.

Näher kommt der Sache eine von einem General der Infanterie im „Tag“ veröffentlichte Zuschrift folgenden Inhalts: „In Nummer 250 des ‚Tag‘ findet sich ein Artikel über Militarismus, der unter anderem erklärt, das Wort bedeute Kriegswesen. Damit wird dem Worte gewissermaßen ein anständiger Platz unter den Fachausdrücken zugewiesen. Diese Erklärung ist nicht zutreffend. Das Wort „Militarismus“ ist ein Schmähwort, das sich gegen alles Militärische richtet und bedeutet so wenig Kriegswesen, wie ein anderes Schmähwort ‚Soldateska‘ etwa Heer bedeutet. Das Wort ‚Militarismus‘ ist von der roten Internationale wenn nicht erfunden, so doch am meisten gebraucht. Im engeren, etwas besseren Sinne wird damit wohl eine *Kriegsorganisation gemeint, durch deren Einfluß die bürgerliche Freiheit beeinträchtigt und der Kulturfortschritt gehemmt wird.* So gebrauchen es jetzt die verlogenen Briten gegen uns. Wir müssen es weit von uns weisen, daß es überhaupt in Deutschland einen Militarismus gibt oder je gegeben hat. Wir haben ein volkstümliches Heerwesen und ein Volksheer.“



Aber auch damit scheint der Inhalt des Begriffes Militarismus noch nicht voll erschöpft zu sein. Ich glaube, daß das Heerwesen und die Kriegoorganisation daher nur in zweiter Linie in Betracht kommen. *Militarismus bezieht sich gar nicht auf das Militär, sondern auf eine Geistesrichtung, die sich allerdings vorwiegend auf militärische Kraft stützt.* Aber die Geistesrichtung ist dabei die Hauptsache. Es scheint mir der Militarismus lediglich in dem Widerspruch zu liegen, der von den Anschauungen des isolierten, auf Selbstbehauptung beruhenden Staates ausgeht, und dessen Politik mit den die Welt heute beherrschenden Tendenzen der Zusammenarbeit und gegenseitigen Abhängigkeit nicht in Einklang zu bringen ist. Es ist Harmoniestörung durch Anwendung solcher politischer Methoden, die dem Neuen in der Entwicklung nicht mehr entsprechen. Die neue Welt hat nun einmal den isolierten Staat überwunden, kann durch ihn ihre höheren und vielfältigen Aufgaben nicht mehr erfüllen, und ein Staat, der die für die Zusammenarbeit Aller erforderlichen Methoden verwirft, muß notwendigerweise dem andern als Gegner erscheinen. Das ist der Sinn des Vorwurfs militaristischen Gebahrens, den heute so viele Völker Deutschland gegenüber erheben.

\*

19. Dezember 1914.

Sicherlich wird eine spätere Zeit über die gegenwärtig maßgebende Militäranschauung von der unbedingten Notwendigkeit, den Ereignissen vorzugreifen, anderer Meinung sein. Sie wird sich sagen, daß das Risiko eines Kriegs mit dem schwächsten Schein der Hoffnung auf seine Vermeidung noch mehr wert ist als die günstigste Anfangschance, die auf die weitere Möglichkeit der Vermeidung kein Gewicht legt. Man wird über die jetzt geltenden Methoden streng urteilen.

Aber wir Zeitgenossen werden von dieser späteren Erkenntnis wenig Vorteil haben. Wir sagen uns, daß die Zeit der Kabinettskriege schon glücklich überwunden ist. Eine spätere Zeit wird aber auch die *Generalstabskriege* überwunden haben, unter denen wir leiden.

Das ist die große Gefahr, daß es eine Kaste von Menschen gibt, die das Machen von Geschichte zum Beruf erwählt hat. Die Auffassung dieser Leute von jenen Vorgängen, die sie für Geschichte halten, und von den Pflichten ihres Berufes sind falsch. Sie halten noch immer an der irrtümlichen Idee fest, daß das Herumschieben von Menschengruppen, das Andersaufteilen von Ländern, das Herumlaborieren an dem natürlichen Gruppierungs- und Niederlassungsprozeß Geschichte sei. Man hat in naiven,

sehr höfisch gesinnten Zeiten diesen falschen Gedankengang gehegt und ist seitdem dabei geblieben, weil das Geschäft seinen Mann nährt und überdies sehr angesehen und interessant ist. In Wirklichkeit ist das, was man Geschichte nennt, nicht der Vorgang der Entwicklung der menschlichen Gruppen, sondern ein störendes Hineinpfuschen in diese Entwicklung. Die Leute, die da wähnen, in diesem Sinn Geschichte zu machen, halten sie nur auf. Die Menschheit wäre in ihrer Entwicklung sehr viel weiter, wenn diese berufsmäßigen Geschichtemacher sie in Ruhe lassen wollten. Die großen Fragen und Probleme, die die Menschheit fortwährend mit Konflikten bedrohten und heimsuchen, sind zumeist nur Erfindungen dieser berufsmäßigen Geschichtemacher, Spekulationen, die ihnen als Folie für ihr Dasein dienen. In Wirklichkeit sind alle diese Dinge gar nicht so wichtig, gar nicht so aufregend, erst das Indenvordergrundstellen, ihr Insaufgefangen von einem gewissen, immer einseitigen Gesichtspunkt, die jahrhundertelange Bearbeitung der Psyche der Geschichtsobjekte lassen sie so schwierig, so wichtig, so blut- und eisenmäßig erscheinen. Und wenn man die Menschen erst einmal in Ruhe lassen wird mit all diesen politischen Schlagworten, mit diesem Traditionsballast, mit der ganzen schiefen Weltanschauung der Geschichtemacher, wird man erstaunt sein, daß es auch ohne diese Eingriffe geht, ja, daß das normale Leben der Menschheit dann erst recht zur Entwicklung kommen wird, befreit von all dem Alpdrücken der politischen Manien. Die Entwicklung der Baumwollpflanzung und des Reistransportes, der Petroleumausbeutung und Wasserkraftverwendung wird sich alsdann als das Wichtigere erweisen, und die Erfindung des Knopfes oder des Wagenrades wird eine größere Bedeutung gewinnen als die Schlachten bei Mantinea, Chalons und Leipzig.

Der Beruf des Zunftdiplomaten, des Geschichtemachers, wird brotlos werden, aber die Menschheit wird in ihrer Gesamtheit zum ersten Mal ausreichend Brot besitzen.

•

Bern, 1. Januar 1915.

So haben wir das Unglücksjahr 1914 überwunden. Ein neuer Zeitabschnitt beginnt, dessen Entwicklung von der gesamten Welt mit höchster Spannung erwartet wird. Als heute Nacht die zwölf Schläge dröhnten, drang sich jedem Lebenden die bange Frage auf: Wird dieses Jahr die Einstellung des Krieges bringen? Und wie wird der Friedensschluß zustande kommen?

Wirklich zwei bange Fragen. Denn für den, der zu ermessen versteht, wie groß die Erschütterungen sind, die diese fünf Kriegs-



monate schon herbeigeführt haben, für den mag es immerhin fraglich erscheinen, ob die Sylvesternacht 1915 schon über ein vom Kriege befreites Europa sich niedersenken wird. Der innige Wunsch und das lebhafte Hoffen mögen diesen Zweifel beeinträchtigen. Der Verstand muß ihn aufrecht erhalten! Die Entscheidung muß für den unterliegenden Teil so einschneidend sein, daß jeder Teil bis an das Ende seiner Kräfte kämpfen wird. Und wenn der Krieg ergebnislos zu Ende geht, so wird dies von den Streitteilen auch dann erst zugegeben werden, bis bei allen dieses Ende der Kräfte erreicht sein wird. Kann sich beides im Verlauf von zwölf Monaten ergeben? Und kann, wenn es selbst zu den Einstellungen der Feindseligkeiten kommen sollte, auch der Kampf an dem grünen Tisch der Friedenskonferenz bis dahin beendet sein? Wir können nur sagen „Vielleicht?“ —

Und die andere Frage, die mir noch wichtiger erscheint als die nach der Beendigung des Kriegs, die nach der Gestalt des künftigen Friedens, sie spornt unsre Zukunftserwartungen bis zur Unerträglichkeit an. Wie wird Europa nach diesem Krieg aussehen, welcher Geist wird siegen? Wird der Beginn der Weltorganisation (an die vollendete Organisation ist nicht zu denken) bemerkbar sein, oder wird sich die Anarchie vertieft haben? Wird der unglückliche Erdteil dem Verfall und der Auflösung entgegengehen und das Zentrum der Welt nach Amerika sich verschieben? Die Antwort ist jetzt unmöglich. Beide Chancen sind gleichmäßig wahrscheinlich. Wir dürfen auf die erstere hoffen, aber von der letzteren nicht überrascht sein.

Bei mir trifft das umsoweniger zu, als ich selbst immer darauf hingewiesen habe, daß ein europäischer Krieg notgedrungen eine Herabdrückung der Bedeutung Europas zur Folge haben müsse. Nicht nur deswegen, weil — wie heute viele meinen — durch die Heranziehung andersfarbiger Truppen auf europäische Schlachtfelder das Erwachen der im Europäerdünkel als „inferior“ bezeichneten Rassen beschleunigt würde, sondern weil die Lebensbedingungen des Verkehrszeitalters ein stabileres und weniger mittelalterliches Zentrum der Welt erfordern. Es wäre eine ganz natürliche Erscheinung, wenn die alternde Mutter Europa ihren Kindern jenseits der Meere, die sie gezeugt hat, die Herrschaft übergeben müßte.

Traurige Aussichten, aber nicht unwahrscheinliche. Und all dieses soll das Jahr 1915 entscheiden. Man kann es daher begreifen, daß es mit Gefühlen begrüßt wurde, die der lebenden Generation fremd sind.



18. Januar 1915.

Aus Frankreich kommt die Nachricht, daß sich die Regierung veranlaßt sah, gegen Personen vorzugehen, die im Lande umherreisen und besonders bei den Frauen Propaganda für einen Friedensschluß machen. Es wurde angeordnet, solche Personen zu verhaften.

Als ich diese Mitteilung las, war ich überzeugt, daß daran anknüpfend auch in Deutschland ein Sturm gegen die Pazifisten und ihre „landesverräterische Agitation“ losgehen werde. Leute, die für den Frieden eintreten, müssen unbedingt doch Pazifisten sein.

*Sie sind es nicht!*

Wir haben hier ein prachtvolles Schulbeispiel für eine von mir zuerst und seitdem so oft vergeblich hervorgehobene Unterscheidung zwischen Nicht-Krieg und Frieden. Jene Agitatoren in Frankreich wollen nur den Krieg beenden, und wir Pazifisten wollen den Frieden sichern. Nicht bloß einen Friedensschluß, der einen Krieg abschließt, sondern eine Neuordnung der Dinge, die Kriege — wenigstens in ihrem bisherigen Wesen — unmöglich macht.

Wir wollen nicht kurze Kriege, sondern die Vorbeugung von Kriegen überhaupt. Wir haben nur prophylaktisch zu wirken, nicht therapeutisch.

Ich wiederhole hier zum besseren Verständnis des Gesagten, was ich so oft geschrieben habe: *„Wir sind keine Feuerwehr, die man ruft, um einen Brand zu löschen. Wir sind lediglich die Anpreiser eines Imprägnierungsmittels, das bei rechtzeitiger Anwendung den Brand verhüten kann.“*

# **SOZIALISTISCHE SCHRIFTEN**

---

Soeben erschienen:

**FRIEDRICH ADLER**

Friedrich Adler vor dem Ausnahmegericht.  
Die Akten eines Weltgerichts . Geheftet M. 8.—  
Gebd. M. 10.—

**LUDWIG BAUER**

Der Kampf um den Frieden . . . M. 6.—

**EDUARD BERNSTEIN**

Völkerbund oder Staatenbund.  
Die Diagnose der Weltkrankheit und das Rezept  
zu dauernder Gesundheit . . . . . M. 1.50

**DIMITRY GAWRONSKY**

Die Bilanz des russischen Bolschewismus.  
Auf Grund authentischer Quellen dargestellt.  
Freiheit oder Terror . . . . . M. 2.50

**KARL KAUTSKY**

Demokratie oder Diktatur?  
Ein Katechismus der Sozialdemokratie . M. 2.—

**KARL KAUTSKY**

Habsburgs Glück und Ende.  
Das Buch vom Kampf der Nationalitäten und der  
Revolution in der alten Donaumonarchie . M. 3.—

**GUSTAV LANDAUER**

Aufruf zum Sozialismus . . . . . M. 6.—

**GUSTAV LANDAUER**

Rechenschaft.  
Der Führer zum Geist der Zukunft Geheftet M. 8.—  
Gebd. M. 11.—

**RICHARD SEIDEL**

Klassenarmee und Volkswehr . . . M. 3.50

**HEINRICH STROEBEL**

Die erste Milliarde der zweiten Billion  
Die Gesellschaft der Zukunft . Geheftet M. 10.—  
Gebd. M. 12.50

Ausführlicher Prospekt auf Verlangen kostenlos

---

**VERLEGT BEI PAUL CASSIRER / BERLIN**

Anfang April erscheint:

# KURT EISNER

Gesammelte Schriften

Zwei Bände

28 M. geheftet

34 M. gebunden

Aus dem Inhalt:

Wir Toten auf Urlaub . Jaurès . Völkerrecht . Theorie des großen Krieges . Die Neunte Symphonie . Bismarck über Kriegführung und Kriegsziele . Die Austrocknung des heiligen Geistes . Aus Tagheften 1914—1918 . Kleine Kriegsmärchen . Marx-Feier . Sozialdemokratie und Staatsform . Eine öffentliche Diskussion zwischen Kurt Eisner und Karl Kautsky . Der Sultan des Weltkrieges . Auswärtige Kritik in der deutschen Sozialdemokratie . Tragikomödie des deutschen Liberalismus . Die Meineidlinde von Essen . Chefredakteur Wilhelm . Preß-Probleme . Aus der Pantherzeit . Die hohen Stühle . Hertling . Die Kabinettsordre von 1820 . Der Geßlerhut . Religion des Sozialismus . Die Kindesmörderin . Vom unheiligen Weltgeist . Der Zuhälter . Die neue Lehre von Bethlehem . Kopenhagen . Zum Gedächtnis Herders . Kant . Fichte . Fichte und Tolstoi . Ueber Schillers Idealismus . Das klassische Elend . Der punktierte Goethe . Das Preußentum Heinrich Kleists . Karl Marx' Kunstauffassung . Arno Holz: Ignorabimus . Jonathan Swift . Marie-Joseph Chénier . Zolas Werk . Strindberg nach der Höllenfahrt: Scheiterhaufen, Rausch, Gespenstersonate, Totentanz, Wetterleuchten, Advent, Die Damaskus-Trilogie, Traumspiel, Brandstätte . Eropsyche singt von neuem Leben.

---

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER / BERLIN



# **DIE WEISSEN BLÄTTER**

## **EINE MONATSSCHRIFT**

**SECHSTER JAHRGANG 1919 ·**  
**QUARTAL APRIL-JUNI**

**VERLAG PAUL CASSIRER / BERLIN W 10**

# INHALTSVERZEICHNIS

---

## I.

### AUFSÄTZE UND GLOSSEN

|                                                                   | HEFT | SEITE |
|-------------------------------------------------------------------|------|-------|
| Henri Barbusse, An Gabriele d'Annunzio                            | V    | 227   |
| Ernst Bloch, Wie ist Sozialismus möglich?                         | V    | 193   |
| Victor Cyril, Sammlung (Lesebuch) . . . . .                       | V    | 238   |
| Iwan Goll, Über das neue Buch von Barbusse                        | IV   | 187   |
| Max Hodann, Die Partei der Vernunft —<br>Eine Erwiderung. . . . . | VI   | 265   |
| Annette Kolb, Aus dem Berner Tagebuch                             | IV   | 173   |
| Oscar Levy, Nietzsche im Krieg . . . . .                          | VI   | 277   |
| Bernhard Shaw, Winke zur Friedenskonferenz                        | IV   | 145   |
| René Schickele, Das weiße Brett . . . . .                         | VI   | 285   |
| Alfred Wolfenstein, Aufruf gegen ein Gift                         | VI   | 270   |

## II.

### GEDICHTE

|                                                        |    |     |
|--------------------------------------------------------|----|-----|
| Johannes R. Becher, Hymne auf Rosa Luxemburg . . . . . | V  | 232 |
| René Schickele, Abschwur . . . . .                     | VI | 288 |
| Ernst Toller, Gedichte . . . . .                       | VI | 261 |
| Franz Werfel, Der Ritt . . . . .                       | IV | 181 |

### III.

#### EPOS UND DRAMA

|                                                                                | HEFT | SEITE |
|--------------------------------------------------------------------------------|------|-------|
| Rudolf Fuchs, Jasnaja Poljana . . . . .                                        | IV   | 184   |
| Douglas Goldring, Der Kampf um die<br>Freiheit. Erster und zweiter Akt . . . . | V    | 202   |
| Dritter Akt . . . . .                                                          | VI   | 241   |
| Alfred Wolfenstein, Tiere. . . . .                                             | V    | 235   |





# *Die weißen Blätter*

---

**EINE MONATSSCHRIFT**

**HERAUSGEGEBEN VON RENÉ SCHICKELE**

---

**VIERTES HEFT ♦ ♦ 6. JAHRGANG ♦ ♦ APRIL 1919**

---

## **INHALT:**

**Bernard Shaw: Winke zur Friedenskonferenz.**

**Annette Kolb: Aus dem Berner Tagebuch.**

**Franz Werfel: Der Ritt.**

**Rudolf Fuchs: Jasnaja Poljana.**

**Iwan Goll: Über das neue Buch von Barbusse.**

**EINZELPREIS 2 MARK  
ODER 2 FRANKEN**

**VIERTELJÄHRL. 5 MARK  
ODER 5 FRANKEN**

---

**1919**

---

**VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.**

**Zur Uraufführung  
im Deutschen Theater / Berlin**

---

**Elsa Lasker-Schüler**  
**DIE WUPPER**

Schauspiel in fünf Akten

**Gebettet 7 Mark  
Gebunden 9 Mark**

---

**VERLAG PAUL CASSIRER  
BERLIN W10**

**ZUR SUBSKRIPTION  
auf die in Kürze erscheinenden**

**VORZUGS-  
AUSGABEN**

**Barlach / Armer Vetter  
Gaul / Alte Tierfabeln  
Pechstein / Reisebilder**

sind **PROSPEKTE** in Format,  
Schrift und auf dem Papier der Vor-  
zugsausgaben erschienen, denen als  
Probe eine Lithographie beiliegt.  
Interessenten stehen diese Pro-  
spekte kostenlos zur Verfügung.

---

**VERLAG PAUL CASSIRER  
BERLIN W 10**

**Soeben erschien in der Reihe unserer Sozialistischen Schriften:**

**KLASSENARMEE  
UND VOLKSWEHR**

von

**Richard Seidel**

**3,50 Mark**

**Aus dem Inhalt: Das alte Unrecht / Histo-  
risches / Bourgeoisie und Militarismus / Die  
Volkswehr / Die Grundformen der neuen  
Armee / Wege und Formen des Überganges.**

Wie ein eiserner Ring umschloß der Militarismus das politische Leben Deutschlands. Soll das Volk frei sein von allen seinen Fesseln, dann muß auch das Heer erfüllt sein vom Geiste der Demokratie und Menschlichkeit. Das Buch will den Weg dorthin weisen. Der Mann im Joch des Krieges, der freieste Mann im Volke: das ist das Ziel. Das Buch will Grundpfeiler setzen und Rüstzeug beitragen zum Bau des Heeres der neuen Armee. Es gibt den Soldatenräten die theoretischen Mittel zu ihrem Werk am Neubau der Wehrmacht.

---

**VERLAG PAUL CASSIRER / BERLIN W10**



*Bernard Shaw:*

## WINKE ZUR FRIEDENSKONFERENZ.

*Aus Peace Conference Hints,  
London, Constable & Co. 1919.*

### DER VÖLKERBUND. DICHUNG UND WAHRHEIT.

Wer die Situation der europäischen Mächte klar übersieht und die Geschichte des Krieges wirklich beherrscht — etwas, was bis zum Waffenstillstand keiner der Kriegsführenden gestatten durfte, was uns aber heute allen freisteht, und sehr wünschenswert ist — der wird bei einem erneuten Durchlesen der Rede Wilsons vom 8. Januar 1918 (den Vierzehn Punkten) und seinen Erläuterungen vom 27. September höchst erstaunt sein. Als diese Rede gesprochen wurde, sah man in ihr eine an die Zentralstaaten gerichtete Ermahnung: die Forderung nach Sicherheiten für zukünftiges gutes Benehmen. Heute haben die Reden nur noch eine Bedeutung: Sie richten sich gegen Wilsons eigene Verbündete. Man kann sie beinahe hören, die Herren Balfour, Lord Grey, Lord Robert Cecil, Pichon, Poincaré und Baron Sonnino, wie sie einstimmig ausrufen: „Ich hoffe, Sie meinen nicht mich“, und sieht auch Herrn Wilson, wie er mit zusammengebissenen Zähnen, aber selbstverständlich eingehüllt in sein berühmtes Lächeln, erklärt: „Sie sind zu bescheiden, meine Herren, gerade Sie meine ich, nachdem die Zentralstaaten erledigt sind, nur noch Sie.“

Und dann wird sich herausstellen, daß der Teufel los ist. Französische Diplomaten und englische Gentlemen

mit einem Einkommen von 30 000 £ im Jahre sollen sich von einem amerikanischen Professor schulmeistern lassen? Das wäre ein Phänomen, das schlechthin als apokalyptisch zu bezeichnen wäre, und einige der Herren haben dieser Empfindung in privaten Kreisen schon besorgten Ausdruck verliehen. Der unerhörte persönliche Erfolg des Präsidenten in London hat solchen snobistischen Widerständen in England ein für alle Mal ein Ende gemacht. Heutzutage kann der die Rolle Karls des Großen übernehmen, der sie spielen kann, kann der die Tiara tragen, dem es gegeben ist, Papst zu sein. Nach dem Bankett im Buckingham-Palast und dem Empfang in der Guild-Hall war es nicht mehr zweifelhaft, wer König war in Westeuropa, König kraft des göttlichen Rechtes, das Charakter und Persönlichkeit verleiht.

Aber noch während Wilson in der Guild-Hall sprach, wurden die Stimmen gezählt, die man 14 Tage vorher zur allgemeinen Wahl abgegeben hatte. Am nächsten Tage ergab die Zählung eine überwältigende Majorität im Parlament zugunsten der Partei, gegen die Wilson mit Händen und Füßen in der Friedenskonferenz zu kämpfen haben wird, wenn er seine 14 Punkte durchsetzen will.

„Ich höre aus den Willkommensworten den Gedanken heraus“, so sagte der Präsident in der Guild-Hall, „daß sie (die Alliierten) gekämpft haben, um die alte Ordnung zu stürzen und eine neue zu gründen, und daß das Fundament der alten Ordnung jener unstetige Zustand war, den wir Gleichgewicht der Kräfte zu nennen pflegen, das Gleichgewicht, das dadurch entsteht, daß das Schwert auf die eine oder die andere Wagschale geworfen wird, ein Gleichgewicht, das aufrecht erhalten wurde durch eifersüchtige Wachsamkeit und den verborgenen, aber tief eingewurzelten Zwiespalt der Interessen.“

Unglücklicherweise erhielt die alte Ordnung gerade in diesem Moment das Mandat zu einer fünfjährigen parlamentarischen Herrschaft von dem Teil der eingeschriebenen



Wähler Groß-Britanniens — ungefähr der Hälfte — die sich die Mühe gemacht hatten, zu wählen. Wenn man überhaupt davon reden kann, daß für irgend etwas Bestimmtes gewählt wurde, so war es dafür, daß der Kaiser gehängt werden solle. Der Grad der politischen Weisheit erhellt aus der Tatsache, daß man, um dieses Ziel zu erreichen, gerade derjenigen Partei zur Macht verhalf, die fraglos alles tun wird, um die Monarchie in Deutschland wieder herzustellen, und die mit Wilsons Gegnern in den Vereinigten Staaten außerordentlich sympathisiert. Als erste Erscheinung des Völkerbundes ergibt sich dann eine Kombination zwischen britischer Regierung und amerikanischer Opposition auf der einen Seite gegen amerikanische Regierung und britische Opposition auf der anderen. Woraus ersichtlich ist, daß Wilson mit Parteipolitik nicht geholfen werden kann. Er muß seinen Weg gehen als der Mann des Schicksals. Seine Stütze ist die Hoffnung und die Furcht der Menschheit; er muß sich auf die Gewalt der Entwicklungsideen verlassen, die die Menschheit erfüllen. Wahlzettel wird er beiseite schieben, wie ein alter Politiker, der genau weiß, was Wahlzettel wert sind.

Die Hauptschwierigkeit der Vierzehn Punkte liegt beim Völkerbund, und wir müssen uns darüber klar werden, wie dieser Bund in Praxis aussehen wird. In der Guild-Hall beschrieb ihn Wilson „nicht als eine Gruppe von Nationen, die gegen eine andere gerichtet ist, sondern als die einzige, überwältigende, mächtige Gruppe von Nationen, die Hüter des Weltfriedens sein soll“, worauf natürlich ungeheurer Beifall losbrach.

Man wird bemerken, daß in dieser Erklärung die „Gruppe“ nach wie vor „Gruppe“ bleibt. Das „Parlament der Menschheit, der Weltbund“ — davon ist noch nicht die Rede. Anacharsis Klotz, der „Sprecher der Menschlichen Rasse“ ist immer noch ein Narr und ein Farceur. Das ist ganz in der Ordnung, denn ich muß zu meinem Bedauern



gestehen, daß Anacharsis Klotz, obwohl er guillotiniert wurde, doch noch täglich spricht und eigentlich überall herumspukt; besonders in den Vereinigten Staaten, deren Presse ungefähr jede Woche ein neues verdrehtes Schema vorschlägt, um sämtliche Nationen der Erde, Schwarze und Weiße, Braune und Gelbe, Heiden und Christen, Wilde und Zivilisierte zu vereinigen, mögen es Staaten sein, so groß wie die Vereinigten Staaten oder so klein wie San Salvador, nicht zu vergessen Monaco und Andorra. Sie alle sollen sich im Haag versammeln und einander um den Hals fallen und irgend etwas tun, was unklar als „schiedsrichten“ bezeichnet wird, mit dem Ausblick auf den sofortigen Anfang des Tausendjährigen Reiches. Wenn nun diese Art Wahnsinn sich auf den amerikanischen Exzentrik beschränken würde, so wäre das kein Unglück. Ich kenne ihn sehr gut. Er schreibt mir unaufhörlich unter dem Eindruck, daß ich der Überexzentrik der Welt bin. Nun ist aber der offizielle Vertreter Großbritanniens beim Völkerbund Lord Robert Cecil, welcher feierlich erklärt, daß kein Völkerbund existieren könne, dem nicht alle Nationen der Erde angehören. Dagegen liegt es doch ganz klar auf der Hand, daß die Brauchbarkeit und der Erfolg des Völkerbundes in der Beschränkung auf eine sorgfältig ausgesuchte Gruppe von politisch und psychologisch gleichartigen Gliedern beruht. Während ich dies schreibe erhalte ich die Nachricht, daß Leon Bourgeois diese Meinung, vom französischen Standpunkt aus gesehen, auf das leidenschaftlichste vertritt.

Keine Autokratie kann in solchen Bund aufgenommen werden, denn Autokraten sterben, werden wahnsinnig, saufen, lassen sich bestechen und können ihre Länder nur durch Übertragen ihrer Macht auf tausend kleinere Autokraten regieren, die in keinerlei organischem Zusammenhang zu einander stehen und alle denselben Schwächen unterworfen sind, wie der Hauptautokrat.

Der amerikanische Präsident hat theoretisch nicht die Macht, sein furchtbar demokratisches Land zu irgend etwas zu verpflichten; wenn er aber erklärt, daß die Vereinigten Staaten diese oder jene Verbindlichkeit für die nächsten 20 Jahre übernehmen, so wird jeder vernünftige Mensch ohne weiteres seinen ganzen Besitz auf die Sicherheit setzen, daß das Zugesagte geschieht. Wenn aber ein orientalischer Selbstherrscher mit absoluter Macht über sein Land eine ähnliche Erklärung abgibt, so gilt sie keine 5 Monate, keine 5 Minuten, und kein Mensch mit gesundem Verstand wird auch nur 10 ¢ darauf riskieren. Nun beruht die Festigkeit des Völkerbundes darauf, daß die ihm angehörenden Nationen in der Lage sind, Versprechungen zu geben, auf deren Erfüllung man absolut bauen kann, oder technisch ausgedrückt, daß sie eine verantwortliche Regierung haben. Eine Autokratie kann ihre „Offerten nicht effektuieren“, und das erledigt die Frage, ob sie in den Völkerbund wählbar ist, und zwar erledigt es sie in absolut negativem Sinne. Wie der Zusammenbruch Rußlands gelehrt hat, ist ja selbst ein Bündnis mit einer Autokratie nicht sicher.

Aber zwischen den dem Völkerbund angehörenden Nationen muß es mehr geben als bloße Versprechungen. Sie müssen eine übernationale Rechtsprechung haben, einen übernationalen Gerichtshof einsetzen, genau wie die Vereinigten Staaten eine überstaatliche Rechtsprechung und einen überstaatlichen Gerichtshof besitzen. Oder geläufiger ausgedrückt: der Völkerbund braucht für Angelegenheiten, die jenseits des Nationalen liegen, eine gemeinschaftliche Gesetzgebung, ein gemeinschaftliches Gericht. Nun können nicht ganz verschiedene Menschen derartige gemeinsame Institutionen haben, wenn ihnen nicht auch Ideen von Recht und Unrecht, Gesetz und Gerechtigkeit gemeinsam sind. Sie brauchen eine gemeinsame Sprache, deren Dialekte variieren mögen, vom Englischen zum Französischen, vom Deutschen zum



Schwedischen. Sie mögen ein halbes Dutzend verschiedene Ausdrücke haben für Gerechtigkeit, Frau, Gott, Ehre, Menschlichkeit, aber solange die verschiedenen Worte nicht wenigstens ungefähr allen das Gleiche bedeuten, ist eine gemeinsame Gesetzgebung, ein gemeinsames Gericht unmöglich. Versuche zu gemeinschaftlichem Handeln zwischen Völkern, die an 50 Götter glauben und Menschenopfer darbringen und anderen, die an einen oder an keinen Gott glauben, sind selbstverständlich von vornherein aussichtslos. Völker, denen Frauen nichts sind als gebärende Wesen, die man per Dutzend kauft, wenn man es sich leisten kann, können nicht zusammengehen mit Völkern, denen die Frau Mutter und Gattin ist im Sinne des Westens. Nationen, bei denen es ein mit Tortur und Tod strafbares Vergehen ist, die Regierung zu kritisieren, haben politisch nichts gemein mit solchen, bei denen jedermann das Wahlrecht hat und auf seinen Herrscher mündlich und schriftlich so viel schimpfen kann, wie es ihm Spaß macht. Völker, die einander so fremd sind, daß ihre Angehörigen nicht untereinander heiraten können, ohne daß man von Rassenverschlechterung spricht, werden schwerlich auf einem gemeinsamen Wege zu Gesetzen oder Urteilen kommen.

Nicht in dem Einbeziehen aller Nationen liegt die Schwierigkeit bei der Gründung des Völkerbundes, sondern vielmehr darin, die unbrauchbaren draußen zu halten. Vor 12 Jahren wäre der leidenschaftlichste Kandidat für die Zulassung zum Völkerbund der Zar von Rußland gewesen, dessen Beispiel sofort die Kaiserin von China und vielleicht auch der Lama von Tibet gefolgt wären. Ihre Zulassung hätte entweder eine vollständige Paralyse des Bundes herbeigeführt oder aber ihn auf den Zustand reduziert, wie er in den Südstaaten von Nord-Amerika nach dem Bürgerkrieg eintrat, als der amerikanische Exzentrik kunterbunt „weiße und schwarze“ Gesetze in den emanzipierten Sklavenstaaten einführte.



Im Augenblick, wo man sich klar darüber geworden ist, daß der Bund auf einer Basis gemeinschaftlicher Ideen und Einrichtungen, einem gemeinschaftlichen Zivilisationsniveau und einer mehr oder weniger gemeinschaftlichen Lebensanschauung gegründet ist, kann man das Material für einen Bund, dem Großbritannien und die Vereinigten Staaten angehören sollen, nur zwischen den Karpathen und den Rocky Mountains suchen.

Mitglieder können nur Republiken oder konstitutionelle Monarchien sein, in denen der Monarch weniger persönliche Macht hat, als ein auf Lebensdauer erwählter amerikanischer Präsident hätte. Bei jeder am Bund teilnehmenden Nation muß es eine entwickelte Arbeiterbewegung geben, eine sozialistische Bewegung und eine wissenschaftliche Bewegung. Der Bund muß darauf vorbereitet sein, daß sich andere Völkerbünde in der Gelben Welt bilden, in der Indischen, vielleicht in der Slavischen und der Südamerikanischen Welt. Die menschliche Gesellschaft befindet sich politisch in einem Zustand der Auflösung und wird sich für lange Zeit sicher nicht wieder kristallisieren. Wenigstens kann man nicht darauf warten, wenn man Kriege ein für alle Male aus der Welt räumen will. Der erste Bund muß so stark sein und, wie wir hoffen, so gut gebaut, daß kein fremder Bund sich zu der phantastischen und gefährlichen Idee eines Krieges hinreißen lassen wird.

Wenn wir uns darüber einig sind, sehen wir auch deutlich, wo wir anfangen müssen. Ohne einen Bund zwischen den Vereinigten Staaten, Großbritannien, Frankreich und Deutschland kann es keinen Frieden in der Welt geben und daher auch keinen Völkerbund in dem geplanten Sinne. Ein Bündnis, in dem einer dieser Staaten fehlt, ist nichts als eine Weiterführung der gegenwärtigen offensiven oder defensiven Bündnisse. Durch die Annahme der 14 Punkte und des auf ihnen beruhenden Waffenstillstands (eigentlich einer Übergabe) haben die

vier Länder im Prinzip dem Völkerbund zugestimmt, und es ist ganz klar, daß diesem Bund, sobald er erst einmal dasteht und man an seine Wirklichkeit glauben kann, Belgien, Holland, Dänemark, Norwegen und Schweden ganz automatisch beitreten werden. Ob Italien, Spanien und Griechenland sich gleich dazu entschließen, oder die Möglichkeit ins Auge fassen, einen separaten Bund mit Südamerika zu schließen, braucht im Augenblick nicht nachgeprüft zu werden. Jedenfalls würden sie sich nicht fern halten, um einen Religionskrieg gegen diese neue Kristallisierung des protestantischen Nordens zu führen, sondern sie würden gute Freunde bleiben. Ehrlich gesagt, wird bei den unleugbaren Temperamentsunterschieden der Plan ohne sie vielleicht besser gelingen. Der Nordbund wäre für den Anfang stark genug, und mehr braucht er nicht. Die Gefahr, mehr abzubeißen als man verdauen kann, liegt immer sehr nahe; überflüssige Stärke wäre zu teuer erkaufte mit einer Vermehrung der Reibungsflächen.

Vielleicht ist der Gegensatz zwischen Wilson und Clemenceau, wie er sich in der Debatte in der französischen Kammer vom 27. bis 29. Dezember herausstellte, nicht so unüberbrückbar wie es aussieht. Wilson sagte: „Wenn die Zukunft uns nichts bringt als einen neuen Versuch, die Welt durch das Gleichgewicht der Mächte in Ruhe zu halten, so ist dies ohne Interesse für die Vereinigten Staaten; denn sie werden keiner Vereinigung von Mächten beitreten, der nicht alle angehören.“ Clemenceau erklärte: „Es gibt ein altes System, das Gleichgewicht der Mächte, und dem bleibe ich treu. Dieses System scheint jetzt zum Tode verurteilt zu sein. Wenn es aber dieses Gleichgewicht vor dem Kriege gegeben hätte, und wenn England, Amerika, Frankreich und Italien erklärt hätten, daß, wer immer einen von ihnen angreift, dadurch die ganze Welt angreift, so wäre dieser furchtbare Krieg nie möglich gewesen. Dieses Bündnissystem wird mein Leit-



gedanke bei der Konferenz sein, und hierfür werde ich jedes Opfer bringen.“

Nun ist glücklicherweise das von Clemenceau erwähnte Bündnis hoffnungslos unvereinbar mit dem „Bund der menschlichen Rasse“ des Klotz. Nicht ganz so unvereinbar ist es mit der praktischen Form, die für den Völkerbund gefunden werden muß. Denn er wird eine Vereinigung sein, um das Gleichgewicht der Kräfte zugunsten des Friedens und gegen den Krieg aufrecht zu erhalten, zugunsten von Demokratie und gegen Autokratie und Oligarchie.

Ich möchte auch hinzufügen, daß der Bund unter dem alten System sich als haltlos erwies und nicht imstande war, den Krieg zu verhindern. Clemenceau sagt sehr richtig: „Wenn England, Amerika, Frankreich und Italien erklärt hätten, daß, wer immer einen von ihnen angreift, die ganze Welt angreift, so wäre dieser furchtbare Krieg nie möglich gewesen.“ Aber gerade dazu war keine der Mächte irgendwie zu bewegen. Ich habe schon einmal erzählt, wie ich bereits 18 Monate vor dem Krieg eine solche Kundgebung von seiten Englands gefordert habe, und wie Lord Grey selbst 18 Stunden vor dem Krieg, als die Lunte bereits zu glimmen begann, nicht zu der Erklärung zu bringen war, daß England kämpfen würde, selbst um die Neutralität Belgiens zu schützen.

Clemenceau kann den denkwürdigen Ausbruch von Erleichterung in der Kammer nicht vergessen; damals als Grey endlich herauskam, nachdem er gewartet hatte, bis der Krieg nicht mehr zu verhindern, der britische Leu nicht mehr zu halten war. Das mißregierte Rußland, daß durch seine Mobilisierung den Kriegsausbruch beschleunigt hatte, ist zusammengebrochen. Italien hielt sich vorsichtig zurück, bis man ihm den Höchstpreis bot. Amerika rührte sich nicht, bis Nordfrankreich und Belgien öde Trümmerhaufen waren. Diese Art Bündnis meint Clemenceau doch wohl nicht, wenn er sagt: „Es gibt ein



altes System, das Gleichgewicht der Mächte, und dem bleibe ich treu.“ Ebenso gut könnte er sagen, er bleibt den Ruinen von Reims treu und dem, was man (in Frankreich) das Todesurteil einer Million Franzosen genannt hat, die sterben müssen, damit England lebe.

Wir brauchen uns also nicht weiter den Kopf zu zerbrechen, was der Völkerbund sein soll. Er kann unmöglich mehr sein, als ein Völkerbund mit gemeinsamen Zielen und gemeinsamen Interessen. Zu erwägen bleibt, wieviel von ihren souveränen Rechten die einzelnen Mächte zugunsten der gemeinsamen Organisation aufgeben können.

## DEUTSCHLAND UND DER VÖLKERBUND.

Auf die Frage, ob Deutschland zu dem Völkerbund zugelassen werden soll, brauche ich nicht einzugehen. Ohne Deutschland wird es keinen Völkerbund geben, nur ein Bündnis, in dem Frankreich und Italien die Möglichkeit haben, unter Benutzung von England und Amerika deutsches und österreichisches Gebiet zu annektieren. Das liegt so klar auf der Hand, daß die Hurratrioten in London und Washington, mögen sie sich für noch so deutschfeindlich halten, bald herausbekommen dürften, wie sie in einem Völkerbund ohne Deutschland schwer im Nachteil sind. Ja noch mehr, sie sind schon heute durch das Fehlen des Völkerbundes im Nachteil, denn die französischen und italienischen Hurratrioten sind die wirklichen Herren der Situation, und machen keinen Hehl aus ihrer bestimmten Absicht, Teile des Rheinlands und des österreichischen Tirols (von Jugoslawien gar nicht zu reden) zu annektieren, ohne Rücksicht auf die irredentistischen Bewegungen, die sich aus solchen Annektionen ergeben müssen. Die englischen und amerikanischen Schreier mögen an und für sich gegen solche Annektionen nichts haben; wohl aber haben sie keine Lust, eines Tages nolens volens helfen zu

müssen und für ihre Unterwerfung unter die größere Selbstbehauptung lateinischer Diplomaten gar nichts zu erhalten. Früher oder später werden sie Deutschland herbeirufen, um ein Gegengewicht gegen den Süden zu haben.

Deutschland kann also der Mitgliedschaft im Völkerbund sicher sein, wenn sich auch die Zulassung verzögern mag, nicht wegen dauernder Unwählbarkeit, sondern weil keine gefestigte Regierung besteht. Allerdings haben wir gesehen, daß auch die Existenz einer solchen Regierung das Land nicht wählbar machen würde, wenn es die Herrschaft der wiederhergestellten Hohenzollern-Monarchie von Gottes Gnaden ist, oder die einer unverantwortlichen Machtgruppe, die sich durch bloße Gewalt hochhält. Aber wenn sich eine dem Aufbau des Völkerbundes politisch entsprechende Regierungsform ergibt (und das ist das Wahrscheinlichste), wenn der Bund ehrlich gemeint ist, ja selbst wenn er von hyperpatriotischen Eifersüchteleien beherrscht ist, dann wird Deutschland Mitglied, vom anglo-amerikanischen Standpunkt sogar ein sehr wünschenswertes Mitglied.

Trotzdem müssen die anglo-amerikanischen Jingos und noch mehr die anglo-amerikanischen Theoretiker vorsichtig mit den französischen Gefühlen umgehen, mit den Gefühlen, die Clemenceau ganz offen zur alten Diplomatie zurückgetrieben haben, die bei all ihren Schattenseiten Sedan so glänzend gerächt hat. Es sitzt sich bequem hinter der englischen Flotte oder am anderen Ufer des atlantischen Ozeans und es ist leicht, von dort aus die Bewohner der Picardie und Belgiens aufzufordern, sich in einer neuen moralischen Welt in Schußweite der dicken Bertha und im Bereich von feindlichen Flugzeugen, die ihre schweren Bomben auf schlafende Städte abwerfen, sicher zu fühlen. Selbst in London, wo man sich verhältnismäßig geschützt glaubte, durfte seit Jahren keine Uhr nachts schlagen, kein Fenster erleuchtet sein. Mit krampfhafter Angst hörte man das Krachen der Abwehrgeschütze.

Wenn der alte Glaube an die rohe Gewalt aufgegeben werden soll, wird das Verlangen nach Sicherheit stärker sein als je zuvor, und man wird deshalb Abrüstung verlangen. Nun wird sich keine Großmacht wirklich entwaffnen lassen. Clemenceau hat schon definitiv erklärt, daß Frankreich nicht einmal die Abrüstung Englands zugeben könne, sondern auf Beibehaltung der englischen Flotte bestehe. Aber er wird finden, daß sich diese Frage nicht so leicht lösen läßt. Die Bewohner der Picardie und Belgiens werden sagen „Zum Teufel mit eurer englischen Flotte“, wenn sie ihre niedergerissenen Häuser, ihre ausgebrannten Fabriken, gefälltten Obstbäume und überfüllten Friedhöfe sehen. „Hätte es uns schlimmer gehen können, wenn es kein einziges englisches Schiff auf den Meeren gäbe? Haben wir nicht ebenso gehungert, wie die Deutschen? Hat in Deutschland irgend eine Stadt oder ein Dorf so gelitten wie wir? Ist nicht dieser Flottenrummel Schuld an der ganzen Geschichte? Nur wir haben dafür büßen müssen. Und nun sagt ihr uns, daß Amerika auch eine Flotte bauen will und die ganze Sache noch einmal von vorne anfangen soll!“ Und so wird das Bild der Verwüstungen, das Clemenceau zum Widerstand gegen Wilson antreibt, bei näherer Anschauung zum Beweis für die Notwendigkeit des Zusammenarbeitens beider.

Mit diesem Argument wird man in England nicht weit kommen. Wenn die englischen Staatsmänner den Mut zur Ehrlichkeit hätten, würden sie sofort erklären, daß kein Vorschlag über die Einschränkung der englischen Flotte auch nur einen Moment in Betracht gezogen werden kann, und daß es ganz zwecklos ist, sich auf Wilsons vierten Punkt zu berufen. Danach ist England verpflichtet, seine Flotte zu verkleinern, weil „die Rüstungen eines jeden Staates auf das Mindestmaß dessen beschränkt werden sollen, was zur Erhaltung der Sicherheit des Landes notwendig ist.“ Die Beherrschung der Meere ist Bedingung



für die Sicherheit Englands. Es ist schwer ersichtlich, wie die Vereinigten Staaten etwas gegen diese Stellungnahme einwenden können, nachdem ihre Patrioten erklärt haben, daß auch sie eine unbesiegbare Armada bauen wollen. Doch im Augenblick, wo sie in dieser Absicht ihr erstes Schiff vom Stapel lassen, wird es die Aufgabe eines jeden englischen Kriegsministers sein, mit dieser Flotte ebenso wie mit der deutschen zu verfahren, solange nicht die alte Ordnung, an die Clemenceau seine Hoffnungen knüpft, durch eine neue überholt wird, wie es Wilson verlangt.

Inwiefern hat nun der Krieg selbst das Rüstungsproblem verändert? Er hat jedenfalls den Wert der Abrüstung als Sicherheit für den Frieden verringert durch die Tatsache, daß ein Landheer inklusive eines millionenstarken Volksheeres in ganz kurzer Zeit improvisiert werden konnte, und daß fabelhafte Leistungen auf dem Gebiete der Übersee-Militärtransporte, die noch vor einem Jahre unmöglich schienen, jetzt ganz leicht sind. Man kann keinen Staat hindern, im Geheimen Drehbänke und andere Maschinen zur schnellen Waffenfabrikation herzustellen. Das Flugzeug ist heute die meistgefürchtete Waffe und Handelsflugzeuge, von denen wir hunderte und tausende haben werden, können stets als Bombengeschwader dienen.

Der Krieg hat erwiesen, daß eine vollständige Vorbereitung auf den Krieg in Friedenszeiten unmöglich ist, wenn auch jeder Kriegführende dies dem Gegner nachsagt. Mitten im Leben wissen wir uns dem Tode nahe. Wir müssen jederzeit für ihn gerüstet sein; mit ordentlichem Testament, reinem Gewissen und stimmender moralischer Bilanz. Ebenso wissen wir, daß wir mitten im Frieden dem Krieg nahe sind und stets auf den ersten Schuß vorbereitet sein sollten. Aber in dem einen Falle wie in dem anderen sind wir es nie. 1914 waren die englischen Streitkräfte am besten vorbereitet, aber die Vorbereitungen gingen nicht weit über das Normale hinaus und waren

weder wirklich auf der Höhe noch für den Anteil, den wir am Landkriege nahmen, ausreichend. In allen kriegführenden Ländern mußte das Dienstalder während des Krieges erhöht werden und die Soldaten mußten ihr Geschäft erst lernen. Unzulänglichkeit und Untüchtigkeit gab es zuerst auf allen Seiten. Abgerüstete Nationen können einen ebenso fürchterlichen Kampf führen wie gerüstete, wenn sie dazu entschlossen sind. Wo der Kampfeswille anhält, werden die Mittel stets vorhanden sein, und je weniger geübt, je weniger vorbereitet die Kriegführenden sind, desto entsetzlicher wird das Elend und die Verheerung sein.

Andererseits ist durch den Gebrauch von stärksten Sprengstoffen, giftigen Gasen, durch die Luftwaffe und durch Geschütze, die bis zu 120 Kilometer tragen, die Möglichkeit der Zerstörung und des Tötens so furchtbar gewachsen, daß auch die notwendigsten Abwehrmaßnahmen, selbst wenn sie wirksam sind, das Leben für die Bevölkerung unerträglich machen. Das trifft ebenso auf die Zivilbevölkerung zu, die früher durch die Armeen geschützt wurde, als auf die Soldaten selbst, vielleicht noch mehr. Denn der Soldat hat nichts zu tun, als zu töten und dem Tod aus dem Wege zu gehen, während der Zivilist die Aufgabe hat, die Armee zu unterstützen, sich selbst zu erhalten und unter dem schrecklichsten Feuer für die Kinder zu sorgen. Die Kosten und die Demoralisierung sind furchtbar. Früher war der Krieg der Sport der Könige, eine Spielerei, die sie sich leisten konnten, und die manchmal sogar etwas einbrachte. Ja, es gab Fälle, wo der Verlierer besser dran war als der Gewinner. Aber heute gehen die Kosten über den Spaß. Daß die nationale Produktion der Kriegführenden nie besser verteilt worden ist als während des Krieges, daß Millionen von Arbeitern und ihre Familien sich besser nähren und besser kleiden konnten als je zuvor, und daß trotzdem von einzelnen Unternehmern ungeheure Profite gemacht werden konnten, kann die herrschende Klasse nicht

darüber hinwegtäuschen, daß ihr Einkommen um mehr als  $\frac{1}{3}$  durch Einkommensteuer und Kriegssteuer geschmälert wird, und daß die übrigbleibenden  $\frac{2}{3}$  um die Hälfte weniger Kaufkraft haben als früher. Es wird ihnen auch nichts gegen die Drohung einer Kapitalsabgabe helfen. Denn wenn auch diese sich auf den lächerlichen Glauben stützt, daß die Ziffern der Kriegsanleihe, der Siegesanleihe und der Freiheitsanleihe mehr bedeuten als Notizen über Zinsforderungen zahlbar aus künftiger Produktion, so mag sie doch die Wirkung haben, daß die Zinsen konfisziert werden und daß die besitzenden Klassen gezwungen sind, ihr Land oder ihre Anteile an industriellen Unternehmungen der Regierung als Deckung zu überlassen. Die Regierung wird dann einfach diese Sicherheiten auf dieselbe Kriegsabgabe anrechnen, durch die sie das unglückliche Opfer zur Hergabe gezwungen hat. Zählt man dazu 9 Millionen Opfer der Kriegsseuche, die ja nur um ein geringes angenehmer wird, wenn man sie spanische Grippe nennt, und denkt man dann noch an die Ungewißheit, ob selbst die Sieger um die Revolution herumkommen, die bei den Besiegten augenscheinlich de rigueur ist: — ich fürchte der polnische Bankier Bloch, den der Krieg anfangs Lügen zu strafen schien, hat mit seiner These Recht: „Der moderne Krieg ist aus dem Stadium des Massenmordes in das des Staatenselbstmordes getreten.“

Der tote Punkt muß überwunden werden, weil die Völker, die zwar die Abrüstung fürchten, noch mehr vor dem nächsten Kriege Angst haben, für den die Rüstungen bestimmt sind. Abrüstung wird keinen Krieg verhindern, auch hätte das, selbst wenn es der Fall wäre, keinerlei moralischen Wert. Ein Friede, der durch Impotenz gewahrt wird, ist nicht mehr wert, als ein durch Fesseln und Ketten erzwungener. Die Abrüstung der Nationen wird kommen wie die Abrüstung der Individuen gekommen ist. Am äußersten Rande der Zivilisation haben die Leute Pistolen und Patronen. Wenn sie dann



nach Newyork, Paris oder London kommen, braucht man sie nicht zu entwaffnen: sie verkaufen ihre Pistolen und kaufen sich Regenschirme. Weder das Britische Reich noch die Vereinigten Staaten, noch die französische Republik, noch der Deutsche Bund werden Pflugscharen aus ihren Schwertern machen, solange sie sich nicht sicher fühlen. Dann aber werden sie keinen Augenblick zögern, denn Rüstungen sind schrecklich teuer, und die Dienstpflicht ist eine so widerliche Sache, daß sie nur durch die drohende Gefahr des Unterganges ertragen wird.

Die Abschaffung der Allgemeinen Wehrpflicht, die überall Anklang finden würde, kann, wenn sie mündgerecht gemacht wird, als Kompromiß angenommen werden. Jede Regierung weiß jetzt, daß sie im Kriegsfall nicht nur die Allgemeine Wehrpflicht ad hoc einführen kann, sondern daß sie sogar, wie es in England der Fall war, so viele freiwillige Rekruten haben kann, daß die Frage nach der Notwendigkeit der Wehrpflicht noch offen bleibt. Wilson kann doch in seinem vierten Punkt nur ihre Abschaffung verlangen. Mit der Wehrpflicht für den Kriegsfall im Hintergrund, mit einer Berufsarmee, die dem kautschukartigen Begriff „Sicherheit des Landes“ genügt, mit geheimen Vorkehrungen, Waffen in großen Quantitäten so schnell wie irgend eine andere Macht herzustellen, und mit einem für die Kriegserfordernisse genügenden Transportdienst in der Luft und zu Lande (Maßnahmen, an denen keine Nation verhindert werden kann), läßt sich ohne wirkliches Opfer eine ganz hübsche Abrüstung inszenieren. In England wird jede politische Reform, mag sie noch so revolutionär aussehen, von den herrschenden Klassen gut geheißen werden, wenn sie so ausgelegt werden kann, daß eigentlich alles beim alten bleibt. Dickens' Formel „wie vermeidet man es etwas zu tun“, behält nach wie vor ihre Gültigkeit. Aber sie funktioniert nicht immer so, wie sie funktionieren sollte. Zweifellos würde

es in diesem besonderen Fall eine Schwächung des kriegerischen Gedankens bedeuten, wenn man so täte, als existiere er nicht. Das ist das tragische Schicksal des Heuchlers: seine Bekenntnisse zwingen ihn zu einer solchen Konsequenz, daß er auf dem Totenbette einsieht, er hätte ebensogut als ehrlicher Mann geboren werden können.

Nun betrifft das alles vorläufig nur die Landstreitkräfte, nicht die Flotten und das Zwangsmittel der Blockade. Hier wird von Nachgeben keine Rede sein. Wilson könnte ebenso gut von einem Engländer verlangen, daß er sich seine rechte Hand abhackt, als daß er auf seine Flotte verzichten soll und auf deren weitere Ausgestaltung, soweit sie nötig ist, um jeder nur denkbaren feindlichen Kombination stets überlegen zu bleiben. Herr Daniels, der amerikanische Marineminister, der so wenig vom Feuerfresser hat, wie nur irgend ein Quäker, hat, als die Angelegenheit von amerikanischen Admirälen besprochen wurde, unzweideutig erklärt, daß die Vereinigten Staaten eine größere Marine bauen müßten als England, so lange nicht ein Völkerbund auf irgend eine Weise England von der Notwendigkeit einer Flotte enthebt. Das ist merkwürdigerweise eine für die Gründung des Völkerbundes sehr zu begrüßende Situation; denn im Grunde genommen wird hierdurch der nächste Krieg garantiert, ein Krieg, in dem England auf der einen, Amerika auf der anderen Seite steht und Japan Gott weiß wo — es sei denn, der Völkerbund „übernationalisiert“ beide Flotten und verhindert die eine, die andere zu überflügeln. Schon der Gedanke an eine solche Konkurrenz ist unerträglich; denn die den beiden Ländern zur Verfügung stehenden Mittel sind so ungeheuer, daß ein Wettrüsten beider jede Vorstellung übersteigt; der unausbleibliche Zusammenstoß wäre einfach katastrophal. Die Vorbereitungen, die das arme Deutschland bei offenen Fenstern, d. h. vor aller Welt, bei harter Arbeit und schlechter Zahlung für den Krieg



traf, sind auch nicht einen Augenblick mit dem zu vergleichen, was England und Amerika für den nächsten aufwenden würden. Ja noch mehr, Amerikaner und Engländer sind Verwandte und haben daher eine Fähigkeit, einander zu hassen, wie sie Fremde nie aufbringen können. Während des ganzen 19. Jahrhunderts gab es keinen Ärger zwischen Deutschen und Engländern: sie waren Bundesgenossen und Freunde; während derselben Zeit gab es zwischen Engländern und Amerikanern nichts als Streit, und die enge Blutsverwandschaft zwischen England und Irland erweist sich kaum als weniger herzlich; die Feier des „Jahrhunderts brüderlichen Friedens“ und der engen „Freundschaft über den Ozean hinweg“ war selbst als politische Farce eine Unverschämtheit sondergleichen. Das erste Kriegsschiff, das Herr Daniels baut — solange es keinen Völkerbund gibt — wird in England eine anti-amerikanische Bewegung hervorrufen, gegen die die anti-deutsche Bewegung nur eine Neckerei zwischen Brautleuten war.

Diese furchtbare Perspektive zwingt zu einem Ausweg, mit oder ohne Völkerbund. Die beiden Mächte müssen sich über die Ausdehnung ihrer Flottenrüstungen einigen, müssen feierlich auf jede Rivalität verzichten und sich derartig fest für die Einhaltung dieser Zusage verbürgen, daß ein Angriff des einen gegen den anderen oder die Blockade Europas, ohne Sanktion des Völkerbundes, den Täter unzweideutig ins Unrecht setzen würde. Mit weniger kann man sich angesichts der letzten Ereignisse schlechthin nicht begnügen, — mehr kann nicht erzwungen werden. Denn, wenn je England und Amerika sich zum Sturze des Bundes zusammentun, ist die Sache erledigt. Nichts als das Gewissen der Menschheit und der gesunde Menschenverstand kann den Völkerbund erhalten: Es gibt keine materiellen Sicherheiten gegen die feste Absicht, zu dem jetzigen Zustand vollständiger Anarchie zurückzukehren, wenn eines der wirklich mächtigen Mitglieder



solche Absichten hegt. Hierüber müssen wir uns von Anfang an klar sein. Fraglos braucht der Bund eine Polizei, aber ebensowenig wie irgendein Staat mit seiner Polizeimacht etwas gegen den geschlossenen Willen des Volkes ausrichten kann, ebensowenig kann der Völkerbund seine Mitglieder davor bewahren, in die jetzige Barberei zurückzufallen, wenn sie durchaus wollen.

Man kann die Anhäufung von Sprengstoffen, Granaten, Geschützen usw. durch den Bund verhindern, der ja zum mindesten das Recht haben muß, Erklärungen über solche Angelegenheiten zu verlangen. Das Ausstatten von Handels-U-Booten mit Torpedorohren kann durch internationales Gesetz verboten werden. Und es hieße die großen Diebe laufen lassen, wenn man nur Flotten und Armeen einschränken und die Presse sich selbst überlassen wollte. Wenn also der Bund auf Verantwortlichkeit der Presse in auswärtigen Angelegenheiten besteht, muß er die Möglichkeit haben, gegen die Befürworter des Krieges einzuschreiten; vielleicht nicht gegen die abstrakten wie Darwin, Ruskin, Tennyson und ihre deutschen Schüler, aber doch wenigstens gegen Preßhetzen und Bernhardische Broschüren, die die Nationen direkt zum Kampf herausfordern. Das wird anfangs sehr schwierig sein, aber nach und nach, wenn die weitverbreitete Empfindung, daß Krieg ein Verbrechen gegen die Menschheit ist, einmal eine organisierte Exekutive hinter sich hat, wird es leichter werden, Kriegsagitation als Aufreizung zum Verbrechen zu behandeln.

Ich übergehe absichtlich so viel besprochene und so wenig durchdachte Vorschläge wie Ächtung oder Wirtschaftsboykott gegen eine widerspenstige Nation. Das sind zweischneidige Waffen oder besser gesagt, Speere mit Spitzen an beiden Enden. Wir stellen das verbrecherische Individuum nicht außerhalb des Gesetzes: entweder überlassen wir es seinem Gewissen oder wir rufen einen Schutzmann. Wir können niemanden ächten,

ohne uns selbst in bezug auf ihn zu ächten, und man kann nicht einen Kunden hinauswerfen, ohne seine Kundschaft zu verlieren. Das stimmt auch bei Nationen. Die einzig wirklichen Mittel sind Macht und Gewissen.

Die alte Diplomatie liebte einen Ausweg ganz besonders, den der Völkerbund von vorn herein beseite lassen muß, das ist die sogenannte Neutralität. Wenn man ein Land neutral nennt, tut man so, als ob es für gewisse Angelegenheiten nicht existiert. Diese Vorspiegelung ändert nichts an der Tatsache, daß es doch da ist. Vor dem Krieg haben Belgien und Griechenland im diplomatischen Sinne für einen Krieg nicht existiert. Man nannte sie neutral, d. h. weder das eine noch das andere, sie reagierten weder auf britischen Leim noch auf deutschen Kleister. Aber die Deutschen sahen sehr bald in der Praxis, was ihnen theoretisch schon lange bekannt war, daß für sie die einzige Möglichkeit, den Krieg zu gewinnen, darin lag, so schnell wie irgend möglich nach Paris zu kommen. Nun führte der kürzeste Weg durch Belgien, welches also keineswegs „neutral“, sondern entweder die Brücke zum Sieg oder ein sehr schwerwiegendes Hindernis war. Sie verlangten sofort den Durchzug durch Belgien, boten Zahlung an und verpflichteten sich, keinen Schaden anzurichten. Die Ablehnung dieses Angebotes wurde zur kriegerischen Handlung Belgiens zu Gunsten der Verbündeten ebenso, wie ihre Annahme es gegen die Verbündeten gewesen wäre. Unter diesen Umständen stürzte das Luftschloß der Neutralität sofort zusammen. So sicher war es, daß das Dilemma einmal kommen würde, daß sich Belgien, wie wir gesehen haben, schon lange darauf vorbereitet und Vorkehrungen getroffen hatte, einem Durchmarsch deutscher Truppen durch belgisches Gebiet Widerstand entgegen zu setzen. Diese Vorbereitungen wurden erst durch die Deutschen bei der Einnahme von Brüssel entdeckt und veröffentlicht. In der Zwischenzeit jedoch hatten die Alliierten furchtbaren Lärm geschlagen und in tugend-

hafter Entrüstung über die Verletzung der Neutralität und das Zerreißen des Garantievertrages von 1839 geschrieben, den der Kanzler genau wie Gladstone 40 Jahre vorher als einen Fetzen Papier bezeichnet hatte. Aber auch er ließ sich von der Neutralitätsidee so weit beherrschen, daß er schleunigst seine moralische Schuld bekannte, anstatt sich einen Verteidigungsplan auszudenken. Die Neutralität war nicht „verletzt“ worden; man kann nichts verletzen, was nicht existiert. Eine Idee war ad absurdum geführt worden: das war alles.

So weit ich als unoffizieller Schriftsteller dies konnte, habe ich mein Land vor all zu großer Entrüstung gewarnt, denn es schien mir gar zu unwahrscheinlich, daß wir den Krieg ohne Neutralitätsverletzung durchführen würden. Aber in England ist die Leidenschaft, Moralpredigten zu halten, überaus groß. Der dummste Anlaß für moralische Überhebung ist den Engländern mehr wert als ein wichtiger Fall, bei dem die Trümpfe verteilt sind. Wir waren ganz außer uns vor Überlegenheit über die Schurken, die Papierfetzen zerrissen (dabei ist unser eigener Papierkorb nicht gerade leer) und über die Elenden, die das heilige Band der Neutralität verletzt hatten. Bis wir eines Tages herausfanden, daß wir, um unsern Feldzug im Osten glücklich durchführen zu können, griechische Inseln besetzen und größere Truppenmassen durch griechisches Gebiet schicken mußten. Ferner stellte sich heraus, (und das ist eines der wichtigsten Probleme für den Völkerbund), daß unsere Stahlproduktion von einem gewissen Naturprodukt abhängt, das wir bis dahin aus Deutschland bezogen hatten, und das nun nur noch auf Euboea zu haben war. Wir haben diese Frage ohne Herrn Bethmann-Hollwegs Ängstlichkeit gelöst. Wir besetzten die Inseln inklusive Euboea und fragten dann den König von Griechenland, ob er unser Vorgehen nicht sanktionieren möchte, indem er sich als Bundesgenosse auf die Seite der Alliierten stellt. Er antwortete ablehnend und erklärte einem amerikanischen



Interviewer gegenüber, daß er verzichte, mit einer Macht zusammen zu gehen, die immer nur 35 000 Mann zu Expeditionen aussende, bei denen 200 000 nötig sind. Dieser Scherz kostete ihm den Thron. Wir haben das Interview veröffentlicht und den Scherz dabei weggelassen, haben König Konstantin aus dem Lande geworfen, seinen Sohn auf den Thron gesetzt, und uns in Hellas wirklich häuslich eingerichtet. Die Griechen, mit dem furchtbaren belgischen Beispiel vor Augen, begnügten sich klugerweise mit einem Protest auf Papier. Deutschland hatte als Strafe für Widerstand gegen eine Invasion eine Schreckensherrschaft eingerichtet und hinter Griechenland standen keine Großmächte, die es, wie Belgien, zum Widerstand hätten zwingen können.

Dieses brutale Vorgehen war ganz unvermeidlich. Moralische Betrachtungen sind überflüssig. Griechenland hätte uns genau ebenso gut Krieg erklären können wie unsere Forderung abweisen. Es konnte ebenso wenig wirklich neutral bleiben, wie es sich in die Luft verflüchtigen oder das Mittelmeer an die bulgarische Grenze bringen konnte. Aber unser Vorgehen schlug dem ganzen heuchlerischen Unsinn über Papierfetzen und die Heiligkeit der Neutralität den Boden aus.

Wir sehen uns gezwungen, diese Wahnideen fallen zu lassen und uns statt dessen mit der sehr realen Frage des Konfliktes zwischen Nationalitätsrechten und den Rechten der Menschheit auseinander zu setzen. Welche Wegerechte stehen einer Nation im Gebiet einer anderen zu? Wenn ein Volk ein anderes zwingen kann, den Magnesitvorrat mit ihm zu teilen, kann es dann nicht gezwungen werden, seinen Kohlenvorrat an andere abzugeben?

Und jetzt sieht man, daß der Völkerbund kommen muß, nicht aus Furcht vor der Wiederholung dieses furchtbaren Schlachtens, sondern weil die Zivilisation marschiert — sie, die die Grenzen verrückt und die Rechte der Souveräne weggeblasen hat, wie die Autokratie oder den Römischen

Vater. Es wäre sicher lächerlich, wenn England oder Deutschland, um feindliche Armeen aufzuhalten, ein Schild aufrichten würde mit der Aufschrift „Privateigentum. Das Betreten dieser Gegend ist bei Strafe verboten.“ Und ebenso kindisch ist es, den Gang der friedlichen Durchdringung mit ähnlichen Mitteln aufzuhalten. Wir stehen vor einer ganzen Reihe neuer Fragen, die beantwortet sein wollen. Hat England das Recht, einem Deutschen den Eintritt in England zu verwehren? Oder darf Deutschland einem Engländer das Überschreiten der deutschen Grenzen verbieten? Sollen ein paar Menschen, die ein Eckchen des riesigen australischen Festlandes bewohnen, einem gelben Mann, dessen eigenes Land überbevölkert ist, verwehren können, sich dort festzusetzen? Hat der Chinese irgendwelche Rechte in Kalifornien, der Ostinder in der Kapkolonie? Wenn Individuen solche Rechte haben, gilt das gleiche für Völker und Armeen? Man denke nur, daß diese Probleme von Leuten gelöst werden sollen, die heute noch schreien: Ein Fremder! Schmeißt ihm einen Stein an den Kopf! Vielleicht werden diese Fragen in Paris noch nicht erledigt, ja noch nicht einmal gestellt. Aber wenn die Mitglieder der Konferenz sich nicht ganz klar darüber sind, daß diese Probleme auftauchen und zwar morgen auftauchen, so werden ihre Maßregeln für die Zukunft nur sehr geringen Wert haben. Jedenfalls muß der Versuch vermieden werden, noch einmal sogenannte neutrale Pufferstaaten zwischen den Großmächten zu konstruieren. Dafür wird übrigens die Ironie der Tatsachen während des Krieges sorgen. Sollte die Diskussion in irgendeinem Augenblick auf Bestrafung der verletzten Neutralität verfallen, so möge sich die Konferenz freundlichst erinnern, daß die Alliierten ebenso unfähig waren, diese Fiktion aufrecht zu erhalten wie Deutschland. Und wenn kleine Nationen, z. B. Irland, dieselbe Unabhängigkeit verlangen, deren sich Belgien und Griechenland vor dem Kriege erfreuten, müßte man sie



doch gerade heraus fragen, was denn diese Unabhängigkeit wert war, sobald zwischen ihren riesigen Nachbarn ein Krieg ausbrach. Ist denn nicht ihre Freiheit stärker gesichert durch Abhängigkeit als durch eine schwindelhafte Unabhängigkeit? Kurz, es wird bei der Konferenz einen Kollaps der nationalen Haberei geben, denn die Konferenz ist international und Nationalismus gilt nichts jenseits der Landesgrenze.

Weiter läßt sich noch nichts sagen. Die Geschichte der Konferenz und der Tagesereignisse müssen die Journalisten schreiben, die den Vorgängen am nächsten sind. Ich kann nur gewisse Grundbedingungen erwähnen, die zum Teil klar auf der Hand liegen, die aber alle nicht ganz so klare und doch sehr wirkliche Folgerungen nach sich ziehen. Entweder werden sie die Entscheidungen der Konferenz beherrschen oder, vergessen und verachtet, jeden Erfolg der Konferenz unmöglich machen. Ich habe jede Kürze vermieden, so gut ich konnte, denn in komplizierten Angelegenheiten macht sie gewöhnlich aus einer vielseitigen Wahrheit eine einseitige Lüge. Zu Beginn des Krieges machte die deutsche Regierung den Versuch, einen Aufstand gegen die Franzosen in Marokko und Algier zu inszenieren und verbreitete ein Dokument in gewähltem Arabisch, in dem behauptet wurde, ich sei ein großer Prophet und hätte einmal einem amerikanischen Senator gesagt, daß die Verletzung der belgischen Neutralität eine Episode des Krieges sei und nicht seine Ursache. Es ist mir ganz unmöglich, den komplizierten Gedankengängen des deutschen Gehirns zu folgen, die zu dem Glauben führten, ein arabischer Scheik würde zu den Waffen greifen, weil ein Hund von einem Ungläubigen eine weder interessante, noch auch einem Marokkaner verständliche Behauptung gegenüber einem anderen Hund von Ungläubigen gemacht hat. Aber die Deutschen glaubten das und gaben sogar Geld dafür aus. Daraufhin kam mein sehr geehrter Herr



Kollege, E. H. W. Mason, der irgendwie dienstlich beschäftigt war, die deutsche Armee am Mittelmeer oder sonstwo zu umgehen, und verlangte von mir ein „genaues und unmißverständliches Dementi“ der Behauptung, daß der große Rabbi Shaw ein Deutschenfreund sei. Da ich selbst einmal bei den Arabern war und mit Scheiks und Marabouts gesprochen habe, fiel es mir nicht schwer, Mason zu überzeugen, daß Kürze in der Berberei nicht als Tugend gelte. Nun bin ich nicht derjenige, der die Gelegenheit verpaßt, eine möglichst lange Predigt zu halten, wenn ich zu einem großen Propheten gestempelt werde. Mason und ich waren schließlich nicht umsonst Schriftsteller. Wir machten ein Gemisch aus Bibel und Tausend und eine Nacht und schrieben eine prophetische Botschaft, die, wie ich hoffe, ihren dauernden Platz in der arabischen Literatur finden wird, als Zusatzkapitel zum Koran. Das Schriftstück wurde sofort übersetzt und verbreitet; die Araber blieben ruhig und taten gar nichts. Alles konnte man diesem Machwerk nachsagen, nur nicht, daß es kurz und bündig war.

Aber wenn es ein Fehler ist, am Anfang eines Prozesses kurz zu sein, so ist es doch ganz wünschenswert, eine kurze Zusammenfassung zu geben. Nur so hat man einen klaren Überblick über die Schlußfolgerungen. Ich wiederhole also:

1. Die Mitglieder der Friedenskonferenz stehen moralisch auf gleicher Stufe in bezug auf Kriegspläne und Kriegsvorbereitung. Alle gehorchten mehr oder weniger bewußt dem Instinkt der Selbsterhaltung und waren gezwungen, sich durch militärische Macht zu sichern, da kein übernationales Gesetz existierte.

2. Der Krieg wurde entschieden durch die Blockade. Das beweist, daß England augenblicklich größere militärische Mittel zur Aushungerung und Vernichtung besitzt, als irgend ein anderer Staat.

3. Frankreich hat durch den Mund Clemenceaus festgestellt, daß ihm dieser Zustand genüge. Dagegen haben

wir die Erklärung der Vereinigten Staaten durch ihre Admiräle und Herrn Daniels, daß sie unweigerlich eine Flotte, die es mit jeder anderen Rüstung zur See aufnehmen kann, bauen müßte, wenn nicht durch die Gründung des Völkerbundes eine andere Situation geschaffen wird.

4. Da eine ähnliche Entschliebung von Seiten Deutschlands den ersten Schritt zu dem jetzigen Krieg bildete, muß diese Erklärung als erster Schritt zum nächsten Krieg aufgefaßt werden, solange nicht der Völkerbund zur Tatsache wird.

5. Der Völkerbund muß als Gruppe von Staaten mit gefestigten verantwortlichen Regierungen im Sinne moderner Demokratie beginnen. Von bisherigen Bündnissen unterscheidet er sich durch die den Mitgliedern gemeinsame Gesetzgebung und einem Gerichtshof für übernationales und internationales Recht. Das bestehende Bündnis der Entente bietet einen natürlichen Kern für den Völkerbund und muß sich schon heute in dessen Geiste bewegen und seine moralische Verantwortlichkeit übernehmen.

6. Republikanische Bundesstaaten von der Art der Vereinigten Staaten werden fraglos als Mitglieder des Völkerbundes zugelassen werden, während Monarchien dem Bunde den Beweis zu erbringen haben, daß ihre Regierung wirklich eine verantwortliche ist. Der Bund wird daher, ohne eine bestimmte Form der Regierung zu fordern, oder irgend einer Nation das Recht der Selbstbestimmung in dieser Beziehung zu nehmen, durch die Tatsache seiner Existenz und die Zulassungsbedingungen, die Form der Bundesrepublik und die der verantwortlichen Regierung als die wünschenswerteste hinstellen.

7. Deutschland kann erst zum Völkerbunde zugelassen werden, wenn es eine gefestigte Regierung der oben erwähnten Art hat. Aber der Bund kann erst ernstlich daran denken, den Frieden in Europa zu schaffen, wenn Deutschland zugelassen ist.



8. Bis zur Zulassung Deutschlands in den Bund wird die Entente von der Initiative Frankreichs und Italiens beherrscht sein. Und da diese Situation zu einer Annäherung zwischen den englischsprechenden Verbündeten und Deutschland führen wird, ist es von größter Wichtigkeit, daß der Haßfeldzug gegen Deutschland, der seine Schuldigkeit getan hat, in England und Amerika beendet wird.

9. Abrüstung (einschließlich der nominellen Aufgabe der Dienstpflicht) ist durchführbar, soweit es sich um Landkräfte handelt, aber erweckt falsche Hoffnungen. Rüstungen zu Wasser und in der Luft müssen ausgeglichen und vom Völkerbunde moralisch kontrolliert werden. Die Herstellung von Sprengstoffen und Geschützen in bedrohlichem Maßstab sowie die Ausstattung von Unterseebooten mit Torpedorohren muß als Vergehen gegen das übernationale Recht betrachtet werden. Aber der Völkerbund kann Kriege nicht physisch unmöglich machen und sollte es auch gar nicht versuchen.

10. Weder gibt es, noch kann es je etwas wie Neutralität im Krieg oder im Frieden geben. Ein passives Belgien kann das Resultat mehr beeinflussen als ein aktives Brasilien. Die Frage, wie weit irgend eine Nation das allgemein menschliche Wegerecht beschränken oder irgendwelche Naturprodukte monopolisieren darf, ist eine der schwierigsten und dringendsten, die die übernationale Gesetzgebung zu lösen hat.

11. Der Einfluß von Parteipolitik und von „Gleichgewichtsdiplomatie“ auf der Friedenskonferenz droht eine reaktionäre Gruppierung hervorzubringen, die sich aus den gegenwärtigen europäischen Kriegsregierungen und der republikanischen Opposition Amerikas zusammensetzt und die sich gegen die demokratische amerikanische Regierung und die europäische Opposition wendet; angesichts der wahlzahlenmäßigen Schwäche der letzteren muß Wilson, als großer Mann, der für eine große Idee



**kämpft, sich allein auf geistige und moralische Superiorität stützen, ohne auf Wahlziffern Rücksicht nehmen zu können. Es ist daher von äußerster Wichtigkeit, daß Amerika sich dieser Tatsache bewußt wird, und seinen Präsidenten nicht wie einen Propheten behandelt, der im Vaterlande weniger gilt als in Europa, wo er ungeheueren Eindruck gemacht hat.**

Annette Kolb:

## AUS DEM BERNER TAGEBUCH.

5. Februar 1917. — Das Wetter hatte sich auf ein paar Stunden aufgeklärt, und über der Brücke von Kirchenfeld flammten die Alpen auf. Blaß und verheißungsvoll leuchtete die losgelöste Jungfrau über das Gewölke hin, das sich in schwarzen Massen zu Tale schob. Wie ganz und gar nicht existierend — dachte ich da — ist doch letzten Endes das Gemeine! Nur unser träges und verwischtes Sehen leiht ihm den Schein von Wesenheit und Leuten wie Telramunds das Gesicht. Unsere Gesetze wiegen noch keine Feder gegen die Schleuderwaffen auf, deren sich die schlaue Unvernunft bedient. Wohl haben wir gelernt, Weingärten und Äcker zu bestellen; veredelt hängen uns die Früchte von den Bäumen hernieder, und wie bewundernswert ist der Mensch angesichts seiner Felder! Nur vor sich selbst ist er stehen geblieben, und da läßt er geschehen. Da jätet er nicht; da steht überall der goldene Weizen von wild um sich greifendem, allgewaltigem Unkraut erstickt, und da überbieten Häcksel und Spreu. Gegen die Natur, die Elemente, die Erde, ja die Luft selber schritten wir ein; aber nicht einmal bis zu unseren Verbrecherstatistiken besannen wir uns. Dies ist die bisherige Logik der Welt. Und wie hätten wir da bis zu den Tabellen unserer verkleideten und ganz undrastischen *Übeltäter gedacht?*

13. Februar 1917. — Gestern Abend war ich bei Fortunio, und Martin im Walde fand sich zum ersten Male bei ihm ein. Vor dem Kriege hätte ich sie nicht einander zugeführt: Fortunio so musisch und sternen-

gebannt, aber auch sternschnuppenhaft, Martin im Walde so schwerblütig, so problematisch und so vorbedacht! Heute jedoch muß alles zusammenstehen, was aufrecht geblieben ist. Wie errichten wir sonst jene Dämme gegen die blinde Gewalt, den Schutzmauern vergleichbar, die sich so wacker gegen die Bergwände stemmen, um zur Zeit der Schmelze die Lawinen aufzuhalten. Auch unserem Planeten stand der Frühling nahe bevor, als die Lawine sich entlud, die allen Schutt nach oben warf, und eine grünende Welt und alle Glocken der Vernunft mit ihren toten Blöcken und ihrem schmutzigen Geröll brüllend und dröhnend überzog. Jene Mauern, Lawinenschutz genannt, sind natürlich nur roh aufeinander geschichtete, jedoch wetterfeste Steine, die nichts anderes zum Ausdruck bringen, als die Not des Augenblicks, dem sie entstanden sind. So scheint mir heute, wo es den Kampf des Menschlichen gegen das Unmenschliche gilt, das wichtige, nicht glattes einzufügen, nicht einmal der inneren Gemeinsamkeit den Ausschlag zu lassen, sondern die Widerstandskraft und das Gewicht der Dinge zu bedenken.

Doch ach! der als Schachfigur so schwer festzulegende Fortunio war heute auf meine Opportunismen nicht gestimmt, sondern wie zum Trotz in einer ganz herausfordernden, ganz interpellierenden, ganz konträren, um ihre eigene Wirkung ganz unbekümmerten Laune. Zu machen war da nichts. Im Stillen nur nahm ich mir vor, auf dem Heimweg Fortunio's Wesensart, welche Martin im Walde nicht geläufig war, so beweglich als möglich zu schildern. Aber nicht einmal diese nachträgliche Intervention sollte mir gelingen. Denn als ich auf der Stiege in die Taschen meines Mantels griff, war mein Hausschlüssel nicht darin, die Nacht aber viel zu weit vorgeschritten, um meine Pension durch Glockenreißen zu alarmieren. Die übermüdete Fortunia, über die Rampe gebeugt, rief mich wieder zurück. Neben dem großen



Empfangsraum lag ein schmales Zimmer. Ich bezog es ohne viel Worte und warf mich in meinen Kleidern auf den breiten Divan, der dort stand, ganz erledigt für den Rest der Nacht. Immer verschärfter schwebte mir die Bilanz des mißratenen Abends vor und regte mich auf. Wie ungut ließ sich doch alles an!

Eine tiefe Stille lag jetzt über dem ganzen Hause, den Wänden, den Fenstern und der Luft: als ob sie ein Signal erwarteten. Denn nebenan war plötzlich ein anderes Leben erwacht, eine andere Unruhe als die des Tags, ein Rücken, ein Geknister, ein Gewisper, Disput und Ungeduld. . . . . Zwar ist dem Herzen kein Organ verliehen, das unsichtbar zu sehen, aber so mancher kennt gewiß jenes Aussetzen seines Schlages, bevor es tiefer zu horchen beginnt. . . . . Es fiel mir ein, daß die ganze Häuserreihe dieser alten Gasse für mehr oder minder spukhaft galt, doch ein so wenig grauenhafter, höchstens malitiöser, nicht einmal boshafter Spuk war mir noch nicht begegnet. Neugierde trieb mich endlich hin zur Türe, hinter die er sich begab. Aber jenseits derselben hatte augenblicklich — als sei nie Lärm gewesen — Totenstille eingesetzt, und die Klinke, von Tücke besessen, widerstand allem Drücken, Drehen und Schieben. Mit schmerzenden Händen ließ ich sie los und kehrte auf meinen Divan zurück. Als bald war Geknister und Getuschel, Rücken und Rutschen, Unruhe, Aufregung, heiseres Eifern und Streiterei im verstärkten Grade wieder da. Offenbar wollte die Gesellschaft von mir nichts wissen und boykottierte mich. Wie aber kam es, daß ich plötzlich wie unter freiem Himmel lag und den Arm aufstützte, als schirmten mich die Zweige eines Baums, und als horchte ich statt zur Seite hin tief unter die Erde hinab. Was immer mir jetzt in den Sinn kam, bot sich mir wie eine Zwiesprache dar. Dem Nixenbegriff lag wohl eine tiefe Erkenntnis zugrunde. Wie diesseits des Menschengeschlechtes, so sind aber auch jenseits desselben

Geschöpfe Gottes denkbar, die an der entgegengesetzten Peripherie des Lebens beschattet stehen und hinausgerückt, und winzige, kaum bemerkbare Dinge können es sein, die ihnen ein leises Grauen vor ihrem eigenen Wesen entgegenhauchen: ihr unakkuratere Sinn für Wirklichkeiten, ihr Vorwegnehmen des Zieles über Hindernisse hinweg, ist wie ein gestörter Schwinkel oder wie ein verkürzter Fuß, den solche Menschen durchs Leben ziehen, und sie erschauern, verzagen und vereinsamen bis ins Mark, wenn sie daran erinnert werden. Über die fernest abliegenden Dinge dachte ich hin und her. Aber warum in aller Welt überkam mich ein Heimweh nach dieser verschlossenen Tür, und um was für Dinge war mir denn leid? Du lieber Gott, wollte ich denn von allem haben?

Der ganze tumultuarische Betrieb setzte übrigens mit einer spurlosen Plötzlichkeit aus, als hätte er nie geherrscht. Nur eins war deutlich: durch die Türe verzog er sich nicht. Es kam etwas anderes. Aus dem unteren, nachts unbewohnten Stockwerk drangen sanfte Trommelwirbel o! so deutlich zu mir, und dann ertönten gedämpft, aber klangvoll tamponierte Posaunen. Und dann kam das Huschen und Fegen eines Kleides, das Schleifen einer Schleppe, ja! im Takt dieser erstickten Musik. Ich horchte hinab mit allen Fasern. So fein, so spöttisch, so leicht, o! in der Tat geistreich war der Rhythmus dieses pas-de-deux — waren die Füße, die Grazie, die Unkörperlichkeit dieses balancierenden Körpers im Klang der wonnig umhüllten Posaunen. Tod und Leben in lächelnder Umarmung — Leben noch im Tode? Liebe selbst bei ihm? Was verding sich da eine Uhr, mit vier groben Schlägen in den Zauber hineinzufahren? Nichts rührte sich mehr. Im Augenblicke alles längst verflogen und verweht — welchem Stern, welcher Nacht entgegen?

Nunmehr versank die Dunkelheit in ihrer eigenen Stille, und der Schlaf atmete mir jetzt — als käme er von außen — seltsam genug! mit weiten Flügeln ent-

gegen. Ich fühlte noch den Wunsch, mich ihm ganz zu überlassen, aber daß er mich dahintrug, schon nicht mehr. Gespannten, wachen Sinnes stand ich in der Mitte eines Saales, nicht wissend, daß ich schlief. Die Wände lagen im Zwielight und ein paar Leute saßen dort als Zuschauer herum. Ich fragte mich, was es zu sehen gab, und merkte dann erst, daß ich es war, welcher nun tanzte. Die Rhythmen nämlich, nach welchen ich mich drehte, „geschahen“, ohne zu verlauten, als stünden hier die Gesetze am Anfang aller Musik, noch ehe, oder ohne daß sie sich vertonten. Dabei geboten sie mit so wunderbarer und zwingender Macht, daß es unmöglich war, ihnen nicht zu folgen, und unwiderstehlich kreiste ich dahin. Mit einem Male hörte ich Fortunios Stimme von der Wand herüber auf französisch sagen: „Comme elle danse bien!“, aber sehen konnte man ihn nicht, denn der Saal war nur in der Mitte hell. „Pourquoi dites-vous, que je danse bien“, rief ich tanzend zurück, „vous savez bien, que je ne sais pas danser“. Und tanzte dahin, denn es gab nichts anderes mehr. Nur den Tanz. Ganz allein nur ihn; ohne Innehalten, ohne Unterlaß; den Tanz, allein in diesem Raume, der aufgehört hatte, ein Saal zu sein, denn seine Wände traten ins Endlose zurück. Nur allmählich merkte ich, daß sich jemand zu mir gesellt hatte und mich hielt und mit mir tanzte. Es kümmerte mich nicht. Die Erfüllung war zu tief, meine Augendeckel zu schwer, sie aufzuschlagen die Mühe zu groß! In den Rhythmen lag alle Wonne. Sie gebaren ohne Übergang eine neue Phase, denn halb abwesend, halb aufmerksam sah ich nun doch meinem Tänzer groß ins Gesicht: matt von Farbe, mit schwarzem, glatt anliegendem Haar war er mir gänzlich unbekannt und zugleich vollkommen vertraut. Der sehr edle Umriß von Kopf und Schultern war so geschlossen, daß er fast ausschloß, was er nicht selber war, fast negierte, was er nicht kannte. Was dünkte mir auch daran so fremd und so verwandt? Die



Melodie einer Rasse, der ich entstammte, und doch nicht mehr die meine? Von ihr hinausgerückt? Verabschiedet von ihr? Wiederum der Boykott? Gleichviel! wir tanzten. Eines Schrittes! Diese Zeitmaße kannten keine Zeit. So mögen Sterne kreisen. Aber auch was ich dachte, war nicht mehr aus seiner Bahn zu drängen: aus reinstem Lateinertum setzten sich die Elemente dieses Tänzers zusammen. Nicht das Gesicht eines bestimmten Menschen sah mich da an. Nicht dieses oder jenes — was dann? Jetzt endlich wußte ich's: das Sinnbild einer Rasse war zu mir hingetreten und tanzte mit mir. Jetzt wußte ich's. Aber die Entdeckung sprengte die Fesseln des Traumes. Ich lag auf dem Divan gerade ausgestreckt wie auf einem Sarkophag, vor mir das Fenster, in dessen Scheiben sich von der Straße herauf der Reflex einer Laterne fing. Aber gleich darauf stand ich auf den Füßen. Noch nie so hoch aufgerichtet gewiß! Die Türklinke drehte sich lautlos und glatt wie geölt. Aber die Kälte der Frühluft nach der Hitze der Nacht hatte vielleicht die Wandlung besorgt. Ich schlich durch den Gang, die Stiege hinab und ließ mich zum Tore hinaus. Ins Freie! Hinter den Scheiben leuchtete hie und da schon ein Licht aus den Lauben hervor. Im Hause, in dem ich wohnte, war eine Bäckerei. Unbemerkt kam ich in mein Zimmer. Es tagte noch nicht. Nach oben unkenntlich stand das Münster vor meinen Fenstern aufgerichtet, viel schöner und gewaltiger so als mit dem übel verlaufenden Turm. Wie schien mir aber dies alles eine Wirklichkeit zweiten Ranges, sozusagen, wenn ich sie mit jener verglich, die mich in dieser Nacht umgab. Ich wußte zur Stunde mit der letzten Sicherheit, daß mein Traum sich erfüllen würde. Die beiden Rassen, die heute zu vereinigen solches Elend, solche Zerissenheit bedeutet, werden eines Tages, allen Höllenhunden zum Trotz, das Glück der Welt durch ihren Bund begründen. Ach! danach darf man nicht fragen, ob man selbst längst ein Schatten

sein wird, wenn diese Dinge sich ereignen. Mut, Mut, mein Herz! rief ich mir an jenem Morgen öfters zu, denn mit seinem fahlen Lichte wuchsen die üblichen Ernüchterungen.

*Sonntag, 6. Mai 1917.* — Besuch von Frau Karfunkel. Sie fragt mich gleich, ob ich eine Revolutionärin sei, und ich bin im Augenblick zu müde, um es zu wissen. Das Wort „gekrönte Republik“ fällt mir ein, das kürzlich vor mir gefallen war; mochte es herhalten. „Eine gekrönte Republik“ sage ich und gähne.

Daß Frau Karfunkel mich kaum kannte, hinderte sie nicht, mir jetzt eine jener Szenen zu machen, die man wie ein Unwetter über sich ergehen läßt. Worte wie „krasse Ignoranz“ gehörten zu den mildesten, die sie mir versetzte. Sollte ich ihr sagen, warum? ihr bekennen, in welchen Gedanken sie mich unterbrochen hatte, ihr den Grund jener mangelhaften Kenntnis eingestehen, die sie so richtig erraten hatte?

Welchen Kriegsbericht hatte ich zu Ende gelesen? von welcher Phase des Krieges mir auch nur einigermaßen ein Bild gemacht? Über die erdrückende Tatsache, daß er herrschte und kein Friede kommen konnte, sah ich nicht hinaus. Für seinen Verlauf, seine Geschichte blieb mein Interesse ungefähr. Was wollte die Frau bei mir? Sie hatte mich aus der Arbeit gerissen, und ich war froh um die Unterbrechung gewesen; so mühselig war die Pein! Ja, Pein! Ihr Stigma drückt sich den Schläfen auf, daß sie einsinken wie zermürbt. Oder gleicht eine geistige Not etwa der immerwährenden Welle und die Schläfen dem Stein, der von ihr zernagt und bearbeitet wird? Von den Dingen selbst ist mein Verständnis so karg! Der *Kommentar* zu ihnen ist meine Sparte: ihn stets von neuem zergliederter, ausgreifender zu formulieren, ist der Stachel, der mir keine Ruhe läßt, meine Einzelhaft mitten im Leben. Denn über die Vielfältigkeit unserer Wege hin sehe ich die



Einfältigkeit der Gefahr und die ewig selbe Fratze, die jeder edlen Bestrebung wie eine verruchte Karikatur noch immer auf dem Fuße folgte, so schmal, schwankend, und immerzu gefährdet zieht sich ja unser Weg empor! Aber naiver als ein Soldat, der mitten im Treffen nicht weiß, wo er steht, führte der Mensch bisher seinen Kampf: auch ihn trafen die Geschosse, ohne daß er sah, aus welchem Hinterhalt sie stammten, und von der unheimlichen Geschäftigkeit, mit welcher in den Niederungen sein Verderben betrieben wurde, merkte er nur das Resultat. Unermüdlich und nahezu ungestört dürfen die Untermenschen, von Herrschsucht besessen, in der Familie, dem Staat, der Gemeinde, der Partei ihre zersetzende Arbeit verrichten. Aus tausenden von Schlagwörtern sind ihre Netze gewoben, der ganze ungeheure Nationalitätenschwindel hält seit Jahrhunderten den Zusammenschluß der Vollwertigen auf. Notsignale zu geben bin ich hier. Unvernommen — gleichviel! Ohnmächtig wie im Traum hinauszurufen: „Richtet Wälle auf! Seht Euch vor! Achtet der Stufen! Schützt Eure Häuser! Mit unschuldiger Miene, ja mit dem Antlitz eines Engels vielleicht kauert das Unheil an Eurem Herd. O Brüder! Freunde! nehmt es nicht in Eure Arme! Wie Ihr den Fuß nicht auf die sanft beschneite Stelle setzt, Ihr hättet sie zuvor geprüft.“



*Franz Werfel.*

## DER RITT

Als mich mein Traum verschlug,  
Fand ich mich wandern im schönsten Nachmittag  
Den Hügel wieder, der schwebte und mit Flügeln schlug,  
Zu meinen Füßen lag  
Das Land in Schwaden rauschend der gereiften Saat.

Ich kam wie aus viel Not,  
Wie einer, der das Hemd der Krankheit von sich warf,  
Und leichter und geschmeidiger sich tragen darf  
Als je; — in Por und Ader pocht  
Begeisterung, das dünne Blut, das ihr nicht unterjocht.

So trat ich heiter ein  
Ins Tal der Ernten, das von Korn und Sonne schwoll,  
Um Brust und Hüfte schwankten Ähren schwer und voll,  
Die fast verwachsen meinem eiligen Rain.  
Doch leicht für meine Sohlen war der Traum,  
Die vielen Vogelflüge mir zu Häupten sah ich kaum.

Die Vögel hatten hier wohl einen Sinn. . . .  
Und plötzlich war die Erde meiner Sohlen schwer, so schwer,  
Als wirkte mächtiges Metall von unten her;  
Mein Knie, mein Puls sie stockten her und hin.  
Ich sprach zu mir: Bannt meinen Schritt magnetisches Metall,  
Was fahrend diese Vögel schreiend, klatschend unterm All? . . .

Dies aber sah ich: Überall  
Zerknickt, zerdrückt die Ernte niederlag,  
Wie von Regenschwall, wie von Hagelfall  
Verheert. — Und im golden niederwandelnden Tag  
Rings im Getreide sah ich viele tote Männer hingestreckt,  
Die hatten Sonntagskleider an, doch ihre Köpfe waren  
schon schwarz gefleckt.

— Die liegen hier sehr lang —

Dacht' ich und schloß das Aug. Doch wie durch einen Riß  
Sah ich die vielen schwarzen Köpfe, sah manch blinkendes  
Gebiß,

An aufgetriebenen Westen manche Silberkette blank:

— Die trugen Diebe nicht und nicht die großen Elstern fort —  
So ahnt es mir — die Elstern, die so schreien über diesem  
Ort —

Ich schüttelte von Schultern nicht

Den Bann. Wie sehr ich kämpfte auch, ich mußte *schaun*...

Es froren und es stachen mich die Wurzeln meiner Brau'n,  
Die Toten lagen starr im späten Licht.

Ich fühlte meinen Leib wie einen ungefügen Sack.

Doch plötzlich war's als ritte ich, als trüg mich einer  
huckepack.

Es trug mich einer huckepack,

Fest meine Schenkel preßten brüchiges Schulternpaar.

Es flatterte vor mir ein Schopf farbloses Haar.

Nur manchmal mühsam war, schwarz wie von Lack

Ein Antlitz fragend hergedreht: Ob ich auch ritte recht...

Der Tote, der mich trug, er grinste schief, wie ein  
gutmütiger Knecht.

Auf dem ich ritt und ritt,

Er war schnellfüßig, wie nicht leicht

Ein Rennpferd ist, das nicht schnaubt noch keucht.

Doch plötzlich schwankte er und fiel in Schritt.

Er stand und wandte mir sein arm zerfressenes Antlitz her...

Mir aber war's, als ob mein eigen Bild verwest im  
Spiegel wär.

Er klappte mit dem Mund

Und sprach: „Mein Bruder Du, es ist genug,

Genug, daß Gott für Dich mich fällte und erschlug.

Ich nahm Dein Los auf mich. Du aber bist gesund.

Nun sage mir: Ist so gerichtet denn gerecht,

Daß Du mein Reiter bist und Herr — und ich Dein  
Pferd und Knecht?

Steig nur aus Deinem Sattel gleich,  
 Mach mein Genick von Deinen Schenkeln frei!  
 Ich weiß, Dir, guter Bruder, ist es einerlei.  
 Dein Aug' ist von Erbarmen naß, Dein Mut ist weich.  
 Verwes ich nicht für Dich, vom Wurm geschwärzt, vom  
 Wind gebleicht?  
 Komm! Trag mich Du ein Stückchen Wegs! Ich bin so  
 leicht, so leicht.“

Ich aber lachte voll Gewalt  
 Und spornte seinen Leib mit meinem Schuh. . .  
 „Ich steige nicht von meinem Sitz. Lauf zu, Trab Marsch, lauf zu!  
 Und spiegelst Du mir noch sehr die eigene Gestalt,  
 Und bröckelt auch in Deinem Antlitz ab mein eigenes Gesicht,  
 Ich bin Dein Reiter, toter Bruder, und ich laß Dich nicht.“

Ich habe tief erkannt,  
 Ich tauchte auf den Grund der Angst! Die würgt,  
 Die sich zur Gnade nie verbürgt,  
 Ich fühl von nun an ewig um den Hals die Hand.  
 Ich reite, weil's mich reitet! Wild bewußt der lückenlosen Not  
 Bin ich ihr Herr und Reiter so auf meinem eigenen Tod!“

Und lachend riß ich ab  
 Vom Haselbusch die Gerte, und ich schlug  
 Des Toten Flanken leicht. Es seufzte auf und trug  
 Erst störrisch meine Last, doch bald im scharfen Trab,  
 Und folgte endlich willig meiner heiteren Gewalt.  
 So ritt ich in den Abend ein, und es umfing uns Wald.

Und dieser Wald — er war  
 Die Harfe meines Lebens, übers Abendrot gespannt.  
 Und ich griff in die Stränge mit meiner großen Hand,  
 Und nannte den Triumph und nannte die Gefahr!  
 Es flüsterte des Toten Tritt, zart flüsterten die Eichen mit,  
 Ich aber ritt auf meinem Tod und sang den Rausch von  
 diesem Ritt!



*Rudolf Fuchs:*

## JASNAJA POLJANA.

### I. DIE FLUCHT. II. BEGEGNUNG MIT BEETHOVEN. AM MORGEN.

#### I.

Ein Baum:

Steh auf, alter Freund! Es ist zwar eine warme Nacht für diese Zeit, aber Du bist nicht gesund. Wenn Du sonst an mir vorbeigingst, stieg ein warmer Hauch bis in meine Wipfel. Sieh mich nicht an. Es ist Winterszeit. Dein Bündel ruht auf meinem Laub. Ich kannte Dich zu allen Zeiten, jetzt aber erkenne auch ich Dich kaum. Was treibt Dich zu dieser Stunde vom Haus? Du bist hart, das ist es. Ich fürchte mich vor Dir! Du hast Dein Haus zertreten! Wo ist Deine Demut? — Du hast alle Bande zerrissen! Wo ist Deine Liebe? — Und enflohist Du nicht? Wem wolltest Du entweichen! Und wo ist Dein Glaube hin?

Ein Stern:

Es ist hell heut und milde Nacht, weil ich Dir scheine. Erkenne Du mein Licht. Ich bin dasselbe, das über Deinem Kommen schien. Ich stand damals etwas weiter östlich über Deiner Wiege. Du kamst und ich schwand. Und ich scheine, da du schwindest. Und dazwischen liegt all unser Kommen und Gehn. Ich beschwöre Dich: Bedenke das Gesetz in Dir! Kehre zurück in Deinen Kreis! Deine Flucht gilt zwar nichts vor uns; aber Deine Schritte irritieren den Himmel!

Ein Berg:

Nimm mich auf aus Dunst und Ferne! Brauchtest Du in jüngeren Tagen einen höheren Ausblick auf Erden als mich? Und hoffst Du nun mit Deinem Stab einen festeren Grund zu finden als meinen erdverankerten Granit? Oder suchst Du einen Ort, um dort besser die einzige, innerlichste, aus ganzer Seele und mit Deinem langen Leben eigentlichst ersehnte Herzensträne auszuweinen? Als wäre es nicht bei mir gewesen, da ich Dich stöhnend fand: Ach, wie ist die Welt so schön, und wie sind wir arm, wir armen Menschen!

**Tolstoi:**

Hinweg! Fort von mir! Ich bin nicht Euer mehr! Ihr seid da, um immer wieder da zu sein! Ich aber fliehe, um nie und nimmermehr wiederzukehren. Ich eile aus der Welt! Hinweg von Euch! Auf! Hilf, Herr!

II.

Auf der Straße kam eine Kutsche heran, drin saß ein Herr, der schlief. Der Wagen rollte langsamer, blieb stehen, jener aber erwachte erst, als der Alte vom Weg mühselig eingestiegen und das Gefährte wieder im Rollen war. Und während er sich in seine Ecke zurückzog, sich kleinmachte und Raum schuf, geriet sein Gesicht in grenzenloses Staunen. Die Augen leuchteten durch die Nacht, groß und größer. Und da er dem andern nicht fremd schien, nahm er seine Hand, führte sie an das eigene Herz, wie um seine Freude zu bezeugen.

Und so, Hand in Hand, wie wenn zwei Welten sich berührt hätten, erklang ein Ton und verbrannte die ganze Nacht in seiner Musik. Ein Zigeunerlager abseits vom Wege flackerte mit Flammen durch die Büsche. Stolz aufrecht unter den Bäumen und demütig Schleichendes über dem Rauch der Lagerfeuer. Und in den Kronen die Freude der Nacht. Unsäglich das Licht der Sterne droben. So hatte er es noch nie gefühlt. Kein Stein am Weg ließ den Blick mehr frei. Das schwarze Blatt im Fallen rauschte ewiglich durch die Seele. Die Straße wand sich wie ein bleicher Weg durch die Hecken der Brust. Und wie es Diesen furchtbar nach Außen trieb, und wie es Jenem in der Tiefe wohl war, erbaute sich die ganze Welt aufs Neue aus unerhörter Gegenwartigkeit.

Da zog der Alte die Hand zurück, denn er empfand einen Schmerz, der plötzlich, aber unvergänglich war, wie alles andere. Weh mir, rief er, was hab ich da gelebt! Wie ein Kern in der süßen Frucht habe ich mich selber zusammengezogen, bis ich frei, aber dürr ward und mir nun angst und bange ist in der öden Höhlung. Reich Gottes, klagte er, ich habe Dich verwirkt!

Tolstoi, rief die Stimme, wer warst Du mit Deinem andern Namen?

Ich war, sagte jener, und beugte sich tief, den Bart wallend auf seinen Knien, mit schluchzender Brust, ich war ein Mensch in der Welt.

So taufe ich Dich, schrie der andere mit Jubel und Ergriffenheit, so tauf ich Dich bei Deinen Tränen: Mensch auf Erden!

Der Wagen rollte heftiger, wie immer am Ziel einer Reise. Man hielt vor einem Gehöft. An der Straße wartete der Bauer, sonntäglich, die Mütze in Händen. Grau an der Mauer und schüchtern der Sohn. Und wie das Tor aufgetan ward, um den Gast zu empfangen, leuchtete in der offenen Kammer bei der Türe ein Bett, ihm für sein Sterben bereitet.

## III.

Frühstimme, Frühstimme  
Lispelt im Espenflüsterlaub.  
Glühstimme, Sprühstimme  
Flüstert im Laub.

Meerewärts, schwerewärts  
Sank schon der Sternwandelkreis.  
Schweres Herz, leeres Herz  
Wandelt im Kreis.

Überall, überall  
Trunkene Augen in der Flut.  
Widerhall, Widerhall  
Steigt aus dem Blut.

Wer mit der Liebe auferstand,  
Beter in blauem Himmelsbrand,  
Hebt in der hellen Opferhand  
Heilige Glut.

Widerhall,  
Widerhall  
Steigt aus dem Blut.



*Iwan Goll:*

## ÜBER DAS NEUE BUCH VON BARBUSSE.

Viele Vorkämpfer der heutigen politischen Weltumwälzung bestreuen die Straßen der Erde mit Manifesten und Flugblättern und Pamphleten, ahmen eine überkommene historische Geste nach, mittels flammenden Beispiels das noch schläfrige Bewußtsein des Volkes zu wecken. Europa horchte. Schon stampfen die Revolutionsgarden und wollen mit Kanonen die Wahrheit durch die Länder jagen, Fackeln sind an den schwarzen Kriegshimmel geschleudert, alles schreit, fühlt sich bewegt und vielleicht befreit — nur die menschliche Finsternis ist nicht verscheucht, und fast schon scheint es, nichts sei seit fünf Jahren geschehen, kein Soldat sei gestorben, man stürzt zu den Geschäften und wettert gegen infame Konkurrenz.

Was ist? Was ist wahr? Leben wir? Sind wir Tote aus dem Jahre 1913 noch? Wer sagte da: „Neues Leben“?

Finsternis über rauchenden Totenfeldern, in aufgerissenen Städten, in aufgescheuchten Gehirnen.

Da tritt einer aufs Monument verblichener Welt und ruft: „Clarté!“\*) Die Wahrheit! Das Licht! Wer ist's, der das ruft?

Ein bescheidener Büromensch, der ganz einfach Simon Paulin heißt, der zwanzig Jahre lang die Rechnungen irgend einer Fabrik kalligraphierte, seinen Absynth trank, ein anständiger Mann, der hundertachtzig Franken im Monat verdiente, seine Kusine heiratete, nachdem er einige andere Frauen ausgekostet, einer der seinen Weg machen sollte, dem der Chef hier und da auf die Schulter klopfte, und den die Bürger mit Achtung grüßten: — dann kam der Krieg. —

Henri Barbusse war vorbestimmt, das Elend der Welt bis in seine greulichste, unwirklichste Realität auszuleiden, es sich zu erringen, um es totzuschlagen. Hatte er seinen Feind, die Lüge des Alltags, das Dunkel menschlicher Begierden und Blutschicksale nicht auch schon viel früher gestellt: in jenem geheimnisvollen, von allen Leidenschaften verborgener Nächte durchfluteten kleinen Hotelzimmer, dieser „Hölle“, wie der erste Roman von Barbusse

---

\*) Clarté, Roman von Henri Barbusse, Paris 1919, bei Flammarion.

hieß? Schon damals hatte er den Vergleich mit dem größten aller Erdenröster Dante nicht gescheut, der den Menschen dadurch zu erheben wußte, daß er ihn durch das Purgatorium seiner finstersten, unbekanntesten Seelenschlünde hindurchführte. Den Beweis, daß er kein Unwürdiger war, gab Barbusse in seinem „Feuer“, das vielleicht visionärer ist, als die ganze Phantasiegehenna des Florentiners, weil der Wirklichkeit, tatsächlichem Schmutz und gestautem Blut mit allem Haß und aller Qual des Gepeinigten abgetrotzt. Titanischer ist das Aufstemmen eines ganzen gelebten Lebens als die in Traum und gehetzter Poesie erglühte Selbstkreuzigung eines Hirns. Das glauben wir vielleicht nur halb, das werden unsere Söhne wissen.

Der französische Epiker hat sich die schwerste Aufgabe aller Zeiten gestellt: die Wahrheit des Lebens bis an die Wurzeln der Erkenntnis zu ergraben: diese Aufgabe verlangt das Aufgeben alles dessen, was man war, wurde und ist, verlangt nicht nur, daß man sich ausziehe bis auf die Haut und nackt dastehe, aber daß man auch Knochen und Blut ablege: alle Vergangenheit, aus der du wuchsest, alles Scheinleben, in dem du vegetierst. Es erstrebt, was vor ihm nur Bibeln gewollt hatten, nicht Darstellung der Reinheit menschlichen Wesens, sondern die tätige Arbeit an der Reinigung der Menschen selbst, die zu ihm kommen. *Barbusse ist kein Literat, sondern ein Politiker und ein Prophet.*

Seine Mittel allerdings sind literarisch, und er krönt in diesem Sinne das vergangene Jahrhundert französischer Epik: Drei Riesen tragen ihn. Flaubert, Zola und Mirbeau.

Von Zola ererbt ist das ruhige und doch ins Monumentale aufsteigende Gebaren der Schilderung: wie bei einem Volksredner, der in grandiosem Satzbau Berge vor seinen Zuhörern auftürmt, aber mit sparsamer Geste, mit seltenen Handbewegungen. Nie mit dem Zeigefinger apostrophierend. Nur daß er Anteil hat an den Errungenschaften seiner Generation und nicht Realist bleibt, bewußt oder unbewußt sich dem nähert, was eine neue Kunstbewegung in Paris den Überrealismus nennt: das heißt, die Dinge gibt, wie sie sind, aber (und das unterscheidet diese wahren Dichtungen von realistischen Notizen und Photographien) sie mit jenem gewissen Ewigkeitsgehalt auszustatten weiß, der erst die Schilderung zur Dichtung macht. Die Prosa von Barbusse, würde ein Deutscher sagen, ist ganz expressionistisch, sie zügelt wie ein ewiges Feuer immer nach ganz visionären Reflexen aus unbekannten Reichen: verblüffende, fast metaphysische Bilder. Hierin war Octave Mirbeau sein Meister.

Wo Barbusse aber am reifsten (stilistisch) erscheint, in den Anfangskapiteln von „Clarté“: die überlegene Darstellung des stumpfen



Milieus einer alternden Jungfer: „impassible“, ohne mit der Wimper zu zucken, ohne zu lächeln, zu ironisieren, ohne auch sich zu ärgern, ohne Kritik zeigt er all die tausend Armseligkeiten jenes verbitterten und ach mit soviel heimlicher, versteckter, fast unterdrückter Liebe angefüllten Alltags. Die grenzenlose Misere kleiner Leute: nicht Geld- sondern Denkart; diese zahllosen, oft aus Geiz hungernden, oder vor Dummheit sich vollstopfenden Bürgerexistenzen, wie sie in allen Winkeln Europas wimmeln. Hier vielleicht hat man noch größeren Abscheu vor dem banalen Menschen als vor dem geplagten, zerrissenen und zerfleischten, aber durch Leid aufgerüttelten Leidenshelden der Schlachten. Wenn man die dumpfe Kommodenluft dieser Kleinstädter und Kleingeister, die nur von sentimentalen Frühlingswinden oder von herben Kummerwintern bewegt wird, eingestreut hat, freut man sich beinah, daß der Sturm-Krieg dreinfährt und diese verschimmelnden Herzen zerreißt oder — befreit. Das ist überbotener Flaubert, zehnfach überboten. Der Einsame von Croisset hat der Menschen unheilbare Dummheit und Unfähigkeit zu höherem Bewußtsein mit einer Art Verbissenheit und unnahbarem Stolz zugleich gegeißelt: er hat seine von ihm geschaffenen Gestalten mit Wollust in den Abgrund der Unwürdigkeit und des Nichtseins vor dem höheren Richter erniedrigt — er konnte seinen Mitmenschen nicht lieben und haßte ihn mit der kältesten Gefühllosigkeit seines absterbenden Herzens. Barbusse aber, trotz des gestrengen und hohen (nicht hochmütigen) Stils ist gerührt, und immer glänzt eine verborgene Träne, die aber ein guter Menschen-erzieher wie er nie rollen lassen darf. Nicht unerbittlich ist er, o, im Gegenteil — hält er auch maßvollen Abstand. Unter seiner leidenden Hand zuckt und bäumt sich sein leidenderes Herz. Flaubert bleibt immer in der Verneinung, hält den Spiegel jedem vors Gesicht, vielleicht wie die Gorgo, daß er an seinem Bilde verderbe. Barbusse beugt sich mit seinem leuchtenden Antlitz und den darin gewitternden Augen über die Gezeichneten und will tröstender Arzt sein. Seelenarzt, mit der Pflicht, zur Gesundung und zur Befreiung aufzurufen.

Barbusses Stil ist schon äußerlich seine Waffe um Wahrheit. Dazu kommt der Wille seiner Inhalte. War das „Feuer“ noch ein Epos, das durch die Schwärze und die Leuchtkraft seiner Bilder und Erlebnisse erschüttern sollte, das von Geschehnissen, von Gefühlen überkochte, so ist der neue Roman ein einziges großes Manifest, ein Pamphlet, eine direkte Anklage gegen seine Feinde, welche sind: die heutige Menschheit in der Sklaverei ihrer angeerbten Formeln, ihrer Traditionen, ihrer Phrasen und ihrer ungemachten Triebe.



Nicht gegen Menschen, sondern gegen ihre Fehler ist zu kämpfen; gegen das Vorurteil der geschriebenen Regeln, gegen das Nicht-Denken der Masse, gegen die Mechanik des Lebens. Gesetze, Bestimmungen, Strafen sind nur da, um die Völker am Denken zu hindern. Warum kämpft ihr, warum geht ihr sterben, fragt ein Schemen über dem nächtlichen Schlachtfeld. „Il le faut“ ist die Stimme aus dem Grab der schweigsamen Munde. „Il le faut“, ist die Peitsche, die den Müden und Schlappen immer noch einen Schritt weiter stößt, immer noch einen, bis zum letzten. *Nicht wissen*, nicht wissen, ist das Refugium, das Nirwana dieser Armen im Geist, dieser neunzig Prozent aller Europäer. Daneben wird das Nichtdenken von jener Traum-Einräucherung, von der *Illusion* betäubt. Alle Frauen von Barbusse leben von ihr. „Ich bin die Königin!“ ruft das blinde irrsinnige Mädchen durch die Gassen, und wenn niemand antwortet, fügt sie ängstlich weinend hinzu: „O nehmt mir nicht die Illusion!“ Und die Alternde, die zu Bank und Baum des ersten Stelldicheins zurückwandert ruft dem vergessenden Gatten in namenloser Hoffnungslosigkeit zu: „Du hast ja keine Illusion mehr! Wie tust Du mir leid!“

O ihr geschlagenen, ihr heiligen Gestalten von Barbusse, wie lieben wir euch! Wir lieben euch, weil ihr uns doch alle ein wenig ähnlich seid, weil ihr die Millionen unserer Brüder seid, weil ihr ganz nahe doch der immanenten Wahrheit seid. Nichts anderes tut not, als daß ihr die hölzernen Götzen stürzt, die vor euch stehen, und ihr werdet ins Licht eingehen. Ist es so schwer, mit eurer Massenhaut die Tore der Kirchen, eine Fahnenstange und einen Grenzpfahl zu stürzen? Versucht es! Es muß geschehen, damit ihr zu euch selber gelangt! Jeder Mensch kann der Wahrheit gewiß und würdig werden. Denket darüber nach. Glaubet nicht, sondern wisset von innen heraus! So ruft die Stimme eines Befreiers. An jeden einzelnen wendet er sich wie an den kleinen Büromenschen Simon, dessen Erkenntnis in jahrelangem Leide reifte, der plötzlich, nach Hause zurückkehrend aus dem Krieg der anderen, der Machthaber, als ein Fremder in seine eigene Vergangenheit tritt, mit weit geöffnetem Auge die Dunkelheit des stumpfen Daseins durchbohrt, und von Stund an als ein Abgeschiedener, ein Jenseitiger schon, von Frau und Freunden und dem ganzen Städtchen sich abwendet. Sie alle halten ihn für geistesgestört, weil er mit leiser Stimme vor sich hinsagt: „Ich sehe jetzt die Dinge, *wie sie sind!*“ Der du die Lüge der ganzen Welt eingesehen, wie groß warst du uns, Simon Paulin, unscheinbarster einst mitten unter den grauen Rücken deiner Kollegen, wie einsam, weil der Funke des Gedankens in dein Hirn gefallen ist.

Zu jedem einzelnen tritt Barbusse. In die Tiefen des Bewußtseins stößt er das Messer und schneidet unbarmherzig die eiternden Gewohnheiten heraus, all das Festhalten an dem, was man „Weltgeschichte“ nennt, und die er die „Bibel der Irrungen“ heißt. Für ihn ist Befreiung: Erkenntnis, und die muß individuell errungen werden. Wie ist er drum auch der große Enkel der Enzyklopädisten, jener heftigen Individualisten und führenden Revolutionäre! Wie wird sein Wort Signal neuer Zeit.

Nicht Volk, nicht Massen ruft er zum Aufruhr an, sondern den Menschen. Er mißachtet dies vage, graue, gallertartige Wesen mit dem unbestimmten Gesicht. Auch die Masse ist ihm ein Tyrann, der das Denken verbietet; er kennt ihre dunkle mystische Macht: bei einem Weihefest segnet ein Bischof die Anwesenden: alle knien, einige Männer wollen aufrecht stehen, aber unwillkürlich beugen auch sie sich, denn unendlich schwer lastet die Verneigung einer Masse auf den Schultern des Einzelnen.“ Und irgendwo sagt jemand: „Ce qu'on voit en regardant la foule, c'est de la grandeur faite avec rien.“

Barbusse will den Typus des denkenden, des absoluten Menschen heranbilden. Sein Buch drängt rapid in die Zukunft, ist aufbauend und belehrend wie eine Schulfibel erzieherisch und prophetisch.

Barbusse: „Wenn unsere siegreichen Truppen unter dem Triumphbogen einziehen, wer wird (es wird aber doch so sichtbar sein!), wer wird die zehn Kilometer lange Sägereihe sehen, die sie begleitet?“

Ein Kapitel, am Ende des Romans, wird dereinst von sämtlichen Demagogen herausgerissen und zur Gesetzestafel der neuen Zeit proklamiert werden. In diesem werden alle göttlichen, königlichen und menschlichen Werte ein für allemal festgesetzt. Du wirst die Könige und die Geldschmarotzer absetzen! Du wirst das Recht der Toten und das Erbrecht vernichten! Du wirst allem Kolonialbesitz entsagen! Du wirst den Götzen- und Kirchendienst zerstören! Es wird keine Wohltätigkeit mehr geben, die da war ein falsches Privileg falscher Reicher! Eine neue soziale Ordnung, Menschlichkeit. Einer ist des anderen wert. „Man kann sich die ungeahnte Schönheit der Welt nicht mehr vorstellen . . .“

„Clarté“ zeichnet sich aus durch die große Seltenheit der Dialoge, während diese oft das zündende Element des „Feu“ waren. Hier wird nicht erlebt, sondern gedacht, aber wenn schon so ein Stummer einen Satz herausstößt, so belichtet er blitzschnell alle Theorie des Vorhergesagten. Immer wieder, trotz des Ekels vor diesem Leben, möchte der Dichter entschuldigend hinzufügen: Er kann ja aber nichts dafür! Keiner

kann dafür! Wir aber müssen die Wahrheit finden, das ist es. Wir alle sind so klein!“

„Im banalen Leben sind die Schiffbrüche schrecklicher als bei Shakespeare: Zum Beispiel für ein Paar: Schlafen und Sterben!“ Dieser Satz sagt das Gefühl, das auf jeder Seite wiederkehrt, und dem keiner sich entwindet. Auch drängt es sich nicht so ekstatisch auf, daß man darüber die Achseln zucken dürfte — es wirkt wie Heiligkeit.

„Heiligkeit“, hier gibt sich das langgesuchte Wort. Ist so ein Satz nicht sehr heilig, den ein schwerfälliger Soldat — Bauer, vor einer Attacke, plötzlich zu seinem Nachbarn hinüber schluchzt: „Ich, in meiner Heimat, da gibt es Felder, da gibt es Landstraßen und das Meer: nirgends auf der Welt kann es noch so was geben!“

Und Gott ist in dem menschlichen Buch gefangen, wie gut und wie groß! Gegen Gott, den sie mit der Kirche verwechseln, lehnen sie sich alle auf, die ein kleines Leid haben, die ihre Wünsche dahinschwinden sehn. Was ist Gott? Was ist die Wahrheit? Und der Dichter sagt: „Es gibt keinen anderen Beweis für die Existenz Gottes als den Wunsch nach ihm. Gott ist nicht Gott, er ist ein Name für das, was uns fehlt. Er ist unser verhimmlischer Traum. „Gott ist nicht ein Wesen, Gott ist ein Gebet.“



Soeben erschien in der Reihe unserer Sozialistischen Schriften:

## **FRIEDRICH ADLER VOR DEM AUSNAHME-GERICHT**

Die Verhandlungen vor dem §-14-Gericht  
am 18. und 19. Mai 1917 nach dem steno-  
graphischen Protokoll. (Von Friedrich Adler  
durchgesehene und autorisierte Ausgabe.)

Geheftet 8 M. Gebunden 10 M.

Dieses Buch gehört der ganzen Welt als Dokument einer Zeit, eines Zustandes, einer Persönlichkeit. Die Jahre, die der Revolution vorausgingen mit all ihrem Elend und Übermaß an Erregung gegen Ungerechtigkeit, Ego und Wahnsinn, all das spiegeln die Reden vor dem Wiener §-14-Gericht. Nie ist der Kontrast eines reinen, Wahrheit und Gerechtigkeit liebenden Geistes und beschränkter Beamtenverstand stärker hervorgetreten, nie eine Kritik verwerflicher, unhaltbarer Zustände besser formuliert und berechtigter gewesen, entspringt doch aller Haß, der sich darin zu entladen scheint, der tiefsten Hingabe an das Volk, an die Menschheit.

---

VERLAG PAUL CASSIRER / BERLIN W 10

Soeben erschien in der Reihe unserer Sozialistischen Schriften:

## **HEINRICH STROEBEL** **Die erste Milliarde der zweiten Billion** **Die Gesellschaft der Zukunft**

Geheftet 10 Mark

Gebunden 12,50 Mark

Der Inhalt des Buches ist von überströmender Fülle. Es gibt kaum ein Kunstproblem, an dem es vorübergeht. Mit zwingender Logik stellt es dar, wie sich aus den politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen auch soziale Wandlungen und neue geistige Bedürfnisse ergeben. — Ströbels Buch ist die umfassendste und eindrucksvollste Werbeschrift für den Sozialismus als Kulturrevangelium. Wie kein anderes Buch ist es geeignet, das Verständnis sozialistischer Proletarier für das innerste Wesen, für den geistigen und sittlichen Gehalt des Sozialismus zu vertiefen. Aber auch der Berufspolitiker, der Parlamentarier, der Pädagoge, Literat oder Künstler wird mit Interesse und Genuß das in gepflegter Sprache geschriebene Buch lesen, in dem ein unabhängiger Geist und ein Journalist und Parlamentarier von reicher Erfahrung — Ströbel gehörte bekanntlich auch als Ministerpräsident der ersten preussischen Regierungen an — seine Ansichten zu den brennenden Fragen der Zeit niedergelegt hat.

---

VERLAG PAUL CASSIRER / BERLIN W 10

# WALTER HASENCLEVER

---

## ANTIGONE

TRAGÖDIE IN FÜNF AKTEN

Achte Auflage

Gehftet 4, — M

Gebunden 5,50 M

Vorzugsausgabe: 30 Exemplare der ersten  
Auflage in Halbpergament gebunden 30 M

Frankfurter Zeitung. In knapper, doch stürmender Sprache erfüllt der Dichter die fünf Akte mit brennenden Aktualitäten, die mit allen Mitteln einer geschmackvollen, kling und dichterisch gehandhabten Theatralik und Stimmungskunst den mächtvollen Beifall des Hauses bewirkten.

---

Sieben erschienen:

## DIE MENSCHEN

SCHAUSPIEL IN FÜNF AKTEN

Gehftet 4,50 M

Gebunden 6, — M

Vorzugsausgabe: 50 numerierte und vom  
Verfasser signierte Exemplare auf Bütten-  
papier. In Halbpergament gebunden 50 M

Auf den ersten Blick blendet die unerhörte, kühne Neuheit der Gestaltung, die für die Bühnen ein ungewöhnliches, aber lohnendes Experiment bedeutet. Die packende, wortkarge Form ist erfüllt von der Leuchtkraft tiefen Gefühls. Bildhaft geschürt das Ganze von einer Stärke der Vision und einem Willen zur Menschenliebe, die etwas Hinreißendes hat.

---

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER / BERLIN W10

# *Die weißen Blätter*

---

**EINE MONATSSCHRIFT**

**HERAUSGEGEBEN VON RENÉ SCHICKELE**

---

**FÜNFTE HEFT ♦ ♦ 6. JAHRGANG ♦ ♦ MAI 1919**

---

## **INHALT:**

**Ernst Bloch: Wie ist Sozialismus möglich?**

**Douglas Goldring: Der Kampf um die Freiheit.**

**Henri Barbusse: An Gabriele D'Annunzio.**

**Johannes R. Becher: Hymne auf Rosa Luxemburg**

**Lesebuch:**

**Victor Cyril: Sammlung.**

**EINZELPREIS 2 MARK  
ODER 2 FRANKEN**

**VIERTELJAHL. 5 MARK  
ODER 5 FRANKEN**

---

**1919**

---

**VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.**



**ZUR ERSTAUFFÜHRUNG**  
im Deutschen Theater / Berlin

---

## **OSKAR KOKOSCHKA**

**Vier Dramen**

*Orpheus und Eurydike  
Der brennende Dorn-  
busch / Hiob / Mörder,  
Hoffnung der Frauen*

Gehftet 10.— M.  
Gebunden 12.50 M.

---

**Verlegt bei PAUL CASSIRER  
BERLIN W 10**

## **PREISAUSSCHREIBEN**

**Der Entwurf**  
zu dem Umschlagtitel  
einer im Herbst des Jahres  
erscheinenden Halbmonats-  
schrift für Kunst und  
künstlerische Kultur  
wird auf diesem Wege  
öffentlich ausgeschrieben.

Als Preise sind vorgesehen:  
ein 1. Preis von 1000 M.  
ein 2. Preis von 500 M.  
ein 3. Preis von 300 M.

*Nähere Angaben nur an Berufs-  
künstler sind unter B 101 von der  
Schriftleitung d. Blattes zu erfahren.*

**Soeben erschien:**

## **WLADIMIR KOROLENKO**

**Die Geschichte meines Zeitgenossen.**

Übersetzt und eingeleitet von **ROSA LUXEMBURG.**  
Mit einem Bildnis des Verfassers.

Zwei Bände 15 Mark, in Halbleinen gebunden 20 Mark.

---

**Berner Tageblatt:** Wer die russische Volksseele, wer die heutigen politischen Bewegungen des russischen Volkes verstehen will, findet hier seine Erklärung. Wie die Russen es lieben, sind die Schatten dunkel gezeichnet, und ein Hauch von Melancholie durchzieht das literarisch wertvolle Werk des nach Wahrheit ringenden Schriftstellers. Dieses Buch ist ein wertvolles Dokument unserer Zeit.

---

**VERLEGT BEI PAUL CASSIRER IN BERLIN**

Ernst Bloch:

## WIE IST SOZIALISMUS MÖGLICH?

Statt wie Ernst Bloch „Frankreich“ und „Entente“, möchte ich „Westlicher Kulturkreis“ sagen, denn dieser Begriff kennzeichnet den neuen Menschen, von dem die Rede ist, und auch seine Geschichte deutlicher als eine geographische, nationale und selbst geschichtliche Begrenzung.  
R. S.

Wer ihn zu haben glaubt, kann ihm noch am weitesten fern sein. Wo scheinbar ganz das alte Leben weitergeht, kann sozialistisches Wesen sich so nahe vorbereitet haben, daß geringe Erschütterung genügt, um den Stern zu bilden.

Deutschland, früher und energischer Rußland, geben vor, sozialistische Republiken darzustellen. — Sie sind es nicht. Zu einem Teil können sie es demnächst werden. Es liegt vor Meuterei und Einsturz. Es liegt nicht vor Drang neuer Menschen, der von sich aus das Alte erschütterte. So stimmen weder Not noch angebotene Erfüllung zu einander. Die Not fragt hier zunächst nach Lebensmitteln und Weltmarkt, nicht nach Marx. Die Anhängerschaft Marxens aber, obzwar sie so eng, so alltäglich, so leidenschaftslos bürokratisch und hohl wie nur immer wurde, beantwortet ebenso Fragen, die gar nicht oder wenigstens nicht in der von Marx gewünschten, seinerseits zuständigen Weise gestellt werden. Daher bleibt die Not ratlos und allein, es ist zwischen ihr, als wirtschaftlicher oder nun gar erst als moralischer Not genommen, und der Lösung noch ein leerer Raum. Der Marxismus, auch der wahrhaft unabhängige, hat noch keine genauer einhakende Anpassung gefunden. Ist dieses jedoch wirtschaftlich einmal gelungen — und kluge Revisionisten neuer Art dürften erreichbar sein —, dann wird, unter weiterer Voraussetzung eines halbwegs „sozialisierten“ Gesamtzustands der Weltwirtschaft, gewiß in Deutschland *Sozialisierung* möglich. Ihre Formen mögen

in der Entente, in Deutschland, in Rußland sehr verschieden sein und keineswegs durchaus dem stark preußisch und hochindustriell orientierten Marxismus entsprechen. Gemeinsam aber und zwingend für alle Welt — ob sie nun kommunal oder deutsch-staatssozialistisch oder, wie zuverlässig von Rußland zu erwarten, agrarkommunistisch wirtschaftet — wird die Notwendigkeit einer für die Gemeinschaft rentablen und den gestörten Umlauf am rationalsten heilenden Produktionsweise sein. Was also diesen bloßen Wirtschaftssozialismus angeht, so hat Deutschland, ist erst die drängendste Not und der elementarste Zusammenbruch vermieden oder überstanden, zweifelsohne einen gewissen Vorsprung. Denn das Geld ist hier fast schon vorüber oder hat sich durcheinander bewegt. Der Kampf zwischen den Klassen scheint bei den Deutschen nicht mehr ganz dringend, wenigstens gegen die Bürger, wenn auch vielleicht immer noch gegen die Junker. Der Bürger zittert nicht so sehr um den sowieso zweideutig gewordenen Besitz als um das Leben, um die Gewohnheit, um seine Idolatrie von Ruhe und Ordnung. Diese beiden sind, größtenteils bereits außerökonomisch gefaßt, die Konstituentien des deutschen Kleinbürgertums als der Bequemlichkeit und Gewissensträgheit an sich geworden. Sonstwie aber: Arbeiter, Bürger und — teilt man ihnen endlich den Großgrundbesitz auf, nimmt man ihnen, den Geschlagenen, Widerlegten endlich die Ressourcen des labilsten Übergangs — selbst die Junker erscheinen in Deutschland wesentlich nur als nackte, ähnliche, des Neuen bedürftige, an der bisherigen Geldwirtschaft und Klassenform zunehmend uninteressierte Menschen. Wäre also Sozialismus eine bloße Wirtschaftsform, nichts als gewerkschaftlicher Aufbau, genossenschaftliche Produktions- und Austauschweise, wozu Marx das Problem praktisch und verzweifelnd materialistisch verengert hat: so hätte nicht nur Sozialisierung, sondern auch reiner, menschlicher, absoluter



Sozialismus in Deutschland, irgendwie auch in Rußland, Boden und absehbar günstige Bedingung.

Nun aber ist uns nicht dies zu wünschen übrig, daß alle das Behagen des gewohnten Rentners kosten mögen. Auch Marx drängt tieferhin nur deshalb zur Aufhebung des Wirtschaftlichen, der privaten Wirtschaftssorgen, um den Menschen, dem Menschlichen, dem Glauben Platz zu machen. Ebenso liegt zwischen dem Achtsturentag mit David Straußischem Massenwohl und der *erlösend* kommunistischen Haltung: jeder produzierend nach seinen Fähigkeiten, jeder konsumierend nach seinen Bedürfnissen — ein Hiatus, ein Problem des Sprungs zum gänzlich unkapitalistischen, brüderlich entbrannten Liebes- und Gemeinschaftsethos. Ersichtlich ist dieser gütig bereite Mensch, seine Kraft der Armut und Mitfreude als wesentlichstes, auch die Sozialisierung schließlich allein fundierendes Element des Sozialismus zurzeit weder in Deutschland noch in dem unerklärbar animalisierten Rußland gegeben. Der neue urchristliche Brüdertypus wird niemals durch die bloße vorhandene Bedingung zur Sozialisierung (als welche den Warenplunder, Maschinengeist des Kapitalismus oder seiner Erbschaft nur endlos allen ausverkaufen, jedoch nicht fremdartig überwinden will) zugleich mit ermöglicht, zugleich mit als erfüllte Bedingung zum Sozialismus gesetzt. Man vergesse nicht: Nur von außen wurden die Deutschen gebrochen. Wir haben das Ende des Kaisertums und der feudal verschärften Ausbeutung in nichts aus uns heraus beschleunigt. Selbst nach dem Niederbruch trat kaum etwas ans Licht, das ihn nötig gehabt, das sich des noch Negativen der deutschen Freiheit bemächtigt hätte. Weder vorher noch nachher zeigt sich im Volk irgend ein Glanz revolutions-erzeugender Idee. Und Rußland ist wie gelähmt, taumelt und mordet wie aus der Nachtwelt eines Doppelichs hervor. Sein Glück, seine Wärme, seine ungeheuren, leidtragenden, enthusiastischen Tiefen sind bis heute

dumpf und unberührt und dulden über sich die Banalität der buchstäbischen Marxschüler, ihres verpreußten Westler-tums, ihres wurzellosen, daher vor allem Diktatur be-nötigenden Industrialismus und des abgelaufenen Borne-ments ihres Atheismus. Wie immer Sozialistisches in beiden Staaten bisher auftrat: Wilsons Amerika hat das neunzehnte Jahrhundert, den Verderb der Demokratie zur Freiheit des Tiers, zur neuen Kapitals-Tyrannie und ihrem freudigen Pakt mit den feudalen Restbeständen glücklicher überwunden als Moskau und nun gar erst Berlin. Erst recht erstarb im Kriegsdeutschland jede leisest etwa vorhanden gewesene Regung zur Geburt des höheren Menschen; wo nicht das Gewissen regierungs-sozialistisch zum Haß gegen Wilson verraten wurde, haben es die Unabhängigen Zimmerwalds beschwichtigt, das ist, gegen Kaiser wie christliche Demokratie gleichmäßig neutral gemacht. Und der deutsche Marxismus mit sei-nem widerwillig mitwirkenden 1815, darüber noch mit seiner amoralischen, antimetaphysischen Arbeitshypothese (wie sie bei Vulgärmarxisten bald auch zur Weltanschauung wurde) hatte nichts gegen die unterschiedslose Herabsetzung jeder Idee zur Ideologie einzuwenden; sich selbst damit die eigene Idee oft sehr positivistisch ersparend. Es ist zwar ungerecht und kurzsichtig, gegen Marx als den großen Wirt-schaftsrebell aufzureizen; er hat wesentlich aus Verzweif-lung, aus tief pessimistischer Einschätzung der menschlichen Motive den Sturz seiner Zeit ins Positive akzeptiert und zu-gleich benutzt, d. h. den Bewegungspunkt zum Sozialis-mus ins Wirtschaftliche gesetzt. Aber freilich ist schon seit Luther in Deutschland Materialismus als Staats- und Gesellschaftsgedanke latent: der Pastor ein Ange-stellter des Junkers; der Landesbischof eine Gerech-tsame des Fürsten; Christus, der Geist, wie vordem ein Ferment des katholischen Kirchenbaus, so hier noch schrecklicher ein Moment der harten, gottlosen Staats-materie. Derart konnte ökonomischer Materialismus aller-

dings in einem Land total verderblich wirken, das ohnedies schon Bismarck hatte, das an Realpolitik mehr als genug und an Ideen schließlich nur noch die Faust im Sack oder die einsame, menschenferne, kraftlose Ausweichung ins Intelligible besaß. Kein Rousseau predigte hier politische Güte; die Deutschen Blois, Péguy, Tschadajew, Tolstoj, die Münzer, Weitling, Kant und Baader waren wirkungslos, in sich selbst durchkreuzt, ohne Gefolge und Mithilfe bei der Sterndeutung der Humanität. Abgesehen davon also, daß der Sozialismus Deutschlands und auch Rußlands mit bloßem Kriegszerfall, mit erschütternder Leere und Hysterie, mit streunender Ver lumpung gemengt und kompliziert ist: es fehlt Deutschland auch an Tradition der Güte, der Brüderlichkeit, der sozialen Erbtugend, der herzlich anarchischen Katholizität in und mit der Menschheit als den einzigen Ermö glichungen des radikalen Sozialismus. Wo sich Universales findet, war es entweder geniemäßig sektenhaft wie die Romantik, oder aber gefährlich machthaft, polishaft, hierarchisch, voll absperrenden Bau- und Kirchentriebs wie der mittelhochdeutsche Gottesstaat, auf den selbst die deutsche Romantik mehr als auf die ersehnte Brüder gemeinde des revolutionären Frankreichs blickte.

Folglich ist der entscheidende Anbruch des gemeinsamen Tags nur unter den Völkern des Westens zu erwarten. Die Einheit der Entente hat die Ideen von 1789 nicht wie die Deutschen beschimpft, nicht wie die unkenntlichen Russen durch geschlagene Heerestrümmer überdeckt und atheistisch gehemmt, sondern viereinhalb Jahre diese Ideen als helfendes, tröstendes, jede Regierung verpflichtendes Ziel beschworen.

Nun sind sie von unten an bis oben hindurch fällig geworden.

Scheinbar freilich ist dort der äußere Augenblick nicht günstig, sie zu verwirklichen: Das Geld des Westens



hilft sich aus, wo da und dort sein Zustand gefährlich schadhaft sein sollte. Weltmarkt und Wirtschaftsbündnis, höchst unzeitiges Mißverständnis des Völkerbundes als einer Allianz zur Erholung des Kapitals, zur Auskreisung des sozialisierenden Deutschlands und Rußlands, drohen die besitzende Klasse leichter an der Macht zu halten. Zudem sind die Entente-Regierungen frei von der unmittelbaren, das heißt wichtigsten, ja alleinigen Kriegsschuld, sie haben den Krieg durchaus nicht provoziert. Ein Pol ist da, eine Idee ist da, die für alle Klassen gemeinsamer scheint, und die ententistische Klassenspannung könnte sonach in die Lage kommen, allerlei milde Sozialreform zu erfahren.

Aber gewiß ist ernsthaft an eine derart verwischende Lüge gar nicht zu denken. Die Spuren schrecken, und man weiß, wie gerne auch westliche Bürger die Freiheit des Lohnarbeiters, jederzeit zu verhungern, manchesterlich geduldet haben. Der abgefallene Citoyen hat aus den Freiheiten von 1789 die freiwillige Armut und die freiwillige Güte für sich gestrichen; doch wurde damals etwas anderes als „Geschäft wie gewöhnlich“ verkündet. Und jetzt ist wieder eine Bewegung angegangen, die Verkommenes ausbrennt, die einen Radikalismus mit sich führt, der nirgends anhält und nirgends Unbequemes unterschlägt. Dieser Zug erträgt fortan weder Abfall, noch Stillstand, noch den neufeudalen Fabrikherrn, noch Kompromiß zwischen Unverträglichem auf seinem Wege. Die Spannung zwischen Kapital und Proletarier, der sich nur dadurch vom Proletarier emanzipieren kann, daß er den Arbeitgeber von seinem Kapital emanzipiert, ist niemals mehr mit gelber Gewerkschaft zu lösen oder mit halben Ideen, die gerade in der Wirtschaftssphäre, worauf es auch ankommt, worauf es entlastend zuerst ankommt, nichts kosten. Das französische und vielleicht mehr noch das amerikanische Temperament steht verbesserter Abhängigkeit, steht auch dem neu aufgelegten Patriarchalismus,

besonders wo seine demagogische Absicht spürbar sein sollte, durchaus entgegen. Die eingeschnürten Kleinbauern und Proletarier der Entente, höchst geübt im Freiheitssinn, werden sich holen, was sie brauchen, wenn es ihnen täuschender Rückfall, reaktionärer Verzug nicht gibt. Indes das Bedeutsamste dabei ist: der Klasse der Besitzenden, der ententistischen Bürger, nachdem sie von der Idee ihrer Vorfahren, ihrer eigenen Befreiung, nochmals so stark ergriffen worden sind, wird keine moralische Kraft mehr beistehen, die Konsequenz der Freiheit zu unterdrücken. Ist in Deutschland das Bürgertum als Klasse dreiviertels zerrieben und proletarisiert worden, so hat sich in der Entente der Liberalismus aus dem Stand der Hure nochmals in den Stand der Jungfrau begeben. Der Burgfriede hat in der Entente so wenig die Besitzenden und Herrschenden gestärkt, als dort allgemeine Wehrpflicht gegen den Teufel die zivile Qualität des Staates aufhob: im Gegenteil, die Regierungen sahen sich durchaus an den *contrat social* verwiesen, auf dem der bürgerliche Staat beruht, und das Volk, das große Wesen, faßte sich neu als Boden, Wurzel und Begriff. Daher braucht dort auch die Jugend nicht mehr, wie es ihren neugotischen Mißverständnissen vor dem Krieg beliebte, gegen den verkommenen Bürger und glückhaften Advokaten eine noch größere, eine auch im Original antichristlich bestehende Verkommenheit, die des hierarchischen Junkertums hochzuhalten. Sondern die erinnerten Tage des Bastillensturmes geben bessere Heilung; der mystische Citoyen, wie ihn Kant in den letzten Worten der Metaphysik der Sitten auch transzendent einsetzte, trägt allein die nahen Umrisse des Menschengesichts. So ist nochmals Gewissen in den Liberalismus gekommen, das die Roheit und bisherige Verantwortungslosigkeit gegen die Gemeinschaft schwächt; so wenig der falsche Demetrius, als er von sich wußte, innerlich noch die Festigkeit zum Thronraub behielt, so wenig kann der moralisch abgedeckte Aus-



beuter-Kapitalismus noch gegen die Demokratie handeln oder sie fernerhin als Kulisse mißbrauchen, als Phrase für seine Klassenherrschaft usurpieren. Derart also ist voraussichtlich zwar kein gutmütig grundsatzloses Wohlfahrtswesen, aber auch kein nochmaliger Zwang zur Barrikade in der Entente zu erwarten. Die volle Schärfe des Klassenkampfes und der verwildernden Diktatur ist dort unwahrscheinlich geworden, nachdem nicht nur Überdruß an Blut und Gewalt die außerdeutsche Welt erfüllt, sondern eben vorzüglich unter den Völkern der Entente eine Einheitlichkeit des Fühlens, Wollens und sich recht Verstehens eingetreten ist, wie sie gleich vollkommen seit Beginn der Neuzeit, dieser sucherischen, geteilt experimentierenden, noch nicht zu erblicken war. Die Beweislast hat sich durchgreifend im öffentlichen Bewußtsein verschoben: war vordem die Raffgier und der egoistische Trumpf selbstverständlich, da die Menschen keine Engel werden können, so ist nunmehr selbst die Frage, weshalb denn die Menschen keine Engel sollten werden können, in den alltäglichsten Horizont eingerückt; es lohnt sich, dieses einmal zu versuchen, man begreift die andauernde Betonung dieses Nichtkönnens weder als sehr pädagogisch noch auch nur als einigermaßen exakt. Endlich rauscht die Flut der guten Neigung in der Welt auf, und die Worte Sebastian Francks: wenn der Eigennutz nicht wäre, wäre das Evangelium nicht schwer — schlagen sich endlich aus der alten Mystik nieder, beginnen in den Herzen von Millionen Menschen sichere Gestalt anzunehmen. Als Hoffnung und Resultat dieser entsetzlichen Jahre bleibt derart durchaus: die westlichen Völker fühlen ein Licht, das die schwersten Schatten löst, das Übersehenes, himmlisch Unterirdisches plötzlich ins grellste Zentrum rückt, das die geheime ketzerische, pythagoräische, essäische, urchristliche, albigensische, wiedertäuferische Blüte, Ideengewalt der Menschenrechte, Traum Weitlings und aller Bekenner der Freiheit und Heiligung, des



Utopierechts der Menschheit zur Vollendung bringt. Die freien Völker durch steigend gemeinsamen Machtekel überraschend aus den Klassen herausgelöst, sehen sich nur noch mit schwachem Widerstand der eigenen göttlichen Dynamik preisgegeben.

Wäre also auch der äußere Augenblick zur Entlastung im Westen weniger günstig als in Deutschland und Rußland, so ist dafür die innere Bedingungsreihe zur Revolution der Menschenseele gewisser: und nicht nur die Sozialisierung, sondern eben der Sozialismus als Konsequenz der großen Umarmung auf dem Marsfeld ist vorerst allein im Westen möglich; als Mystik Frankreichs ist er möglich. Er hebt kaum an aus leidenden Menschen, vor allem, wenn das Unglück schuldhaft und in seiner bösen Wurzel nicht zerstört ist. Die Besiegten und Zerbrochenen, die nicht im Fanatismus der Wiedergeburt sich selbst besiegt und zerbrochen haben, um zu werden, besitzen nicht die Kraft der *entente cordiale*, um dem gärenden Christus der übrigen Welt das Lösewort zu geben. Die Sozialistische Führung Deutschlands, das so schwer erkrankte, das seine möglichen Wilsons lieber ermorden als begreifen wollte, wäre eine Ungerechtigkeit äußerster Ordnung, eine letzte, skurilste Anmaßung derer, die alles getan haben, um die Nacht der Adventszeit zu verlängern und die unaufhaltsam entspringende Reichezeit zu erschlagen. Nur unter gütigen, begeisterten, der Tiefe des Menschenbunds hingeebenen, chiliastischer Pilgerschaft vertrauten Völkern ist die Magie der Brüderlichkeit möglich; gereinigtes Gewissen, Instinkt des Ziels sind sowohl die Bedingungen des Anfangs wie der dauernd sich steigernde Bewußtseinsinhalt des Sozialismus, dieser sich so wohl abhebenden Mobilmachung zum himmlischen Reich. Erst vom Westen her wird solcher Art das gemeinsame Wesen nach Deutschland und auch nach dem ungeheuerlich verschlossenen Rußland zurückschlagen, dort den frommen Progreß der Armut, der Liebe und der Erwartung am radikalsten entzündend.

*Douglas Goldring:*

## DER KAMPF UM DIE FREIHEIT

Schauspiel in vier Aufzügen

Deutsch von Hermynia von Zur Mühlen

*Bühnen gegenüber Manuskript.  
Alle Rechte, insbesondere das  
der Übersetzung, vorbehalten*

### PERSONEN:

Samuel Slaugther, Dechant von Devizes  
Frau Slaughter, seine Frau  
Frau Lambert  
Margaret Lambert, ihre Tochter  
Fräulein Eleanor Lambert  
Hauptmann Michael Henderson  
Philipp Henderson  
Oliver Beeching  
Zwei Stubenmädchen

Spielt in London in den ersten Augustwochen des Jahres 1918.  
Erster und vierter Aufzug: Zimmer im Hause Fräulein  
Lamberts in Cheyne Walk; zweiter Aufzug: Zimmer in  
Philipp Hendersons Wohnung in Campden Hill; dritter  
Aufzug: Frau Lamberts Salon in Kensington Square.

## ERSTER AUFZUG.

(Speisezimmer bei Fräulein Eleanor Lambert. Links ein Kamin. Im Hintergrund ein langer weißgedeckter Tisch mit Speisen, Getränken, Tellern, Gläsern und Karaffen. Eine kleine Abendgesellschaft.)

Das Zimmer ist hübsch möbliert, an den Wänden hängen gute Bilder; die eigenartige pfaublaue Tapete verrät, daß sich die Dame des Hauses an die einstige Nachbarschaft Whistlers erinnert.

Da der Vorhang aufgeht, hat sich bereits die Mehrzahl der Gäste hinauf in den Salon begeben; fünf — der Dechant von Devizes und seine Frau, Frau Lambert, Margaret Lambert und Philipp Henderson sind noch im Speisezimmer anwesend.

Philipp Henderson und Margaret stehen vor dem Büfett, mit dem Rücken gegen den Zuschauerraum; der Dechant, Frau Lambert und Frau Slaughter verharren in der Mitte der Bühne, sie halten Kaffeetassen in der Hand und essen Sandwiches.

Frau Lambert ist eine dicke, gutmütige Frau von fünfundfünfzig Jahren. Sie trägt eine blonde Perücke; ihr Gesicht verrät Hilflosigkeit, Gleichmütigkeit und Vertrauensseligkeit. Ihr unbegrenztes Vertrauen zum Dechanten ist im Laufe von dreißig Jahren niemals erschüttert worden; er nimmt in ihrem religiösen Leben den Platz ein, der Gott zukommt.

Der Dechant ist eine imposante, weißhaarige, vollgesichtige Gestalt mit einer lauten, dogmatischen Stimme. Er ist stolz auf seine militärische Haltung. (Vor seiner Einweihung war er Leutnant in einem Kavallerieregiment.)

Frau Slaughter ist eine kleine, schnige Frau mit säuerlichen Manieren, einer dünnen, durchsichtigen Stimme und einem ewigen Schnupfen. Ihre Kleidung hat etwas uniformartiges; doch trägt sie, obgleich sie Patronesse verschiedener Kriegswohlfahrtsinstitutionen ist, (insbesondere eines Offizierospitals für Nervenchockkranke), keine Tracht.

**Der Dechant:** (gereizt seine Kaffeetasse betrachtend). Wenn ich auf der Welt etwas nicht ausstehen kann, so ist es lauer Kaffee.

**Frau Lambert:** Stellen Sie, bitte, die Tasse fort, und trinken Sie ein Glas Portwein. Tun Sie's bittel!

**Frau Slaughter:** Samuel hat König Georgs Gelübde auf sich genommen, Mary. Er wird bis zur Beendigung des Krieges keinen Alkohol anrühren. (Sie schnupft auf.)

**Frau Lambert:** (mit feuchten Augen zum Dechanten aufsehend). O, das ist von Ihnen wirklich wundervoll.



**Der Dechant:** Nicht im geringsten; das mindeste, was ich in meiner Stellung tun kann, ist, ein gutes Beispiel geben. Ich finde die Gleichgültigkeit des Publikums gegenüber der heroischen Opferfreudigkeit des Königs einfach skandalös! Die ganze Nation hätte ihm folgen müssen. (In diesem Augenblick schaut der Dechant zu Philipp und Margaret hinüber. Peinliches Schweigen.)

**Frau Slaughter:** Wahrlich, wenn es so weit kommt, daß junge Mädchen Whiskey trinken, ist es wirklich an der Zeit, „Halt“ zu rufen.

**Der Dechant:** Ich muß Ihnen sagen, Mary, es versetzt mich in Erstaunen, daß Sie derlei gestatten. Überhaupt gefällt mir Margarets Verhalten gar nicht. Ich habe sie getauft und auf die Konfirmation vorbereitet, daher werden Sie wohl verzeihen, wenn ich — ich — die Sache erwähne!

**Frau Lambert:** (dem Weinen nahe). Mein lieber Samuel, was kann ich denn tun. Ich weiß nicht, was mit den jungen Mädchen seit Ausbruch des Krieges geschehen ist; ihre armen Mütter sind außerstande, mit ihnen fertig zu werden.

**Frau Slaughter:** Ich muß sagen, einige halten sich prächtig — die Mädchen in meinem Spital (sie schnupft auf) zum Beispiel.

**Frau Lambert:** (etwas gereizt). Ich habe mir erzählen lassen, daß die Pflegerinnen ganz anders sein könnten; auch die, welche den „Kolonialen“ Westminster Abbey zeigen. Und was diese ganze „Land-Heer-Geschichte“ anbelangt . . . die Mädchen springen einher wie junge Karrenpferde. Auch die „Wacks“ mißfallen mir sehr; sie sitzen mit gekreuzten Beinen in den Wohnzimmern ihrer Mütter und blasen allen Leuten Zigarettenrauch ins Gesicht. Und dann, das Herumrasen im Automobil durch das ganze Land, in Begleitung eines jungen Stabsoffiziers . . . Ich kann das nicht in der Ordnung finden, selbst wenn jetzt Krieg ist. (Hitzig) Ich bin froh, daß sich Margaret mit Kunst befaßt, obwohl sie diese ja tatsächlich mit merkwürdigen Leuten zusammenführt.

**Der Dechant:** Nun, nun, man kann über Ansichten nicht streiten, Mary; doch meine ich, Sie müßten es dennoch vorziehen, wenn Ihre Tochter sich irgend einer Kriegstätigkeit gewidmet hätte, um so mehr, da sie ja mit einem Offizier verlobt ist, der tapfer sein Vaterland verteidigt. Wenn einige der Individuen, die sich heute Abend hier eingefunden haben, als Beispiele dienen können, so sind Margarets neue Bekannte wirklich recht fragwürdig — etliche sehen höchst mißliebig aus.

**Frau Slaughter:** Eleanor und ich kennen einander ja bereits seit vielen Jahren, trotzdem muß ich sagen, (sie schnupft auf) daß sie gerade jetzt nicht der richtige Einfluß für Margaret ist. Eleanor

war stets überspannt, das müssen Sie zugeben, Mary. Haben Sie die Suffragettenzeit vergessen, da sie verhaftet wurde?

Frau Lambert: Sie scheinen nicht einzusehen, daß Margaret sich für alt genug hält, um ihren Umgang selbst zu wählen.

Frau Slaughter: Ich teile diese Ansicht nicht. Eleanor ermangelte stets das seelische Gleichgewicht; so lieb sie mir auch ist, ich muß es dennoch aussprechen. Es geht nicht anders, Mary, Sie müssen Margaret gegenüber die Zügel fester straffen.

Frau Lambert: (hilflos) Was kann ich tun? Ich gebe mir alle Mühe, mit ihr Schritt zu halten, doch haben wir Mütter heutzutage gar keine Möglichkeit, dies mit Erfolg zu tun. Wären Sie, Janey, Mutter, Sie würden es verstehen.

Der Dechant: Hm. Ich will später ein wenig mit Margaret plaudern. Diese Schriftsteller und Maler — diese sogenannten Künstler — mißfallen mir. Wie ist es ihnen allen gelungen, von jedem Dienst enthoben zu werden? frage ich mich. Sie sehen wie Sozialisten — Prodeutsche — sogar wie Dienstverweigerer aus Gewissensgründen aus! Es ist ein Unrecht gegen Michael, dem Mädchen soviel Freiheit zu lassen. Schließlich habe ich Margaret getauft, sie auf die Konfirmation vorbereitet — ich will lieber jetzt gleich mit ihr sprechen . . . (Listig lächelnd)

Frau Lambert: (äußerst nervös). O, bitte nicht, Samuel; wenigstens nicht heute Abend; sie würde es mir niemals verzeihen. Außerdem kommt Michael morgen heim — Sie wissen doch, daß er ganz unerwartet einen siebentägigen Urlaub erhalten hat?

Der Dechant: Da sich niemand herabließ, mir dies mitzuteilen, kommt mir die Nachricht ganz unerwartet.

Frau Lambert: Auch wir selbst haben es erst gestern erfahren. Er dürfte bereits morgen früh hier sein. O, ist es nicht herrlich?

Der Dechant: Hm, das freut mich sehr, freut mich sehr, hoffentlich wird er ein ernstes Wort mit ihr reden. Das Allerbeste wäre, die beiden heirateten, bevor er an die Front zurückgeht.

Frau Lambert: Er ist lange fortgewesen — achtzehn Monate — Ich fürchte, er wird Margaret recht verändert finden.

Der Dechant: Verändert? Inwiefern?

Frau Slaughter: Das läßt sich unschwer erraten.

Frau Lambert: (mit einem Seufzer der Verwirrung und Hilflosigkeit). Ich kann nicht leugnen, daß sich Margaret im letzten Jahr sehr verändert hat. Bisweilen platzt sie mit den seltsamsten Ideen heraus — mit revolutionären Ideen! Sie erschreckt mich.

Der Dechant: (das alte Schlachtroß riecht Blut). Ha! Sozialismus, nehme ich an! Sozialismus! Das ist wirklich skandalös! Skandalös! Ich dachte mir ja gleich, daß diese ungekämmten Männer



und ungewaschenen Frauen von Pazifismus und Revolution ver-  
seucht sind. Ich wußte es ja! Diese Leute sind die Feinde  
jeglicher Anständigkeit, jeglicher Ordnung . . .

(Margaret und Philipp Henderson treten zu den Übrigen und ver-  
nehmen die letzten Worte des Dechanten.)

Philipp Henderson ist ein Mann von sechsunddreißig Jahren, glatt rasiert;  
er trägt einen Zwickel. Er hat eine leichte, joviale Art und ist von dem  
humoristischen Zynismus beseelt, der im Finanzministerium, wo er angestellt  
ist, üppig gedeiht.

Margaret Lambert ist ein schönes, blondes Mädchen von mittlerer Größe.  
Sie ist zweiundzwanzig Jahre alt; ihr Charakter ist noch ziemlich unreif, bloß  
jener Teil, der sich auf die Eroberung männlicher Bewunderung versteht, ist  
vollkommen entwickelt. Ihre Lebensanschauung ist voll eifrigem Idealismus,  
sie ist unschuldig und unverdorben, ohne jedoch unwissend zu sein.

Philipp Henderson (dem Dechanten eine Schüssel anbietend):  
Wollen Sie ein Sandwich, Herr Dechant? Gansleber?

Der Dechant (streng): Dankel (er nimmt zwei Sandwiches).

Margaret: O, sagen Sie mir doch, wer die Feinde der An-  
ständigkeit und Ordnung sind, ich bin höchst begierig, dies zu  
erfahren. Es regt mich unsagbar auf.

Der Dechant: Die verräterischen Sozialisten, meine Liebe. Ich  
hoffe, Sie werden nie etwas mit ihnen zu schaffen haben.

Margaret (lachend): Nun weiß ich doch endlich, was der Aus-  
druck „Landung der Truppen zur Wiederherstellung der Ord-  
nung“ bedeutet. Das bedeutet natürlich, Soldaten aussenden, um  
den Sozialismus zu unterdrücken. Was geschähe wohl, wenn die  
Soldaten, anstatt ihn zu unterdrücken, davon angesteckt würden?

Der Dechant: Die Soldaten — unsere Soldaten wenigstens —  
haben dafür viel zu viel Verstand, Margaret. Fragen Sie bloß  
Michael danach, wenn sie ihn sehen.

Margaret: Hm, ja. Michael würde von diesem Bazillus wohl  
nicht infiziert.

Der Dechant: Gewiß nicht. Es wird ihm auch sehr unlieb sein,  
zu erfahren daß Sie während seiner Abwesenheit mit Sozialisten  
verkehrten.

Margaret (heiter): Aber ich bin doch selbst Sozialist, ich glaube  
sogar, ich bin Bolschewik. Was soll ich tun? Ich kann doch  
schwerlich den Verkehr mit mir selbst abbrechen.

Frau Lambert (verzweifelt): Margaret, sei nicht so töricht.

Der Dechant: Wir werden mit einander sprechen, mein Kind.  
Dies ist nicht zum Lachen. Ich habe das Gefühl hoher Ver-  
antwortlichkeit. Vergessen Sie nicht, daß ich Sie getauft und  
auf die Konfirmation vorbereitet habe.

(Philipp und Margaret schauen einander lächelnd an.)



**Frau Slaughter:** Wir sollten in den Salon gehen, Eleanor wird uns vermissen.

**Frau Lambert:** Ja, wir müssen gehen.

(Der Dechant, Frau Slaughter, Frau Lambert ab.)

**Margaret:** Hu, dummer alter Idiot! Er spricht von Sozialisten, als ob sie Verbrecher wären! Was geht es ihn an — und was geht es Michael an — mit wem ich verkehre? Ich bin doch kein Schulmädchen mehr; Michael hat mich bei keiner Lotterie gewonnen. Was kann ich dafür, daß mich der alte Narr getauft und auf die Konfirmation vorbereitet hat! (Sie ahmt die Sprechweise des Dechanten nach.)

**Philipp:** Margaret, ich fürchte, Sie haben vor dem lieben Dechanten nicht den gebührenden Respekt.

**Margaret** (scherzhaft, schmollend, doch wirklich gereizt): Der Teufel hol den lieben Dechanten! Es ist zu arg, daß Mutter mit der alten Vogelscheuche über mich redet, als ob ich ein sechsjähriges Kind wäre. Ich bin doch wirklich alt genug, um mir meine Freunde selbst zu wählen! Außerdem bin ich um vieles älter als meine Mutter. — Warum wollen Eltern nie einsehen, daß die Kinder erfahrener sind. (Seufzt.) Das ist es wohl, was alles so erschwert.

**Philipp** (tritt ans Büfett und gießt sorgfältig messend etwas Whiskey in sein Glas): Ich darf meine Ration nicht überschreiten.

**Margaret:** Doch ist es für die Familie gut, daß sie wenigstens durch ein Glied mit der Zukunft verknüpft wird. Wenn in England die soziale Revolution ausbricht, so werden sie alle hilfesuchend zu uns stürzen. Und was der Dechant dann tun wird — der arme!

**Philipp** (lachend): Lebt der alte Revolutionsschwindel immer noch? Sie sind wohl alle teuflisch wertvolle Leute, diese Geniesse mit den roten Krawatten. Es ist nur schade, daß sie nicht etwas mehr tun und etwas weniger reden.

**Margaret** (gleichsam eine auswendig gelernte Lektion hersagend): Sie haben wenigstens Ideen im Kopf und etwas, worüber es sich zu reden lohnt! Sie sind wirkliche Menschen, überdenken die Dinge selbst, sind nicht bloß Gramophone, die die Leitartikel der „Daily Mail“ herleiern. Sind nicht auf eine trübselige Anzahl von Papageirufen beschränkt. Auch haben sie den Mut ihrer Überzeugung. In diesem „Freiheitskrieg“ sind sie die einzigen, die nicht zu Sklaven geworden sind, die einzigen, die sich ihre Ideale erhalten haben, und den Versuch wagen, den Rest der Menschheit zu retten, da die Welt toll geworden und unsere vielgerühmte Zivilisation. . . .

**Philipp:** . . . . unter unsern Füßen zu Scherben zerfällt! Bitte, hören Sie auf, liebes Kind! Ich kann das ganze Zeug auf dem Kopfe stehend hersagen. Zur Strafe für meine Sünden war ich in meiner Jugend Mitglied der Fabian-Gesellschaft. Ja, ich!

**Margaret (liebenswertig):** Dann kann ich nur sagen, daß Sie sich um so mehr schämen müßten. (Wie oben.) Wir sind in diesen Krieg um die Freiheit von Idealen beseelt eingetreten — wenigstens die Nation hat dies getan. Wofür kämpfen wir jetzt? — für Kohle, Eisen, Entschädigungen, Annektionen, genau wie unsere Feinde. Die ganze Welt ist durch militaristische Regierungen versklavt. Wenn sogar die Fabians ihren Glauben verloren haben und ihren alten Satzungen untreu wurden, so ist es kein Wunder, daß sich die Masse fortreißen ließ. Doch gibt es etliche, die fest geblieben sind.

**Philipp (mit plötzlich aufflammendem Gefühl, doch auch in der Erkenntnis des dramatischen Effekts):** Es gibt ihrer wahrlich etliche . . . ihre Knochen liegen bei den Trümmern von Ypern. Auch Michaels Leiche läge dort, hätte ihn nicht ein glücklicher Zufall bewahrt. Daran denken Sie wohl nie?!

**Margaret:** Warum müssen Sie, Philipp, für die Galerie posieren, sogar, wenn Sie mit mir allein sprechen? Die Leute, die Sie „Friedens-Narren“ nennen, dünken mich die einzigen, die jemals an dergleichen denken. Die Patrioten und ihre Presse werden sich nicht zufrieden geben, ehe ganz Europa ein einziger, ungeheurer Friedhof geworden ist, und bis nur noch Munitionsarbeiter, Greise, Frauen, Kinder und einige Millionen fauler Staatsbeamten am Leben sind.

**Philipp:** Halten Sie ein, Margaret! Haben Sie Mitleid mit dem armen Staatsbeamten!

**Margaret:** Gut, ich greife sie nicht an, Sie sind viel zu dick und bequem, um ernst genommen zu werden. Setzen Sie sich hier her und versuchen Sie, ernst zu sein. Kame doch Oliver Beeching; er sagte zwar, er würde sich verspäten, doch ist es schon fast halb elf. Sein Meeting muß schon zu Ende sein.

**Philipp:** Meeting! Großer Gott, Margaret, wo sind Sie hingegangen? Und darf ich fragen, wer Oliver Beeching ist?

**Margaret:** Ein Freund . . . ein großer Freund . . .

**Philipp:** Margaret, betrachten Sie mich noch als großen „Freund“, als wahren Freund . . . einen, zu dem Sie offen sprechen können?

**Margaret:** Ja.

**Philipp:** Dann, liebes Kind . . . bitte beruhigen Sie mich. Bedeutet alldies etwas, was zwischen Sie und Michael treten könnte?



Margaret: O, ich bin so froh, daß Sie mich dies fragen. Ich wagte mich nicht an das Thema. Philipp, ich bin so unglücklich . . . ich weiß nicht, was ich tun soll . . . weiß bloß, daß ich Michael niemals heiraten kann.

Philipp: Guter Gott!

Margaret: Wir würden uns nie verstehen; es wäre von allem Anfang an hoffnungslos. Seit Monaten will ich ihm schreiben, will unsere Verlobung lösen; doch habe ich es immer verschoben. Heute aber muß ich endlich schreiben, damit er den Brief bei seiner Ankunft erhält. Und es deucht mich so grausam, so herzlos. Aber was kann ich tun? Es ist doch besser, ganz ehrlich zu sein?

Philipp: Es wird den armen Teufel zweifellos schwer treffen. Sind Sie überzeugt, daß die Sache nicht anders wird, wenn Sie ihn sehen? Ich weiß, er ist lange fortgewesen . . . Man vergißt die Abwesenden. Gut, Margaret, schreiben Sie ihm, weigern Sie sich aber nicht, ihn zu sehen. Versprechen Sie es mir.

Margaret: Natürlich werden wir wie gewöhnlich zusammentreffen.

Philipp: Ich meine nicht „wie gewöhnlich“ . . . . Sie sollen sich mit ihm aussprechen. Gönnen Sie dem armen Jungen eine Chance, Margaret.

Margaret: Ich dürfte mich wohl nicht — drücken; doch weiß ich, daß es ganz nutzlos sein wird. Es hat sich während seiner langen Abwesenheit so viel ereignet. Ich habe mich derart verändert. . . Meine ganzen Ansichten über . . . über alles sind anders geworden.

Philipp: Haben Sie mit ihrer Mutter über die Sache gesprochen?

Margaret: Nein, ich habe außer zu Tante Eleanor keinem Menschen davon gesprochen.

Philipp: O, die Tante Eleanor. Und was meint sie?

Margaret: Ich sollte die Wahrheit sagen. Dies ist bei Schwierigkeiten des Lebens ihr ständiger Rat.

Philipp: Vielleicht wird das im Millenium gehen . . . wenn Ihre berühmte soziale Revolution vorüber und Ihre bolschewistische Republik eingeführt ist; gegenwärtig kann die Wahrheit verflucht unangenehm wirken . . . außer sie wird tropfenweise eingegeben.

Margaret: Philipp, wenn Sie Michael morgen von der Bahn abholen, . . . könnten Sie ihn nicht auf meinen Brief vorbereiten? Könnten Sie ihm nicht den ersten Tropfen der Wahrheit einflößen?

Philipp (seufzend): Es ist wirklich schrecklich, Margaret. Ich habe Sie beide sehr lieb, kenne Sie nun schon ein ganzes Leben lang, habe Sie bereits als meine Schwägerin betrachtet. Doch bin ich



für derartige Gefühlskrisen nicht geschaffen. Ich werde meinen Appetit verlieren, werde mager werden wie eine Zaunlatte.

Margaret (dem Weinen nahe): Und ich erst! Ich glaube, ich war noch nie so unglücklich.

Philipp: Ich verstehe mich nicht auf Psychologie, meine Liebe, dennoch kann sogar ich erraten, daß es hier einen anderen gibt . . . jemand, der zu dieser bedeutsamen Veränderung seinen Teil beigetragen hat. Doch will ich nicht weiter fragen.

(Fräulein Lambert und Oliver Beeching treten ein. Fräulein Lambert ist etwa sechzig Jahre alt, grauhaarig, mager, biegsame Gestalt, mit einem strengen, etwas verächtlichen Ausdruck, der sich mildert, sobald sie lächelt. Sie hat eine gerade, fast herausfordernde Art, trägt ein Lorgnon in der Hand, als ob es eine tödliche Waffe wäre. Beim Sprechen stößt sie damit in die Luft.

Oliver Beeching ist ein dunkelhaariger, schlanker, dreißigjähriger Mann mit enthusiastischen Augen von schier unnatürlichem Ernst.)

Fräulein Lambert: Margaret, Sorge dafür, daß Oliver etwas ißt. Er ist eben erst gekommen, und sein Meeting hat um sieben Uhr begonnen; er hat bestimmt nicht diniert, ist ja so schrecklich zerstreut. Philipp, das ist Herr Beeching — Herr Philipp Henderson (beide verbeugen sich). Beeilt euch ein wenig. Margaret, Du sollst vorsingen.

Margaret (begeistert): Was für ein Meeting war heute Abend, Oliver?

Oliver: Die Leute nennen sich „Die Liga der Freiheit“ Heiliger Samuel, die Liga der Freiheit! Ich mußte über den „Kampf um die Freiheit“ referieren. Verdamnte Kaninchen!

Margaret (lachend): Heiliger Samuel, ein guter Namen für den Dechanten.

Fräulein Lambert: Kommen Sie, Philipp, das interessiert sie ja ohnehin nicht. Es ist ebenso grausam, einem Staatsbeamten von Freiheit zu reden, wie eine Katze mit kaltem Wasser zu übergießen. (Philipp Henderson und Fräulein Lambert ab.)

Margaret (reicht Oliver Speisen und Getränke): Ich hätte Sie so gerne reden gehört. Wurden Sie auch diesmal gestört?

Oliver (wütend auf und abgehend): Gestört? Guter Gott, nein! Diese Leute waren jeglicher Störung unfähig. Wenn das ganze Pack ein einziges faules Ei besessen hätte, es würde kein Mann den Mut gefunden haben, es zu werfen. O nein! Das war ja das Ärgste, daß sie alle Sympathisierende waren. Milde, bebrillte Narren, die andere Wange hinhaltend, nach Gewissensfreiheit seufzend. Und das nennt sich Arbeiter, Mitglied der Unabhängigen Arbeiterpartei, Gewerkschaftler! Was für ein Pack...

Wie können wir hoffen, in diesem Lande eine aktive Demokratie zusammen zu schweißen, wenn die Labour-Party — die Labour-Party, in eine derartige Regierung eintritt und ruhig zusieht, wie ihre Führer schlecht behandelt, insultiert und von Lloyd George entlassen wird, bloß weil er die Wahrheit sagt? Wäre das Proletariat nicht völlig verknechtet, bestände es nicht aus minderwertigen Leuten, die mit ihrer Minderwertigkeit ganz zufrieden sind — es hätte bereits vor Jahren die Regierung des Landes an sich gerissen. Der Krieg wäre mit Ehren beendet worden. Niemals werden ihm die Kapitalisten freiwillig ein Ende machen. Sie wagen es nicht! Millionen Leben wären gerettet worden, die ganze Welt wäre der Freiheit um eine Stufe näher gekommen. Das englische Proletariat jedoch blökt wie ein schwaches Schaf, und sogar Munitionsfabrikanten und Zeitungsinhaber dürfen sich gestatten, seine Führer zu insultieren. Jedes korrupte Schwein, das ein medizinisches Diplom oder eine Groschenanstellung bei der Regierung besitzt, darf ohne jede Gefahr den britischen Arbeiter quälen und martern . . . Denn dies behagt dem Proletarier!

Margaret: Aber, Oliver!

Oliver: Es ist wahr. Die Arbeiterklasse Englands verdient alles, was man ihr antut; sie verdient es, gezwungenerweise für die Zwecke der Munitionsfabrikanten zu sterben. Sie verdient, den Staub lecken, den Hut abnehmen, am Boden kriechen und danken zu müssen, wenn man sie ihrer Freiheiten beraubt . . . im heiligen Namen der Freiheit. Sie läßt sich von als patriotische Labour-Führer maskierten Regierungsagenten betrügen, läßt ihrer Presse einen Maulkorb anlegen, die Männer und Frauen, die das geringste Rückgrat haben, ins Gefängnis werfen, mit gemeinen Verbrechern in eine Zelle stecken, vom Polizeimagistrat beschimpfen. Jene, die kein Khaki tragen, erdulden willig alles, solange sie vom Schützengraben befreit werden und eine Lohnerhöhung erhalten. Die anderen armen Teufel vermögen sich nicht zu helfen. Es ist nichts zu machen, Margaret; als Nation sind wir faul, bis in den innersten Kern. Die einzig anständigen sind die armen Teufel drüben in Frankreich, und die hat die heimische Demokratie ihrem Schicksal überlassen, den Wölfen zum Fraß hingeworfen . . .

Eines muß ich den langhaarigen Narren und milden Dissidenten lassen; sie haben den Mut ihrer Überzeugung, gehen lieber ins Gefängnis, als sie zu verleugnen. Diese paar tausend unglückseligen, ehrenhaften Männer werden vielleicht noch unsere Rettung sein. Ich weiß es nicht, Deutschland und Rußland sind

die Hoffnung der Welt. Deutschland wird in kürzester Zeit aufstehen und seine Freiheit erlangen. Es wird von uns die englische Freiheit übernehmen und uns dafür den preußischen Militarismus geben! Glauben Sie mir: das geschlagene Deutschland wird den größten Sieg dieses Krieges erringen. Es wird seine Seele erretten.

Margaret (verwirrt und unruhig): Oliver, es berührt mich peinlich, wenn Sie die Ihren schmähen.

Oliver: Ich schmähe sie nicht; bekenne bloß die Wahrheit, zu zweit, allein mit dem Mädchen, das ich liebe. Das darf ich doch?

Margaret (leise): Wissen sie auch, was sie eben gesagt haben?

Oliver (tritt zum Sofa und küßt Margaret) Das weißt Du ja schon seit Monaten, Liebste, leugne es nicht.

Margaret: Ja, aber es ist etwas anderes, wenn es ausgesprochen wird.

Oliver: Ich sehe keinen Unterschied. Eine Tatsache ist eine Tatsache. Der Abdruck in einer Zeitung macht sie nicht wahrer, im Gegenteil. Seit Monaten habe ich Dir durch mein ganzes Wesen meine Liebe gestanden.

Margaret: Und ich? Was habe ich gesagt?

Oliver (errötend): Nun, das weiß ich nicht. Jedenfalls hast Du keinen Einspruch erhoben. Wer schweigt, willigt ein.

Margaret: Es ist meine Schuld.

Oliver: Was?

Margaret: Wir scheinen beide vergessen zu haben, daß ich verlobt bin.

Oliver: Verlobt! Mein Gott!

Margaret: Und wie ein Feigling habe ich es unterlassen, die Verlobung zu lösen. Er kommt morgen auf einen siebentägigen Urlaub heim. Ich glaube, er will mich heiraten, bevor er in den Schützengraben zurück muß.

Oliver (pfeift): Du willst ihn doch nicht heiraten?!

Margaret: Oliver, wie kannst du nur? Es ist zu arg nach allem . . .

Oliver: Was wir einander zu sagen unterließen.

Margaret: Meinetwegen. Ich komme mir so schlecht vor, habe mich gegen Michael gemein benommen. Er wird mich hassen und verachten, alle werden es tun, die von der Sache erfahren.

Oliver: Unsinn, Baby! Es war nicht deine Schuld; keiner von uns ist daran schuld; es ist eben so gekommen. Eine Verlobung ist doch schließlich keine Ehe. Wenn du ihn nicht wirklich liebst, so solltest du froh sein, dies entdeckt zu haben, bevor



es zu spät ist. Es ist ja der Sinn der Verlobung, den Leuten hierzu Gelegenheit zu geben.

Margaret: Ja, das stimmt wohl. Ich kannte Michael kaum, als ich mich mit ihm verlobte, war noch ein dummes Schulmädchen. Seither habe ich mich völlig verändert; wenn ich zurückblicke, vermag ich mich selbst nicht zu erkennen. Ich trug sogar sein Regimentsabzeichen als Brosche! Das spricht doch Bände.

Oliver: Hör mich an, Margaret, Liebste. Wir wollen die Karten auf den Tisch legen. Löse auf alle Fälle Deine Verlobung mit diesem Henderson, das ist ja eine ganz kindische Sache. Aber überlege es Dir, bevor Du meinen Antrag mit „ja“ beantwortest.

Margaret (lachend): Nachdem Du mir noch gar keinen Antrag gemacht hast, weißt Du doch gar nicht, ob ich „ja“ sagen werde?

Oliver: Derlei Dinge weiß man.

Margaret: Einbildung!

Oliver: Nun, willst Du?

Margaret (scherzend): Ob ich will? Was?

Oliver: Mich heiraten, natürlich.

Margaret: Es ist ungerecht gegen . . .

Oliver: Ich weiß; das wollte ich eben sagen, als Du mich unterbrachst. Es ist ungerecht, wenn Du nicht ganz genau weißt, was Du auf Dich nimmst. Was Deine Familie und Deinen gesellschaftlichen Kreis anbelangt, so stehe ich im feindlichen Lager. Wenn Du mich heiratest, wirst Du für sie ein Verräter sein. Der Freund Deiner Mutter, der liebe Dechant, wird sich an die Polizei wenden. Du weißt, daß ich Elektrotechniker bin, eine Art Handwerker, ein geschulter Arbeiter. Mein Vater war Kunsttischler, ein prächtiger Arbeiter; aber er war kein Gentleman, Gott sei Dank. Er hat sein Brot verdient, wie ich meines verdiene.

Margaret: Oliver, wie kannst Du so reden, Du bist wirklich gemein, wenn Du so tust, als ob Du meinen Ausspruch: „es ist ungerecht“ mißverständest. Ich meinte, es sei ungerecht, an mich eine entscheidende Frage zu stellen, mich zu veranlassen: „ja, ich will“ zu sagen — wie in der Kirche.

Oliver: Du sollst es, Liebste, nur dann sagen, wenn Du genau weißt, was Du damit tust. Henderson ist reich, ich bin es nicht. Er ist Offizier, ich bin revolutionärer Agitator. Wenn Du ihn um meinetwillen sitzen läßt, werden sich Deine Familie und seine Familie gegen Dich wenden. Sie werden Dir auch — mit voller Berechtigung — sagen, daß Du ein schlechtes Geschäft machst.

**Margaret (weinerlich):** Ich glaube, Du willst mich gar nicht. Als ob es mir nicht einerlei wäre, ob wir arm oder reich sind. Und wenn Du bloß dreißig Shilling in der Woche verdienst!

**Oliver (empört):** Dreißig Shilling in der Woche! Ich bitte Dich zur Kenntnis zu nehmen, mein gutes Kind, daß mein Einkommen, wenn ich nicht meine Zeit auf Plattformen vergeude, neun Pfund die Woche beträgt, wovon jeder Penny ehrlich verdient ist. Dreißig Shilling! Du scheinst zu glauben, daß auch ich ein Sklave bin wie jene Narren, die ich immer verfolge. Das tue ich nicht, danke. Was ich tatsächlich wissen möchte, ist, ob Du für das Leben, das ich Dir bieten kann, gut genug bist. Kannst Du der Welt von morgen ins Gesicht schauen oder wirst Du umwenden gleich Lots Weib — mit dem gleichen unangenehmen Resultat — und nach dem Gestern spähen? Das ist's, was ich wissen möchte?

**Margaret (verblüfft und gereizt):** Ich muß schon sagen, daß Du nicht sehr ermutigend bist. Ich hätte gemeint, ich sei für jeden gut genug.

**Oliver:** Ich werde Dich nicht wieder küssen . . . wenigstens nicht gleich. Nehmen wir an, Du wärest gut genug, bist Du aber auch stark genug? Es bedeutet für Dich einen vollkommenen Bruch mit allem Gewohnten; es wird von Dir viel Energie, Tatkraft und harte Arbeit fordern; auch Du wirst Entbehnungen und Gefahren kennen lernen. Mit einem Wort: es bedeutet das Überspringen des Abgrundes, der die Leute Deiner Kaste und Erziehung vom Rest der Welt scheidet, der außer vielen anderen auch die meiner Klasse und meiner Erziehung einschließt.

**Margaret:** Du scheinst zu glauben, es besitze außer Dir niemand die geringste Intelligenz, noch aber sei er imstande, seinen Verstand zu benützen. Du bist das unausstehlichste Geschöpf, das mir je begegnet ist.

**Oliver:** Du glaubst also, daß Du die Nachteile und Unannehmlichkeiten jenes Lebens, das wirklich Leben ist, ertragen kannst?

**Margaret:** Natürlich kann ich es. Ich habe vielleicht mehr Ausdauer, als Du glaubst. Ich finde es abscheulich von Dir, so zu reden. (Empört) Wenn Du mich verachtest, warum behauptest Du, mich zu lieben?

**Oliver:** Ich verachte Dich nicht, Dummkopf. Ich möchte mich ja bloß vergewissern, daß Du eine genügend kräftige Konstitution hast, ohne Schaden die scharfe Luft eines Lebens zu ertragen, das frei und offen und ungewiß ist — daß Du Dich, wenn Du Dich einmal aus der Watte schälst, in die Du eingepackt bist, nicht erkältest!

**Margaret:** Du sprichst, als ob ich ein verwöhntes, verzärteltes Kind wäre. Auch ich bin ein Mensch, Oliver. Ich habe Willen und Verstand . . . und ein Herz.

**Oliver** (setzt sich aufs Sofa und schaut sie an): Weißt Du auch, weshalb ich zu Dir so rede? Gerade weil ich Dich liebe, Margaret. — Dich so sehr liebe, daß ich erfahren möchte, ob wir unser Leben lang gute Kameraden bleiben können.

**Margaret** (schmollend): Du gibst vor, mich zu lieben und hast trotzdem kein Vertrauen zu mir. Du glaubst, ich sei eine schwache Törlin, die nicht weiß, was sie tut. Du verstehst mich nicht im geringsten.

**Oliver:** Mag sein, Liebling, wahrscheinlich verstehe ich Dich nicht, und das quält mich. Du lebst, wie Du dies immer getan hast, an der Oberfläche, weißt nicht, was sich unterhalb dieser hübschen Oberfläche verbirgt. Auch ich weiß es nicht, weiß nicht einmal, was für ein Mensch ich selbst bin. Du hinwiederum weißt nicht, weshalb Du mich lieb hast. Wir sind zwei Fremde, die einander zufällig lieb gewonnen haben.

**Margaret:** Für mich bist Du kein Fremder. Ich kenne Dich besser, als Du Dich selbst kennst und tausendmal besser, als ich Michael Henderson je gekannt habe. Der war mir vollkommen fremd.

**Oliver:** Ach Gott, immer vergesse ich auch diesen unglückseligen Henderson. Was wirst Du mit ihm anfangen?

**Margaret:** Ich werde ihm heute Abend schreiben und ihn bitten, mich freizugeben . . . Ich werde wohl mit ihm zusammentreffen müssen. Du wirst mich für einen furchtbaren Feigling halten; aber o —, wie fürchte ich diese Unterredung!

**Oliver:** Müßte ich doch nicht morgen nach Glasgow fahren! Und ich muß fast eine Woche fortbleiben. Sonst wäre ich mit Dir gegangen, oder ich hätte vor der Tür gewartet, um die Stücke aufzulesen.

**Margaret:** Oliver!

**Oliver:** Ja, Liebste.

**Margaret:** Weißt Du, daß ich Dich liebe?

**Oliver** (gedankenvoll versuchend): Wirklich? (Sie küssen einander.)

**Margaret:** Ich glaube, ich bin die glücklichste Frau, die je auf Erden gelebt hat. (Philipp Henderson tritt hastig ein, sieht aber das Vorgefallene nicht mehr.)

**Philipp:** Da sind Sie ja, Margaret. Noch immer Essen und Trinken . . . in Kriegszeiten noch dazu! Ich bin hergeschickt worden, um Sie aufzustöbern. Die Gesellschaft möchte Sie singen hören. Wollen Sie?



**Margaret (strahlend):** Singen? Freilich! Mir ist zu Mute, als könnte ich mit meinem Gesang die Dächer durchbrechen, Kommen Sie beide mit. (Sie läuft nach links über die Bühne gefolgt von Philipp und Oliver.)

(Vorhang.)

## ZWEITER AUFZUG.

(Am Nachmittag des folgenden Tages. Behaglich eingerichtetes Wohnzimmer in Philipp Hendersons Wohnung. In der Mitte der rückwärtigen Wand eine Tür; rechts ein Kamin; rechts von diesem, dem Zuschauerraum gegenüber, ein großes Chesterfield-Sofa. An der Wand, links von der Tür, ein großes Eichenholzbüfett. Die Bilder und Bücher verraten den aristokratischen Schliff, der in der englischen Bureaukratie fast allgemein geworden ist. Da der Vorhang aufgeht, lümmelt Philipp Henderson mit gekreuzten Beinen in einem Lehnstuhl und betrachtet seinen Bruder, den Hauptmann Michael Henderson, der steif auf dem Sofa sitzt. Michael Henderson trägt Uniform; er ist hochgewachsen, mager, mit kleinem, dunklem Schnurbart, tiefgebräuntem Gesicht und den Augen eines Wahnsinnigen. Sein Blick beunruhigt den Bruder, der diesem so viel wie möglich ausweicht.)

**Michael:** Um wieviel Uhr wollte sie hier sein?

**Philipp:** Um vier.

**Michael (schaut auf seine Uhr):** Noch eine Viertelstunde.

**Philipp:** Sie verspätet sich bestimmt um zwanzig Minuten. Das tut sie immer.

**Michael (schneidend):** Du scheinst es gut zu wissen; hast wohl inzwischen das Feuer im heimischen Herd nicht ausgehen lassen.

**Philipp:** Gib doch Ruh, Michael, Du faßt die ganze Sache falsch auf. Ich weiß, daß es für Dich ein harter Schlag ist, und ich gäbe alles darum, um es ungeschehen zu machen. Doch gebe ich Dir mein Ehrenwort, daß ich davon nichts wußte, ehe Margaret selbst es mir mitteilte — gestern Abend — in Eleanor Lamberts Haus. Hätte ich es früher gewußt, ich würde Dir geschrieben haben, um Dich zu warnen.

Michael: Sehr gütig. Doch bin ich noch keineswegs mit Margaret fertig. Keineswegs.

Philipp: Nimm die Sache etwas philosophischer, mein Alter, es hätte keinen Sinn, wollte ich den Schlag zu mildern versuchen. Ich fürchte sehr, daß sie mit Dir fertig ist. Es ist ein anderer auf der Bildfläche erschienen — ein Sozialist, glaube ich. Ich kann mir seinen Namen nicht merken.

Michael: Margaret war mein, ehe ich nach Frankreich zog. Jetzt, da ich lebend für sieben Tage zurückgekehrt bin, muß sie mein sein.

Philipp (seufzt hilflos): Wenn Du mir Glauben schenkst, Michael, wirst Du Dich ihretwegen so wenig wie möglich quälen. Es ist verflucht hart für Dich, doch ist daran niemand schuld. Margaret ist darüber sehr traurig; sie weiß, daß sie es Dir früher hätte mitteilen sollen . . . Doch kannst Du sie nicht zur Liebe zwingen, wenn sie Dich nicht mehr liebt.

Michael (bitter): Wahrscheinlich hat irgendein eleganter Beamter, dem viel Zeit zur Verfügung steht, sich in seinen Mußestunden unterhalten. Während wir armen Teufel in rattenverseuchten Schützengräben die Freuden aller verschiedenen Höllen durchkosten, verführen die in Sicherheit gebliebenen Kollegen unsere Frauen und Mädchen.

Philipp: Es ist bestimmt kein Kollege, es ist ein Sozialist!

Michael: Und Du kannst Dir seinen Namen nicht merken!

Philipp: Mein lieber Junge, hör um Gotteswillen mit diesem Gerede auf. Du wirst Dir bloß den Urlaub verderben und eine entsetzliche Zeit durchleben, statt Dich zu unterhalten. Margaret hat sich in den letzten anderthalb Jahren ungeheuer verändert; doch ist dies weder ihre noch unsere Schuld. Sie hat sich entwickelt, gibt sich allerlei tollen Ideen hin, meint, der Krieg müsse aufhören und dergleichen mehr. Sie ist ständig bei Eleanor Lambert.

Michael (bitter): Den Staatsangestellten möchte ich sehen, der meint, daß der Krieg aufhören müsse! Falls nichts einige Deiner fetten Freunde an Laternenpfosten aufgeknüpft werden, wird der Krieg niemals ein Ende nehmen. Vorerst muß hier oder in Deutschland die Revolution ausbrechen. Das weiß jeder Soldat. Über diesen Punkt werden wir, Margaret und ich, nicht streiten. Bitte fahre fort.

Philipp: Ich kann Dir bloß sagen, daß Margaret so eigensinnig ist, wie ein Mensch nur sein kann. Du wirst nur Deine wertvollen sieben Tage vergeuden, wenn Du Dich nicht in das Unabänderliche fügst.



**Michael:** Ich werde Margaret nicht kampflos aufgeben, und wenn ich dem verfluchten Dieb eine Kugel in den Kopf jagen muß.

**Philipp:** Um Gotteswillen, schau doch nicht so wild drein! Er ist gar kein verfluchter Dieb, ist ein ganz harmloser Junge, die Verkörperung eines Dissidenten-Gewissens. Und schließlich ist Margaret doch nicht ein Stück Grundbesitz; sie ist ein Mensch, der ein Recht hat, über sich frei zu verfügen. Wenn sie den schlechten Geschmack besitzt, Dir diesen jungen Mann vorzuziehen, so bleibt nichts anderes übrig, als es grinsend und mit Würde zu tragen. Laß das billige Melodrama fallen, es ist ganz veraltet.

**Michael:** Meinst Du? Wenn Gewalttätigkeit veraltet ist, womit glaubst Du wohl beschäftigen sich augenblicklich zwanzig Millionen Menschen auf dem europäischen Kontinent? Ihr sitzt hier in Sicherheit, von der britischen Marine und dem britischen Heer geschützt, und ihr glaubt, die Welt gehe weiter wie zuvor. Das ist aber nicht der Fall. (Er steht auf und geht im Zimmer umher.) Wenn ihr um eueres Vorteils Willen Menschen hetzt, einander zu morden, so müßt ihr damit rechnen, sie bei ihrer Heimkehr verändert zu finden. Wenn Du glaubst, ich werde ohne die Hand zu rühren, gestatten, daß mir Margaret hinter dem Rücken gestohlen wird, so bist Du einfach verrückt.

**Philipp:** Das ist alles ganz gut, Michael. Sie kommt jetzt her, versuche, sie zurückzugewinnen, mache ihr den Hof und so weiter. Vergiß aber nicht, daß sie das Recht hat, ihre Liebe zu schenken, wem sie will. Sie ist mündig, ihr eigener Herr. Du mußt selbst wissen, daß preußische Freiheitsart zu nichts führt.

**Michael:** Wirklich? Woher weißt Du das?

**Philipp:** Jedenfalls ist es kein Verbrechen, eine Verlobung zu lösen; einige Leute würden es sogar für verbrecherisch halten, wenn ein Mädchen alles beim alten ließe, trotzdem sich seine Gefühle verändert haben. Margaret ist wundervoll ehrlich und aufrichtig, das mußt selbst Du zugeben.

**Michael:** Ihr seid komische Leute, ihr Hinterlandsmenschen, gleicht Kindern, die glücklich im Märchenland spielen. Niemand weiß, was Leben bedeutet, Philipp; niemand, der nicht Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat dem Tod ins Antlitz gestarrt hat. Alle alten Täuschungen zerscherven, die kleinen Schrecken des täglichen Lebens verschwinden. Meinst Du wirklich, ich werde mich ruhig verhalten und mich von einem sozialistischen Kerl um alle Glückshoffnungen meines Lebens betrügen lassen? Ich fordere, was heute noch mein wäre, hätte man mich nicht nach Frankreich geschickt.



**Philipp:** Wenn Du, Michael, nur nicht wie der Bösewicht im Drama sprechen wolltest. Derlei Dinge kommen sowohl in Friedens- als auch in Kriegszeiten vor. Man kann nun einmal die menschliche Natur nicht ändern. Denk an die Dinge, die sich im südafrikanischen Kriege ereignet haben! Es ist ja nicht, als ob Du mit Margaret verheiratet wärst und heimkehrend einen neuen Familienzuwachs vorgefunden hättest. Sie ist nicht Dein . . . war nie Dein —

**Michael:** Sie war es . . .

**Philipp:** Unsinn! Ich hab's Dir ja schon gesagt. Es besteht ein ungeheurer Unterschied zwischen einer Ehe und einer Verlobung. Großer Gott, ich bin doch selbst unzählige Male verlobt gewesen. Zweimal haben mich die Mädchen sitzen gelassen. Die anderen Male . . . ist die Sache einfach eingeschlafen. Jedenfalls bin ich nicht umhergerast und habe nicht Rache und Feuer wider meine verhaßten Rivalen gespien.

**Michael (grimmig):** Nein. Das sähe Dir auch nicht ähnlich, Philipp.

**Philipp:** Ich bin dazu viel zu vernünftig, alter Junge. Die Frauen sind es gar nicht wert; sie sind wie Omnibusse — es kommt immer noch ein anderer nach. Nein, komm heute Abend mit mir, Michael, und unterhalte Dich wie ein vernünftiger Mensch. In sieben Tage läßt sich schon eine tüchtige Menge Lustbarkeiten hineinzwängen . . .

**Michael (verächtlich):** Wie unmoralisch Du bist! Willst Du wissen, was ich heute Morgen getan habe? Ich habe herausgefunden, wie man sich sofort eine Eheerlaubnis verschafft und werde Margaret Lambert heiraten, bevor ich nach Frankreich zurückkehre. Deshalb kann ich Deiner gütigen Aufforderung, mich in Schmutz zu wälzen, leider nicht nachkommen. Es wäre meiner künftigen Frau gegenüber unrecht.

**Philipp (ungeduldig):** Es ist ja ganz schön von Dir, auf das hohe Roß zu steigen, aber das Mädchen weigert sich, Dich zu heiraten. Sie hat ihre Liebe — dummerweise, das gebe ich zu — einem anderen zugewendet. Du kannst sie nicht gegen ihren Willen heiraten.

**Michael:** Das beweist bloß, wie wenig Du von Frauen verstehst, Philipp. Hast Du nie von Weiberraub gehört? Unseren Ahnen fehlten die modernen Begriffe . . . und letzten Endes hat sich im Lauf der Jahrhunderte die menschliche Natur um nichts verändert. Die Frauen, alle Frauen lieben es, einen Herrn zu finden. Ich könnte Dir dies mit seltsamen Geschichten beweisen, doch will ich Deine Gefühle schonen. Wir Soldaten lernen die

nackte Menschennatur kennen, wie sie wirklich ist. Ihr seht sie bloß in die billigen Fetzen Eurer verfaulten Zivilisation gehüllt. Ist Margaret einmal meine Frau, so fürchte ich nichts mehr. Nur der erste Schritt zählt — bei Frauen wie bei allen anderen. England schuldet mir Margaret, ich habe ein Recht auf sie, werde sie nicht aufgeben. Wenn Du noch einen Funken Ehre im Leib hast, Philipp, so wirst Du mir beistehen.

Philipp: Weiß Gott, Margaret hat sich sehr verändert, Du aber noch viel mehr. Ich kann Dich gar nicht wiedererkennen, mein Alter. Natürlich werde ich Dir beistehen, doch muß ich Euch beiden beistehen; ich werde Schiedsrichter sein und auf korrekten Kampf achten. Ich wünsche Dir Glück, Michael. Nur die Tapferen verdienen die Schönen. Aber vergiß nicht, daß das Spiel auch Regeln hat.

Michael (lachend): Ich werde es nicht vergessen, doch warne ich Dich: vielleicht werde ich sie alle brechen. Im Krieg und in der Liebe ist alles erlaubt.

Philipp (durch Michaels scherzenden Ton beruhigt): Zum Kuckuck! Ich glaube, Du hast mich die ganze Zeit zum Narren gehalten; ich war schon ganz besorgt. Wüßte ich nicht, daß Du trotz allem Gerede noch der alte ritterliche Kerl von einst bist, ich würde nicht zugeben, daß Margaret in meiner Wohnung mit Dir allein bleibt! Ich würde, weiß Gott, hier bleiben und Gardedame spielen! So aber ist es wohl besser, ich gebe Dir meinen Segen und ziehe mich zurück; sonst begegne ich ihr noch auf der Treppe. (Es klingelt.) Mein Gott, da ist sie schon.

Michael (mit seltsam glänzenden Augen): Warum läßt Du sie nicht ein? (Philipp geht zur Eingangstür der Wohnung und öffnet.)

Philipp: Nun, Mar... Herrgott! Der Dechant!... Ich wollte sagen... guten Tag, Herr Dechant!

Der Dechant (tritt ins Zimmer, etwas gereizt durch den merkwürdigen Empfang): Wie gehts, Michael? (Sie schütteln einander die Hand.) Sie scheinen ja beide höchst erstaunt, mich hier zu sehen.

Michael: Nicht im geringsten; ich bin hoch erfreut.

Der Dechant: Als ein alter Freund Ihrer Eltern, Michael, und der Eltern Margarets, wollte ich Sie als erster daheim Willkommen heißen. Sie sehen prächtig aus, mein Junge, prächtig!

Michael: Sehr gütig, Herr Dechant!

Der Dechant (sich behaglich im bequemsten Lehnstuhl streckend): Nun, wir scheinen ja endlich die Boches unterzukriegen. Erhebende Zeiten! Herrliche Tage! Wie dieser Krieg die Nation



reinigt und veredelt! Ich beneide Sie, Michael. Wie gerne wäre ich so jung wie sie und stände an Ihrer Stelle!

Michael (säuerlich): Ein gefahrloser Wunsch, Herr Dechant. Sie werden nie so jung sein wie ich und nie an meiner Stelle stehen müssen. Vielleicht verginge Ihnen der Neid, wenn dies nicht der Fall wäre.

Der Dechant (verblüfft): O, ich weiß, wie Ihnen zu Mute ist, Michael. Es ist alles noch zu nahe, zu furchtbar . . . Warten Sie, bis alles vorüber ist und Sie an der Spitze Ihrer Leute in Berlin einmarschieren. Dann werden Sie froh und stolz bei dem Gedanken sein, daß auch Sie am großen Kampf um die Freiheit teilgenommen haben.

Michael: Vielleicht. Jedenfalls schiebe ich augenblicklich mein Frohlocken noch hinaus. Bisweilen meine ich, ich marschierte lieber an der Spitze meiner Leute in London ein als in Berlin.

Der Dechant (strahlend): O, ja! Was für ein Tag wird dies sein! Welcher Willkomm erwartet unsere Tapferen!

Michael: Mit einem Wort, „der Tag!“

Der Dechant (bedeutsam): In dieser großen Zeit lastet schwere Verantwortung auf der Kirche. Die Kirche muß die Nation geistig auf die Prüfung der Schlachten vorbereiten . . . sie wird auch ihre Rolle — eine führende Rolle — beim Wiederaufbau spielen müssen.

Michael (seine guten Manieren zwingen ihn, seine Langeweile zu verbergen. Bisweilen blickt er Philipp an, der hinter dem Sessel des Dechanten steht und verzweifelte Gesichter schneidet): Sie wird Arbeit genug finden!

Der Dechant: Zweifellos, Michael . . . zweifellos. Doch müssen Sie wissen, daß die Kirche auch während des Krieges nicht müßig war. Wir sind nicht zurückgeblieben, sind mit den Zeiten gegangen! Wir mußten für das seelische Wohl von Millionen unserer braven Jungen sorgen. Keine leichte Arbeit. Wir mußten uns anzupassen verstehen.

Michael (müde, aber gehässig): Das glaube ich, Herr Dechant.

Der Dechant (sich ereifernd): Ich persönlich war dafür, daß man unsere jungen Geistlichen in die Schützengräben schicke, habe darüber auch an die „Times“ geschrieben; doch mußte ich in diesem Punkt dem Erzbischof nachgeben . . .

Michael: So daß die Kirche dennoch ungeschoren blieb! Was ist denn der „Daily Mail“ eingefallen?

Der Dechant: O, die „Daily Mail“ machte sich — vielleicht von meinen Worten in der „Times“ angeeifert, die Frage zu eigen. Eine höchst patriotische Zeitung — trotz ihres bisweilen schlechten



Stils. Doch war das Veto des Erzbischofs entscheidend. Vielleicht hatte er recht, vielleicht . . . Schließlich hat die Kirche ihre eigenen Aufgaben zu erfüllen: Ermutigung, Beistand, geistlichen Trost. Trotzdem war es hart für die jungen Leute. sehr hart.

Philipp (versucht abzulenken): Könnten Sie und Frau Slaughter Donnerstag zum Gabelfrühstück kommen? Übermorgen . . . Dann könnten Sie länger mit Michael plaudern . . . jetzt gerade . . . Michael . . .

Der Dechant: Sehr liebenswürdig von Ihnen, Philipp, wir werden gerne kommen. Hoffentlich werden wir auch die liebe Margaret vorfinden — dies erinnert mich an den eigentlichen Zweck meines Besuches, Michael. Ich möchte mit Ihnen über Margaret sprechen. Sie wissen, ich fühle mich dem lieben Mädchen gegenüber in loco parentis. Ich bin in gewisser Art ihr geistiger Taufpate. Ich habe sie getauft und auf die Konfirmation vorbereitet, so daß wir einander sehr nahe stehen, sehr nahe . . . Ich muß ihnen gestehen, Michael, sie macht mir viel Sorgen.

Michael (erhebt sich in der Hoffnung, den Dechanten zum Fortgehen zu bewegen): Wir müssen uns am Donnerstag ordentlich aussprechen, Herr Dechant. Ich freue mich schon darauf. Ich hoffe, sie halten mich nicht für ungastlich, doch habe ich in ein paar Minuten eine wichtige Verabredung.

Der Dechant: Mein lieber Junge, ich bedaure sehr, fürchte, höchst ungelegen gekommen zu sein. Können wir zusammen gehen? Mein Automobil wartet unten.

Michael: Danke sehr; ich habe hier noch einiges zu erledigen.

Der Dechant: Dann adieu, bis Donnerstag. (Er drückt Michael die Hand.) Ich bin wirklich sehr besorgt um Margaret; ich fürchte, sie ist einigen recht mißliebigen Leuten in die Hände gefallen, Sozialisten und dergleichen. Doch werden Sie ihr gewiß bald den ganzen Unsinn ausreden. Es ist ein rechter Segen, daß Sie heimkamen. Folgen Sie meinem Rat, Michael, überlassen Sie diesmal nichts dem Zufall: regeln Sie alles.

Michael (grimmig): Das habe ich mir ohnehin vorgenommen. Wir müssen am Donnerstag alles besprechen. Adieu; ich werde Ihren Rat nicht vergessen.

Philipp (den Dechanten fast aus der Wohnung drängend): Könnten Sie mich bis Pall Wall mitnehmen?

Der Dechant: Mit Vergnügen, Philipp; ich muß ohnehin ins Athenäum. (Philipp und der Dechant ab.)

**Michael** (seufzt erleichtert auf und starrt etliche Augenblicke auf die geschlossene Tür): Hu!

(Er geht zum Sofa, setzt sich gedankenversunken nieder. Dann entnimmt er seiner Tasche eine kleine Dose, öffnet sie und steckt sie wieder ein. Er geht ans Büfett, nimmt eine Champagnerflasche und zwei Gläser heraus. Dann kehrt er zum Sofa zurück und wartet schweigend, den Blick auf die Wanduhr geheftet. Fünf Minuten nach vier klopft es draußen. Er verläßt das Zimmer, läßt die Tür offen. Man hört, wie er Margaret einläßt und begrüßt.)

**Michael:** Margaret! Endlich!

**Margaret:** Michael! (Sie betritt, von Michael gefolgt, das Zimmer, wendet sich ihm zu.) Habe ich mich furchtbar verspätet?

**Michael:** Besser spät, als nie. Ihr spätes Kommen hat mir ermöglicht, den Dechanten loszuwerden.

**Margaret:** Den heiligen Sam? Welches Glück, daß ich mit ihm nicht zusammengeprallt bin. (Sie setzt sich aufs Sofa.)

**Michael:** Sie haben ihn um zwei Minuten verfehlt. (Ironisch) Er sprach vom veredelnden, reinigenden Einfluß des Krieges auf die britische Nation und der wundervollen Anpassungsfähigkeit der anglikanischen Kirche. Philipp und ich wurden ohne unsere Masken überrascht. Hauptsächlich jedoch kam er, um über Sie zu reden.

**Margaret:** Diese Frechheit! Er soll sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern.

**Michael:** Die Leute sind nun einmal so. (Er zuckt die Achseln, bietet Margaret eine Zigarette an und nimmt selbst eine. Scharf) Ich bin also zu lange ferngeblieben, nicht war, meine Liebe?

**Margaret:** (nervös) Michael, ich wünschte aus ganzem Herzen, daß ich Sie nicht so bewillkommenen müßte.

**Michael:** Ich muß zugeben, es ist ein Schlag für mich.

**Margaret:** Ich hätte es Ihnen ja früher mitgeteilt, doch ist alles so allmählich gekommen. Während Sie fort waren, habe ich mich entwickelt, verändert, bin ganz anders geworden, als das Kind war, das Sie kannten. Es war nicht zu vermeiden, Michael . . . Der Verstand scheint damit nichts zu tun zu haben. Es ist Schicksal.

**Michael:** (bitter) Nein, es war nicht zu vermeiden. Unsere Handlungen werden im Vorhinein für uns geplant. Wir führen die Befehle aus und bilden uns ein, selbst zu befehlen. Wir tun es nicht. Gott oder der Teufel ist unser Herr!

**Margaret:** (sieht ihn erschreckt an, flüstert unwillkürlich „Nervenschok“) Michael verzeihen Sie mir. Lassen Sie uns wenigstens Freunde sein. Sie sind so merkwürdig, haben einen so seltsamen Blick.



**Michael:** Meine Augen haben Seltsames gesehen, seit sie zuletzt auf Ihnen geruht, Margaret. Haben Sie jemals daran gedacht, was mein Leben all die Zeitlang gewesen ist? Haben Sie an die Kälte gedacht, die Nässe, die Eintönigkeit, den ohrenzerreißenden Lärm, den unerträglichen, unentfliehbaren Geruch des Todes, den Gestank der verfaulenden Leiber unserer eigenen Freunde?

**Margaret:** Ich denke immer daran, immer. Das macht ja alles so furchtbar schwer!

**Michael:** Vielleicht habe ich mich ebenso verändert wie Sie, Margaret. Ziehen Sie Ihren Entschluß für ein, zwei Tage zurück. Soviel sind Sie mir wahrlich schuldig. Ich verlange ja nicht viel — ein, zwei Tage Gnadenfrist. Wenn Sie nach Verlauf derselben noch immer überzeugt sind, mich nicht zu lieben, dann sagen Sie es mir, und ich werde nicht murren. (Er geht zum Sofa und ergreift Margarets Hand; sie unterdrückt ein Zusammenschaudern.)

**Margaret:** Es hat keinen Sinn, Michael. Wäre bloß grausam gegen Sie, ungerecht gegen mich. Es ist ja nicht nur, daß ich mich verändert habe . . . sondern — O, warum zwingen Sie mich, es auszusprechen? Ich habe einen anderen lieben gelernt.

**Michael:** (grimmig) Sie haben schon einmal Ihre Gefühle verändert. Woher wissen Sie, daß Sie sich nicht abermals verändern werden?

**Margaret:** Michael, bitte, foltern Sie mich nicht. Ich bedauere das Vorgefallene unsäglich. Es ist eine Qual für mich, Sie so behandeln zu müssen, nach allem, was Sie durchgemacht haben. Doch kann ich nicht anders. Man liebt nicht auf Befehl. Niemand vermag seine Gefühle zu beherrschen.

**Michael:** (sie forschend anblickend) Aha. Das ist interessant. Sie geben also zu?

**Margaret:** (mit gesteigerter Nervosität) Ich bin davon überzeugt. Glauben Sie denn, ich würde Ihnen gegenüber so gehandelt haben, wenn ich meine Gefühle zu beherrschen vermocht hätte? Gewiß nicht. Aber, Michael, Liebe kann nur bei völliger Freiheit bestehen. Man kann Menschen zur Ehe überreden oder zwingen, niemals jedoch zur Liebe. Und ohne Liebe ist die Ehe unrein, eine Befleckung. Darum meine ich, es ist besser, ist um jeden Preis besser, ehrlich zu sein. Mein lieber Michael, da wir einander trafen, war ich noch ein Kind; jetzt bin ich kein Kind mehr. Ich muß frei sein. Wenn man in der Liebe ehrlich sein will, muß man . . . etwas erbarmungslos sein.



Michael: (lächelnd) Sie geben also zu, — — daß ehrliche Liebe erbarmungslos ist?

Margaret: (dem Weinen nahe) Bitte, fragen Sie mich nicht aus, Michael! Sie wissen nicht, was es mich gekostet hat, herzukommen, Ihnen all dies allein zu sagen. Es war wirklich nicht leicht. Meine Knie haben so gezittert, daß ich kaum gehen konnte.

(Michael wird von einer jähen, wilden sexuellen Aufwallung erfaßt. Ihre Nähe ist ihm zur Qual geworden. Seine Augen verschlingen, entkleiden sie, heften sich starr auf die Rundung ihrer Brust. Er vermag sich kaum zu beherrschen, spricht mit zitternder Stimme.)

Michael: Deine kleinen weißen Knie haben gezittert . . ., da Du zu dem Manne kamst, der Dich liebt; kamst, um ihm zu sagen, daß Du ihn fortgeworfen hast. Und Dein kleiner Busen, der die Liebe zu kennen glaubt, hob und senkte sich bebend vor Unruhe; Du armes, kleines Geschöpf! Was weißt Du von Leidenschaft, Dornröschen Du? Ich könnte sie Dich lehren . . . ich vermöchte, Dich aufzuwecken. Und Du sagst, die Liebe sei erbarmungslos. Hierin wenigstens hast Du die Wahrheit gesprochen. (Margaret schnellst tödlich erschrocken auf. Michael erhebt sich, tritt zwischen sie und die Tür.)

Margaret: Bitte reden Sie nicht so, Michael. Ich bedaure sehr, was geschehen ist, doch ist es unabänderlich. (Weicher werdend) Ich muß jetzt heimgehen. Wir wollen als Freunde scheiden. (Sie streckt ihm die Hand hin, er ergreift sie, zieht Margaret an sich, läßt dann ihre Hand sinken.)

Michael: Es tut mir leid, daß ich Sie erschreckt habe. Natürlich wollen wir Freunde sein, sehr gute Freunde. (Er blickt mit geheuchelter Gleichgültigkeit nach dem Büfett.) Wie gut, Philipp hat eine Flasche Mœt recht auffällig hergestellt. Das sieht ihm ähnlich. Wir dürfen seine gastfreundlichen Gefühle nicht verletzen. (Er tritt ans Büfett.) Wir müssen zum Andenken an die Vergangenheit zusammen ein Glas leeren, sonst wird er beleidigt sein. Sie werden mir diese Bitte nicht abschlagen, Margaret? (Er blickt sie bittend an, sie zögert einen Augenblick, nickt dann lächelnd.)

Margaret: Guter, alter Philipp. Er denkt an alles.

(Margaret setzt sich aufs Sofa, Michael steht mit dem Rücken gegen den Zuschauerraum. Nach einer kurzen Pause wendet er sich mit zwei gefüllten Gläsern um, reicht Margaret das eine und hebt das andere hoch.)

Michael: Auf die Zukunft, Margaret — Ihre und meine.

Margaret (das Glas hebend, ihn anblickend): Viel Glück, Michael. (Sie trinkt, betrachtet dann den Champagner, als ob er einen merkwürdigen Geschmack hätte.)

**Michael (mit Behagen):** Bei Gott, das ist ein guter Tropfen. Was für Erinnerungen er heraufbeschwört, nicht wahr? Erinnern Sie sich an den Ball in Oban, wo der Admiral sich so furchtbar betrank. Das muß unsere erste Begegnung gewesen sein. Wie gut ich mich daran erinnere . . . und dennoch deucht mich, seither seien hundert Jahre verflossen. (Er setzt sich neben Margaret.) Die ganze Zeit über in Frankreich, Margaret, habe ich von diesem Augenblick geträumt, ihn ersehnt. Ein Glück, daß ich nicht wußte, was meiner harrt. (Er seufzt.) Noch einen Toast, Margaret, um die Gläser zu leeren: auf die Liebe, die wahre Liebe, die Liebe, die unbezwinglich und erbarmungslos ist!  
(Sie trinken die Gläser leer, plötzlich ringt Margaret nach Atem.)

**Margaret:** Oh! Oh! Mein Kopf! . . . Michael!

(Das Glas entfällt ihrer Hand, ihr Kopf sinkt gegen die Sofalehne. Sie seufzt tief auf und murmelt unverständliche Worte. Michael erhebt sich rasch, tritt zur Tür, versperrt sie, kommt zurück und umschlingt Margarets zurückgesunkenen Körper.)

**Michael:** Nun bist Du dennoch mein! Die Liebe ist erbarmungslos!

(Vorhang.)

(Fortsetzung folgt.)

*Henri Barbusse:*

## AN GABRIELE D'ANNUNZIO

Verehrter Meister,

Wir haben Sie bewundert, und wir bewundern Sie noch wegen der Großartigkeit Ihres Dichterwerkes. Sie waren der Magier, der über alles herrliche Traumstädte hervorzauberte, der Erwecker, der auferstehen ließ die Pracht versunkenen Lebens und der auferstehen ließ vor den Augen der unheiligen trüben Menge die Schönheit des Seins. Sie riefen, und vor uns erstand die bunte Pracht der Städte und das Vergangene in der Gegenwart, und die Feste und die Krämpfe des menschlichen Herzens und der göttliche Körper der Frau. Wer Ihre Werke kannte, war wie ein Pilger; wie Schätze häufte er Erinnerungen auf, die er fromm nie vergessen wird.

Und nun, nach dem Unheil, das während vierer Jahre in Europa weite Länderstrecken zerfleischt und es mit zwanzig Millionen Toten bevölkert hat, steigt diese Stimme von neuem empor, und ihre Musik ergießt sich in eine Broschüre: „überreicht von Herrn Oberleutnant Gabriele d'Annunzio“.

Ist es dieselbe Stimme? Ich weiß nicht. Es sind Töne darin, Anklänge, von denen man meint, man kenne sie. Aber heute fehlt Ihrem Gesang die Schönheit, und Ihre Beredsamkeit tönt falsch. Wenn Sie vom Leben und vom Tode sprechen, nimmt Ihr glänzender Schwung etwas Künstliches an und behängt sich mit Flitter. Wie schwer findet man in dem ärmlichen Schwulst Reste des leuchtenden starken Genies, dessen Werke wir vergötterten —



Warum? Deshalb, Meister, weil Ihre Stimme, die ehemals dem Pathos ungeheurer Visionen angepaßt war, allen tiefsten Schauern, dem ganzen Drama der lebendigen Wirklichkeit — weil diese Stimme nicht mehr im Einklang steht mit der Wucht des Dramas, dessen Schauplatz die heutige Welt ist; weil sie der Größe des allgemeinen Schmerzes, des allgemeinen Elends, der allgemeinen Hoffnung nicht mehr entspricht. Damals, als in Ihrem Geist und Herzen Schönheit und Wahrheit noch eins waren, gehorchten Ihnen Worte und Rhythmen unfehlbar. Heute klafft zwischen Ihren Liedern und der zuckenden Wirklichkeit ein Zwiespalt, der Sie klein macht.

Sie bieten Ihre ganze Stimmkraft auf, um dem blutigen Gemenge einen Glanz zu verleihen, der ihm nicht gebührt, um ein militärisches Ideal aufzuerwecken und auszuschnücken, das der Krieg längst gerichtet und erschlagen hat; die ungeheuren Folgen des größten Zusammenstoßes schrumpfen für Sie zu einer Frage der Beuteverteilung und der Grenzverschiebung ein; Sie finden in der beflissenen Verteidigung Ihrer imperialistischen These tragikomische Töne, in denen Ihre edle Eingebung sich in Ungeschicklichkeiten windet — indessen beginnt die Menschheit ihr ganzes Wesen und Wollen von Grund auf umzugestalten. Dieses Ungeheuer entgeht Ihnen. Und das ist der Grund, daß Ihre Leier hohl klingt.

O Zauberer, o Prophet, siehst Du denn nicht, daß alles Volk der Erde beginnt, ans Licht zu steigen wie ein Volk von Ertrunkenen, daß die Ära der Knechtschaft dahin ist, und eine neue Zeit beginnt, daß die größte aller Kräfte aus den Tiefen grollt, sich regt, tastet und nach neuer Gestaltung ringt, und daß es viel höhere Dinge gibt, viel tiefere und — wie es auch scheinen mag — viel dringendere als die, um welche Dein militaristischer Schneid sich ereifert und erbittert abmüht. Morgen, bald — noch eher vielleicht, als selbst wir es glauben, wir Gläubigen — werden sich die ungeheuren gerechten

Umwälzungen erfüllen, denen eine gewollte oder dumme Verständnislosigkeit der Machthaber vielleicht die Form des Ungewitters geben wird.

Wie gesagt, unsere Bewunderung bleibt Ihnen, weil durch nichts verdunkelt werden kann, daß Sie der größte Verkünder lateinischen Genies gewesen sind. Wir bewundern Italien, die Leuchte der Jahrhunderte, das Paradies der Erde, wo die Schönheit der Antike vor vierhundert Jahren noch einmal geboren ward. Aber hier geht es nicht, wie Sie glauben, um die Sache Italiens, so wenig als um eine Sache Frankreichs oder der lateinischen Rasse. Es geht um Menschen, und die Interessen der Menschheit stehen im schärfsten Gegensatz zu dem Streit um nationale Interessen. Diesen Krieg, an dem die andern profitiert haben, haben allen schönen Redensarten zum Trotz die Massen geführt, jene Massen, die von Anbeginn der Zeiten bis heute Sklaven gewesen sind. Die Geschichte ist vom Anfang bis zum Ende von unschuldigem Blute durchtränkt. Sie ist nichts als eine schreckliche Kette unsühnbarer unverzeihlicher Verbrechen und Ungerechtigkeiten als Folge dieser Sklaverei. Aber lassen wir die Vergangenheit und ihre Gesetze. Der Tag naht, wo die Gerechtigkeit für die Armen herrscht, für alle Armen, und durch sie. Die Woge aus dem Norden ist nicht mehr einzudämmen. Jeder Versuch, sie zu stauen, wird nur zur Folge haben, daß sie mit noch größerer Verheerung aus allen Ufern tritt, aber sie wird nicht mehr eingedämmt werden. Weder die offiziellen Auslegungen, durch die man uns das Bild der marschierenden Wahrheit zu verschleiern sucht, noch die Armeen von Freiwilligen und Landsknechten, weder die lächerlichen Gaukler, die weissagende Redensarten als Popanz tanzen lassen, noch die überzeitigen Gesänge gewisser Nachtwächter der Literatur werden den Vulkan ersticken, der zu erzittern beginnt, noch die bebende Erde hemmen. Die Masse hat die Augen aufgetan, sie sieht ihren Platz



an der Sonne, sie will ihn, und sie hat das Recht. Trotz aller unentwirrbaren Diskussionen, aller byzantinischen Vernünfteleien, aller vorläufigen Kompromisse, trotz all dieser geometrischen Grenzgeographie, die das Alte wieder herstellen will und es wiederbringen wird für einen Tag — es naht die Zeit, wo es für die ganze Welt nur noch ein einziges irdisches Vaterland geben wird, so wie es nur einen Gott gab. Denn zuviele Blicke haben endlich erfaßt, daß alles übrige nur Schisma, Raub und Mord ist.

Das ist die Tragödie der Menschheit, die nicht mehr von den Führern der Völker, nicht mehr von ihren Seelenhirten abhängt; abseits von ihr, wider sie, steht Ihr unentschlossen auf demselben Fleck und redet Euch dabei vielleicht ein, raschen Schrittes zu gehen!

Ich weiß wohl, daß es noch andere gibt, Leute, die nehmen, was sie bekommen können. Gewiß, man kann uns beweisen, daß fast alle gegenwärtigen Machthaber von demselben verhängnisvollen Geist des Irrtums beseelt sind, die ihre Gruppe von Politikastern und Geldmenschern dem Abgrund zutreibt. Aber die Rolle Ihrer mächtigen Stimme wäre es gewesen, aufzustehen gegen die Erpressung, anstatt in den Chor der Erpresser einzustimmen und uns gemeinsam mit ihnen mit Kleinlichkeiten zu plagen.

Man spricht von Betrug, von Versprechungen, die man Italien gemacht und nicht gehalten hätte. Gut. Aber ich wiederhole, eine große Frage überwiegt kleine Dinge und diplomatische Liebhabereien. Ja, Lug und Trug — man hat ihn gebraucht, um die Völker zur Schlachtbank zu führen. Man hat sie geblendet, betäubt mit großen Worten von Recht und Gerechtigkeit, von allgemeiner Befreiung — von dem Kriege, der den Krieg endgültig vernichten sollte. Dieses Ideal entsprach dem Wesen der Zeit, seine Verwirklichung schien mit keinem Opfer zu teuer erkaufte. Ja, aber darum geht es jetzt. Die Ver-



blendeten, zu deren Mitschuldigen, Dichtertribun, Sie sich gemacht haben, schreien nur nach dem Frieden, um ihn zu ihrem Vorteil auszumünzen; sie brauchen die großen Wahrheiten nur, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen und die Weltanarchie wieder herzustellen, die die Gewißheit neuer Vernichtung in sich trägt. Es ist zum Mindesten eitle Mühe, wenn Sie solch großen Eifer aufwenden, Ihrerseits an der moralischen Verantwortlichkeit dafür teilzunehmen! Wer heute starrköpfig und beschränkt genug ist, nur die Sache seines eigenen Volkes gegen alle und alles zu setzen, verrät es, denn er arbeitet einer künftigen Zerfleischung vor, der auch dieses sein Volk, verstrickt mit den andern, verfallen muß.

Ein einziger Führer blieb eines helleren Urteils fähig. Ein Einziger hat versucht, der Freßgier der Sieger gegenüber seine Grundsätze aufrecht zu erhalten, das Recht und die Moral. Er hat die Gipfel der künftigen Ordnung geahnt (nicht das ganze bleibende Werk, das nur Bestand gewinnen kann, wenn es aus dem Volke selbst entspringt). Dieser Mann ist der Einzige, der nach dem Kriege Anspruch auf den Dank der Menschheit hat; dieser Seher ist es, dessen „Augengläser“ für Sie Gegenstand eines Witzes sind, der eines mittelmäßigen Dichters unwürdig wäre!

Der Dichter, der Denker, der Führer, verehrter Meister, muß weiter sehen als den angeblichen unmittelbaren Vorteil, und mehr als den Augenblick. Denn während die Schwierigkeiten der illusorischen Grenzsetzungen vom Sturm hinweggefegt werden, gilt es hier, sich für die edelste, ungeheuerste Sache einzusetzen, die Sache der Mühseligen und Beladenen, der Millionen von Soldaten und Milliarden von Menschen, die — wie verschieden auch die Farbe der Uniform, der Klang ihrer Sprache sei und der Winkel der Erde, wo sie leiden — forthin wissen werden, daß sie eine erschütternde Ähnlichkeit gemeinsam haben.

*Johannes R. Becher:*

## HYMNE AUF ROSA LUXEMBURG

Auffüllend Dich rings mit Strophen aus Oliven.  
Tränen Meander umwandere Dich!  
Stern-Genächte Dir schlagend als Mantel um,  
Durchwachsen von Astbahnen hymnischen Scharlach-  
bluts . . .

O Würze Du der paradiesischen Auen:  
Du Einzige!  
Du Heilige!  
O Weib.

Durch die Welten rase ich —:  
Einmal noch Deine Hand, diese Hand zu fassen:  
Zauberisches Gezweig an Gottes Rosenölbaum.  
Wünschelrute dem Glucksucher.  
. . . in Dich o mütterlichste der Harfen träuft unser  
    aller Heimat Klang . . .  
Fünzfack diktatorisch über unsre Häupter gespannt.  
Blutquell dieser Finger Millionen Ärmster Gitter durch-  
    feilte er.

Durch die Welten rase ich —:  
Einmal noch Deinen Mund, diesen Mund zu fühlen:  
Lichtatmer, Schmetterlingsgrund,  
Oboën Gewaltstrom, Ambrosiahügelland,  
Seligster Speise . . .  
Prophetische Schwermut dämmernd am Lippenschwung.  
Alle tragen,  
Einen jeden süßt Dein Kuß:  
Schimmernde Dolde der Feuchte.

Milde Milch, Ohnmächtigen tödlichen Falls,  
Verlorene Söhne Befragende ihn —:  
! Du Silbertau im Steppenbrand!

— Du Himmel, Trost im Höllenschmerz!  
— Du Lächelmond am Mordzenith!  
— Du tiefste Purpurauszeit im Antlitzkrampf!  
Notschrei Jeremias.  
Ekstatischer Auftakt.  
Gewittersätze versammelt in Dir.  
Blanke unschuldsvolle  
Reine jungfrauweiße  
Tauben Glaubenssaft  
Ob Tribünenaltar schwebend Hostie hoch.

Welten durchrase ich —:  
Hin gegen die Elfenbeinküsten Deines Ohrs,  
An die gigantischen Urtrichter, die Tulpenkelchrohre  
der sybillinischen Mütter hier,  
An euch hin, gigantische Urtrichter,  
Aufsaugend sie alle die erdhaften Geräusche,  
Die kindlichen Wunsch — wie die fieberichten Angst-  
träume der Ärmsten,  
Bettler und Strolche Wehgeheul,  
Die schlechte, zusammengeflückte Tirade der Angeklagten,  
Die Abschiedsarie erschossenen Häseleins,  
Brombeerstrauch trillernd einen Feuertod,  
Die phraseologische Programmfanfane des Kriegs . . .  
Fabriksirenen verkündend Empörungstunde.  
— — — gigantischer Urtrichter:  
Mich tiefst hineinflüsternd mit schmachvollster Sünden  
Beichte,  
Millionen o haften mit ihren innersten (berstenden!)  
Bekenntnissen an ihm,  
Beätzt und gefleckt die Membrane von tausenden  
(zerrissenen!) Nöten Dir!  
Und, und:  
Beglänzt von den unendlichen (Flöten- und Posaunen-)  
Weisen der Seraphien.  
Ja: denn auch der Sphären Elan verzückte Dich:  
O Musik zu Musik!  
O Melodie!

Welten durchrasend —:  
Deine Stirn! O diese Stirn!  
Lilien-Schnee-Gemäuer hüllend ewigen Gedanken,  
Ackerfurche bergend sichere Saat.



Ernte knospet schon aus Stoß und Wunde.  
 Geistes Wall. Heiliger Thron.  
 Aus den Orkus Hintergründen  
 Schlagen Taifunfalten.  
 Aber Engel glätten Dich.  
 Lösen aus und salbend Dich  
 Deren Herzens Flammenreiche Palmenwald enthalten.

Welten, ja Welten durchraste ich —:  
 Deine Augen, diese Augen,  
 Krateraug mit Azur Licht zu stillen.  
 Gletscherbläue in den Dolchgrund.  
 In die wüst zerzackte Mitternacht,  
 In der Wangen Peitschen Aufruhr  
 Kühlend magischen Mond zu tauschen.  
 Augen —: Späher aus der Arche ausgeschickte.  
 Selten kehrten sie zurück.  
 . . . daß ihr Eiland sie erblickten.  
 Paradiesische Früchte pflückten  
 Flügelnd schlössen sich im Glück . . .

Bürger! Würger! Faust und Kolben  
 Stampften kotwärts deinen Kopf.  
 Doch du gewitterst. Deine Himmel platzen.  
 Ob allen Ländern steht dein Morgenrot.

Durch die Welten rase ich —:  
 Den geschundenen Leib  
 Abnehmend vom Kreuz,  
 In weicheste Linnen ihn hüllend.  
 Triumph dir durch die Welten blase ich:  
 Dir, Einzige! !  
 Dir, Heiligel! !  
 O Weib.

*Alfred Wolfenstein.*

## TIERE.

Eden war der gemeinsame Garten der Tiere und Menschen. Aber sie sind geschieden worden.

Den Menschen stieß es in die Arbeit hinaus . . bis in die Arbeit von Tieren . . bis in Edens bestialische Karikatur. Die Tiere aber leben jenseits der Mordarbeit treibenden Städte. Eine dicke Mauer trennt den Zoologischen Garten vom entstellten Eden.

Wer in den Zoologischen Garten geht, vor die Raubtiere hintritt, vor den Löwen, den er seit langem nicht sah, ist vielleicht erstaunt über das verwandelte Maß der eigenen Empfindungen.

Mit veränderten Augen siehst du ihn an. Er erscheint dir wie ein gewaltiger Gott der Sanftheit, ruhig und gut, nicht gefährlicher als ein überlegener großer Freund.

Vielleicht hattest du statt der weiblich weichen Mähne einen Stahlhelm auf seinem Haupte erwartet, und diese explosivstoffleeren Krallen schrecken das Handgranaten gewöhnte Auge nicht.

Warum nicht ruhig hinter die Gitterstangen zu ihm treten? Du lächelst bei diesem brüderlichen Gefühl nicht mehr wie früher beim Lesen von Schillers Löwenbraut. Solchen Einfluß üben die Proportionen der menschlichen Schrecknisse. Du kommst aus einer Zeit und Gegend, vor der du den Schutz der Gitterstangen vermißtest, und blinkt dort auch manchmal ein Monokel unter dem antiken Helm, so liegt doch das Weinen darüber näher als das Lachen.

\*

Seit vier Jahren entzogen sich uns die Seelen unserer Tiere immer mehr. Statt ihrer schoben sich aus den menschlichen Gesichtern rings die wilden fletschenden Kiefer weiter vor.

Gegen das Geheul der Menschen kam kein Tierlaut mehr auf. Menschen überall flogen, trappelten, galoppierten, Menschen mit ihren Maschinen blökten, wieherten, bellten und versahen sich mit jedem Tierapparat. In den Zeitungen kreischte und brüllte es. In Bäumen war es stumm. Erwinnere ich mich noch ernstlich an den Gesang von Vögeln?

Wenn der Blick zuweilen auf ein Tier fiel, wunderte ich mich: Eine unheimliche Erkenntnis trat mit der Katze still aus ihrem dunkeln Winkel. Der Hund war ein unerträglich weiches Wesen geworden. Der Kopf des Pferdes hing mit einer überirdischen Unschuld auf die Erde hinab.

Sie rührten mich . . und bedrohten mich. Es war, als müßte ich sie küssen und verehren — und zugleich, als fehle mir dazu der Abstand. Das Tier erschien mir seltsam näher und zugleich ferner: wie man dem Körperlichen des Spiels, der Resonanz, dem Klirren der Finger auf den Tasten, in der Nähe . . näher kommt, aber dem Klang der Musik ferner.

Einmal sah ich einen Hund vor der Kirchentür sitzen; ich sah noch den Schuhabsatz seines Herrn, der sich zur Andacht hineinbegeben und ihn zurückgestoßen. Ich stand . . und vor meinem verwirrten und doch ganz klaren Blick auf ihn hinab . . schwebte aus der Unschuld des Tierauges ein Geist empor, der bis an den Himmel reichte und sich niederbeugte zum kleinen schmachbedeckten Kriegsmenschen.

Die Raubtiere auch waren fast ganz verschwunden. Die Beute, die es jetzt gab, war nicht für sie bestimmt.

Nur daß man von den Haifischen seit dem Untergang der Lousitania hörte; und die Wölfe drangen bis weit zum Westen vor. Während eines Kampfes zwischen



---

russischen und deutschen Erkundungsscharen tauchte im Winter 1916 ein Rudel Wölfe auf. Das Gefecht wurde abgebrochen, und beide Parteien vereinten sich gegen diese Bestien. Nach erfolgreicher Abwehr gingen sie in die Gräben zurück.

Denn vielleicht wußten sie nicht mehr recht nach dem Blick in diese Wolfsgesichter, wie sie ihr Gesicht wieder aufeinander einstellen sollten.

## LESEBUCH.

*Victor Cyril:*  
**SAMMLUNG!**

Die Stunde, die uns jetzt schlägt, mitten im Sturm, der die alte Welt erschüttert, ist nicht nur eine Stunde des Schmerzes, deren Ton sich mit der wahnsinnigen Klage zahlloser zerstörter Existenzen mengt.

Sie ist auch vor all' den andern Stunden, die im Lauf der Jahrhunderte vorübergezogen sind, die Stunde der Entscheidung, die auserwählte Stunde für den großen Akt der Befreiung.

Durch den Stoß dieses Krieges — die, die ihn wollten, brauchten ihn nicht auszuführen — erwachten die Seelen aus langem, tiefem Schlummer, in den sie eine Ewigkeit blinder Knechtschaft versenkt hatte. Die langgetäuschten Augen sehen das wahre Morgenrot. Und in allen Geistern keimt der Zorn.

Es heißt also: Jetzt oder nie. Jetzt müssen diejenigen, deren hohe Bestimmung es ist, Licht zu bringen und die Gewissen der Massen zum Guten und Rechten zu führen, alle Kräfte spannen.

Die politischen Führer — ich spreche nicht von denen, die es beruflich sind, sondern von denen, die einer inneren Berufung folgen — haben die erhabene Wirklichkeit des Augenblicks erfaßt. In allen Ländern haben die Leiter der sozialistischen Parteien die neue Schlacht entzündet. An ihr gemessen werden die Schlachten von gestern nur den Wert einer bescheidenen geschichtlichen Episode haben.

\* \* \*

Aber neben dieser organisierten politischen Aktion gibt es einen andern Weg, der offen steht und nicht weniger wünschenswert ist: Jene rein geistige Bewegung, die von Schriftstellern, Dichtern, Polemikern und in gewisser Weise von allen denkenden Menschen ausgehen kann.

Man hat Untersuchungen angestellt. Man hat sich bemüht, die neue literarische Richtung, die neuen geistigen Strömungen, die unter dem Einfluß des großen Kriegsdramas aufkommen, zu definieren.

Aber es gibt in diesem Augenblick nur eine Frage, die wert ist, gestellt zu werden:

Schriftsteller, was ist Deine Partei?

Und wenn Du auch im Gegensatz zu dem Politiker nie ein festes Mandat inne hattest. — Du bist doch nicht mehr frei. Der Einsatz ist zu groß. Du wirst Dich in Zukunft nicht mehr mit einem ästhetischen Aufwand, mit der bloßen Freude, Schönheit zu schaffen, begnügen dürfen. Die sozialen Ziele herrschen über Dich. In einem solchen Augenblick ist kein Platz für Spielerische.

Zur Ehre der Zunft sei gerechterweise anerkannt, daß mit Ausnahme einiger unverbesserlicher Hurraschreier und einiger Stipendiaten der reaktionären Presse alle Schriftsteller, die diesen Krieg erlebten, den fortgeschrittenen Standpunkt eingenommen haben, der von ihnen zu erwarten war. Aus der Gesamtheit ihrer Tätigkeit ergibt sich eins: Sie verwerfen diese Gesellschaftsform, die nicht anders als in einem solchen Blutbad enden konnte; sie wollen nichts von dieser sogenannten „Partei des Gesetzes“ wissen, welche nichts war als das Gesetz, zehn Millionen Menschen zu töten.

Eine solche Entwicklung mußte für diejenigen verhängnisvoll werden, deren Beruf sie auf den menschlichen Schmerz hinweist.

Sie konnten nichts tun, als die von ihren großen Vorfahren aufgebaute Tradition fortzusetzen — der Romantiker, Mystiker, Naturalisten oder Klassiker — mögen sie Victor Hugo heißen oder Dostojewski, Tolstoi, Zola, Mirbeau oder Anatole France. Aber der Stoß, den sie diesmal erhielten, war umso ungeheurer, als die Empfindsamkeit — die gewissermaßen ihr Berufssinn ist — noch nie einer solchen Belastungsprobe ausgesetzt war.

Unter diesem erschütternden Schlag entfaltete sich in Henri Barbusse das prachtvolle revolutionäre Temperament, das in ihm geruht hatte. Der Haß gegen den Krieg gab ihm die Inspiration seiner unvergänglichen Worte ein. Aus ihm schöpfte er die Satzungen der neuen Gemeinschaft, die wir zu gründen haben. Georges Duhamel, einer der feinsten und gepflegtesten Geister dieser Zeit, mußte aus seiner akademischen Höhe niedersteigen, um seiner bebenden Erregung über soviel offenbaren Schmerz freien Lauf zu lassen. Junge Dichter, wie Drieux la Rochelle, Raymond Lefebvre, Noël Garnier, Pierre Chaine und viele andere, die gesehen haben und gelebt und gelitten und wollen, daß endlich das Mitleid die Welt regiere, haben sich mit aller Glut ihrer



Liebe und ihres inneren Aufruhrs, all ihrer beißenden Ironie in den Kampf der Ideen gestürzt. Ich erwähne nur unseren Freund vom „Populaire“, Vaillant-Couturier, der immer dort war, wo es am heißesten herging, und der dafür, daß er im Kugelregen Auszeichnungen erworben hatte, von ein paar Heimkriegern, die es vorgezogen hatten, dem Vaterland anstatt mit ihrem Blute mit Tinte zu dienen, als Defaitist behandelt wurde.

\* \* \*

Aber alle diese Schriftsteller, die bisher an der Erfüllung dieser wichtigen Aufgabe gearbeitet haben, konnten nichts sein als Vortrupps. Ihre Anstrengungen blieben Stückwerk.

Wenn sie wollen, daß die Kraft ihrer Werbung wirklich lebendig fruchtbare Triebkraft werde, müssen sie sich zusammentun.

Sie dürfen einander nicht länger verkennen.

Aus ihrer geistigen Gemeinschaft erwachse die Tat.

Diese Tat ist die Sammlung!

(„Humanité“ vom 25. April 1919.)

# **ELSE LASKER-SCHÜLER**

---

*Zur Uraufführung im Deutschen Theater in Berlin erschien soeben:*

## **DIE WUPPER** Schauspiel in fünf Akten

**Zweite Auflage, mit einer Umschlagzeichnung der Verfasserin**

**Geheftet 7 Mark**

**In Pappband 9 Mark**

Emil Faktor im Berl. Börsencourier: Man gab Else Lasker-Schüler eigenhaftes, mit einem wundervoll zarten Weltgefühl versponnenes Schauspiel „Die Wupper“, das niederrheinische Menschen eines Fabrikviertels mit fein erlesenen Merkmalen von Gegend und Luftschicht heraufbeschwört . . . Unter allen Darbietungen des jungen Deutschland wurde es — auch wenn man Goerlings Seeschlacht nicht vergißt — die interessanteste Vorstellung.

---

*Von früher erschienenen Büchern sind zur Zeit noch lieferbar:*

## **GESICHTE**

Essays und andere Geschichten. 4 Mark. Gebunden 6,50 Mark

## **MEIN HERZ**

Ein Liebesroman mit Bildern und wirklich lebenden Menschen. Dritte Auflage. Mit Abbildungen. / 4 Mark. / In Ganzleinen Mark 5.50

## **DER PRINZ VON THEBEN**

Ein Geschichtenbuch. Mit 25 Abbildungen nach Zeichnungen der Verfasserin und 3 farbigen Bildern von Franz Marc. 5 Mark

## **MEINE WUNDER**

Gedichte. 2 Mark. Gebunden 3 Mark

*Eine neue Auflage des „Peter-Hille-Buches“ befindet sich im Druck.*

---

**VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W10**

**Seeben erschienen in der Reihe unserer Sozialistischen Schriften:**

# **GUSTAV LANDAUER**

## **Aufruf zum Sozialismus**

**6 Mark**

Gustav Landauer tut den Himmel seiner Menschenliebe auf in dieser Schrift, die mehr ist als ein Ruf im gewöhnlichen Sinne. Ein Sozialist des Geistes und kein Parteimann spricht zum Volke und weist ihm mit sündenden Worten den Weg zur großen Menschheitshöhe des Sozialismus, der nicht anders zu gehen ist als im Geiste und in der Wahrheit. Es redet einer, der ihn gefunden hat, und der ihn darum mit fast berausenden Worten prophetisch künden kann. Das neue, das da kommen muß, baut Landauers Rede an die deutsche Nation auf aus dem Grunde des Alten, das sie als echte Kapuzinerpredigt bloßlegt. Landauers „Aufruf“ ist ein Weckruf für die noch immer Gleichgültigen — für die Sozialisten aber das Buch der Erkenntnis.

## **Rechenschaft**

**Geheftet 8 Mark**

**Gebunden 11 Mark**

Gustav Landauer zählt zu der kleinen Schar von Männern, die aufrechte Denker waren vor dem Krieg und im Krieg. Die Rechenschaft, die er ablegt, ist ein Werk, das zum Erkennen und Bekennen ruft und Gefolgschaft finden muß bei dem großen Heerbann derer, die heute gleichen Willens sind. Mit prophetischer Wucht kündigt Landauer schon vor einem Jahrzehnt das unausweichliche Chaos der Kriegs- und Nachkriegszeit. In Reden und Gesprächen reißt er mit der reinen Klarheit echter Philosophie und in erschütternder Einfachheit der alten Zeit die Maske ab. Als ein Prediger in der Wüste weist er das gelobte Land. Die „Rechenschaft“ ist das Lehr- und Lesebuch der jungen deutschen Revolution, ein Führer zum Geist der Zukunft.

---

**VERLAG PAUL CASSIRER / BERLIN W 10**



# *Die weißen Blätter*

---

**EINE MONATSSCHRIFT**

HERAUSGEGEBEN VON RENÉ SCHICKELE

---

SECHSTES HEFT ♦ ♦ 6. JAHRGANG ♦ ♦ JUNI 1919

---

## INHALT:

Douglas Goldring: Der Kampf um die Freiheit.

Ernst Toller: Gedichte.

Max Hodann: Die Partei der Vernunft.

Alfred Wolfenstein: Aufruf gegen ein Gift.

Oscar Levy: Nietzsche im Krieg.

Das weiße Brett.

René Schickele: Abschwur.

EINZELPREIS 2 MARK  
ODER 2 FRANKEN

VIERTELJÄHRL. 5 MARK  
ODER 5 FRANKEN

---

**1919**

---

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.

Soeben erschien:

# GUSTAV LANDAUER

## GEDÄCHTNISREDE

in der Volksbühne zu Berlin  
gehalten am 25. Mai 1919 von

JULIUS BAB

Preis 1,50 M.

---

VERLAG PAUL CASSIRER / BERLIN W 10

In einigen Tagen erscheint:

# REVOLUTIONSTAG IN BERLIN

Sechs Lithographien von  
ERNST STERN

60 numerierte Exemplare, wovon 50 in den Handel kommen.  
Die Lithographien wurden unter Aufsicht des Künstlers auf  
bestes Zandersbüttchen in der Pan-Press gedruckt und jedes Blatt  
vom Künstler eigenhändig signiert.

Größe der Mappe 53:70 cm

Subskriptionspreis 200 Mark

---

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER / BERLIN W 10

*Douglas Goldring:*

## DER KAMPF UM DIE FREIHEIT

Schauspiel in vier Aufzügen

Deutsch von Hermynia von Zur Mühlen

### DRITTER AUFZUG.

(Salon in Frau Lamberts Haus in Kensington Square. Die Möbel sind entweder ganz altmodisch oder hypermodern; dieses Gemisch verleiht dem Zimmer ein merkwürdiges Aussehen und symbolisiert gleichsam den Unterschied zwischen Margaret und ihrer Mutter. Da der Vorhang aufgeht, sitzt Frau Lambert, eine Brille auf der Nase, in einen Brief vertieft. (Die Brille paßt schlecht zu der Jugendlichkeit ihrer blonden Perücke.) Ihre geröteten Augen verraten, daß sie geweint hat; da sie den Brief zu Ende gelesen, seufzt sie tief und liest ihn noch einmal. Dann legt sie ihn nieder, nimmt die Brille ab und putzt sie mit dem Taschentuch.

Das Stubenmädchen öffnet die Tür.)

Stubenmädchen: Der Dechant von Devizes und Frau Slaughter.

Frau Lambert: Janey, ich bin so froh, daß Sie gekommen sind.

(Sie umarmt Frau Slaughter.) Es ist so gütig von Ihnen, Samuel. (Sie reicht dem Dechanten die Hand.)

Der Dechant: Liebe Mary, Ihr Brief hat mich tief erschüttert.

Tief erschüttert! Ich war am gleichen Nachmittag, da sich das traurige Ereignis zugetragen hat, bei Michael . . . Ich entsinne mich, daß mir sein merkwürdiges Benehmen auffiel. Er bat mich sogar, zu gehen, weil er eine „Verabredung“ habe. Hätte ich doch gewußt, um was für eine Verabredung es sich handelt. Hätte — ich — es — doch gewußt!

Frau Lambert: Ich bin verzweifelt über Margaret; das Kind ist dem Wahnsinn nahe; gestern Abend befürchtete ich ernstlich, sie werde den Verstand verlieren.



**Frau Slaughter** (mit furchtbarer Heiterkeit): Komm, komm, Mary. Sie wird sich schon beruhigen. Sie muß tapfer sein; wir müssen alle tapfer sein; müssen die Köpfe zusammenstecken. Samuel wird uns beraten. (Flüsternd) Erzählen Sie uns, Mary, von allem Anfang an, was geschehen ist.

**Frau Lambert**: O, ich vermag darüber nicht zu sprechen . . . es ist so entsetzlich, so furchtbar. Mein einziger Trost ist, daß Michael sich in Grund und Boden schämt. Hier sein Brief. Ich erhielt ihn vor einer Stunde und weiß nicht, wie ich ihn auffassen soll. (Sie reicht den Brief dem Dechanten.)

**Der Dechant** (setzt seinen Zwickel auf, liest. Frau Slaughter blickt, auf den Zehen stehend, über seine Schulter in den Brief.) Hm. Hm. Hm. Ich muß sagen: das ist ein männlicher, ehrenhafter Brief.

**Frau Lambert**: Er scheint jedenfalls bereit, alles nach Kräften gutzumachen . . . ich weiß bloß nicht, wie sich Margaret dazu stellen wird. Sie weint ununterbrochen. O, wäre es doch nicht geschehen . . . Wäre es doch nicht geschehen. (Sie stützt den Kopf in beide Hände.) Mir ist vor lauter Nachdenken zu Mute, als müßte mir der Kopf bersten.

**Der Dechant**: Nun, nun; beruhigen Sie sich, Mary. Einige Sätze dieses Briefes lassen keinen Zweifel darüber bestehen, welchen Weg Margaret einzuschlagen hat. Die Kirche hat in ihrer Weisheit auch für solche Fälle Regeln aufgestellt. Wenn der Mann hierzu gewillt ist, muß das Paar heiraten, und Michael verlangt ja gar nichts anderes. Er schreibt: Das erste, was ich bei meiner Ankunft in London tat, war, daß ich mir eine Eheerlaubnis verschafft habe, in der Hoffnung, ich werde Margaret dazu bewegen können, mich vor meiner Abreise zu heiraten. Mein innigster Herzenswunsch ist, daß sie trotz dem Vorgefallenen auf meine Bitte eingehen und mir einen Augenblick des Wahnsinns verzeihen möge, auf den ich mit Reue und Entsetzen zurückblicke. Wie traurig auch alldies ist, wir dürfen mit dem armen Jungen nicht zu streng ins Gericht gehen. Müssen bedenken, was er alles unseretwillen ertragen hat.

**Frau Lambert**: Nicht wir sind es, die ihn verurteilen, Samuel; Margaret ist es. Eigentlich ist es nicht unsere Angelegenheit, denn sie hat ihn zu heiraten, nicht wir.

**Der Dechant**: Darin haben Sie Recht, Mary; nicht in unseren Händen liegt das Urteil, doch auch nicht in denen Margarets. Der Herr in seinem Erbarmen verschmäht nicht ein zerknirschtes, bußfertiges Herz. Als Geistlicher muß ich sagen, dieser Brief beweist den rechten Geist; als Weltmann deucht mich das

Schreiben äußerst aufrichtig, großmütig, und, wenn ich mich so ausdrücken darf, gentlemanlike.

Frau Lambert (seufzend): Das ist ja alles recht gut und schön, doch vergessen Sie bei Ihrer Rechnung — Margaret. Sie wird es nie zugeben, daß man sie auf diese Art wieder zu einer ehrbaren Frau macht — wie ein Dienstmädchen, das ins Unglück geraten ist.

Der Dechant: Ich werde mit ihr sprechen, Mary; wenn nötig: unter vier Augen. Ich bin überzeugt, daß sie ihre Pflicht als eine englische, christliche Dame erfüllen wird.

Frau Slaughter (heftig): Wenn Margaret auch nur den geringsten Patriotismus besitzt, so muß sie die Angelegenheit mit unseren Augen sehen. Michael hat als Soldat einen ausgezeichneten Ruf. Er besitzt das Militärkreuz und die Ehrenlegion! Außerdem ist er in jeder Beziehung eine äußerst gute Partie, hat ungefähr 4000 Pfund Einkommen. Es wäre ein Wahnsinn, sich alle Lebensaussichten zu verderben. Sie müßten gleich heiraten. Morgen. Das ist die einzige Möglichkeit, alles wieder in Ordnung zu bringen.

Frau Lambert: Margaret ist anderer Meinung. Sie nennt ihn einen Verbrecher. Die meisten Leute kämen für so etwas ins Gefängnis. Arme Leute natürlich. War es nicht Ihr Untergärtner, Samuel, mit dem sich ähnliches ereignet hat? Ich weiß nicht, woher Margaret es weiß, aber sie spricht unentwegt davon.

Der Dechant (empört): Wahrlich, Mary, gegen diesen Ausspruch muß ich protestieren. Die beiden Fälle haben nicht die geringste Ähnlichkeit. Dieser Jenkins, von dem Sie sprechen, war ein lasterhafter, verdorbener Mensch. Noch bevor er zum Heer ging, mußte ich ihm zweimal wegen Trunkenheit kündigen.

Frau Slaughter (heiter): Bleiben wir bei der Sache, Mary, und versuchen wir, alles in Ruhe und mit Vernunft zu betrachten. Es hat keinen Sinn, über ein Unglück die Hände zu ringen. Da gilt es: „erste Hilfe“ leisten. Dies wenigstens hat uns der Krieg gelehrt.

Der Dechant: In diesem Fall befinden sich die Vernunft und die Lehren der Kirche in völliger Übereinstimmung. Der Pfad liegt klar vor unseren Augen.

Frau Lambert (ohne Überzeugung): Ich fürchte, Margaret ist nicht sehr vernünftig gestimmt . . .

Der Dechant: Und wohl auch nicht sehr religiös. Nun, wir müssen dem armen Mädchen so sanft sein, wie es dies die in ihrem eigenen Interesse nötige Strenge gestattet. Wir dürfen aber keine Zeit verlieren; Michaels Urlaub läuft morgen ab.



**Frau Lambert:** Ich fürchte, ihr Herz ist gebrochen. Sie wird niemals einwilligen.

**Frau Slaughter:** Das Herz wird heilen, Mary, es wird heilen. Ich weiß, was ich sage. Die ganze Angelegenheit ist mehr eine medizinische als eine moralische. Wenn Margaret dies versteht, so wird sie auch verzeihen. Ich muß mich doch in derlei Dingen auskennen, habe hunderte von Nervenschockfällen im Spital gehabt. Die armen Kerle sind nicht verantwortlich . . . Mehr kann man darüber nicht sagen. Sie dürfen nicht nach dem gewöhnlichen Maßstab beurteilt werden. Michael ist von einem plötzlichen Nervensturm fortgerissen worden. Nun, da er sich erholt hat, ist er zu jeder Sühne bereit. Sie wissen Mary, er ist eine ausgezeichnete Partie. Sie sollten morgen heiraten und den Rest von Michaels Urlaub anderswo zubringen. Das wäre das allerbeste. Diese Ehe wird Margaret von ihren unliebsamen Bekannten fernhalten, die ihren Geist mit sozialistischen Theorien vergiften. Und Michaels Liebe zu ihr läßt sich gar nicht in Frage stellen.

**Frau Lambert:** Ich muß schon sagen, ich stelle mir die Liebe anders vor! Und wenn er verrückt ist, wie kann ich sie dann mit ihm fortgehen lassen?

**Frau Slaughter:** Ich habe niemals gesagt, daß er verrückt sei.

**Der Dechant** (sich erhebend und gewichtig auf und ab gehend):  
Entsinnen Sie sich, Mary, der tiefgehenden Worte unseres großen Dichters:

„Und dennoch hoffen wir, daß irgendwie  
das Gute wird des Bösen Endziel sein.“

Unsere Pflicht ist es, dafür zu sorgen, daß aus dieser schrecklichen Angelegenheit Gutes erwachse; dies ist der Punkt, wo Religion vonnöten, wo die Führung der Kirche von ungeheurer Wichtigkeit ist.

**Frau Slaughter:** Wir dürfen auch nicht vergessen, daß Michael seit achtzehn Monaten um unseretwillen, um Margarets willen sein Leben aufs Spiel gesetzt hat. Wir müssen uns daran erinnern, daß Krieg ist. Das Mindeste, was unserer Dankbarkeit zukommt, ist, das Vorgetallene nicht all zu streng zu beurteilen. Besonders nach Michaels reuigem Brief! Denn dieser ist, wie der Dechant sagte, der Brief eines vollkommenen Gentleman.

**Frau Lambert:** Als ich ein junges Mädchen war, gaben Gentlemen ihren zukünftigen Frauen keine Betäubungsmittel, um bei ihrer Werbung Fortschritte zu machen.



**Der Dechant:** Der Junge gab einer plötzlichen Versuchung nach, Mary, war in einem Zustand völliger nervöser Überreizung. Vergessen sie nicht, daß er im Schützengraben Tag für Tag, achtzehn Monate lang, an Margaret gedacht hat. Er kehrt heim und erfährt als erstes, daß Margaret von ihm, herzloser Weise, nichts mehr wissen will. Stellen sie sich doch den furchtbaren Schock vor! Kein Wunder, daß er sein moralisches Gleichgewicht verlor. Auch Margaret ist in der Sache keineswegs von jeder Schuld freizusprechen.

**Frau Lambert:** Margaret war ein unschuldiges, unverdorbenes Kind.

**Frau Slaughter:** Und kann morgen oder übermorgen, wenn sie Vernunft annimmt, eine glücklich verheiratete Frau sein. Seien Sie doch vernünftig, Mary.

**Frau Lambert:** Sie wird nicht glücklich sein.

**Frau Slaughter:** Wir müssen versuchen, sie glücklich zu machen, zu erheitern. Ihr helfen, damit sie allen Kummer in den Hochzeitsvorbereitungen vergesse. Ich will sie selbst begleiten, wenn sie die Ausstattung kauft. Ich weiß ein Geschäft, das speziell für Kriegstrauungen eingerichtet ist. Dort bekommt sie alles Nötige in achtundvierzig Stunden, und sie wird so beschäftigt sein, daß sie keinen Augenblick Zeit finden wird, an das erlittene Unrecht zu denken.

**Frau Lambert:** Sie scheinen beide nicht einzusehen, daß Margaret mit Michael gebrochen hat, weil sie einen anderen liebt. Das ist ja das Schreckliche.

**Frau Slaughter:** Wie? Sie meinen doch nicht den sozialistischen Agitator, den wir unlängst bei Eleanor Lambert trafen? Wie konnten Sie das gestatten!

**Der Dechant:** Ein sozialistischer Agitator . . . ein Atheist! Wollen Sie tatsächlich damit sagen, daß sie wegen eines Sozialisten mit einem Mann aus ihrer eigenen Klasse gebrochen hat? Ich kann nicht glauben, daß das ihr Ernst ist? Ist es aber dennoch wahr, so betrachte ich das Vorgefallene als eine Fügung der Vorsehung. Wahrlich, Gott zeigt sich auf geheimnisvolle Weise. Es ist eine Rettung, ein Segen für Margaret. Nun ist jeder Zweifel an die Notwendigkeit einer Ehe mit Michael behoben. Und es ist von jedem Standpunkt aus unbedingt erforderlich, daß die Zeremonie sofort statfinde.

**Frau Slaughter:** Samuel, telephoniere Michael an; er möge gleich herkommen. Wir wollen die Sache sofort regeln, es geht nichts über schnelles Handeln. Geh, Samuel, bitte. Das Telephon befindet sich in der Halle, nicht wahr, Mary?

**Frau Lambert:** Ja. (Dechant ab. Mit jäher Energie) Ich möchte gerne wissen, weshalb Margaret bei alldem außer acht gelassen wird? Samuel kann telephonieren, soviel er will; ich kenne doch Margaret. Schließlich ist sie meine Tochter. Sie wird gegen ihren Willen niemand heiraten. Wir können sie nicht zwingen, Michaels Frau zu werden.

**Frau Slaugther** (ihre Stimme ist mit Diplomatie durchtränkt): Natürlich nicht; doch können wir ihr alles verständig und gütig beibringen. Sie wird ein vernünftiges Mädchen sein, wenn es darauf ankommt, das Rechte zu tun. Davon bin ich überzeugt. Lassen Sie mich mit ihr sprechen. Wollen wir sie nicht lieber jetzt, da Samuel fort ist, rufen lassen?

**Frau Lambert:** Ja

(Frau Slaugther erhebt sich, geht zum Kamin und drückt energisch auf die Klingel.)

**Frau Slaughter:** Ich weiß ja, wie furchtbar erschüttert das arme, liebe Kind sein muß; sie hat einen entsetzlichen Nervenschock erlitten. Aber sie wird darüber hinwegkommen; sie wird darüber hinwegkommen.

(Stubenmädchen tritt ein.)

**Stubenmädchen:** Haben Sie geläutet, gnädige Frau?

**Frau Slaughter:** Ja, Wilkins. Bitten Sie Fräulein Margaret, für einen Augenblick in den Salon zu kommen.

**Stubenmädchen:** Ja, gnädige Frau.

**Frau Lambert** (wütend, weil Frau Slaughter ihrem Mädchen Befehle erteilt): Margaret wird mir niemals verzeihen, daß ich es Ihnen gesagt habe. Sie haßt es, wenn ich über sie oder ihre Angelegenheiten spreche.

**Frau Slaughter:** Nun, Mary, ich glaube, da ich Margarets Taufpatin bin ... der Dechant sie getauft hat und wir Philipp und Michael Henderson seit ihrer Kindheit kennen, wird vielleicht sogar Margaret zugeben, daß wir ein Recht hatten, von dem Vorgefallenen in Kenntnis gesetzt zu werden. Wer könnte befähigter sein als Samuel, ihr in dieser schweren Zeit beizustehen und sie zu beraten?

**Frau Lambert:** Sie wissen ja, Janey, daß ich stets in allem Samuels Rat einhole; er ist der erste, an den ich mich in einer schwierigen Lage wende. Aber Margaret ist ein so seltsames Mädchen. Stellen Sie sich vor, sie hat die Sache zuerst Eleanor und erst dann mir erzählt.

**Frau Slaughter** (sichtlich erregt): Was Sie nicht sagen, Mary! Eleanor ist die letzte, die in diese Sache hereingezogen werden



durfte. Ihr Einfluß auf Margaret ist stets der allernünftigste gewesen. Ich glaube, Eleanor trägt wirklich die Verantwortung für alles. Wenn Margaret nicht mit Michael gebrochen hätte, hätte er nie — eh — eh — dermaßen den Kopf verloren.

(Margaret tritt ins Zimmer. Sie ist sehr blaß, hat verweinte Augen, sieht sehr krank aus. Ihre Nerven sind äußerst überreizt, sie blickt erschreckt um sich.)

Frau Slaughter (eilt ihr entgegen, umarmt sie mütterlich): Mein armer Liebling!

(Margaret fährt wie von einem Schlag getroffen zusammen, blickt flehend auf ihre Mutter.)

Margaret: Wolltest Du etwas, Mutter?

Frau Slaughter (sich vordrängend): Ja, Liebling, wir haben gute Nachrichten für Sie . . . Nun, nun . . . Die Dinge sind nicht so arg, wie sie aussehen.

Margaret (kalt, mühsam die Worte hervorstoßend): Ich fürchte, ich verstehe Sie nicht, Frau Slaughter. Ich erwarte keine guten Nachrichten.

Frau Slaughter (der Warnung in Margarets Ton nicht achtend): Liebste, Ihre Mutter hat von Michael einen langen, höchst ehrenhaften Brief erhalten.

Margaret (zu Frau Lambert): Mutter! Wie konntest Du . . . wie konntest Du so grausam sein! (Sie sinkt schluchzend auf einen Stuhl, bedeckt das Gesicht mit beiden Händen.)

Frau Lambert (tief bewegt, rührend, doch etwas lächerlich in ihrem Kummer): Margaret, Liebste! Was sollte ich tun? Ich mußte jemand um Rat fragen. Alles war so schwer. Ich wollte das Beste; glaube mir, Margaret.

Margaret (zornig): Was für ein Recht hattest Du, das Vorgefallene ohne meine Erlaubnis mit irgend jemand zu besprechen? Ich bin kein Kind.

Frau Slaughter: Margaret, Sie versetzen mich in Erstaunen. Sie können doch wirklich zu den alten Freunden Ihrer Eltern Vertrauen hegen. Ihre eigene Taufpatin . . . Der Dechant, der Sie in die Kirche aufgenommen hat. Ihre Ehre ist unsere Ehre, Liebling.

Margaret: Nein. Jede Frau ist die Hüterin ihrer eigenen Ehre. Wenn ich Hilfe brauche . . . ich bin nicht stumm, kann sie verlangen.

Frau Slaughter (zu Frau Lambert): Ich fürchte, das arme Kind befindet sich in einem höchst überreizten Zustand. (Zu Margaret.) Hören Sie mich an, Margaret. Ich begreife vollkommen Ihre



Gefühle. Sie dürfen jedoch nicht vergessen, daß wir älter sind als Sie, mehr Lebenserfahrung besitzen. Unser einziger Gedanke — unser einziger Wunsch, Margaret, ist, Ihnen zu helfen, Ihre Interessen nach Möglichkeit zu wahren. Bloß übergroße Liebe veranlaßte Ihre Mutter, sich an den Dechanten und mich zu wenden . . .

Margaret (verächtlich): Sie braucht immer den Rat des Dechanten — wenn die Köchin kündigt oder das Feuer nicht brennen will, oder wenn sie ihr Geld schlecht angelegt hat. Es ist eine Gewohnheit von ihr. Aber das . . . das ist zu viel.

Frau Lambert: Margaret, Du brichst mir das Herz.

Frau Slaughter (einschmeichelnd): Versuchen Sie, sich zu beruhigen, Liebste. Ich will Ihnen in wenigen Worten alles sagen, und dann können wir das Ganze überdenken.

Margaret: Was glauben Sie denn, das ich bis jetzt getan habe? Überdenken!

Frau Slaughter: Hören Sie mich an, Margaret. Michael bereut sein Unrecht aus ganzem Herzen . . . er hat Ihrer Mutter einen schönen, männlichen Brief geschrieben. Sein ganzes Leben geht in Ihnen auf. Er bittet, Sie mögen ihm verzeihen. Nichts in der Welt wünscht er sehnlicher, als Sie sofort zu heiraten — ehe er an die Front zurückkehrt. Überlegen Sie, Margaret. Seien Sie nicht hart. Denken Sie daran, was vielleicht seiner an der Front harzt. Vielleicht sehen Sie ihn diese Woche zum letzten Mal.

Margaret: Ich werde ihn nie mehr sehen, wenn ich es vermeiden kann.

Frau Slaughter: Margaret!

Margaret: Ich wünsche nicht, daß er umkommt, wie Sie vielleicht glauben. Ich meine bloß das, was ich sagte.

Frau Slaughter: Sie sind wirklich ein seltsames Mädchen. Warum die Dinge noch ärger machen? Sie könnten so glücklich sein. Eine echte Kriegstrauung! Der Dechant würde selbst die Trauung vornehmen. Alle Ihre Freunde wären anwesend, würden Ihnen Glück wünschen. Nun? . . .

Margaret: Danke, Frau Slaughter. Ich will keine Kriegstrauung. Bin des Krieges überdrüssig. Michael weiß sehr gut, daß ich ihn nicht heiraten kann. Er hat sich einfach gerächt, Sie alle geblufft. (Der Dechant kommt.)

Der Dechant (zufrieden lächelnd): Ah! Da sind wir. Mein liebes Kind! (Er ergreift Margarets Hände.) Gute Botschaft! Fassen Sie Mut. Alles wird sich zum Besten wenden.

Margaret: So? Wie?

**Der Dechant:** Sie werden verzeihen, Margaret, so wie Gott in seiner Barmherzigkeit Ihnen vergeben wird. Wenn Sie, wie ich hoffe, Michael heiraten, so werden Sie einen guten Gatten haben. Und Sie werden ihn in Ordnung halten. Ich weiß es. Weiß es. Oft werden Ehen, die schlecht beginnen, die allerglücklichsten.

**Margaret:** Es wird zu keiner Ehe kommen.

**Der Dechant:** Doch, doch Liebste . . . Michaels Brief zufolge. Sein einziger Wunsch ist, das begangene Unrecht zu sühnen. Sie können ihm nicht verweigern . . .

**Margaret:** Was liegt mir an seinem Brief! Hat denn keiner von euch Verständnis?

**Frau Slaughter:** Gerade weil wir Verständnis haben, Margaret, weil wir das Leben verstehen, bitten wir Sie, vernünftig zu sein.

**Margaret:** Ich werde Michael Henderson nicht heiraten. Es ist mir einerlei, was Sie sagen. (Zu Frau Lambert.) Mutter, laß mich gehen. Weshalb gestattest Du, daß ich gequält werde?

**Frau Lambert:** O, mein Kind, ich bin so unglücklich. Aber der Dechant muß recht haben. Ich weiß, daß er recht hat.

**Margaret:** Die ganze Angelegenheit geht nur mich an. Ich heirate ihn nicht.

**Frau Slaughter (streng):** Hören Sie mich an, Margaret. Wir sind alle älter als Sie, vielleicht auch etwas weiser und erfahrener. Wir wissen genau, wie Ihnen zu Mute ist . . .

**Margaret:** Ich glaube nicht.

**Frau Slaughter:** (sich beherrschend) Ob Sie es glauben oder nicht, es ist dennoch wahr. Es wird Ihnen nicht gelingen, mich gegen Sie aufzubringen, mein Kind, was immer auch Sie sagen mögen.

**Margaret:** Nein, Sie werden mir nicht einmal diese Genugtuung gönnen.

**Frau Slaughter:** Ihr Interesse liegt uns viel zu sehr am Herzen. Eines Tages werden Sie dies einsehen und uns dankbar sein. Wir denken an die Zukunft, Margaret; können nicht gestatten, daß Ihr ganzes Leben durch dieses . . . dieses Unglück verdorben werde. Michael ist mehr als bereit, Ihnen den Schutz seines Namens zu geben.

**Margaret:** Wie großmütig von ihm!

**Der Dechant:** Ihr Ton schmerzt mich unsäglich, Margaret. Sie werden doch nicht Ihre Christenpflicht vergessen . . .

**Frau Slaughter:** Versuchen Sie weniger hart zu sein, Margaret. Weshalb wollen Sie nicht etwas Großmut zeigen? Michael liebt Sie bis zum Wahnsinn. Seit anderthalb Jahren setzt er sein

Leben aufs Spiel . . . für Sie! Ziehen Sie doch die furchtbare Wirkung, die der Krieg auf den armen Jungen gehabt, in Betracht. Denken Sie an die entsetzliche Nervenanspannung im Schützengraben, Monat um Monat! Sie haben ihn einmal geliebt, haben genügend Liebe empfunden, um sich mit ihm zu verloben. Diese Liebe kann nicht völlig erstorben sein.

Margaret (sich erhebend): Bitte, sprechen Sie nicht weiter, Frau Slaughter. Ich werde keine Klage gegen Michael erheben, verlange gar nicht, daß der Mann eingesperrt werde. Ich bin nicht rachsüchtig. Aber ich werde ihn nicht heiraten, ich kenne ihn zu gut.

Frau Lambert: Margaret, Liebste!

Der Dechant: Welch sinnloses Gerede! Klage erheben?! Das wäre für Sie der Ruin! Die Öffentlichkeit! Der Skandal! Außerdem würde ihn kein Richter verurteilen und dies ganz gerechtfertigter Weise.

Margaret: Ist Ihr Gärtner damals nicht verurteilt worden? Werden wir die Deutschen, wenn sich hierzu die Gelegenheit bietet, nicht ihrer angeblichen Greuelthaten wegen verurteilen? Und haben nicht auch deren Nerven unter Krieg und Hunger gelitten? Weshalb sollte es für Michael eine Entschuldigung geben?

(Eleanor Lambert betritt, vom Stubenmädchen geleitet, das Zimmer.)

Der Dechant (hitzig): Diese Fälle sind völlig verschieden, haben nichts Gemeinsames.

Fräulein Lambert (zu Frau Lambert): Guten Tag, Mary. (Zum Dechanten und Frau Slaughter) Guten Tag, Janey, Samuel (sie schüttelt ihnen die Hand) Margaret, Liebste, Du siehst aus wie Daniel in der Löwengrube, doch ermangelt Dir offensichtlich seine Technik.

Margaret (weinend): O, Tante Eleanor! (Sie verbirgt ihr Gesicht an der Brust ihrer Tante. Fräulein Lambert legt einen Augenblick schützend den Arm um sie, drückt sie dann sanft auf den Stuhl.)

Fräulein Lambert: Setz Dich, Margaret. Was ist denn hier los? Halten Sie die Gerichtssitzung ab, Samuel? Welche Fälle sind völlig verschieden, wenn ich fragen darf?

Margaret: Der Dechant behauptet, Michaels Benehmen sei ein ganz anderes als das des Gärtners. Den Gärtner hat er einsperren lassen . . . doch will er, daß ich Michael heirate.

Der Dechant: (verstört) Ich bitte Sie, Eleanor . . . Wenn Sie einen Funken Gefühl haben! Das Kind ist außer sich.

Fräulein Lambert: Ich habe keinen Funken Gefühl, Samuel; nicht den allerkleinsten. Sie könnten mich doch schon kennen.



Weshalb soll Michael Henderson, wenn er das gleiche Verbrechen begangen hat, nicht auch des Gärtners Los teilen?

Der Dechant: (gewichtig) Ich werde mit Ihnen nicht über die Sache reden, Eleanor. Wenn die Opfer, die Michael seinem Vaterland gebracht hat, Ihnen nichts bedeuten . . .

Fräulein Lambert: Aha! Darauf habe ich gewartet — das berühmte „ungeschriebene Gesetz“. Das Gesetz, demzufolge die Frauen die Sklavinnen ihrer Verteidiger sind, straflos geschändet, ihre Liebhaber straflos ermordet werden dürfen. Ein schönes Gesetz . . . Mit welcher Begeisterung Sie dafür eintreten, Samuel! Sie verteidigen es ebenso beredt, wie die „Daily Mail“ Pemberton Billings „Schwarzbuch“.

Der Dechant: (von oben herab) Ihre Schmähungen lassen mich kalt, Eleanor. Ich werde trotzdem unbehindert meine Pflicht erfüllen.

Fräulein Lambert: Das heißt, Sie werden versuchen, das Kind zu zwingen, einen Mann zu heiraten, der, falls er nicht ein Verbrecher, so doch bestimmt ein Verrückter ist . . . ihn zu heiraten, bloß weil er eine Uniform trägt!

Margaret: Ich will lieber sterben, als ihn heiraten.

Fräulein Lambert: Wenn Du meinen Rat befolgst, wirst Du keines von beiden tun.

Der Dechant: (bebend vor Zorn) Hüten Sie sich, Eleanor, sich zwischen Margaret und ihre Christenpflicht zu stellen. Hüten Sie sich!

Fräulein Lambert: Christenpflicht! Dummes Zeug! (sich an Frau Lambert wendend) Mary, ich hoffe, Du hast diesen niedrigen Vorschlag mit der gebührenden Verachtung zurückgewiesen?

Frau Lambert: (weinerlich, trotzig) Ich muß an des Kindes Zukunft denken, und ich glaube, der Dechant hat recht.

Frau Slaughter: Sie können nicht erwarten, daß sich Christen Ihren heidnischen Standpunkt zu eigen machen, Eleanor. Wir wissen nur zu gut, daß Ihnen jeglicher Patriotismus mangelt.

Fräulein Lambert: Wenn Ihr Patriotismus Sie dazu triebe, ein öffentliches Haus als Nebengebäude zu Ihrem Offiziers-Spital zu errichten, so würde ich Margaret bestimmt nicht auffordern, sich dafür freiwillig zu melden.

Frau Slaughter: Ihr Hohn läßt mich unberührt, Eleanor. Margaret muß in einer Welt leben, die sie bereits vorfindet. Die große Masse der Unseren ehrt und achtet unsere tapferen Jungen, selbst wenn Sie dies nicht tun. Michael hat um seines Vaterlandes willen schreckliche Leiden erduldet; kein anständiger Mensch Mann oder Frau, wird ihn verurteilen oder hart beurteilen.

**Der Dechant (eisig):** Alle Freunde und Verwandte Margarets, Sie ausgenommen, Eleanor, werden sich unserer Ansicht anschließen.

**Frau Lambert:** Wirklich . . . Eleanor . . . Es ist daran etwas Wahres. Ich kann nichts dafür, daß . . .

**Fräulein Lambert:** Liebe Mary, warum willst Du lieber alles andere tun, als denken. Diese falsche Rührseligkeit hat unser ganzes Land zum Verfaulen gebracht. Sie macht mich ganz krank. Heutzutage genügt eine hysterische Bemerkung über „unsere tapferen Jungen“, um ein ganzes Auditorium mitzureißen; ohne Rücksicht auf Recht und Unrecht, auf Wahrheit, Gerechtigkeit, sogar Vernunft. Ich möchte wissen, was Ihnen an unseren tapferen Jungen liegt, Samuel! Immer predigen Sie den Endsieg . . . immer deuten Sie auf die Gefahr eines Friedens hin, der noch rechtzeitig die Welt vor Ruin und Hungersnot bewahren könnte. Sie würden lieber morgen Millionen Leben opfern, als ein einziges Vorurteil aufgeben. Und fast alle Engländer Ihrer Klasse und Ihres Alters sind genau wie Sie.

**Der Dechant:** Eine pazifistische Rede von Ihrem Munde, Eleanor, versetzt mich keineswegs in Erstaunen. Darf ich Sie jedoch daran erinnern, daß wir hier über Margarets zukünftiges Glück sprechen? In diesem Augenblick handelt es sich um ihre ganze Zukunft. Eine politische Diskussion ist hier nicht am Platze.

**Fräulein Lambert:** Ich glaube gerne, daß dies Ihre Meinung ist. Wenn Sie jedoch einmal nachdächten, Samuel, würden Sie vielleicht erkennen, daß dieser Krieg „um die Freiheit der Welt“ das Erzgreuel ist, aus dem die kleineren Greuel entspringen. Der Krieg entfesselt im Manne die Bestie, in der Frau die Hündin und die Hyäne. Er ist eine Seuche. Michael Henderson leidet an dieser Seuche, ist von ihr angesteckt, befleckt. Margaret ist noch gesund. Und Sie verlangen, sie solle sich von dem Übel verderben lassen. Soll die Jugend beiderlei Geschlechts der Gier und der Schlechtigkeit der Greise zum Opfer fallen? Ich glaubte, Ihr dürstet bloß nach dem Blut unserer Söhne! Nun verlangt Ihr zum Opfer für Euren Götzen auch noch die Reinheit unserer Töchter.

**Der Dechant (empört):** Wahrlich, Eleanor, Sie vergessen sich. Dieses Gerede vor Margaret ist höchst peinlich. Ich bin altmodisch genug, daß es mich anwidert, vor jungen Mädchen solche Worte zu hören.

**Margaret:** Dürfen in altmodischen Kreisen junge Mädchen nicht die Wahrheit hören, Dechant? Auch dann nicht, wenn es sich „um ihre ganze Zukunft“ handelt?



**Frau Slaughter:** Die Wahrheit, Liebste, ist, daß Michael Henderson gefehlt hat — wie es jedem von uns passieren könnte — und daß er aufrichtige Reue empfindet. Er liebt Sie unsäglich und wird Ihnen ein guter Gatte sein. Sie werden es Ihr Lebenlang bedauern, wenn Sie allzu hart gegen ihn verfahren, rachsüchtige Gedanken nähren und schlechten Ratgebern Gehör schenken.

**Margaret (trotzig):** Ich habe bereits gesagt, daß ich keine Klage erheben werde.

**Der Dechant:** Wenn Sie töricht genug wären, etwas so Ungeheuerliches zu tun, so würden Sie bald erfahren, daß die ausgezeichnetsten Richter mit meiner Ansicht übereinstimmen. Und aus welchem Grunde? Weil sie Christen sind und die Lehren unserer erhabenen Kirche befolgen.

**Fräulein Lambert:** Ich bin gerne bereit, die Sache unserer armen Söhne und Töchter und der ganzen leidenden Menschheit zu verfechten. Was jedoch unsere sentimentalen Magistratsherren, unsere an Gehirnerweichung leidenden Richter anbelangt (von der erhabenen Kirche gar nicht zu sprechen), so glaube ich, es wäre weit besser für unser Land, wenn man sie an die Front schaffte und als Kanonenfutter verwendete. Es ist an der Zeit, daß die Richter, die dieses schlechte „ungeschriebene Gesetz“ verteidigen, demnach — kein Mann in Uniform Unrecht tun kann — selbst vor Gericht gezogen werden. Sie befolgen ja die Befehle unserer Gossenzeitungen noch bereitwilliger, als dies selbst unsere Politiker tun.

**Frau Slaughter (schnupft auf):** Eleanor besteigt die Rednertribüne. Doch sind Sie hier nicht im Hyde-Park, Eleanor.

**Fräulein Lambert (lacht herzlich):** Ha! Ha! Ich werde dennoch weitersprechen; Sie können nicht fliehen, Janey. Dank unserer „christlichen“ Richter und der Polizeimagistrate, die Samuel so sehr bewundert, werden in England die Frauen erniedrigt und geschmäht. Gattinnen sind für ihre verhaßten Gatten ein Stück Vieh geworden. Ihre Liebhaber werden straflos ermordet, der Mörder wird freigesprochen, zu einem Helden gemacht. Wenn Sie glauben, die heilige Sache der Alliierten werde durch den § 40d gefördert, der alle jungen, begehrenswerten weiblichen Wesen in Sklavinnen verwandelt, die je nach Belieben von jedem Wahnsinnigen in Uniform geschändet und mißhandelt werden dürfen, so tun Sie mir leid. Wie in aller Welt können Sie erwarten, daß uns Erzählungen über deutsche Greuelthaten zur Raserei bringen, wenn Sie die gleichen Handlungen bei unseren eigenen Leuten entschuldbar finden? Wenn Sie wirklich an das Christentum glaubten, das Sie predigen . . .



**Frau Slaughter:** Wir treten hier nicht als Autoritäten in Fragen der Suffragettenethik auf, Eleanor, wir sind hergekommen, um Margaret zu retten.

**Margaret:** Ich sehe nicht ein, wer mich retten kann, wenn ich es nicht selbst tue. Ich bin alt genug, meine eigenen Angelegenheiten zu ordnen.

**Der Dechant:** Liebes Kind, es gibt für Sie bloß eine Rettung: Ihr Vertrauen in den Allmächtigen setzen und Christi Worte befolgen. Versuchen Sie, christliches Erbarmen zu üben. Ein großes Unrecht ist Ihnen angetan worden; dies ist der Augenblick, Böses mit Gutem zu vergelten. Margaret, ich habe Sie als winziges Kindlein mit diesen Händen getauft. Lassen Sie mich in dieser Stunde des Jammers und der Bitterkeit Ihr Führer sein. Fassen Sie nicht vor Michaels Abreise einen Entschluß, so kann es zu spät sein.

**Margaret (hysterisch):** Warum quält ihr mich alle so? Was habe ich euch zu Leide getan? Ich hasse Michael. Ich werde ihn nicht heiraten, nicht einmal, wenn er mich kniefällig darum bätel! Warum verfolgt ihr mich alle? Der Dechant zermalmt mich mit seiner Religion . . . Frau Slaughter erteilt mir gute Ratschläge. Meine Mutter weint! (Sie schreit.) Oh! Ihr seid wie Chirurgen, die mir ins Herz schneiden. Ich ertrage es nicht. Laßt mich in Ruh! Ich ertrage es nicht. Ich hasse euer Christentum — hasse es, hasse es, hasse es!

**Frau Slaughter (zum Dechanten):** Es ist hoffnungslos, mit ihr zu sprechen, solange Sie sich in dieser Verfassung befindet.

**Fräulein Lambert:** Warum laßt ihr sie denn nicht nach ihrem eigenen Willen handeln? Sie ist mit Verstand und Willen begabt, ist ein freies Wesen. Warum gewähren Sie ihr nicht das Selbstbestimmungsrecht, Samuel? Sie ist doch keine Irländerin! (Sie lacht.)

**Der Dechant:** Ich habe eine Pflicht zu erfüllen.

**Fräulein Lambert:** Auch ihre Mutter hat dies zu tun. Mary, was sagst Du? (Sie blickt auf Frau Lambert, die in Tränen aufgelöst keines Wortes fähig ist, und zuckt lächelnd die Achseln.)

**Der Dechant:** Margaret, noch ein Wort, dann bin ich zu Ende. Ich bitte Sie ernstlich, Ihren Entschluß reiflich zu überlegen. Es liegt in ihrer Macht, nicht nur Ihr eigenes künftiges Glück, sondern auch Michaels Seele zu retten. Wenn Sie ihn nicht heiraten, so fürchte ich sehr, daß Sie ihn dadurch ins Verderben treiben. Er wird verzweifeln . . . versinken. Michael hat ein

gutes Herz; sein Brief beweist dies. Er braucht, um auf dem rechten Weg zu bleiben, den veredelnden Einfluß einer guten, reinen Frau, die . . .

Margaret (bitter): Ihrem Gesetz nach bin ich doch nicht mehr „gut und rein“!

Frau Slaughter: Margaret! Wie können Sie! (resigniert) Nun, wir haben unser Möglichstes getan. Unsere Schuld ist es nicht, wenn Sie sich aus Trotz selbst schaden.

Margaret: Ich möchte nicht undankbar erscheinen, Frau Slaughter. Ich weiß, daß Sie es gut meinen. Doch fühle ich in mir nicht den Beruf zur „Erretterin“. (Etwas boshaft) Sie selbst würden Michael bestimmt mehr nützen als ich.

Fräulein Lambert: Sehr richtig, sehr richtig. Ein vernünftiger Vorschlag. Die Frage ist gelöst — vorausgesetzt, daß der Dechant einverstanden ist. Schließlich sollten jene, die Selbstopferung predigen, mit dem guten Beispiel vorangehen. Sie sind für dieses Werk äußerst geeignet, Janey. Sie sollten Michaels Bekehrung bewerkstelligen, während sein Opfer einem Martyrium entkommt, das ihm so fromm aufgedrungen wurde. Ausgezeichnet!

Frau Slaughter: Sie sind sehr klug, Eleanor, das wissen wir alle. Ich möchte bloß wissen, was aus Margaret werden wird, wenn Sie auf Sie hört.

Fräulein Lambert: Wenn sie auf mich hört, wird sie das tun, was sie selbst für das Richtige hält.

Frau Slaughter: Sie können sich Ihrer Verantwortlichkeit entziehen, so viel Sie wollen; doch bleibt die Tatsache bestehen, daß Sie das arme Kind zu einem herzerreißenden Los verurteilen. Sie wollen anscheinend, daß sie als Gezeichnete ihr Leben verbringt, über das erlittene Unrecht brütend. Sie wollen, daß sie in Zorn und Rachsucht altert, mit zweiundzwanzig Jahren alt und verbittert wird — wohl zu dem Zweck, auf der politischen Tribüne zu erscheinen und Sie in einer verächtlichen, unenglischen Propaganda zu unterstützen! Ich möchte dem unglücklichen Kind nicht weh tun, indem ich peinliche Tatsachen andeute, doch lassen Sie mir keine Wahl, Eleanor. Wir müssen auch an eventuelle Folgen denken . . .

Der Dechant: Hm, Janey, ich glaube, wir brauchen dieses Thema nicht zu berühren . . .

Margaret (ruhig): Sie meinen wohl, Frau Slaughter, daß ich ein Kind bekommen könnte, deshalb muß ich mich auf die Möglichkeit stürzen, ihm einen Vater zu geben! Wir können wirklich unverblümt sprechen. Dies scheint mir der einzige triftige



Grund für eine Ehe mit Michael. Sie würde die Familie vor der Möglichkeit eines Skandals bewahren.

Frau Lambert (starr vor Entsetzen): Margaret! Wie kannst Du so etwas sagen?

Fräulein Lambert: Die Wahrheit! Endlich!

Der Dechant: Unsinn!

Frau Slaughter: Sie zwingen mich zu der Annahme, daß Sie äußerst wenig Schamgefühl haben. Da Sie es selbst nun einmal aussprachen, kann ich Ihnen wohl sagen, daß die einzige Chance für Sie, in Ihrer eigenen Klasse zu heiraten, die Ehe mit Michael Henderson ist.

Fräulein Lambert: Welch eine Klasse! Welch ein Los!

Frau Lambert (tränenerstickt): Liebste, ich muß den Worten des Dechanten und Deiner Taufpatin beistimmen . . . Ja, ich muß es, Eleanor. Du brauchst mich nicht so wütend anzuschauen! . . . Ich bin eine treue Tochter meiner Kirche; war es immer, hoffe, es immer zu sein. Ich habe Dich als Kind stets in unsere Kirche geführt, Margaret. Es ist nicht meine Schuld, daß Du es vorziehst, ins katholische Oratorium zu gehen, um die Musik zu hören; dabei ist die Musik in St. Mary Abbots genau so gut.

Margaret (mit melancholischer Heiterkeit): Ich fürchte, Mütterchen, daß ich Deinen Argumenten nicht zu folgen vermag.

Frau Lambert: O, liebstes Kind, Du kennst nicht die Gefahren, die auf Dich lauern, wenn Du Dich weigerst, Michael Henderson zu heiraten!

Margaret: Doch kenne ich die Erniedrigung, die meiner wartet, wenn ich ihn heirate. Mutter, ich ertrage dies nicht länger. Du mußt mich gehen lassen . . . Ich bin kein Feigling . . . Und ich stehe dem Leben nicht so unwissend gegenüber, wie ihr glaubt. Es ist ja mein Kummer, nicht der Euere.

Frau Slaughter: Gut, Margaret. Es wird einzig und allein Ihre Schuld sein, wenn Sie ein Unglück trifft. Suchen Sie dann nicht bei uns Hilfe und Teilnahme . . .

Fräulein Lambert: Falls sie dieser bedarf. Braucht sie sie aber nicht, so werden sie ihr aufgedrängt. Wie echt christlich, Janey.

Der Dechant: Mary, das ist zu stark! Ich kam auf Ihre Bitte her, um Margaret beizustehen; nicht, um mit Eleanor herumzustreiten. Was diese Angelegenheit betrifft, so wasche ich meine Hände in Unschuld.



**Fräulein Lambert:** Wie Pontius Pilatus! Das Opfer wird nicht gebracht, das Opferlamm weigert sich. Das freut mich aufrichtig, doch bedauere ich, Sie gekränkt zu haben, Samuel.

**Frau Slaughter:** Sie konnten wohl nicht anders! (Sie schnupft heftig.)

**Der Dechant** (zu Frau Lambert): Leben Sie wohl, Mary. Ich habe mein Möglichstes getan. (Sie schütteln einander die Hand. Es klingelt an der Haustür.) Mein Gott! Das sind Philipp und Michael. Wir haben sie ganz vergessen. Wie peinlich!

**Margaret** (ihre Stimme geht allmählich ins Schreien über): Wie! Sie haben diesen Menschen aufgefordert, herzukommen! Das ist schändlich! Tante Eleanor, Tante Eleanor, komm mit mir! Ich will ihn nicht sehen, will nicht! (Sie stürzt zur Tür, Fräulein Lambert mit sich ziehend. Die Tür wird geöffnet, bevor sie sie erreicht. Margaret flieht in den rückwärtigen Teil des Zimmers, gefolgt von ihrer Tante. Hier verharrt sie schluchzend, den andern den Rücken gekehrt.)

**Stubenmädchen:** Hauptmann Henderson . . . . Herr Philipp Henderson.

(Beide sehen sehr feierlich aus, schütteln Frau Lambert, dem Dechanten und Frau Slaughter die Hand; sie verbeugen sich in die Richtung, wo Margaret und Fräulein Lambert stehen.)

**Der Dechant:** Ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, Michael, daß ich am Telephon allzu optimistisch war. Leider sind all unsere Bemühungen fruchtlos geblieben. Frau Slaughter und ich schickten uns eben zum Gehen an.

**Frau Slaughter:** Ich fürchte, Margaret zieht die Ratschläge ihrer Tante den unseren vor.

**Michael** (blickt beharrlich auf Margaret): Margaret . . .

**Margaret** (fast unhörbar) Wie wagen Sie es, mich bis hierher zu verfolgen?

**Michael:** Margaret, lassen Sie mich sprechen . . . Ich bitte Sie. Ich will Ihnen in aller Gegenwart sagen, wie unendlich ich das Ihnen angetane Unrecht bereue. Ich muß wahnsinnig gewesen sein. Margaret, können Sie mir nicht verzeihen? Lassen Sie uns heiraten, ehe ich an die Front zurückgehe. Sie sehen mich höchstwahrscheinlich nie wieder.

**Der Dechant:** Ein männliches Bekenntnis. Es macht Ihnen Ehre, mein lieber Junge. Ich wußte ja, daß ich Recht hatte.

**Fräulein Lambert** (herausfordernd das Lorgnon an die Augen führend): Männliches Blech. — Der Mensch ist verrückt. Mary, es ist wirklich an der Zeit, daß Du Dich zusammennimmst und dieser Komödie ein Ende machst.

Philipp: O Gott! O Gott! Es ist entsetzlich (er blickt in komischer Verzweiflung um sich). Mir ist zu Mut, als ob ich selbst das ganze Unheil angestiftet hätte.

Fräulein Lambert: (munter, herzlos.) Mein lieber Junge, auch Sie sind nicht ohne Schuld. Bilden Sie sich das nicht ein. (Zu Michael) Was Sie anbelangt, junger Mann, so mißfällt mir Ihre „unendliche Reue“ fast noch mehr, als Ihr Erscheinen in diesem Haus.

Michael: (wild) Sie haben, da ich in Frankreich war, Margaret gegen mich aufgehetzt. Und jetzt vergiften Sie Ihre Seele.

Frau Slaughter: Wie stehts mit Ihrer eigenen Verantwortlichkeit, Eleanor?

Philipp: Laßt uns doch um Gotteswillen nicht hier herumstehen und einander die furchtbarsten Dinge sagen! Frau Lambert, dies ist für Margaret entsetzlich . . . Margaret, mein liebes Kind, ich bedaure diese . . . diese peinliche Szene aufs tiefste . . . Ich hatte keine Ahnung, daß es so sein würde, war nach den Worten des Dechanten ehrlich überzeugt, daß Sie Michael eine Chance gönnen würden. Sonst wäre ich nie gekommen, hätte ihm niemals zu kommen gestattet. Ich hoffte, alles würde wieder gut und fröhlich werden. O Gott! (Er seufzt, dann zu Michael) Wir wollen lieber gehen. Komm.

Michael: Danke. Du bist nicht mein Wärter.

Fräulein Lambert: (weicher) Sie sind der richtige Engländer, Philipp; alles, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden! Ich persönlich liebe Szenen.

Margaret: Tante Eleanor, ich ertrage dies nicht länger. Nimm mich fort, bitte! Wenn diese nicht gehen, muß ich es tun. (Sie schreitet nach der Tür.)

Fräulein Lambert: Es war wirklich verbrecherisch, diesen Menschen herrufen zu lassen, Mary. Bist Du völlig unmenschlich?

Michael: Margaret, ich flehe Sie noch einmal an, mir zu verzeihen. Ich bin bereit, alles zu tun, was Sie verlangen, wenn Sie mich nur heiraten und mir gestatten wollen, mein Unrecht gut zu machen.

Frau Lambert: Liebes Herz, sei nicht zu hart gegen Michael, sei es nicht! Überlege in aller Ruhe, Liebste. O Gott! O Gott! Ich weiß nicht, was ich tun soll; ich weiß nicht, was ich tun soll!

Fräulein Lambert: Weshalb überhaupt etwas tun, Mary?

Frau Lambert: Ich weiß ja, daß ich mich scheinbar gegen Margaret wende, Eleanor . . . Doch kann ich nicht anders. Die Zukunft deutet mich zu schrecklich. (Zu Margaret) Du darfst nicht vergessen, Herzchen, daß der Dechant ein Geist-



licher ist . . . Und Geistliche müssen uns in solchen Fällen beraten können; das ist ihr Beruf.

Margaret: (traurig) Wirst Du denn nie einsehen, Mutter, daß ich nicht mehr ins Kinderzimmer gehöre?

Michael: Margaret, gönnen Sie mir eine Chance.

Margaret: (vor ihm zurückschauernd) Nein, Nein! Niemals! Ich würde lieber sterben, als Sie heiraten. Sie können meine Mutter betrügen, mich jedoch nicht. Was Sie getan haben, geschah aus Rache; Sie wollen mich auch nur aus Rache heiraten. Weil ich Ihnen sagte, unsere Verlobung sei ein Irrtum gewesen . . . Weil ich Ihnen von Oliver Beeching erzählte. Sie sind eitel und eifersüchtig und grausam, und ich verabscheue Sie!

Frau Slaughter: Guter Gott! Kind! Oliver Beeching! Deshalb haben Sie mit dem armen Michael gebrochen! Das ist dieses sozialistische Subjekt, Samuel . . .

Der Dechant: (Zu Frau Lambert) Es war also wirklich Ihr Ernst. Ich weigerte mich, daran zu glauben, als Sie es mir sagten. Das ist entsetzlich, wahrlich entsetzlich! Was immer auch geschieht, Mary, Sie müssen dieser Intrige ein Ende machen. Dieser Beeching ist ein gemeiner, verbrecherischer Agitator, der danach strebt, das ganze Fundament der Gesellschaft zu untergraben. Ich bin unsäglich chokierte.

Fräulein Lambert: Es freut mich, daß Sie endlich etwas trifft, Samuel.

Frau Lambert: Ich wußte es gar nicht, daß Du es Michael mitgeteilt hast, Liebste.

Margaret: Mitgeteilt? Natürlich habe ich es ihm mitgeteilt, gleich bei seiner Ankunft.

Fräulein Lambert: Wo bleiben jetzt die schönen Gefühle! Ich dachte gleich, daß die „unendliche Reue“ übertrieben sei. Die Amerikaner nennen das „Tränenmittel“

Frau Lambert: Du kannst doch jenen jungen Mann nicht wirklich lieben, Margaret? Er ist ja recht klug, doch spricht er mit einem so merkwürdigen Akzent! Ich kann es nicht begreifen.

Margaret: Ja, Mutter. Du kannst es nicht begreifen. Es ist so lange her, seit Du verliebt warst, daß Du es vergessen hast. (Auf Michael zeigend) Aber er begreift es. Und nun will er seine Rache völlig auskosten, indem er mich zwingt, ihn zu heiraten.

Michael: (stotternd vor Wut) Ich werde Sie trotz allem bekommen!

Margaret: Seht ihr denn nicht ein, daß er, wenn er mich wirklich liebte, niemals hergekommen, noch seinen „männlichen“ Brief geschrieben hätte? O, es war gut ausgedacht! Er hat damit



gerechnet, es läge soviel an meinem guten Ruf, daß ich sofort nachgeben würde. Niemals! Ich schätze meine Freiheit weit mehr, als meinen guten Ruf.

Michael: (wild) Warum kommt denn Ihr lieber Beeching nicht her und wagt den Kampf? Ich fürchte mich nicht, ihm entgegen zu treten. Er hat Sie mir hinter dem Rücken fortgestohlen, wie ein Feigling.

Margaret: (laut und aufgeregt) Sie sprechen, als ob ich ein Gegenstand, ein Besitz wäre, wie ein Hund oder ein Zigarettenetui. (Stolz) Es ist Ihr Glück, daß Oliver augenblicklich in Glasgow ist.

Der Dechant: Ruhe, Margaret, Ruhe. Verlieren Sie nicht den Kopf. Wir wollen ins andere Zimmer gehen und ganz ruhig mit einander sprechen. Kommen Sie!

Margaret: Weshalb gestatten Sie diesem Menschen, mich zu insultieren?

Philipp: Schweig doch, Michael! Komm! (Er zieht ihn beim Arm) Komm! Du hast schon mehr als genug gesagt. Ich schäme mich Deiner.

Michael: (höhnend zu Margaret) Sie haben ihm also alles gestanden? Ich kann nur sagen, daß Sie mir leid tun. Jetzt heiratet er Sie bestimmt nicht!

(Margaret verliert jede Selbstbeherrschung, schreit erstickt auf und schlägt Michael mit der flachen Hand ins Gesicht. Die Anwesenden zeigen Verwirrung und Schrecken.)

Frau Lambert: Margaret . . .

Frau Slaughter: Sie ist verrückt geworden.

Philipp: Michael, jetzt kommst Du sofort! (Er packt den Bruder an beiden Armen.)

Der Dechant: Welch eine Szene! Höchst bedauerlich!

Margaret: (sinkt völlig erschöpft und wimmernd auf den Fußboden. Ihre Tante steht in schützender Haltung neben ihr.)

Tante Eleanor . . . Tante Eleanor.

(Vorhang.)

(Fortsetzung folgt.)

*Ernst Toller:*  
**GEDICHTE**

**DER RINGENDE**

Die Dichter weihen bunten Versenkranz  
Verständnisvoller Liebe zarter Mütter,  
Sie schütten süßen Tau und Blütenschnee  
Auf Knospen, die im Juniatem beben . .  
Ich lasse meine magren Finger  
Behutsam über jene weiche Worte gleiten,  
Und denke schmerzlich grauer Stunden,  
Da mich Erkenntnis schüttelte mit dürrer Faust.  
Geschenke wurden Hagelkörner, die mich schlugen.  
O Mutter, Mutter,  
Warum bist Du's nicht?

Kann ich nicht jene Frau,  
Die mir mit ihrem Blute  
In dunklen Nächten Herzschlag lieh,  
Aus frommem Herzen Mutter nennen,  
So will ich weite Wege wandern,  
O, daß ich einst von langem Suchen nicht ermüdet,  
An stachlichen Ligusterhecken träumend,  
Dich, Mutter, finde.

Bin ich nicht selbst mir Mutter?  
Du, Frau, gabst stöhnend  
Einmal dumpfes Leben mir.

Ich starb so oft seit jenem Tag.  
Ward neuer Keim, der wuchs und sich entfaltete,  
Der Frucht entgegenreifte,  
Gebar mich schweigend unter namenlosen Qualen.

## SPAZIERGANG DER STRÄFLINGE

Sie schleppen ihre Zellen mit in stumpfen Augen  
Und stolpern, lichtentwöhnte Pilger, im Quadrat.  
Gezackte Fenster glotzen schrill und saugen  
Wie Ungeziefer Blut zur winterlichen Saat.

Im Eck die Wärter träge lauern.  
Von Sträuchern, halb verkümmert, rinnt ein trüber Dunst.  
Der kriecht empor an grauen Mauern  
Und gattet sie in ekler Brunst.

Vorm Tore hilflos starb der Stadt Gewimmel.  
„Am Unrathafen wird im Frühling Grünes sprießen . . . .“  
Denkt Einer . . . . endet mühsam die gewohnte Runde.

Verweilt und blinzelt matt zum Himmel.  
Er öffnet sich wie bläulich rote Wunde,  
Die brennt und brennt und will sich nimmer schließen.

## ENTLASSENE STRÄFLINGE

Sie träumen, Trunkne, durch vertraute Gassen,  
Gefäß, darin ein strahlend Lichtmeer brandet,  
In tausend Farben schäumt - - - im Asphalt strandet  
Form kann die Fülle noch nicht fassen.



Wie Auferstandne tasten sie mit durstgen Blicken  
Nach Blätterknospen, die im Frühlingsatem schwellen . . . .  
Sie streifen von sich modrig Kleid verwester Zellen  
Und wachsen flammend auf in irdischem Entzücken.

Doch Stadt erschreckt sie jäh wie fremdgespenstig Land . . . .  
Dann wieder sind sie tief in sich verklungen . . . .  
Unendlich fern die Zeit, da sie gebannt

In grauem Sarg, und hohle Wände Totenlied gesungen.  
Zerbrechlich lächeln sie, als ob sie irgendwo Erloschnes  
fänden  
Und streichen fremdes Kind mit scheuen, unbeholfnen  
Händen.

## FABRIKSCHORNSTEINE AM VORMORGEN

Sie stemmen ihre schwarze Wucht in Dämmerhelle,  
Gepanzert recken sie sich drohendsteil,  
Sie spalten zarte Nebel wie getriebner Keil,  
Daß jeder warme Hauch um sie zerschelle,

Aus ihren Mäulern kriechen schwarze Schlangen  
In blasse Fernen, die ein Silberschleier hüllt.  
Sie künden lautlos: „Wir sind Burg und Schild!  
Die Gluten winden sich, in uns gefangen.“

Der Morgen kündet sich mit violetter Lachen.  
Den Himmel füllt ein tiefes Blau.  
Da gleichen sie verfrornen Posten, überwachen,

Und werden spitz und kahl und grau,  
Und stehen hilflos da und wie verloren  
Im lichten Äther, der einen Gott geboren.

## LIED DER EINSAMKEIT

Sie wölbt um meine Seele Kathedralen,  
Sie schäumt um mich wie brandend Meer,  
Der Gasse sperrt sie sich metallne Wehr,  
Opalne Hülle schützt sie meine tiefsten Qualen.

In ihr fühl' ich die Süße abendlicher Stille,  
Auf leeren Stunden blüht sie maienliches Feld.  
Ihr Schoß gebärt das Wunder der geahnten Welt,  
Aus ihr bricht stählern Schwert mein höchster Wille.

Sie schmiegt sich meinem Leib wie schlanker Frauen Hände.  
In meine Sehnsucht perlt sie aller Märchen Pracht.  
Ein sanftes Schwingen wird sie, hingeträumte Nacht.

Doch ihre Morgen lodern steile Brände.  
Sie sprengen Tore schwerer Alltagszelle  
Einstürzen Räume. Aufwächst eisge Helle.

*Max Hodann:*

## DIE PARTEI DER VERNUNFT — EINE ERWIDERUNG

Im Februarheft dieser Zeitschrift hat Anna Siemsen einen Aufsatz über „Die Partei der Vernunft“ veröffentlicht, der sich auf Angaben stützt, die mit dem Namen des Göttinger Philosophen Nelson in Beziehung gebracht werden. Aus diesem Grunde sehe ich mich zunächst zu einer Reihe tatsächlicher Berichtigungen veranlaßt, denen ich einige grundsätzliche Bemerkungen anschließen möchte.

Die Bewegung, die von Göttingen ausgeht, hat nicht die Aufgabe, die verknöcherten deutschen Universitäten zu reformieren. Das wäre ein ziemlich hoffnungsloses Beginnen. Diese Bewegung, die durchaus nicht rein akademisch ist, hat vielmehr das Ziel, gegenüber dem Relativismus und Skeptizismus, die unsere Politik, unsere Wissenschaft und unsere persönliche Lebensgestaltung in einer geradezu verheerenden Weise beherrschen, die Vernunft wieder in ihre Rechte einzusetzen und damit den Glauben zu neuem Leben zu erwecken, daß sich eine eindeutige Entscheidung darüber herbeiführen läßt, was wahr und nicht wahr, recht und unrecht ist. Nach außenhin haben sich die in diesem Sinne Tätigen nach der Aufhebung des Belagerungszustandes im Internationalen Jugendbund (nicht Studentenbund) zusammengeschlossen. Die Berechtigung dieser Neugründung läßt sich aus der Erwägung ableiten, daß eine wahrhafte Reformation des öffentlichen Lebens nur durch grundsätzlich neue politische Methoden erreicht werden kann; daß andererseits gerade die in der Gegenwart geübte Politik bewiesen hat, wie wenig die heute bestehenden politischen Machtfaktoren darauf bedacht sind, mit neuen politischen Mitteln zu arbeiten, wie sehr sie vielmehr mit Hilfe der alten Mittel in das alte Fahrwasser des vorrevolutionären Parlamentarismus zurücksteuern und damit die Errungenschaften der Revolution der Gegenrevolution in irgendeiner Form ausliefern.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die Mitglieder des Internationalen Jugendbundes ihre Kräfte der politischen Gegenwartsarbeit entziehen wollen oder gar sollten. Gegenwartspolitik ist



nur durch Mitarbeit in den Gegenwartsparteien möglich: Da sich niemand der Verpflichtung entziehen soll, für die Besserung seiner Umwelt tätig zu sein, so ergibt sich daraus selbstverständlich die Notwendigkeit, die Teilnahme an der Parteipolitik von jedem zu fordern. In der Wahl zwischen rechts und links dürften wir mit Anna Siemsen durchaus einer Meinung sein. Aber nur an die Gegenwart zu denken wäre kurzsichtig. Für die Politik der Zukunft sind neue Methoden zu fordern; aber grundsätzlich neue politische Methoden wird der nicht lebensfähig machen, der glaubt, mit Hilfe möglichst radikaler oder geistreicher Literatur — wie Hillers Zielbüchern, mit denen der Internationale Jugendbund so wenig gemein hat wie mit der nationalmystischen Tendenz so vieler „Tat“-Aufsätze — die Verwirklichung eines noch so schönen politischen Programms veranlassen zu können. Alle derartigen Literatenerzeugnisse und auch Literatenorganisationen zeitigen nichts weiter, als die Verbrämung der Ereignisse mit schönen Worten, je nach Temperament in lyrischer, epischer oder dramatischer Form. In gleicher Weise wird die Fortsetzung des bisherigen Parteitreibens niemals über eine opportunistische Befriedigung der aktuellsten politischen Bedürfnisse hinauskommen, niemals wird auf diesem Wege die Bahn frei werden für eine die Interessenpolitik endgültig überwindende Politik nach Prinzipien, und zwar für eine Politik nach vernünftigen Prinzipien. Eine solche aber ist einzig die Politik, die als Ziel die Herbeiführung gerechter Zustände in der Gesellschaft gewährleistet.

Das mag äußerst banal klingen für alle Skeptiker, welche in entsprechender Abwandlung der Pilatusfrage hämisch fragen: Was ist Gerechtigkeit? Bei all den Menschen jedoch, die, ihres Menschentums eingedenk, angesichts des Krieges und seiner Folgen nicht an der Vernunft, wohl aber an der Vernünftigkeit der herrschenden Gesellschaftsordnung irre wurden, dürfte die Berufung auf die Gerechtigkeit, dürfte ein Appell an das Selbstvertrauen ihrer Vernunft Verständnis finden. Was hier unter Vernunft verstanden wird, das hat nichts zu tun mit dem, was man in Kaffeehäusern „geistig“ nennt, es hat auch nichts mit dem zu tun, was deutsche Professoren vor, in und wohl auch nach dem Kriege als Vernunft ausgaben. Vernunft ist allerdings der Inbegriff jenes schöpferischen menschlichen Vermögens, das „organisiert, belebt und aufbaut“, das „niemals Objekt der Organisation und Parteilbildung“ werden kann. Und trotzdem eine „Partei der Vernunft“?

Die Partei der Vernunft, wie sie Anna Siemsen zu sehen scheint, existiert nicht und stellt auch durchaus nicht das Ziel der Arbeit des Internationalen Jugendbundes dar. Allerdings ergeben sich

aus der Überzeugung, daß es eine wissenschaftliche Philosophie gibt und damit eine Entscheidung über Wahrheit und Recht, Konsequenzen in der Form objektiver Forderungen für die Gestaltung der Gesellschaft, Forderungen, deren unbedingte Verbindlichkeit wissenschaftlich begründet zu haben, das Verdienst Leonard Nelsons ist (vergl. seine „Kritik der prakt. Vernunft“, Leipzig 1917, und seine „Theorie des wahren Interesses“, Göttingen 1913). Es ist sehr wohl denkbar, zur Durchsetzung solcher Forderungen eine Organisation zu schaffen. Es ist aber nicht notwendig, in einer Organisation zur Durchsetzung derartiger vernünftiger, das heißt aus der Kritik der Vernunft begründeter Forderungen die Vernunft zu Tode zu organisieren. Führer zu erziehen, die als Charaktere sowohl wie als Intelligenzen und Organisatoren zur Lösung derart begründeter Aufgaben befähigt sind, das ist die vornehmste Aufgabe des Internationalen Jugendbundes. Auf Grund einer derartigen Führererziehung die Grundlage für eine Politik mit wahrhaft neuen Methoden zu schaffen, das heißt nicht, die Vernunft vergewaltigen, heißt auch nicht, sich hochmütig über die Massen erheben, sondern heißt im Gegenteil, die einzige Gewähr für eine vernünftige Politik zu schaffen.

Freilich mögen derartige Gedankengänge in einem Zeitalter als ketzerisch oder gar reaktionär erscheinen, das von der demokratischen Phrase beherrscht wird. In Wahrheit schließen diese Gedanken mehr Radikalismus ein, als den heutigen Demokraten und Sozialdemokraten träumen mag. Niemand, der für Gerechtigkeit eintritt, wird in dem Sinne antidemokratisch sein, daß er nicht jedem nach seinen Fähigkeiten den gleichen Anteil an den materiellen und kulturellen Gütern in der Gesellschaft zugesichert sehen möchte. Aber ich bezweifle doch sehr, ob man sich vom Standpunkt der Vernunft aus mit einer Demokratie einverstanden erklären kann, wie sie Dr. David am 7. März 19 in Weimar mit den Worten kennzeichnete: „Der Wille der Mehrheit ist die letzte Entscheidung in allen Meinungs- und Interessengegensätzen innerhalb des Ganzen“. Dieses Bekenntnis liefert die Entscheidung über Vernunft, Wahrheit und Gerechtigkeit dem Zufall aus, und gerade die Ausschaltung des Zufalls sollte die erste Aufgabe der gesellschaftlichen Organisation sein. Allerdings führt die Ablehnung des Prinzips der Mehrheitsabstimmung als eines Kriteriums für Vernunft und Gerechtigkeit in der Politik zu einer weiteren Konsequenz, die ebenfalls mit den von Anna Siemsen vertretenen Grundsätzen im Widerspruch steht. Anna Siemsen schreibt: „Das erste und unveräußerliche Recht eines Menschen . . . ist, nicht gegen seine Einsicht zu einer Handlung gezwungen zu



werden“, und sie stellt dementsprechend die Begriffe „Menschlichkeit — Gewalt“ als einander ausschließende Gegensätze hin. Tatsächlich beweist diese Behauptung zu viel. Sie beweist nämlich nicht für die Demokratie, sondern gegen den Staat — ihre Konsequenz ist der Anarchismus. Die Ablehnung jeder Gewalt als eines Verstoßes gegen die Menschlichkeit bedeutet auch Ablehnung jeder Polizei, d. h. der Anwendung der Gewalt im Dienste des Rechts. Es kommt aber sehr darauf an, in wessen Dienst die Gewalt verwandt wird, ob zum Schutze eines privaten Interesses, zum Schutze despotischer Gelüste oder zum Schutze des Rechts. Es beweist nur Denkkunklarheit, wenn man aus der Beobachtung, daß bis zum 9. November 1918 Gewalt als Recht galt, die Folgerung ableiten will, daß nach dem 9. November Gewalt als Unrecht gelten müsse. Es kann sehr wohl notwendig werden, um des Rechtes willen einen Zwang auch entgegen der Einsicht der vom Zwang Betroffenen auszuüben: Vorausgesetzt, daß das Recht objektiv feststellbar ist. Dieser Glaube gerade ist in der Gegenwart erschüttert. Ihn wiederherzustellen und zu kräftigen, das ist das Ziel der Bewegung, die sich von Göttingen her ausbreitet. Sie stützt sich auf die wissenschaftliche Philosophie Nelsons, die sich allerdings ob ihres Glaubens an die Vernunft im Gegensatz zu den sonst an Hochschulen herrschenden Lehren befindet. Aber man wird gerade Nelson nicht des Geistes zeihen dürfen, den man gemeinhin als deutschen Professorengeist zu verabscheuen gelernt hat. Nelson, der am 31. Juli 1914 für den Völkerbund gesprochen hat und schon 1908 die kommende Katastrophe mit prophetischer Klarheit voraussagte: „Während die wissenschaftliche Forschung das Gebiet der für das Schicksal unserer Kultur bedeutungsvollsten Fragen mehr und mehr vernachlässigt, während Zeit, Kraft und Aufmerksamkeit der besten Köpfe spekulativen Scheinproblemen und Hirngespinnsten zugewendet ist, bemerkt man nicht, wie die von der Philosophie verlassenen Gebiete von anderen Mächten in Besitz genommen werden, wie Schritt für Schritt der zurückweichenden Wissenschaft Vorurteil und Aberglaube auf dem Fuße folgen. Wir stehen am Anfang einer Entwicklung, die das Werk einer mehrhundertjährigen wissenschaftlichen Befreiungsarbeit wieder rückgängig macht.“ (Erkenntnisproblem, Göttingen 1908.) Damals hat man diesen Mann nicht gehört. Man hört ihn auch heute noch nicht, wenigstens nicht in Deutschland. Aber es wird Zeit, ihn zu hören, um nicht vollends den Mächten der Dunkelheit zum Siege zu verhelfen: Gerade sie stützen sich auf das dunkle Gefühl, das heute in den Massen nach Befreiung ringt. Nur das Licht der Wissenschaft, einer wahrhaft



wissenschaftlich gesicherten Philosophie, nur der Glaube an die Vernunft, nur die Berufung auf wissenschaftliche Metaphysik wird uns vor der Gewalt jener Vorkämpfer des Aberglaubens und der geistigen Knechtschaft retten. Die Bestrebungen nach begrifflicher Aufhellung dessen, was sich dunkel im Rechtsgefühl der Menschen offenbart, als „kalten Rationalismus“ und professoralen Hochmut oberflächlich abzutun, bedeutet, die Geschäfte der Gegenrevolution zu besorgen.

\* \* \*

*Nachschrift der Redaktion.* Lassen wir die Gegenrevolution und ihre Geschäfte, die sie selbst und in aller Öffentlichkeit dermaßen besorgt, daß auch Nelsonschüler nicht so weit, in den Satzwickeln eines Aufsatzes, zu suchen brauchten! Es handelt sich um eine Erwiderung auf einen Aufsatz von Anna Siemsen. Wenn erwidern heißt, auf meine Antwort mit der Wiederholung dessen zu erwidern, worauf ich dir gerade geantwortet habe. Denn abgesehen von Nebensächlichkeiten, wie etwa, daß das Göttinger Unternehmen ein internationaler Jugendbund, nicht Studentenbund sei (wobei, sage ich, der Jugendbund trotzdem ein ewiger Studentenbund bleiben wird) finde ich an „Berichtigungen“ nur noch, daß es nicht darum gehe, die deutschen Hochschulen zu reformieren, — welches Ziel Anna Siemsen als fälschlich begrüßt hat — sondern, ohne weiteres, aufs Ganze: die Regierung der Welt auf Grund einer zu lehrenden Philosophie, nämlich der Philosophie der Vernunft von Nelson. Weit entfernt, von der Besprechung dieses hohen Ziels zurückzuschrecken, hat Anna Siemsen sich nur eine Sekunde, wenn auch irrtümlich, bei der Reform der Universität aufgehalten, um sodann ihre ganze Aufmerksamkeit diesem, dem wirklichen Ziel, der Ausübung der Macht durch eine Partei der Vernunft, zu widmen.

Inzwischen bemühen wir uns um die Organisation der Geistigen und den Zusammenschluß dieser Organisationen innerhalb Deutschlands, bereiten wir den möglichst baldigen Zusammenschluß aller ähnlichen Organisationen in den verschiedenen Ländern zu einem europäischen Bund der Geistigen vor. Als Voraussetzung für die Aufnahme gilt uns sowohl wie unsern ausländischen Kameraden das unbedingte Bekenntnis zum geistigen Inhalt des Sozialismus, zur Internationale, die Ablehnung jeder Art von Menschenunterdrückung und ganz besonders jeder Art von Militarismus.

Darüber uns mit der Nelsongruppe auszusprechen, werden wir hoffentlich auf einem Gesamtkongreß der deutschen Geistigen bald Gelegenheit haben.

*Alfred Wolfenstein:*

## AUFRUF GEGEN EIN GIFT

*Töten könnt ihr, aber  
nicht lebendig machen  
Hölderlin*

An die Zugänglichen — An die ewig Jungen —  
An das waffenlose Heer in der Welt —

Ich fürchte das Lächeln der Greise nicht, noch weniger die falsche Zornröte der von Scheinmännlichkeit wie Hähne Geschwollenen. Denn dieser Aufruf ist hart, nicht weichlich. Auch nicht die Abweisung derer, die nur die wuchtigsten Wege marschieren wollen —: Quer durch alle Umwälzungen geht die Bewegung der Seele. Dieser Ruf ergeht quer durch Parteien, Klassen und Grenzen an Alle, die zur *ersten* Revolution, zur *menschlichen* Empörung, zum waffenlosen Kampfe bereit stehen!

Was ist dem Menschen und dem Tier auf Erden gemeinsam? Der Kampf. Darum wird nichts sie gewaltiger voneinander *unterscheiden* als die Art, wie sie kämpfen. Aber die Waffe des Menschen hebt den Abstand im Ethos seiner Seele und seines Kampfes wieder auf. Die Schußwaffe, die raffinierteste Aufgipfelung der Zivilisation, macht ihn zu ihrem Tier, macht jede Zeit zur Urzeit, reißt alles scheinbar Große ins mörderische primitive Nichts.

Wenn sich die Ziele des menschlichen Kampfes gewandelt haben, — seine alten Kampfmittel bleiben mit wütender Starrheit da. Wie triumphieren rings die

Erfindungen des Mittelalters, *Pulver und Druck* sind zum äußersten Sieg aller ihrer zerstörenden Fähigkeiten geführt worden, ihr Dämon ist hinter allen Taten dieser Welt zu suchen!

Dann, — nach ihrer teuflischsten Ausbeutung, nachdem man ihnen ganz seine Seele verschrieben hat, erschrickt man scheinbar (als sei der Menschheit ein echtes Erschrecken überhaupt noch möglich), und man ist bereit, die Tödlichkeit des Pulvers einzuschränken. Man will sogar die Tödlichkeit des *Druckes* erkannt haben, des Druckes der Tagesnachrichten, den alltäglichen Mord der Wahrheit. Denn nichts anderes ist es, wenn der Zusammenhang der Nachrichten und ihr eigentliches Gewicht täglich verschoben wird, wichtige Dinge fortfallen oder unscheinbar dastehen, unwichtige verwirrend hervorstechen, Reden und Taten der Partei- und Volksgenossen genau, die übrigen unvollständig wiedergegeben werden. Das zehrt dem Menschen die mahnende Erinnerung: „Es handelt sich um deinesgleichen!“ überall ruhig fort. Es ist der Tod der Seele. Vermag diese Zeit ihn wirklich zu sehen?

Das *Pulver* jedenfalls ist der allen sichtbare Tod. Der Mensch ist das Bergwerk, zu dessen Sprengung es fast allein noch verwandt wird. Der Krieg von 1914 hat geendet, der Kampf von 1918 hat gleich einem neuen Kriege begonnen: Ist es Revolution, die es unterläßt, dies mächtigste Todesmittel auf seinem unangetasteten Throne anzufassen und den stürzenden Königen in die Tiefe nachzusenden — ? Die Zeit ist reif zur Verachtung, zum Ekel gegen das Schießen auf den Menschen.

Kann man Gewalt durch Beschwörung und gute Worte aus der Welt schaffen? Nein — aber diese Frage stellen nur die, deren Selbstantwort dann lautet: also Gewalt zur Vernichtung der Gewalt! Sie entthronen und inthronisieren zugleich; die Gewalt ist tot, es lebe die Gewalt!

Aus diesem fehlerhaften, lasterhaften Kreise tretet endlich heraus! Eine Sache, die Gewalt braucht, ist in Wahrheit



*nicht* diese Sache. Sie ist höchstens das Tier der Idee. Auch der Umweg, den die alten Staaten machen wollen, führt nur zum realen hohlen Gegenteil der Tat: zur halben Tat! Der große Bogen, in dem sie um die Gewalt herumgehen, heißt Abrüstung. Auch die Arbeiterbewegung, die im Völkerbund die beharrenden mörderischen Möglichkeiten durchschaut, tastet das eigentliche Völkermordmittel selbst nicht an. Seine verruchte Heiligkeit überdauert den Krieg.

So will der harte Zweig eines europäischen Fatalismus erst am Ende des Kampfes das Ende des Tötens kommen lassen! Das aber ist der gerade Gegensatz zum guten Ende, das fordert alle heraus, die in keinem Augenblick mit der *guten Verwirklichung* zögern, die nicht erst am Grabe lieben, die nicht erst im Angesicht des *toten* Menschen mitleidsvoll oder furchtlos sind. Abrüstung und proletarischer Kampf stehen an dieser Stelle kalt und unbeweglich. Hier hilft uns keine äußere Umwälzung, hier wartet die andere Seite auf den stärkeren Anruf, hier braucht es die Bewegung der Seele.

Das Todesmittel, von dem wir sprechen, muß in der Meinung der Menschen *gezeichnet* werden. Warum sind alle tödlichen *Gifte*, als sei das selbstverständlich, unter besondere Aufsicht gestellt, und warum nennen wir nur diese — Gifte? Aus welchem seltsamen Grunde ist die Vergiftung eines Menschen in der allgemeinen Anschauung mit besonderer Infamie belegt? Auch der Kriegsgebrauch hat die Gifte „ausgeschlossen“, obwohl aus einem vergifteten Brunnen nicht leicht soviel Menschen den Tod trinken können, wie vor einer Front von Maschinengewehren fallen. Man hat freilich in diesem Kriege die frühere Scheu durchbrochen; aber eine gewisse Schande blieb doch darauf liegen. Auch die kannibalischste Führung wollte nicht damit begonnen haben, von allen Seiten kamen Rechtfertigungen und Versuche, die feigen Gifterfindungen wieder einzustellen.

Das Pulver dagegen — wird allgemein für etwas ganz anderes, himmelweit davon verschiedenes angesehen, nach wie vor. Unter Duellanten galt die Schußwaffe sogar für die ehrenhafteste, obschon gerade ein Mann der ritterlichen Klasse sie hätte ablehnen müssen, weil diese Waffe, im Unterschied zu jeder anderen, die Eigenart hat, daß hier das beste Können doch keine volle Waffenwirkung mit sich bringt; denn schießt jemand auch noch so gut, es schützt nicht gegen das Erschossenwerden. Das bildete wohl gerade die Vornehmheit der Schußwaffe. . .

Sie soll erniedrigt werden! Ihr Privileg soll fort, mit dem sich bereits die ganze Menschheit privilegiert hat. Erkennt die gespenstische *Feigheit* des Schießens, — und macht aus ihr einen guten schnellen Hebel der Erziehung und der großen Propaganda gegen sie! Die Schußwaffe enthebt den Menschen gespenstisch der Verantwortung; der Schuß erscheint wie ihre eigene anonyme Tat. Darum konnten die Zeitgenossen beim Ausbruch des Krieges noch einmal zum Morden gebracht werden, so leicht und so allgemein wie niemals zuvor. Sie konnten ihre bürgerliche Bedenklichkeit betäuben, — denn der Schießende braucht nicht zu wissen, was er tut. Der antike Kämpfer mußte dem ins Gesicht sehen, den er erschlagen wollte, und den unmittelbaren Anblick seiner Tat ertragen. Er hatte es auf sich zu nehmen, ein Mörder zu sein; doch nur dann, wenn er es wirklich war. Jetzt dagegen muß jeder der Millionen Bürger, die an den Schlachten beteiligt waren, fürchten, ein Mörder zu sein —: *darum fürchtet es keiner*. Fast keiner weiß es. Zwischen Millionen Schüssen hat man über die Leere des Schlachtfeldes hin geschossen, — als gehe es überhaupt nicht auf den Menschen —. Man ließ das Pulver hinausknallen, mit der Wirkung hatte man nichts mehr zu tun. Sie war fern —, sie kam auf die unpersönliche ununterscheidbare Rechnung einer Riesenfront von Tötenden, Tod Fabrizierenden und Befehlenden. Hinaus sandte den Tod der Donner einer



Gesamtheit. . . ein Vielgespenst, . . niemand, . . gewissermaßen das Pulver nur selbst —. Niemand kennt unter den Toten drüben den, der von ihm fiel.

Das ist die Schußwaffe, — der Schießende denkt kaum an den Menschen, er ist nicht mordlustig, sondern *trefflustig*, das überwiegt in ihm. Der Knall erregt ihn, vor allem aber die Entfernung und ihre gewaltige Überwindung durch einen unscheinbaren Ruck. Noch immer ist es die *Technik* dieser Waffe, die den Menschen reizt und verführt, und in ihren immer virtuoserer Erfindungen wird auch die Form für seine immer schärfere Verführung stets miterfunden. Auch die Technik anderer Maschinen berauscht, hier aber wird es ein giftiger Rausch. Denn zwischen jene verantwortungslose Lust am Apparat und die verantwortungslose Lust am Ziel schiebt sich dem Schießenden doch ein halbes Bewußtsein von seinem Tun ein. Es ist das betäubte Schweben zwischen Mechanik und Gewissen, . . wollüstig festgehaltene Halbheit, . . und die Doppeltheit des Giftes, das tödlich und belebend ist, . . und die sich aufhebende Nullheit des Absinths, der stumpfe Begeisterung erregt. Es ist ein vollendeter Ausdruck und letzter reifer Zustand zivilisierter Charakterlosigkeit, dem die Explosion des Pulvers seine Entladung verschafft. Maschinengewehr, Mörser, Minenwerfer, Revolverkanone, — Apparate aus Eisen und Holz wie andere Maschinen auch, — das Pulver aber verwandelt sie, dies eine!

Darauf sollte sich der Fluch der Menschheit konzentrieren lassen!

Laßt uns im sittlichen Gefühl der Menschheit den privilegierenden Aberglauben, der die Schußwaffe umgibt, bewußt machen! Infamierung des Pulvers, Infamierung der Schußwaffe als eines feigen unpersönlichen, charakterlosen Kampfmittels!

Es wäre mehr, als es scheint. Dahinter verkündigte sich die *Feigheit des Tötens* überhaupt. Denn der



Mörder in diesem sachlichen Zeitalter will nicht mehr mutig ein Mörder sein; er tötet nur noch die Sache, — verkörpert in einem Menschen. Ja, er ist so sehr an fachliche Teilungen gewöhnt, daß er gern bereit wäre, das Leben seines Gegners in ein Leben als Vertreter der feindlichen Sache und in ein Leben als Mensch überhaupt zu spezialisieren. Das Leben würde er schonen, könnte er die Vertretung allein vernichten, auf das Töten kommt es ihm nicht an, — und so kommt es ihm freilich auch nicht darauf an, zu töten. Das ist der wüste Glaube: die Sache könne im Menschen getroffen werden; töte man den Menschen, so sterbe die Idee. Das ist die Feigheit des Tötens, sie fürchtet und vermeidet den Kampf mit der lebendigen Seele. Und weicht lieber schnell in den tierisch abkürzenden Krieg der Körper aus.

So wäre Entthronung der Schußwaffe *der Beginn des mutigen, waffenlosen Kampfes*, der erste machtvolle Schritt in die Zeit hinein, in der jeder Kampf zum geistigen Kampfe wird. Denn die Verwerfung der Schußwaffe bedeutet ja nicht die Verherrlichung und Empfehlung der anderen! Sie enthält vielmehr einen frommen Betrug. Der Gebrauch der anderen Waffen liegt dem Menschen von heute schon fern, seine Nerven verlangen einen anderen Reiz und eine andere Konstruktion, sein Ethos erträgt nur noch die Schußwaffe, und nur sie gilt in der Moral. Leichter wird schon als ein Mörder angesehen, wer das Messer gebraucht —. Keine Waffe ist mit der Schußwaffe zu vergleichen: Wird sie einem Heere von heute genommen, so ist es nicht mehr ein Heer. An dieser Stelle wird einmal ein wirklicher Abstand des Menschen von der Vorzeit sichtbar.

Wir treffen heute die Gewalt selbst, die unnahbare, wenn wir ihr gewaltigstes Mittel treffen!

Die diesen guten Kampf aufnehmen würden, wären die menschlichsten und notwendigsten Versammlungen und Aktionen! Helfen wir uns und den kindlichen

Menschen mit der Ausrufung *einer neuen Konvention*: Erklären wir das Pulver für ein *Gift*, für ein Kampfmittel, unehrenhaft und feig wie Vergiftung. Schaffen wir in allen Ländern, an jedem Ort die Atmosphäre eines neuen konventionellen Gefühls und Einverständnisses: das Pulver anzusehen als ein Gift. *Frauen*, ihr werdet hier allmächtig wirken können!

Laßt uns überall zusammentreten, — hier vereinigte sich die Welt.

Seht rings, wie es eilt! wie es eilt, daß noch vor den guten Zielen auch der *Weg* gut werde! Daß er vom Tode frei sei! Denn untrennbar führt nur das Gute zum Guten.

Oscar Levy:

## NIETZSCHE IM KRIEG

Eine Erinnerung und eine Warnung

Es war in England — ganz am Anfange des Krieges, am 18. August 1914, wenn ich nicht irre — als ich des Morgens im Briefkasten meines Londoner Hauses eine Nummer der Edinburger Zeitung „The Scotsman“ entdeckte, in der mit blauem Stifte ein Artikel angestrichen war. Er handelte über „Nietzsche und der Krieg“ und hatte einen schottischen Geistlichen zum Verfasser, der zu beweisen versuchte, daß die heidnische, anti-christliche Gesinnung Nietzsches, seine Verachtung aller landläufigen Moral, seine Predigt des Willens zur Macht und seine Verherrlichung des Übermenschen den Deutschen den Kopf verdreht und sie zum Überfall des kleinen Belgien und zur Aussendung von vier Kriegserklärungen in einer Woche veranlaßt habe. Auf dem Rande der Zeitung stand geschrieben: „You have brought this poison to England“ („Sie haben dieses Gift nach England gebracht“).

Es braucht deutschen Lesern nicht erst versichert zu werden, daß diese Beschuldigungen aus der Luft gegriffen waren: es ist bei uns nicht unbekannt, daß der Philosoph Nietzsche auf die amtliche Politik der Wilhelmstraße von Bismarck bis Bethmann keinen nennenswerten Einfluß ausübte, daß er vielmehr wegen seiner Angriffe auf die Religion von den führenden deutschen Kreisen abgelehnt wurde, und daß er auch — trotz der Feldausgaben des „Zarathustra“ — zu den seltneren Bildungsgepäckstücken der deutschen Feldsoldaten gehört. Aber so falsch wie der übrige Inhalt des Artikels war, so richtig war die Randbemerkung des anonymen Absenders: ich war in der Tat der Herausgeber der autorisierten englischen Übersetzung von Friedrich Nietzsches gesammelten Werken.

Es war dies eine Würde, auf die ich in gewöhnlichen Zeiten ziemlich stolz gewesen war, aber die Zeiten waren eben nicht mehr



gewöhnlich und die Würde wurde zur Bürde. Denn es dauerte nicht lange, so brach in den Zeitungen ein furchtbarer Sturm gegen Nietzsche los. Die Intellektuellen Englands, Irlands und Schottlands, zu denen ein gut Teil Fromme gehören, aber auch eine große Anzahl jener sogenannten Freidenker, die Nietzsches Weltanschauung ebenfalls verletzt, hatten schon lange mit einer Art verwunderten Unbehagens auf die kleine kecke Schar derer gesehen, die da in ihrer Mitte eine neue Bewegung hervorgerufen, andere Maßstäbe angelegt und altes Überkommenes zu kritisieren und zu ridiculisieren versucht hatte — und das in einer Art und Weise, die von der Würde (und Langeweile) der landesüblichen Gelehrsamkeit bedenklich abstach. Jetzt war die Zeit der Revanche gekommen für manches, das man hätte herunterschlucken müssen, ohne sich öffentlich verteidigen zu können, denn der öffentlichen Diskussion unserer Ansichten war man möglichst ausgewichen, um nicht die Aufmerksamkeit der stets gafflustigen Menge noch mehr auf uns zu lenken. Nun aber fühlte man plötzlich den Wind in den Segeln, und der langaufgestapelte Groll konnte direkt auf sein Ziel losgelassen werden.

Für uns Nietzschejünger in England galt es jetzt, uns unserer Haut zu wehren, denn England ist, und das in weit ausgeprägterem Maße als Deutschland, ein Land der öffentlichen Meinung. „Öffentliche Meinung — private Faulheit“ hatte zwar einst Nietzsche gesagt, gerade als ob er die Ereignisse von 1914 und den Mißbrauch seines Namens seitens einer unverständigen Menge vorausgesehen hätte. Dieses wahre und ironische Wort hindert aber nicht, daß die öffentliche Meinung in England (und gar in Amerikal) eine furchtbare Macht ist, eine Macht, die dem, der sie gegen sich hat, böse Stunden und sogar Tage und Nächte bereiten kann. Der Refrain Nietzsche, Treitschke und Bernhardi grollte uns aus den Spalten aller Blätter und Revuen, von der altehrwürdigen Tory-Wochenschrift „Spectator“ bis zur „aufgeklärten“ liberalen „Daily News“ entgegen. Begeisterte Kanzelredner und Politiker und entrüstete Dichter und Romanschriftsteller „lüfteten“ in ihnen ihre Ansichten: Der poeta laureatus Sir Robert Bridges verglich in einem in der „Times“ veröffentlichten Gedichte England mit Christus und Deutschland mit dem Antichrist, als den sich sein führender Philosoph Nietzsche öffentlich und schamlos ausgegeben habe. In Piccadilly, der fashionablen Londoner Geschäftsstraße, stellte ein Buchhändler die 18 Bände unserer Ausgabe ins Schaufenster, und darüber stand in großen Lettern geschrieben: „The Euro-Nietzschean War. Read the Devil, in order to fight him the better“ („Der Nietzsche-Europa-Krieg. Lest den Teufel, um

ihn besser bekämpfen zu können!“) Selbst der sonst so gemüthliche „Punch“, der sich in den ersten Monaten des Krieges selber ein wenig über die Patriotitis seiner Landsleute lustig gemacht hatte, ließ bei dem Namen Nietzsche die zu breitem Lachen nach oben gezogenen Mundwinkel plötzlich hängen und verkündigte unter Stirnrunzeln: „One touch of Nietzsche makes the whole world sin“ („Eine Berührung mit Nietzsche macht die ganze Welt zu Sündern“) — eine Verdrehung des englischen Sprichwortes: „One touch of nature makes the whole world kin“ („Eine Berührung mit der Natur macht die ganze Welt zu Brüdern“) . . .

Jawohl, es galt sich jetzt zu wehren, und das mitten im Kriege, in diesem Kriege, wo nicht nur die Gesetze, sondern auch die menschliche Vernunft zum Schweigen verurteilt ist. Es war nicht leicht, denn fast alle maßgebenden Blätter refusierte zunächst unsere Berichtigungen: die Parole des schottischen Geistlichen hatte anscheinend „oben“ Karriere gemacht und war S. M. aller getreuesten Journalisten als offizielle Direktive ausgegeben worden. Ob die Leute, die sie ausgaben, mehr von Nietzsche gelesen hatten als jenen Brief des schottischen Geistlichen, weiß ich nicht. Ich weiß nur das eine, daß die Bibliothek des House of Lords ein Jahr vor dem Ausbruch des Krieges noch nicht in dem Besitze meiner Ausgabe war. Da ich befürchtete, die hohen Herren würden dieses für sie so nützliche Gegengift gegen den damals noch staatsgefährlichen Lloyd George und andere Demokraten übersehen, habe ich sie selbst einst dem Oberhause geschenkt und dafür auch vom Bibliothekar einen schönen Dankbrief erhalten. Ich habe ihn mir sorgsam aufbewahrt, weniger zur Erinnerung an meine eigene Generosität, wie an die Mentalität der stolzesten Aristokratie der Welt, die sich das einzige Mittel zu ihrer Rettung auch noch von einem krassen „outsider“ schenken lassen mußte.

Zu Ehren der Nietzschefreunde in England sei es gesagt, that they stuck to their gun (daß „sie an ihrer Kanone kleben blieben“, das heißt, sie nicht im Stiche ließen), wie der hübsche englische Kriegsausdruck lautet, und daß dank ihrer Zähigkeit und intellektuellen Sauberkeit der Giftgasangriff der englischen Literaten und Politiker abgeschlagen wurde. Es waren doch einige sehr resolute Gesellen unter diesen meinen Kameraden von der Nietzsche-Übersetzung und solche, die nicht ohne weiteres, wie Bismarck einst von seinen Diplomaten verlangte, einschwenkten wie die Unteroffiziere. Der alte Thomas Common, der Übersetzer des „Zarathustra“, schrieb an den „Scotsman“: „Aus Nietzsche durch Herausreißung einzelner Zitate einen deutschen Jingo und Pan-



germanisten zu machen, ist sehr wohl möglich – es ist aber ebenso gut möglich, aus der Bibel durch kluge Manipulationen den Atheismus nachzuweisen, denn in ihr stehen die Worte: „Es gibt keine . . . . Götter“ – das Wort „anderen“ und das folgende „außer mir“ läßt man einfach weg“. Ein anderer meiner Freunde, der Ire J. M. Kennedy, der Übersetzer der „Morgenröte“ und Verfasser der „Quintessence of Nietzsche“, protestiert in einer neuen Auflage seines Werkes ebenfalls gegen die politische Ausschachtung des deutschen Philosophen: es wurde zu billigem Preise auf den Markt gebracht und in England und Amerika zu tausenden von Exemplaren verkauft. A. R. Orage, der kühne Herausgeber des „New Age“, dessen zehnjähriger treuer Unterstützung wir nicht zum mindesten unseren Erfolg in England verdanken, hörte nicht auf, die englischen Patrioten wegen ihrer Teufelsanklägerei zu verspotten. Auch Bernard Shaw nahm in seinem „Common Sense about the War“ die philosophisch-politischen Dilettanten Alt-Englands aufs Korn. Unseres transatlantischen Bundesbruders H. L. Mencken muß hier besonders gedacht werden, jenes hochgeachteten Schriftstellers der Union, der derselben Familie wie die Mutter Bismarcks entstammt, und der trotz der vergessenen deutschen Muttersprache sich um so besser amerikanisch auszudrücken versteht und so bei dieser Nietzsche-Affäre seinen Landsleuten mit einigen jener kräftigen Ausdrücke dienen konnte, die dort drüben eine bessere Wirkung ausüben als das geschniegelte und gebügelte Englisch von Oxford und Cambridge. Wir hatten sogar unsere Jeanne d'Arc und eine, die bei dieser Gelegenheit die bei Frauen so seltene satirische Feder zu führen verstand und mittels ihrer so manchen schwer gewappneten Literaturkritiker ihres Landes niederstreckte: und darum auch ihr einen schönen Gruß über den Kanal, ihr, meiner tapferen und lieben Feindin — Miß Beatrice Marshall!

So wurde dieser ernst gemeinte, auf Durchbruch angelegte Angriff abgeschlagen. Als das Trommelfeuer verstummt, der Gegner verschwunden, der literarische Schützengraben wieder gesäubert war und im Unterstande wieder die Tabakspfeifen zu dampfen begonnen hatten, erschienen auch die höheren Chargen, die sich bisher sorgsam hinter der Front gehalten hatten, und versicherten uns gewöhnlichen Soldaten, wie sehr sie unsere Feinde verachteten. Professor A. Wolf vom University College in London veröffentlichte zur Verteidigung Nietzsches seine sechs Vorlesungen; Mr. John Dewey, der Philosophieprofessor der Columbia-Universität in New-York, wies in seinem Buche „German Philosophy and Politics“ schlagend nach, daß Kant die deutsche Psyche weit mehr



beeinflußt habe als Nietzsche; Leo Heller, Professor der modernen europäischen Literatur an der Universität Washington, erzählte in seinen "Prophets of dissent" seinen Landsleuten, daß zwischen Nietzsche und Treitschke doch ein großer Unterschied bestände. Mit Intelligenzen, die Nietzsche und Treitschke in einem Atem nennen konnten, hatten wir uns herumschlagen müssen!

Und jetzt, nachdem Engländer, Amerikaner und Franzosen sich eines Besseren besonnen und sich ihrer politisch-philosophischen Escapaden zu schämen begonnen haben, wird in Deutschland eine Nietzsche-Gesellschaft gegründet: „Für Kriegsarbeit im Sinne von Nietzsches Willen zur Macht, für Einsetzung eines starken deutschen Friedens, der ein machtvolles Deutschland verbürgt“.

Hier möchte auch ich mit etwas „einsetzen“, nämlich mit einer Warnung. Einer Warnung, nicht etwa vor einem starken deutschen Frieden, einem Frieden, der so gut wie möglich auszufallen hat — denn darüber gibt es keine Diskussion. Wohl aber vor dem Mittel, das benutzt werden soll, um diesen Frieden zu erreichen, — denn dieses Mittel ist falsch. Es geht nämlich wirklich nicht an, Nietzsche als Sturmbock für patriotische Zwecke zu benutzen — es geht aus dem einfachen Grunde nicht, weil dieser Sturmbock einst gegen die Vaterländerei den schärfsten aller Proteste eingelegt hat. Und nicht nur gegen *die* Vaterländerei, sondern gegen sein eigenes Vaterland. Eine fürchterliche Ahnung beschleicht mich hier: sollte es dieser deutschen Nietzsche-Gesellschaft so gegangen sein wie dem englischen Oberhause — sollte sie Nietzsche niemals gelesen haben? Hat sie vielleicht keine Ahnung von diesem Denker, der die Deutschen „ohne Sinn, ohne Substanz, ohne Ziel“ findet, der „diese Rasse nicht ausstehen kann“, dessen „Verdauung schon beim Anblick eines seiner Landsleute gestört wird“, dieser Landsleute, die „in geistigen Dingen immer träger und instinktärmer werden“, sie, „die den Willen zur Macht (zum Reich) so gut ohne Verdauungsbeschwerden herunterschlucken wie das Evangelium der Armen“, sie, die „alle Kulturverbrechen gegen Europa auf dem Gewissen haben“? . . . . Oder wollen diese Patrioten durchaus *alles* wahrmachen, was Nietzsche einst prophezeite, einschließlich jener Worte, die er im „Ecce Homo“ über den Fall Wagner schreibt: „Die Deutschen sollten sich noch einmal unsterblich an mir vergreifen und verewigen! Es ist gerade noch Zeit dazu. Ist das erreicht? Zum Entzücken, meine Herren Germanen: ich mache Ihnen mein Kompliment!“

Geben wir doch der Wahrheit, der in diesem Falle unschmackhaften Wahrheit die Ehre: Nietzsche hat die Deutschen bitter gehaßt, er haßte sie aus Liebe zu seinem Ideal, das ein euro-

päisches war. Vielleicht wäre er heute mit ihnen mehr zufrieden, als zu seinen Lebzeiten, denn eines seiner Verzweiflungsmittel, um der europäischen Dekadenz Herr zu werden, war die brutale Medizin eines langen und gefährlichen Krieges, und diesen Krieg — wahrhaftig! — ihn haben seine so bitter getadelten Deutschen zu führen verstanden. Vielleicht hätte Nietzsche darum vor den heutigen Deutschen mehr Respekt als vor ihren Vätern, deren „erbärmliches Behagen“ ihm so sehr auf die Nerven ging: das war eben doch, wie der Krieg bewiesen hat, nur eine Oberflächenerscheinung. Und dennoch: auch die heutigen Deutschen können sich nimmermehr auf einen Philosophen berufen, der bezweifelte, daß ihr großer Waffenerfolg von 1870 etwas zu Gunsten der deutschen Bildung bewiese; der keck erklärte, er habe in Europa nur eine Heimat, und die hieße Paris; der allen nationalen „Neurosen“ kühl bis ans Herz hinan, d. h. genau so wie einst Goethe den Freiheitskriegen, gegenüberstand?

Nein, auf Nietzsche dürfen sich auch die modernen Deutschen nicht berufen: auch sie müssen auf ihre anderen und echten Schutzpatrone zurückgreifen, wenn sie ehrliche Vaterlandspolitik treiben und einen starken deutschen Frieden auf Grund philosophischer Anschauungen zu erzwingen hoffen. Es gibt ja genügend deutsche große und kleine Philosophen — von Fichte bis Chamberlain — deren Satzungen und Aussprüchen sie nicht erst Gewalt anzutun brauchen, die sie vielmehr direkt und ohne Umprägung als literarische Munition gegen ihre Feinde verwenden können. Nur mit Nietzsche ist hier nichts anzufangen, denn dieser steht auf einer ganz anderen Warte. Nietzsche nämlich ist zu gut dazu, im einseitigen Interesse eines Vaterlandes ausgebeutet zu werden: er ist zu etwas Höherem bestimmt — zur Verständigung zwischen den verschiedenen Vaterländern. Heute aber ist es dazu noch zu früh, denn heute klirren noch die Waffen, grollen die Geschütze, zwischen die Torpedos und alles, was seine heutigen Jünger tun können und tun müssen, ist, zu verhindern, daß er von voreiligen Händen und Gemütern in einen aussichtslosen Kampf gezogen werde. Aber seine Zeit wird einst kommen, seine Stunde wird mit mächtigem Glockenschlage eingeläutet werden, und zwar dann, wenn die Patrioten eingesehen haben werden, daß man zwar alles mit Bajonetten machen, aber sich nicht darauf setzen kann; wenn sie begriffen haben, daß die Macht des Schwertes zwar groß, aber nicht groß genug ist, um die Versöhnung zu erzwingen; wenn sie zu ahnen begonnen haben, daß kein Soldat oder Diplomat oder Kaufmann — weder Schwert, noch Feder, noch Gold — die Herzen der heutigen Menschen öffnen kann, jene feindlichen



Herzen, die sich voneinander abgewandt und voreinander verschlossen haben, wie Blüten, über die der eisige Nordwind strich. Und wenn alle jene, die die Welt mit blutigem Messer oder mit politischen Pflastern oder mit kommerziellen Vernunftspillen heilen wollten, abgewirtschaftet haben werden, dann — aber erst dann! — wird Nietzsche im Dienste seines Vaterlandes zu verwenden sein, aber dann nicht nur im Dienste seines Vaterlandes, sondern in dem *aller* Vaterländer.

Denn Nietzsche lagen nicht die politischen Gegensätze, nicht die Gegensätze zwischen Preußen und Frankreich oder die zwischen Deutschland und Europa am Herzen, sondern, genau wie seinem großen und von ihm so geliebten Vorgänger Goethe, nur die zwischen Kultur und Barbarei. Als Künstler, als Dichter, als Psychologe, als Kulturphilosoph gewann er so nicht nur zu den Besten einer Nation, sondern zu den Besten vieler Nationen ein Verhältnis; und dieses Verhältnis kann in Zukunft mehr zur Anknüpfung der abgerissenen Bande beitragen, wie die bekannte Politik der gepanzerten Faust, die den Panzer nicht nur um die Faust, sondern auch um Herz und Hirn legt, mehr aber auch wie alle jene Phantastereien von kommenden Völkerligen (Völkerlügen!) und Freundschaftsbünden, die heute wieder drohend am Horizonte der Zukunft auftauchen. Völkerbünde sind keine Realpolitik, und selbst die Realpolitik ist keine Realpolitik, weil sie das vergißt, was das Realste an jeder Politik sein sollte, nämlich — den Geist. Nietzsche hat den nicht vergessen, und darum hat seine Politik — die Politik eines Dichter-Philosophen — nicht denselben schmachvollen Bankrott gemacht, wie jene der „auf dem Boden der harten Tatsachen stehenden“ Politiker und Nationalökonomien. Im Gegenteil: gerade während des Weltkrieges hat sie ihre erste Probe bestanden. Denn die kleine geistige Internationale, die in den verschiedenen feindlichen Ländern zu dem Umwerter aller Werte steht, ist nicht auseinander gebrochen — zum Unterschied von allen anderen Internationalen, von der roten wie der schwarzen, von der goldenen wie der wissenschaftlichen, von der dynastischen wie der diplomatischen. Warum gerade sie nicht abbrach, warum gerade Nietzsche den entfesselten Elementen trotzen konnte, das ist vielleicht ein Wunder, größer als jenes des heiligen Nepomuk, der einst bei der Wegschwemmung der Moldaubrücke auf seinem einsamen Pfeiler in der Mitte des Flusses stehen blieb, größer deswegen, weil Friedrich Nietzsche ja nicht, wie jener Heilige von Prag, unter dem besonderen Schutze der Vorsehung gestanden haben kann . . . . Aber es ist ein Wunder nur für



die Ungläubigen des Geistes . . . Und daß die Jünger Zarathustras des Gottlosen nicht ganz der Ritterlichkeit und der Menschenliebe vergaßen, und trotz der Feindschaft ihrer Völker zueinander standen, während die berufenen Pächter dieser Menschenliebe, während die sämtlichen frommen Internationalen, einschließlich der Jesuiten und Zionisten, auseinanderfielen und sich gelegentlich sogar als Verbrecher titulierten — das ist ein anderes Wunder oder Rätsel, das der Kulturgeschichte der Nachwelt zur Lösung überlassen bleibt, das aber der Menschenkenner der Mitwelt schon heute erraten wird.. Genug: die Brücke ist nicht hinweggeschwemmt, sie existiert wie im Frieden, und sie kann nach dem Kriege von ein paar internationalen Pionieren (man nannte sie vor dem Kriege „vaterlandslose Gesellen“) wieder benutzt werden. Unter der einen Bedingung: daß die nationalen Fanatiker, die völkischen Enthusiasten, die erregten Vaterlandsderwische sich hübsch beiseite und auf ihren beiderseitigen Ufern halten.

Nietzsche darf nicht gegen das Deutschtum von England — aber auch nicht für das Deutschtum von Deutschland ausgebeutet werden. Wir, die wir die Engländer bekämpft haben, weil sie seinen Namen in den Schmutz dieses Krieges zogen, um die teuflische Gesinnung ihrer Feinde nachzuweisen, wir wollen es auch den Deutschen verwehren, diesen toten Cid, der im Leben nichts von ihnen wissen wollte, nach seinem Abscheiden aufs Pferd zu setzen, um die Gegner zu schrecken, um einen „machtvollen deutschen Frieden zu erzielen“. Wir protestieren gegen jeden Mißbrauch seiner Worte, im Namen seines Gedächtnisses, das uns teuer ist, im Namen der intellektuellen Ehrlichkeit, die er geübt und gelehrt hat, im Namen aber auch und im Interesse Europas, das er liebte und das nach soviel Hader und Bruderzwist wieder des Friedens und der Versöhnung bedarf.

(August 1918.)

## DAS WEISSE BRETT

## Lektüre

Aus der *Geschichte der französischen Revolution von Jaurès*: „Robespierre ist sehr schuldig, er hat zur Verfinsterung der Geister in jenen tragischen Tagen beigetragen. Wie ruhmvoll wäre es für das bedrohte Frankreich gewesen, hätte es in der Stunde seiner größten Gefahr seinen klaren Geist, seine hellsichtige Entschlossenheit bewahrt. Ich verabscheue sie, die ihm diesen höchsten Ruhm geraubt haben. Ich verabscheue sie, die auf die beunruhigten Gemüter auch noch die finstere Verleumdung herabbeschworen und Tag und Nacht zu einem zweifelhaften Chaos vermischt haben: wenn die strahlende Freiheit diesem Chaos entsteigt, wird sie die Albernheit und den Haß in Fetzen hinter sich herziehen.“ Der Terror ist der gleiche, wer ihn auch ausübe, der gleiche immer in seinem Wesen und also auch in seinen Folgen. Jeder Diktator handelt wie Robespierre, wenn er auch nur selten ein Robespierre ist.

\*

Eine Forderung Jakob Burckhardts für die *politische Erziehung* des Menschen: „Der Geist muß die Erinnerung an sein Durchleben der verschiedenen Erdenzeiten in seinen Besitz verwandeln. Was einst Jubel und Jammer war, muß uns Erkenntnis werden, wie eigentlich auch im Leben des einzelnen.“

\*

*Kriegsbrauch* . . auch im Bürgerkrieg. Zu lesen in den *Essais* von Montaigne: „So ist der Kriegsgebrauch entstanden, die hartnäckige Verteidigung einer Festung mit dem Tode zu bestrafen, wenn der Platz nach den Regeln der Kriegskunst nicht behauptet werden durfte. Würde doch sonst jedes Nest sich herausnehmen, ungestraft eine ganze Armee aufzuhalten.“



Als der Connétable von Montmorency bei der Belagerung von Pavia . . . durch einen hartnäckig verteidigten Brückenkopf aufgehalten wurde, ließ er nach der Eroberung alles hängen, was darin angetroffen wurde; und nachher, als in dem eroberten Schloß Villane die Wut der Soldaten alles in Stücke gerissen hatte, mit Ausnahme des Kommandanten und seines Fähnrich, ließ der Connétable auch noch diese hängen und würgen, aus dem eben erwähnten Grunde.

. . . . Da aber die Größe oder Schwäche eines verteidigten Platzes nur im Vergleiche mit der Macht des Belagerers . . . eingeschätzt werden kann, und dabei auch die Größe und das Ansehen des angreifenden Monarchen und der Respekt, den man ihm schuldet, mit in die Wagschale fällt, so entsteht die Gefahr, daß die Wage sich etwas zu stark nach dieser Seite hin neige; und es geschieht nur zu leicht, daß ein Angreifer eine so große Meinung von sich und seinen Kräften hat, daß es ihm als unvernünftige Anmaßung erscheint, wenn irgend jemand sich für würdig halten könnte, ihm Trotz zu bieten. Solche lassen dann, wo immer sie Widerstand finden, alles durch ihr Schwert kurz und klein hauen: solange eben ihr Kriegsglück es gestattet.“

*Im Frühjahr 1855.* . . Im vierten Band seiner kürzlich erschienenen Disraelibibliographie berichtet Burka über den Krimkrieg: Im Frühjahr 1855 trat in Wien eine Friedenskonferenz zusammen, welche dem Krimkriege ein Ende machen sollte. Rußland war bereit, drei Forderungen seiner Gegner anzunehmen, nur die vierte lehnte es ab. Es wollte sich nämlich nicht verpflichten, seine Kriegsflotte im Schwarzen Meere fortan einzuschränken. Disraeli, damals Führer der Opposition, erklärte, eine solche Verpflichtung eines souveränen Staates sei auf die Dauer nicht aufrecht zu erhalten, daher praktisch völlig wertlos. Doch die Westmächte bestanden auf ihrer Forderung, Rußland auf seiner Ablehnung. Deshalb mußte der Krieg noch ein Jahr lang fortgesetzt werden. Endlich gab Rußland nach, um diese Konzession schon 1871 eigenmächtig zurückzunehmen. Wozu hatten England und Frankreich noch ein Jahr lang Tausende von tapfern Menschen und Hunderte von Millionen Franken geopfert?

Wer spricht so? *Lenin oder Nietzsche:* „Wie? Das Wesen des wahrhaft Moralischen liege darin, daß wir die nächsten und unmittelbarsten Folgen unserer Handlungen für den andern in's Auge fassen und uns darnach entscheiden? Dies ist nur eine enge und kleinbürgerliche Moral: wenn es auch Moral sein mag: aber höher und freier scheint es mir gedacht, auch über diese nächsten Folgen für den anderen *hinwegzusehen* und entferntere



Zwecke unter Umständen *auch durch das Leid des andern* zu fördern, — z. B. die Erkenntnis zu fördern, auch trotz der Einsicht, daß unsere Freigeisterei zunächst und unmittelbar die andern in Zweifel, Kummer und Schlimmeres werfen wird. Dürfen wir unsern Nächsten nicht wenigstens so behandeln, wie wir uns behandeln? Und wenn wir bei uns nicht so eng und kleinbürgerlich an die unmittelbaren Folgen und Leiden denken: warum *müßten* wir es bei ihm tun? Gesetzt, wir hätten den Sinn der Aufopferung für uns: was würde uns verbieten, den Nächsten mit aufzuopfern? — so wie es bisher der Staat und der Fürst taten, die den einen Bürger den andern zum Opfer brachten, „der allgemeinen Interessen wegen“, wie man sagte. Aber auch wir haben allgemeine und vielleicht allgemeinere Interessen: warum sollten den kommenden Geschlechtern nicht einige Individuen der gegenwärtigen Geschlechter zum Opfer gebracht werden dürfen, so daß ihr Gram, ihre Unruhe, ihre Vezweiflung, ihre Fehlgriffe und Angstschritte für nötig befunden würden, weil eine neue Pflugschar den Boden brechen und fruchtbar für alle machen solle? — Endlich: wir teilen zugleich die Gesinnung an den Nächsten mit, in der er *sich als Opfer fühlen* kann, wir überreden ihn zu der Aufgabe, für die wir ihn benützen. Sind wir denn ohne Mitleid? Aber wenn wir auch *über unser Mitleid hinweg* gegen uns selber den Sieg erringen wollen, ist dies nicht eine höhere und freiere Haltung und Stimmung als jene, bei der man sich sicher fühlt, wenn man herausgebracht hat, ob eine Handlung dem Nächsten *wohl oder wehe tut*? Wir dagegen würden doch durch das Opfer — in welchem *wir und die Nächsten* einbegriffen sind — das allgemeine Gefühl der menschlichen Macht stärken und höher heben, gesetzt auch, daß wir nicht Mehr erreichten. Aber schon Dies wäre eine positive Vermehrung des *Glücks*. — Zuletzt, wenn dies sogar - - doch hier kein Wort mehr! Ein Blick genügt, ihr habt mich verstanden.“

*René Schickele:*

**ABSCHWUR.**

Ich schwöre ab:  
jegliche Gewalt,  
jedweden Zwang,  
und selbst den Zwang,  
zu andern gut zu sein.  
Ich weiß:  
ich zwänge nur den Zwang.  
Ich weiß:  
das Schwert ist stärker,  
als das Herz,  
der Schlag dringt tiefer,  
als die Hand,  
Gewalt regiert,  
was gut begann,  
zum bösen.

Wie ich die Welt will,  
muß ich selber erst  
und ganz und ohne Schwere werden.  
Ich muß ein Lichtstrahl werden,  
ein klares Wasser  
und die reinste Hand,  
zu Gruß und Hilfe dargeboten.

Stern am Abend prüft den Tag,  
Nacht wiegt mütterlich den Tag.  
Stern am Morgen dankt der Nacht.  
Tag strahlt.

Tag um Tag  
sucht Strahl um Strahl,  
Strahl an Strahl  
wird Licht,  
ein helles Wasser strebt zum andern,  
weithin verzweigte Hände  
schaffen still den Bund.

*Bedeutend erweitert, und in neuer Ausstattung  
erschien in zweiter Auflage:*

# **DIE MUSIK DER SCHLACHTEN**

**AUFSÄTZE ZUR  
PHILOSOPHIE DES KRIEGES**

VON

**HELLMUTH FALKENFELD**

**Geheftet 5.— Mark  
In hübschem Halbleinenband 7.— M.**

## ***Aus dem Inhalt:***

**Der Krieg und die Dichtung / Die Philo-  
sophen des Krieges / Die Musik der  
Schlachten / Begriff der Zeit / Mozart und  
der Krieg / Der Tod und das Ich / Die  
Metaphysik des Helden / Tod und Freiheit**

**Vossische Zeitung:** Eines der ehrenwertesten und ehrwürdigsten  
Geistesprodukte dieses Krieges . . .

**Frankfurter Zeitung:** Insgesamt bietet das Werk eine lesens-  
werte und anregende Sammlung von feingeschliffenen, scharf durch-  
dachten, kantisch orientierten Essays.

**B. Z. am Mittag:** Zwischen Kant und Mozart verankert, entwickelt  
das Buch wirkliche philosophische Ideen . . .

---

**VERLEGT BEI PAUL CASSIRER / BERLIN W 10**



# GEDICHTE VON **BRUNO SCHÖNLANK**

---

Soeben erschien:

## **Blutjunge Welt**

Mit einer Umschlagzeichnung von MARTHA SCHOEPS

1,80 M., geb. 2,80 M.

Bruno Schönlanke Gedichte sind Gedichte der Zeit, geboren und getragen von einer inbrünstigen, reinen Liebe zu den Menschen und voller Hingabe an alle, die da mühselig und beladen sind. Die Wucht proletarischen Mitgeföhls, das zärtlich ist und hart zugleich, das mütterlich besüßigt und in mässlichstem Trotz aufbegehrt, der Schwung ungekünstelter Schwermut stürzt seine Verse aus innerstem Erleben empor. Schönlanke ist Jugend, die für Freiheit der Menschen schafft und blüht, und seine Fülle strömt sich aus in Worten, die alle Fühlenden seiner Zeit forttragen müssen.

In zweiter Auflage erschien:

## **In diesen Nächten**

Mit einer Umschlagzeichnung von ADOLF PROPP

4,50 M., geb. 6,— M.

Diesem Erstlingswerke eines ganz jungen, sehr rein und tief empfindenden Menschen wohnt eine eigentümlich verbende Kraft inne. Nichts in diesem Buche ist weithergeholt oder gewaltsam in seine Form gepreßt. Eine Seele ist von den Erscheinungen des Lebens, Not und Krieg, Landschaft und Liebe im Tiefsten angerührt; schlicht selbstverständlich fließende Verse haben diese Bilder aufgenommen, und das Gefühl des Lesers schwingt in ihren schönen Rhythmen mit. Das Buch hat schon heute einen Kreis von Menschen, die ihm zu danken haben, weil Vielen, das Alle betrifft, hier als Erlebnis eines Einzelnen Form gewonnen hat. Besonders die Jugend dieser Zeit ist ihm verwandt und bekennt sich zu ihm.

---

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER / BERLIN W 10

# **DIE WEISSEN BLÄTTER**

## **EINE MONATSSCHRIFT**

**SECHSTER JAHRGANG 1919**  
**QUARTAL JULI-DEZEMBER**

**VERLAG PAUL CASSIRER / BERLIN W 10**

# INHALTSVERZEICHNIS

---

## I.

### AUFSÄTZE UND GLOSSEN

|                                                                       | HEFT | SEITE |
|-----------------------------------------------------------------------|------|-------|
| Ernst Bloch: Über das noch nicht bewußte Wissen . . . . .             | VIII | 355   |
| Ernst Bloch: Zur Rettung von Georg Lukàcs                             | XII  | 529   |
| Paul Colin: Die neue Stunde (Lesebuch)                                | VIII | 375   |
| Carl Ehrenstein: Flüchtige Skizze . . . . .                           | VIII | 367   |
| Georg Greter: Jugendbewegung in Amerika                               | IX   | 425   |
| Oscar Guttman: An meine lieben Proleten                               | XI   | 518   |
| Ferdinand Hardekopf: Mühsam . . . . .                                 | IX   | 401   |
| Daniel Henry: Vom Sehen und vom Bilden                                | VII  | 315   |
| Kurt Kersten: Den Bewohnern der zerstörten Gebiete . . . . .          | X    | 453   |
| Kurt Kersten: Georg Forster . . . . .                                 | XII  | 547   |
| Harry Graf Keßler: Nationalität . . . . .                             | XII  | 531   |
| Eduard Lachmann: Flandern 1917 . . . . .                              | XII  | 556   |
| Rudolf Leonhard: Endkampf der Waffengegner (Lesebuch). . . . .        | VII  | 324   |
| J. R. Macdonald: Die unabhängige Arbeiter-Partei in England . . . . . | X    | 445   |
| Hartmuth Merleker: Die letzten Stunden .                              | X    | 471   |
| Hermann Scherchen: Tonalitätsprinzip . .                              | X    | 460   |
| René Schickele: Nachwort . . . . .                                    | X    | 433   |



|                                         | HEFT | SEITE |
|-----------------------------------------|------|-------|
| René Schickele: Schicksal . . . . .     | X    | 439   |
| René Schickele: Weißes Brett . . . . .  | VII  | 331   |
| René Schickele: Weißes Brett . . . . .  | VIII | 381   |
| René Schickele: Weißes Brett . . . . .  | IX   | 430   |
| René Schickele: Weißes Brett . . . . .  | XII  | 573   |
| Anna Siemsen: Die Suggestion der Gewalt | IX   | 415   |
| Leo H. Wolf: Tod (Memento) . . . . .    | VII  | 327   |

## II.

### GEDICHTE

|                                                           |      |     |
|-----------------------------------------------------------|------|-----|
| Otokar Březina: Sommersonnenwende . . .                   | VII  | 323 |
| E. W. Chemnitz: Gedichte aus der Gefangenschaft . . . . . | VIII | 372 |
| Wieland Herzfelde: Rajah . . . . .                        | XII  | 554 |
| Klabund: Enzian . . . . .                                 | IX   | 422 |
| Else Lasker-Schüler: Gedichte . . . . .                   | XI   | 496 |
| Jean Arthur Rimbaud: Das besoffene Schiff                 | VIII | 351 |
| Ulrich Steindorff: Gedichte . . . . .                     | XI   | 516 |
| Otto Zarek: Berufung . . . . .                            | XI   | 528 |
| Arnold Zweig: Gedichte . . . . .                          | X    | 456 |

## III.

### EPOS UND DRAMA

|                                                      |     |     |
|------------------------------------------------------|-----|-----|
| Wladimir Astrow: Kirejewski . . . . .                | XI  | 481 |
| R. B. Cunninghame Graham: Der vierte König . . . . . | XII | 564 |

|                                                                       | HEFT | SEITE |
|-----------------------------------------------------------------------|------|-------|
| Kasimir Edschmid: Kerstin . . . . .                                   | IX   | 385   |
| Douglas Goldring: Der Kampf um die<br>Freiheit. Vierter Akt . . . . . | VII  | 289   |
| Walther von Hollander: Grenze der Er-<br>füllung . . . . .            | IX   | 405   |
| Reinhard Koester: Sybille oder die Frau im<br>Mondlicht . . . . .     | XI   | 498   |
| Carl Sternheim: Der Rheinländer. Eine<br>Erzählung . . . . .          | VII  | 303   |
| Carl Sternheim: Der Rheinländer. Eine<br>Erzählung . . . . .          | VIII | 337   |

# *Die weißen Blätter*

---

**EINE MONATSSCHRIFT**

HERAUSGEGEBEN VON RENÉ SCHICKELE

---

SIEBENTES HEFT ♦ ♦ 6. JAHRGANG ♦ ♦ JULI 1919

---

## INHALT:

Douglas Goldring: Der Kampf um die Freiheit.

Carl Sternheim: Der Rheinländer.

Daniel Henry: Vom Sehen und vom Bilden.

Otokar Březina: Sommersonnenwende.

Lesebuch:

Rudolf Leonhard, Endkampf der Waffengegner.

Memento:

Leo H. Wolf, Tod.

Das weiße Brett:

Henry Barbusse, Aufruf.

EINZELPREIS 2 MARK  
ODER 2 FRANKEN

VIERTELJÄHRL. 5 MARK  
ODER 5 FRANKEN

---

**1919**

---

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.



Soeben erschien:

**KARL KAUTSKY**

*Die Sozialisierung  
der Landwirtschaft*

Mit einem Anhang:

*Der Bauer als Erzieher  
von A. Hofer*

Preis 6 Mark

---

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER / BERLIN W 10

Soeben erschien:

**GUSTAV LANDAUER**

**GEDÄCHTNISREDE**  
in der Volksbühne zu Berlin  
gehalten am 25. Mai 1919 von

**JULIUS BAB**

Preis 1,80 M.

---

VERLAG PAUL CASSIRER / BERLIN W 10

*Douglas Goldring:*

## DER KAMPF UM DIE FREIHEIT

Schauspiel in vier Aufzügen

Deutsch von Hermynia von Zur Mühlen

### VIERTER AUFZUG.

(Fräulein Lamberts Salon. Zwei hohe französische Fenster führen auf eine Veranda, die Ausblick auf den Fluß bietet. Rechts eine Tür. Das Zimmer ist sehr schön möbliert, besonders fallen die zahllosen Blumen in Vasen und Töpfen auf. Fräulein Lambert ist eine leidenschaftliche Blumenliebhaberin; Blumen sind die einzige Verschwendung, die sie sich gestattet. Margaret sitzt in einem Lehnstuhl, blättert in einer Modenzeitung. Fräulein Lambert liest durchs Lorgnon in einem Blaubuch.)

Margaret: Ob er wohl bald kommen wird? Er kann jeden Augenblick hier sein. O, Tante, ich bin so nervös. Wüßte ich doch, wie er alles auffassen wird.

Fräulein Lambert: Ich wollte, Du wüßtest es.

Margaret: Er wird vor Wut außer sich sein,

Fräulein Lambert (Mit hartem Lachen): Jedenfalls wirst Du es sein, wenn er es nicht ist.

Margaret: Ich weiß nicht, wie ich diese Tage durchleben konnte. Ich fühle mich um zwanzig Jahre gealtert... krank, müde; glaube, es ist mir keine Hoffnung mehr geblieben. Was mich früher schön deuchte, läßt mich jetzt zurückschaudern. Was ich als das Herrlichste im Leben ersehnt, erfüllt mich jetzt mit Entsetzen und Abscheu. Mir ist, als würde ich nie mehr rein sein.

**Fräulein Lambert:** So ist den meisten verheirateten Frauen zu Mute, bloß, daß sie nicht ihre Gefühle anderen Leuten aufdrängen. Um Gotteswillen Kind, nimm Dich zusammen. Die meisten Tragödien unseres Lebens haben wir selbst gezimmert. Versuche doch, dies krankhafte Gefühl der Beschämung zu überwinden — es ist gar nichts Tugendhaftes dabei . . . Scham ist bloß eine Zusammensetzung aus Eitelkeit und moralischer Feigheit. Jedes Unglück ist ein Prüfstein für den Charakter. Laß Deinen hübschen Kopf nicht so hängen. Blick der Welt ins Gesicht.

**Margaret (sich erhebend):** O, ich laß ihn nicht hängen . . . Bloß . . . wenn ich an Oliver denke, verläßt mich mein Mut. Wie soll ich ihm ins Gesicht schauen! Mir wurde etwas geraubt, was ihm allein gehörte.

**Fräulein Lambert:** Margaret, Du machst mich rasend, sprichst wie eine Sklavin. Solange Dich derartige Gefühle beherrschen, wirst Du Dich in alle törichten Fallstricke verfangen, die die Welt seit zehntausend Jahren für uns Frauen gestellt hat. Wohin ist Deine Liebe zur Freiheit entschwunden? Rüttle Dich auf! Die Freiheit ist ein herrliches Ideal; es ist bloß schade, daß jene, die über sie am extatischsten reden, meist am wenigsten von ihr verstehen. Es ist besser, frei zu sein, als geliebt . . . weit besser, frei zu sein, als von anderer Leute Achtung eingezäunt. Nur wer frei, wer Herr seiner eigenen Seele ist, der Angriffe anderer nicht achtet — nur der vermag zu verstehen, was Liebe bedeutet. Ist Dir dies einmal klar geworden, so wirst Du sehen, daß die halbe Menschheit selbstgeschmiedete Ketten trägt — ihre Fesseln hegt und idealisiert! Nationen und Individuen, wir alle bleiben lieber blind, als daß wir unsere Augen benützen, sind lieber Sklaven als frei, gehorchen lieber jedem, der sagt: „tu dies“ und „tu das“, als uns die Mühe zu nehmen, den Geboten unseres eigenen Daimons zu lauschen und zu folgen. Wieviel Glücksmöglichkeiten dieser Welt werfen wir fort! Und aus dieser verspäteten Erkenntnis wird die Pein der Hölle bestehen.

**Margaret:** Ich wußte nie, daß Du religiös bist, Tante.

**Fräulein Lambert:** Dann hast Du mich, Liebste, für eine Törin gehalten. Bloß Toren sind unreligiös. Schade, daß bei der kirchlichen Karriere die Dummheit so viel nützt, doch muß dies in unserem materialistischen Zeitalter wohl so sein.

**Margaret (steif):** Es deutet mich entschieden unreligiös, das Vorgefallene so leicht zu nehmen.

**Fräulein Lambert:** Wahre Religion würde Dir helfen, es leicht zu nehmen. . . Sind bei Dir Geist und Seele rein geblieben, so ist alles übrige unwichtig. Du enttäuschst mich, Margaret;



hast sehr wenig von Oliver gelernt. Seine Worte wiederholst Du oft genug, doch bezweifle ich, daß Du ihren Sinn verstehst. Bisweilen deuchst Du mich ebenso sehr eine Sklavin der konventionellen Ideen, wie die Leute, die Du verspottest. Du sprichst immer von der sozialen Revolution; was wird sie — oder jede andere Revolution — Dir nützen, wenn Du Dich nicht zuerst selbst zu befreien vermagst. Die eine Hälfte der zivilisierten Welt hat sich der erniedrigendsten Knechtschaft gefügt, um die andere ebenso unterjochte Hälfte im heiligen Namen der Freiheit hinzumetzeln. Fast jeder Mann und jede Frau wännen heutzutage, am Kampf um die Freiheit teilzunehmen. Und wer von Ihnen tut es wirklich? Öffne Deine inneren Augen, Margaret. Alles andere ist unwesentlich. Ich bin eine alte Frau und kenne dennoch keine Müdigkeit. Harre der Morgenröte und bete darum, sie noch schauen zu dürfen.

Margaret: Du weißt, daß auch ich sie erschne, Tante Eleanor.

Fräulein Lambert: Ich weiß; Du glaubst, sie zu erschnen. Doch fürchte ich fast, wenn sie endlich aufdämmert — nach der schwarzen Nacht des Grauens — so werden ihre Strahlen Dich blenden und versengen, und Du wirst mit Angst und Zittern zurückweichen. Ich habe mich oft gefragt, ob Du und Oliver Eure gegenseitigen Charaktere wirklich versteht. Für ihn wird die Morgenröte keine Schrecken haben.

Margaret: Wie kannst Du so reden, Tante Eleanor. Ich liebe Oliver aus ganzem Herzen; das wenigstens verstehe ich. Ich finde, Du bist wirklich unfreundlich.

Fräulein Lambert: Ich bin nun einmal eine alte Hexe, mir ist zu Mut, als könnte ich jeden Augenblick meinen Besenstiel besteigen. Sehe ich nicht aus wie eine Hexe? (Fräulein Lambert läßt das Lorgnon sinken und starrt Margaret grimmig an.)

Margaret: Ein wenig schon, Tante Eleanor, wenn ich es sagen darf. Was aber werden die Veränderungen sein, die wir beide erschnen, die Oliver willkommen heißen wird, und ich nicht?

Fräulein Lambert: Du hast Deine Erziehung noch nicht überwunden, Margaret; bisweilen deucht mich, Du wirst sie nie überwinden. Die Watte, in die unsere Klasse ihre jungen Mädchen einwickelt, läßt sich schwer ablösen . . . sie haftet an, behindert, verhüllt.

Margaret (erhebt sich und setzt sich auf den Fußboden, zu Füßen ihrer Tante.) Tante, kläre mich auf, sprich zu mir, ich will alles wissen.

Fräulein Lambert: Ich warne dich; ich bin eine alte Hexe.

Margaret: Eine liebe, gute, alte Hexe.

**Fräulein Lambert:** Eine boshafte, alte Hexe, mit Krallen. Manchmal reizt es mich, sie in Dein Fleisch zu schlagen, Margaret. Unglück und Kummer rufen in mir böse Gefühle wach. Wenn ich Dich über das Erlebte weinen sehe, könnte ich Dir ins Gesicht lachen — ein hartes, böses Lachen, das dich erschauern ließe. Bricht die Morgenröte an, so wirst Du erbeben, wie Du jetzt erbebst. Lasse Dich bei Zeiten warnen. Oliver wird nicht erbeben. Er und ich, die alte Frau und der junge Mann, wir sind Bruder und Schwester, gleichgesinnt Liebende. Uns gehört die Zukunft.

**Margaret:** Tante Eleanor! Was willst Du damit sagen . . . Wovon sprichst Du? . . . Was ist denn die „Morgenröte“? Ich beginne sie schon jetzt zu hassen . . .

**Fräulein Lambert:** Vielleicht tust Du Recht daran; hoffentlich nicht. Ich lebe für die Morgenröte, meine ganze Seele verlangt nach ihr. Es ist jetzt so dunkel, die Nacht der Leiden und Ängste ist so schwarz, daß man weiß: die Morgenröte naht. Man weiß, daß bald, o, ganz bald, die Morgenröte in ihrer roten Herrlichkeit über der verwüsteten, trostlosen Welt aufgehen wird. Wie werden ihre Strahlen alle, die sich halb unbewußt an die Vergangenheit klammern, brennen und betäuben! Für die Masse der englischen Nation wird die Morgenröte noch weit schrecklicher sein, als die gegenwärtige Nacht. Was alles wird sie hinabwürgen müssen! Sie wird sehen, wie alle Dinge, die der Krieg zerstört hat, ihren Blicken entrissen werden. Ihre Lieblingslügen, ihre teuren Heucheleien werden ihr geraubt werden. Ah, das Evangelium der Morgenröte wird für viele ein bitteres Evangelium sein! . . . Und ich fürchte, es wird auch Dir bitter sein, mein armes, graues Täubchen. Wenn endlich der Tag anbricht, werde ich freudig sterben; Sehnsucht nach ihm erfüllt mich. Der Gedanke an ihn gibt mir Kraft zum Kampf, Kraft zum Leben. Bisweilen ist es mir, als hört ich in der Ferne leise, herrliche Musik . . . Den Gesang seltsamer, bitterer, wunderbarer Stimmen — Boten der Zerstörung und der Wiedergeburt! (Sie starrt eine Weile schweigend vor sich hin, dann blickt sie auf Margaret und lacht.)

**Margaret:** Liebe Tante Eleanor, Du sprichst wie eine Lehrerin.

**Fräulein Lambert (scharf):** Oder eine Wahnsinnige? Vergiß nicht, daß der Wahnsinn von heute die Vernunft von morgen ist.

**Margaret (jugendlich gewichtig):** Es ist ja schön, vom Nahen der Morgenröte und von dergleichen zu sprechen. Doch scheint es mir, um etwas zu erreichen, müßten wir aufbauen . . . ein bestimmtes Programm aufstellen . . .



Fräulein Lambert: Ja, Liebste, es war nicht schön von mir, auf Dich eine solche Rede loszulassen, während Du natürlich die ganze Zeit Deinen eigenen Jammer hegen und pflegen willst. Du meinst bestimmt die „Boten der Morgenröte“ müßten sich ordentlich organisieren . . . einen Präsidenten, eine Anzahl Vizepräsidenten wählen, Patronatsherrn und ein kleines Aktions-Komitee? Hat das Erdbeben ein Programm? Ist der Vulkan vernünftig? Glaubst Du, Gottes Allmacht sei auf einer festen, liberalen Basis organisiert? Mein armes Kind, welche Qualen harren Deiner?

Margaret: Ich muß schon sagen, du bist nicht sehr trostreich.

Fräulein Lambert: Nein, aber aufreizend. Du bist schon ein ganz anderes Mädchen, wie du vor einer Viertelstunde warst. Trost vermindert die Lebenskraft, nichts ist gesünder als Ärger. Wenn ich ein Kind hätte, ich würde es jedesmal schlagen, wenn es sich selbst bedauert.

Margaret: Nun, Du hast mir heute Nachmittag einige recht böse Hiebe versetzt, und Oliver wird wohl deinem Beispiel folgen, um so mehr, da du ja sagtest, ich verstünde ihn nicht. Wahrscheinlich hast Du recht; ich muß zugeben, er erschreckt mich bisweilen. Wenn aber auch er mich verläßt, werde ich sterben. Ich kann es, kann es nicht ertragen! Es ist zu viel. Ich kann mich nur noch an ihn und an Dich klammern.

Fräulein Lambert: Dann gib das „Anklammern“ auf. Frauen, die sich anklammern, sind unausstehlich . . . und ganz veraltet . . . Auch ich war einmal jung, Margaret, jetzt bin ich alt. Ich habe mehr Leid und Enttäuschung erlitten als Du, und ich sage Dir eines: das einzige, worauf es ankommt, ist: sich selbst treu bleiben. Hast Du in Dir selbst nichts, was Dich aufrecht erhält, so wirst Du früher oder später zusammenbrechen.

Margaret: Du hast leicht reden . . . Doch bist Du nicht einmal aufreizend, Tante Eleanor, machst mich bloß unglücklicher als ich schon ohnehin bin.

Fräulein Lambert: Unsinn, Kind. Sei nicht so dumm. Was hast Du Oliver eigentlich mitgeteilt?

Margaret: Alles . . . Genau, wie es vorgefallen ist. Ich habe ihm das Allerschrecklichste gestanden . . . was nicht einmal Du weißt. Das Betäubungsmittel hat bloß einige Minuten gewirkt. Ich erwachte . . . zu spät. O, es war entsetzlich! Doch mußte ich es Oliver schreiben, war es ihm schuldig. Er hat mich gelehrt, mir selbst und ihm gegenüber ehrlich zu sein.

Fräulein Lambert: Das ist schon etwas. (Es läutet.) Das klingt nach einem Besuch. Ich will euch lieber allein lassen.



Stubenmädchen: Herr Philipp Henderson.

Fräulein Lambert: Mein Gott, Philipp! Welche Enttäuschung!  
Wir erwarteten jemand wirklich Interessanten!

Philipp Henderson: Darf ich mit Margaret sprechen, Fräulein Lambert?

Fräulein Lambert: Lächerliches Geschöpf —

Margaret: Natürlich, Philipp, wenn Sie mir versprechen zu gehen, sobald ich Sie fortschicke.

Philipp Henderson: Sie glauben doch nicht, daß ich mich Ihnen aufdrängen werde?

Fräulein Lambert: Hört ihn an! Brechen sie bloß nicht über den Salont Teppich in Tränen aus, Philipp. Klingele nach Whisky und Sodawasser, Margaret, falls er zusammenbricht. (ab.)

Philipp (sinkt auf einen Stuhl): Gott sei Dank, er ist fort . . .  
Er fuhr vorgestern Abend fort!

Margaret (erleichtert.): Oh!

Philipp: Es ist wie ein böser Traum, Margaret . . . In meinem ganzen Leben ist mir nichts derart Entsetzliches widerfahren.  
Die letzten zwei Urlaubstage war er andauernd betrunken.

Margaret: Br! Wie ekelhaft!

Philipp: Sie empfinden doch Teilnahme für mich? Meine Nerven!

Margaret: Ja, Philipp. Doch dachte ich jetzt eben zufällig an mich. Noch vor drei Tagen wollten Sie, daß ich alles verzeihe und ihn heirate.

Philipp: Bitte erinnern Sie mich nicht daran, Margaret. Ich versuchte, Ihnen beiden gerecht zu werden; habe es seitdem sehr bedauert . . . Ich glaube, er war halb verrückt, das ist meine Ansicht. Halb verrückt — ich hätte es nie für möglich gehalten. Daß so etwas geschehen kann und noch dazu in meiner Wohnung! Ich bin ganz gebrochen.

Margaret (heiter, um Philipp zu trösten): In den Ministerien werden die Leute wohl nie verrückt? Bloß, wenn sie sehr hohe Stellen bekleiden und zu altern beginnen, läßt ihre Gehirntätigkeit nach. Kommt das von der schweren Arbeit?

Philipp: Lachen Sie mich nicht aus, Margaret. Ich empfinde zu tief. Ich kann mich nicht erinnern, jemals so erschüttert gewesen zu sein.

Margaret: Wie können Sie behaupten, daß ich Sie auslache . . . Sie, der für uns so eifrig den Krieg lenkt! Das wäre doch schändlich unpatriotisch. Diesen Sport überlasse ich den Hunnen, Philipp. Wirklich!

Philipp: Weshalb den Hunnen?

Margaret: Weil Ihr für sie ein viel gelungenerer Witz seid.

Philipp: Höhnen Sie nur, Margaret; ich weiß aus privater Quelle, von meinem Chef, daß ich zum Ritter des britischen Reiches ernannt werde.

Margaret: Mein Gott!

Philipp: Das war es auch, was ich Ihnen sagen wollte . . . aber Sie helfen mir gar nicht weiter . . . die Sache liegt so. Jetzt, da Michael fort ist, sich alle Chancen verdorben hat, Sie ihn nicht heiraten wollen . . . nun, es ist ja keine Schande, ein Ritter zu sein, Margaret. Schauen Sie mich doch nicht so an. O Gott, das ist ja furchtbar.

Margaret: Mein lieber Junge, ich gratuliere Ihnen von Herzen. Sie passen herrlich zu der Rolle. Ich kann mir für Sie nichts Geeigneteres denken. Wo werden Sie den Orden tragen? Im Knopfloch oder um den Hals?

Philipp: Ich habe mir gedacht, daß Sie, da Sie gegen das Militär ein völlig gerechtfertigtes Vorurteil haben, es vielleicht mit dem Staatsdienst versuchen könnten. Wollen Sie, Margaret? Ich weiß, daß Sie den Namen Henderson hassen müssen . . . doch ist er ein ganz üblicher Name . . . es gibt unzählige Hendersons. Es könnte Ihnen leicht passieren, den einen oder den anderen Henderson zu heiraten. Darum dachte ich . . . da wir beide uns immer gut vertragen haben . . .

Margaret: O, Sie lieber, alter Narr! Sie wollen mich heiraten! (Sie ist äußerst gerührt, ihre Augen füllen sich mit Tränen, ihre Stimme zittert.) Sie waren immer ein wunderlicher alter Kauz!

Philipp: Das klingt nicht gerade tröstlich. Ich hätte wohl gleich damit anfangen müssen . . . tue es auch meistens . . . doch lag mir diesmal so viel daran, daß ich die Nerven verlor. Sehen Sie . . . Margaret . . . ich liebe Sie wahnsinnig . . . wahnsinnig. Ich kann nichts dafür. Es ist eine jahrelange Gewohnheit. Und schließlich habe ich Sie zuerst gekannt.

Margaret: Ja, ich bin Ihnen sehr dankbar; Sie könnten gar nicht gütiger sein.

Philipp: Gütig! Du lieber Himmel . . . ich bin bloß furchtbar egoistisch. Sie wissen, daß ich egoistisch bin, Margaret, ich kann es nicht leugnen.

Margaret: Ich fürchte, es hat keinen Sinn, Philipp. Von allem anderen abgesehen . . . es gibt einen anderen — und er kann jeden Augenblick hier sein. Ich erwarte ihn schon seit zehn Minuten.

Philipp: Meine Taktlosigkeit Ihnen gegenüber gehört bereits ins Gebiet der Kunst. Ich hoffe, Sie werden sehr glücklich sein, Liebste. Seien Sie einmal ernst und erkennen Sie, daß mein Wunsch aus tiefstem Herzen kommt.



Margaret: Ich weiß es, Philipp; ich danke Ihnen sehr.

Stubenmädchen: Herr Beeching.

(Oliver Beeching tritt rasch ein; er sieht wohl und heiter aus; begrüßt Margaret und schüttelt Philipp herzlich die Hand)

Oliver: Nun, Margaret! (Zu Philipp.) Wie gehts, Herr Henderson?

Philipp: Ich muß gehen, Margaret; bin viel zu lange geblieben.

Margaret: Adieu, lieber Philipp. (Sie hat sich seit Olivers Eintritt verändert, ist sehr blaß und nervös, eine tragische Gestalt. Da sich die Tür hinter Philipp schließt, wendet sie sich Oliver zu und starrt ihn mit verzweifelten Augen an.) Oliver...

Oliver (zieht sie an beiden Händen zu sich und küßt sie):

Margaret, Liebste, ich kam, sobald ich nur konnte; da bin ich.

Margaret: Hast Du meinen Brief erhalten, Oliver?

Oliver: Ja, Du armes, kleines Ding. Schrecklich, ein solches Pech. Du darfst Dich aber nicht krank grämen. Versuche, es völlig zu vergessen!

Margaret: Ich werde es niemals vergessen. Dieser abscheuliche Mensch hat mein ganzes Leben verdorben. Das Blut kocht mir in den Adern, wenn ich daran denke. Und diesen Mann zu heiraten, wollten meine Verwandten mich zwingen, außer Tante Eleanor, obschon sie alles wußten...

Oliver: Ich glaube, die sentimentale Idiotie der englischen Mittelklasse ist eines der größten Probleme, das der Menschheit noch zu schaffen machen wird. Und man kann es nicht recht anpacken; es ist tausendköpfig. Als vernünftiges Mädchen hast Du Dich natürlich geweigert... Und hast ihnen hoffentlich ordentlich Deine Meinung gesagt? Ich jedenfalls hätte es an Deiner Stelle getan.

Margaret: Ich — ich glaube, ich habe ihm ins Gesicht geschlagen... Der Feigling. O, es ist schrecklich, jemand so zu hassen, wie ich diesen Menschen hasse.

Oliver (erstaunt): Wen? Den armen Teufel? Den Hauptmann Henderson? Welchen Sinn hat es, ihn zu hassen. Er ist wirklich zu bemitleiden.

Margaret: Wie kannst Du so etwas sagen, Oliver? Er ist schwarz und feig, bis in den Grund seiner Seele. Ihn bemitleiden! Das sagten sie alle; deshalb sollte ich ihn heiraten. Frau Slaughter predigte ununterbrochen die Pflicht christlicher Barmherzigkeit! Du hast ja keine Ahnung, was ich durchgemacht habe, sonst könntest Du nicht so sprechen.

Oliver: Liebes Kind, ich begreife alles. Trotzdem stimme ich mit Frau Slaughter für Barmherzigkeit.



**Margaret:** Oliver . . . willst Du Dich gegen mich wenden? Das ertrage ich nicht! Das ist zu viel!

**Oliver:** Sei nicht kindisch, nimm Dich doch etwas zusammen. Der Gedanke, daß Du diesen Wahnsinnigen heiraten sollst, ist natürlich ungeheuerlich. Nichtsdestoweniger müßtest Du Nachsicht mit ihm haben.

**Margaret (tief gekränkt):** Du sprichst genau wie die andern. Das haben sie auch alle gesagt.

**Oliver:** Ich gebe ja zu, daß es ärgerlich ist, wenn langweilige Leute vernünftig reden, dennoch bleibt es vernünftig. Das Ärgste an diesem elenden Krieg ist, daß er bei allen den Sinn für Proportion gestört hat. Wir sind alle Extremisten. Bis zu einem gewissen Grad haben die Leute, die alles verzeihen, was „unsere tapferen Jungen“ tun, ganz recht.

**Margaret:** Wie Frau Slaughter?

**Oliver:** Gewiß. Diese armen Teufel von Soldaten, ob sie nun Feinde oder Bundesgenossen sind, leiden so entsetzlich, daß sie wirklich nicht mehr verantwortlich sind. Die menschliche Natur kann das, was ihr zugemutet wird, nicht ertragen. Es muß eine Reaktion eintreten; die Spannung ist zu stark. Unter normalen Bedingungen wäre dieser Henderson sicherlich ein ganz anständiger Bursche, unfähig der grotesken Schurkerei, deren Opfer Du geworden bist. Das mußt Du doch einsehen? Ich könnte wetten, daß er vollkommen verrückt war. Das einzige, was man mit den armen lieben Teufeln tun kann, ist, sie in Nervenheilstätten zu schicken und zu versuchen, sie wieder normal zu machen.

**Margaret (schwach vor Zorn und Enttäuschung):** Du kannst Michael Henderson einen „armen, lieben Teufel“ nennen! Ich finde, er gehört ins Gefängnis.

**Oliver:** Unsinn. Die Strafe für die Verbrechen der Soldaten, sogar für die von ihnen begangenen „Greuel“, sollte nicht die unseligen Gefolterten treffen, die sie begehen, sondern die Diplomaten, die den Krieg verschuldet und jene, die die Qualen der Welt verlängern, indem sie den Frieden zurückweisen. Das sind die wahren Verbrecher. Wenn ein Soldat ein Verbrechen begeht, müßte man ein paar Journalisten aufhängen, hauptsächlich einige Kriegsberichterstatter. Die Leute, die so freudig ihre Söhne auf den Altar des Vaterlandes legen, während sie ihr Einkommen verdoppeln und verdreifachen; die Schriftsteller, die ihre Füllfeder in Blut tauchen, — weil das etwas einträgt — das sind die Schurken, Margaret; für die hebe Deinen Haß auf. Jeder, der an diesem Krieg einen Penny verdient hat, muß

bestraft werden; jeder Journalist, der den Haß geschürt hat, muß gepeitscht und eingesperrt werden: den armen Teufeln, die Vernunft und menschliches Anstandsgefühl verloren haben, gebührt keine Strafe.

Margaret: Du bist ein merkwürdiger Mensch . . . Auf welcher Seite stehst Du denn? Bei den Junkern oder bei den Demokraten?

Oliver: Auf Seiten der Menschlichkeit, Margaret, einer augenblicklich recht unpopulären Seite. Auf Seiten derer, die leiden. Meine Feinde sind jene, die die Leiden verursachen, und sich dabei bereichern. Es ist ja alles so einfach, so herzerreißend.

Margaret: Weshalb?

Oliver: Weil es uns lehrt, unsere Feinde ebenso zu lieben wie unsere Freunde. Wie oft sind meine Sympathien bei den auf Urlaub weilenden Soldaten, die mich mit Steinen und faulen Eiern bewerfen; weil ihnen ein nach Popularität haschender Journalist erklärt hat, ich sei ein „Verräter“. Wie oft hasse ich meine Genossen in der Labour Party, die es zufrieden sind, ihre Söhne und Brüder weiter leiden zu lassen, wenn sie nur höhere Löhne erhalten. Glaubst Du, das Memorandum der Labour Party über die „Kriegsziele“ steigert meine Achtung für sie? Ich möchte ihnen in die dummen Schafsgesichter spucken! Sie sind noch ärger als die anderen, weil sie bis zu einem gewissen Grad Verständnis haben. Sie sündigen wider das Licht, fassen Resolutionen, um ihr Gewissen zu beruhigen. Zur Tat treibt sie bloß die Hoffnung auf eine Lohnerhöhung.

Margaret: Ich finde Dich höchst inkonsequent.

Oliver: Das kann schon sein. Heutzutage muß man entweder unkonsequent oder unehrlich sein. Wir tasten ja doch alle im Dunkeln, nicht?

Margaret: Schon wieder! Wie ich diese „schwarze Nacht“ und das „Nahen der Morgenröte“ satt habe. Tante Eleanor hat den ganzen Nachmittag davon gefaselt. Sie behauptet, Du und sie, ihr werdet „die Morgenröte“ willkommen heißen, ich jedoch werde sie, dank meiner bourgeoisen Erziehung, verabscheuen. Kann ich für meine Erziehung? Du erklärst, Du stündest auf Seiten der Menschlichkeit. Das ist nicht wahr. Du denkst einzig und allein an Deine jämmerlichen Theorien. Menschen, die zufällig nicht in sie hineinpassen, können zum Teufel gehen; das ist Dir völlig einerlei. Du bist ein ungeheurer Egoist. Du hast mich im Stich gelassen, Oliver — gerade, da ich Deiner am meisten bedurfte. O, ich wollte, ich wäre tot!



Oliver (blickt Margaret verblüfft an): So etwas! Das ist ja eine Offenbarung! Seit wann haben sich diese Ideen in Deinem seltsamen kleinen Kopf aufgespeichert?

Margaret: So ist's recht! Behandle mich von oben herab, wie Tante Eleanor. Ich habe keinen Verstand. Bin eine Närrin, die wie ein Kind behandelt werden muß. Bin bloß eine „Engländerin der Mittelklasse“, während ihr, Tante Eleanor und Du, zur „Zukunft“ gehört. Die Zukunft! Was ist denn das eigentlich für eine Zukunft, mit der ihr immer prahlt, die ihr ewig ersehnt?

Oliver: Nicht eine Zeit, in der die englische Mittelklasse die Erde besitzen wird, fürchte ich. Weshalb so hitzig, Margaret? Ich glaubte, wir seien gute Freunde, doch bist Du mir völlig unverständlich.

Margaret: Natürlich kannst Du mich nicht verstehen; wir sprechen jeder eine andere Sprache; jetzt weiß ich es. Ich war eine verblendete Törrin, an Dich zu glauben, anstatt an mich selbst. Nun weiß ich es besser. Ich werde allein um die Freiheit kämpfen — die Freiheit, ich selbst sein zu dürfen.

Oliver (spitz): Wenn Du so empfindest, Liebste, kannst Du Dich beglückwünschen, Dich zur rechten Zeit auf Dich besonnen zu haben.

Margaret: Das tue ich auch.

Oliver (mit unterdrückter Bewegtheit): Ich bin nicht sentimental, Margaret; doch ist dies ein harter Schlag. Du hast mich also nicht mehr lieb? Bloß weil ich ein Unglück für kein Verbrechen halten will?

Margaret: Liebhaben! Was verstehst Du von Liebe? Du willst ja bloß ein weibliches Echo Deiner Ansichten. Mag sein, daß ich, wie Tante Eleanor sagt, in Watte eingewickelt aufgewachsen bin, dennoch bin ich keine Sklavin. Und Tante Eleanor hat mir eben erklärt, es sei besser, frei zu sein, als geliebt. Nun, ich werde frei sein.

Oliver (zuckt die Achseln, herausfordernd): Wirklich?! Jedenfalls wünsche ich Ihnen alles Gute.

(Es läutet, man hört draußen Stimmen. Beide verstummen und blicken nach der Tür. Diese wird geöffnet, Frau Slaughter, von Frau Lambert und Philipp gefolgt, treten ein.)

Frau Slaughter: Mein liebes Kind!

Frau Lambert: Wo ist Tante Eleanor?

Philipp: Ich wußte es ja schon immer. (Fräulein Lambert kommt.)



Fräulein Lambert (kalt zu Frau Slaughter): Guten Tag.  
(Zu Frau Lambert): Nun, Mary? (Zu Philipp): Schon wieder da? Was haben Sie „schon immer“ gewußt?

Frau Lambert: Eleanor, wir sind gekommen, um Margaret etwas mitzuteilen. Philipp hat eben ein Telegramm erhalten. Michael ist wahnsinnig geworden. Er wird in ein Irrenhaus gebracht. Es ist zu schrecklich. . . Ich weiß nicht, was wir tun sollen! . . . Wäre doch der Dechant hier, er könnte uns raten!

Fräulein Lambert: Hm. Ich glaubte, er hat zu einer sofortigen Eheschließung geraten!

Frau Slaughter (hochmütig): Sie werden wenigstens zugeben müssen, Eleanor, daß Samuel und ich recht hatten, während alle anderen irrten. Wir wußten, daß Michael bei normaler Geistesverfassung niemals so gehandelt hätte, haben an den armen Jungen geglaubt, als er im schwärzesten Licht erschien. Ich werde mich stets mit Genugtuung daran erinnern, daß wir zu ihm gehalten haben. Durch dick und dünn!

Fräulein Lambert: Auf Margarets Kosten, natürlich. Sie vergessen jedoch, ich habe gleich gesagt, Michael sei höchst wahrscheinlich verrückt.

Frau Slaughter (triumphierend): Michael ist von jeder Schuld freigesprochen.

Margaret (schwach): Zeigen Sie mir das Telegramm, Philipp.  
(Philipp tritt zu Margaret, Fräulein Lambert blickt von ihr auf Oliver und begreift die Situation.)

Fräulein Lambert: Nun, Oliver, was sagen Sie dazu?

Oliver: Ich muß zugeben, daß ich, was Hauptmann Henderson anbelangt, völlig mit Frau Slaughter übereinstimme. Ich erriet, daß er an einem Nervenchock litt und für seine Handlungen nicht verantwortlich war. Der Gedanke an eine Heirat war natürlich lächerlich.

Frau Slaughter: Das ganze war Ihre Schuld, Herr Beeching. Wären Sie nicht gewesen, der arme Junge hätte nie den Verstand verloren. Sie können Ihre Sympathie für sich behalten! Ich brauche Ihre wertvolle Unterstützung nicht.

Oliver (milde): Wissen Sie, ich muß fast glauben, daß an allem der verdamnte Krieg mehr schuld ist als ich. Aber ich bin ein Narr. Billige nicht den Krieg als Sport für junge Leute — habe es auch nie getan. (Alle außer Fräulein Lambert werfen Oliver tadelnde Blicke zu. Philipp und Margaret ziehen sich von ihm weiter zurück.)

Margaret: Nehmen Sie mich fort, Philipp. Ich kann nichts mehr ertragen. Sie wenigstens haben sich mir gegenüber immer anständig benommen. Auf Sie kann ich mich verlassen.

Philipp: Ich hoffe, Sie werden dies immer tun, liebste Margaret. Sie müssen totmüde sein. Gehen wir Tee trinken. Sie entschuldigen, Fräulein Lambert?

Fräulein Lambert (lachend): Aber natürlich.

(Beide ab, peinliche Steifheit überfällt die Zurückgebliebenen.)

Frau Lambert (sich entschuldigend): Ich glaubte, das arme liebe Kind sofort verständigen zu müssen, Eleanor.

Frau Slaughter: Wir schuldeten es Michaels Andenken . . . Nun, da die beiden fort sind, wollen auch wir gehen, nicht wahr, Mary? Philipp wird für das arme Kind ein großer Trost sein. Er ist ja auch ihr ältester Freund . . .

Frau Lambert: Ja, gehen wir, es ist ja alles so furchtbar traurig. (Sie ergreift Olivers Hand und blickt ihn gütig an.) Leben Sie wohl, Oliver; wenn nur nicht alles so furchtbar traurig wäre . . . und so schwer zu verstehen. Doch ist gewiß alles zum Besten . . . irgendwie . . . (Zu Fräulein Lambert). Adieu, liebe Eleanor. (Fräulein Lambert und Frau Slaughter verabschieden sich kalt voneinander. Da sich hinter Frau Lambert und Frau Slaughter die Tür schließt, sinkt Fräulein Lambert auf einen Sessel und blickt fragend zu Oliver auf.)

Fräulein Lambert: Das dumme Kind hat also mit Ihnen gebrochen, weil Sie sich weigern, seinem Egoismus zu schmeicheln, indem Sie es als eine „Gefallene“ betrachten! Nun, nun, Sie wird mit Philipp Henderson bestimmt viel glücklicher sein, als sie je mit Ihnen gewesen wäre. Ich kann nicht behaupten, daß Sie mir sehr leid tun.

Oliver: Trotzdem könnten Sie etwas weniger unmenschlich sein.

Fräulein Lambert: Nicht unmenschlich — unmoralisch. Das gerade Gegenteil.

Oliver: Wieso unmoralisch?

Fräulein Lambert: Weil ich die sexuelle Anziehungskraft vom Standpunkt der Vernunft aus betrachte, anstatt vom moralischen und sentimentalen aus. Junge Leute Ihres Alters wollen immer ihre Maitressen heiraten!

Oliver: Guter Gott, sie war doch nicht meine Maitresse!

Fräulein Lambert: Nein, aber sie wäre es geworden, wenn Sie sie geheiratet hätten.

Oliver: Sie scheinen überzeugt zu sein, daß Sie mit mir gebrochen hat. Ich bin es keineswegs.

Fräulein Lambert: Sie werden schon sehen. Es hat keinen Sinn, Oliver, ich kenne Margaret viel zu gut. Sie wird, wenigstens für den Augenblick, in das Leben zurückfallen, aus dem wir sie gerissen haben, das Leben, in dem sie aufwuchs und



erzogen wurde. Sie hätte sich befreien können, wenn sie die Kraft und die Tapferkeit besessen hätte, sich an Sie zu klammern. Doch verlor sie den Mut. So bleiben wir beide allein, Oliver, Sie und ich, die alte Frau und der junge Mann. Ah! Wir werden den Anbruch der Morgenröte sehen! Bevor wir sterben, werden wir die Revolution schauen! Alles andere ist einerlei!

Oliver: Sie beste aller Kameraden!

(Vorhang.)

**GOLDRING** ist am 7. Januar 1887 geboren. Er besuchte eine „public school“, verbrachte ein Jahr an der Oxforder Universität, beendete seine Studien nicht und ging als Zwanzigjähriger nach London. Er schlug sich durch als Journalist, als „sub-editor“ bei verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften, u. a. bei „The English Review“. Als erstes Buch veröffentlichte er einen Band Gedichte, dann Reiseschilderungen, Romane, Novellen, die ersten unter dem Pseudonym George Willongby. Diese Frühwerke schätzt Goldring selbst gering. Für sein erstes wichtiges Buch hält er seinen Roman „The Fortune“ (dessen deutsche Übersetzung bei Max Rascher in Zürich erscheinen wird). Als Internationalist hat er im Krieg den Militärdienst verweigert. Das Tribunal nahm seine „Gewissensgründe“ an. Nach „The Fortune“ erschien das Drama „Der Kampf um die Freiheit“, dann der politische Roman „Solvent“, der im Jahre 1916 spielt und dem Andenken Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs gewidmet ist. Gegenwärtig arbeitet Goldring an einem neuen politischen Roman: „Der Morgenröte entgegen“.



*Carl Sternheim:*

## DER RHEINLÄNDER

Eine Erzählung

Wolff Schwarzbergs Herkunft war dunkel. Fest stand, durch Abstammung besaß er preußische Staatsangehörigkeit, wenn auch viel dagegen sprach. Denn unpreußischer als polnisches und jüdisches Gesindel seiner schlesischen Heimat erschien er, und finstere Sammetaugen machten unter Blau- und Braunäugigen ihn fremd. Aber auch der Glieder Mißverhältnis, großer Kopf, flauschige Hände und Füße an zartem Rumpf schieden ihn von jedermann. Schwarzes Haar, nicht borstig oder gelockt, schien von Rosenöl gesalbt.

Da von früh auf Umgebung vor ihm scheute, bildete er Kampfnatur in sich aus. Auf der Schule schon war ihm durch alle Klassen ein Dornstrauch die Welt, und er verwundete sich, wohin er griff. Man glaubte Preußentum, Christentum und kaum sein Menschtum ihm. Auf blonden, rotgebäckten Schülermassen schwamm er, ein dunkler Tropfen. Des eingessenen Adels Söhne juckten sich an seiner Seite.

Als er mit Finnen, Mitessern, strengem Geruch und wollenem Flaum auf den Lippen Jüngling war, hielt Begeisterung für allen Trotz ihn gepackt. Religiöser und politischer Freigeist gegen Dogmen und Obrigkeit in jeder Form war er, empörte sich gegen alles Ausgemachte, stand auf dem Sprung und hatte Schaum am Mund. Verhaßt war ihm Herkunft, Zukunft alles. Nichts bestand; jetzt erst war Anfang der Welt und frühester Aufruf zu tätigem Geist.

Ohne Eltern lebte er von einem Erbteil bei Verwandten. Er wollte noch ein wenig auf Hochschulen lernen, notwendige Tricks kennen, um zerstören und in die Sterne als Befreier, Sendbote, eine Detonation und ein Verkünder sich sprengen zu können. Er hätte jetzt schon zu tönen vermocht; doch wollte er nichts überstürzen, sondern abströmen erst Vergorenes, um blendend zu glänzen.

Gründlich glaubte er, sich zu kennen. Hörte er in sich hinein, brauste Musik; hoch wogte er in Dickicht. Zu einem Ziel verklärt, war er nicht klar. Doch würde durch Erkenntnis über ein Weilchen er blank sein. Die wollte er auf Schulen suchen. Er meinte, auf ein überall freies Meer mit geblähten Segeln sich schon hinausblasen lassen zu können, als etwas geschah.

Ins Zugabteil, das Sonntags ihn aufs Land ins Grüne bringen sollte, stieg er. Ihm gegenüber saß Vater, Mutter und Tochter einer Familie, die, was im Leben auf der anderen Seite steht, verkörperte. Doch während sonst Fremdartiges ihn feindlich reizte, giftig anblies, war er hier in zitternder Andacht unvermittelt hingeschwächt. Ganz unlogisch zerrissen die Erscheinungen ihn bis ins Eingeweide, und augenblicklich blühte er an Fremdes zärtlich hin. Es schien ihm der Vater erhaben, himmlisch die Mutter; aber mit Sternen im Angesicht das Mädchen eine Engelin.

Über Instinkte, die in ihnen die natürlichen Gegner, Ausbeuter niederen Volkes auf Grund des Herkommens witterten, ließ in nicht geahntem Maß von allen dreien er sich immer von neuem entzücken und wie von Frühlingswettern erschlagen. Es spreizte des Mannes irdische Gewißheit, der Frauen überirdische Zuversicht ihn mit so fröhlicher Kraft, daß er merkte, sein Trieb bis heut sei Ressentiment, des Fuchses Verzicht auf saure Trauben gewesen, und sein plötzlich geöffneter Erdmund verlange wie sie gleiche Speise.



Orakel orgelten des alten Anweisungen, und Antworten von Mutter und Tochter echoten harmonisch. Jetzt schämte er sich von Zank und Gegensatz der Vorstellung, und heliotrop schien Atmosphäre. Rosen stiegen von allen Seiten, und goldene Vögel schwirrten.

Dann aber hatte es einen Ruck, knirschendes Krachen gegeben. Vom Sitz war er geschleudert worden, hatte einen Augenblick das Mädchen bei sich gefühlt und Halt suchend und gebend Arme um ihr Weiches geschlungen; sich mit berauscher Fremdeit aus ihr vollgesogen.

Als der Zug stand, und es ein durch des Maschinenführers Geistesgegenwart verhindertes Unglück zu schauen gab, war mit der Reisenden Verschwinden der Strich unter sein bisheriges Leben gemacht, er auf neue Voraussetzungen gestellt.

Nun war andere Sehnsucht in seinem Blut. Was aus Witterung ihn bisher schimpflich und erbärmlich dünkte, schien aus Kenntnis ihm wirklich verehrensvert. Zu sein aber wie jene, in allen Hoffnungen und Gewißeiten mit ihnen übereinzustimmen, ihnen auch äußerlich zu gleichen, war noch sein einziger Wunsch. Nun zügelte er und vergewaltigte in sich Gewalten, die er aufgepeitscht hatte, verabscheute Musik, wie sie chaotisch in seinen Abgründen brauste, floh vor Urwald und Dickicht in sich; erbleichte, Marx und Nietzsche zu kennen, verwünschte ihre finsternen Sprüche, schleuderte seinen Bakunin in die Ecke. Mochte Bier und Brantwein nicht mehr und verbrachte über Schillers und Kleists Lektüre in Konditoreien die Freizeit.

Kam doch Versuchung und schwül scharlachene Glut über ihn, schloß er die Augen und bildete in duftenden Stulpenstiefeln mit Hirschhaken an der Uhrkette den Herrn, mit Granatschmuck auf tüchtigen Brüsten im Jettekleid die Dame und jenes Mädchen sich ein, an dem nichts liederlich fortstand, sondern alles prall anlag und mit Hornknöpfen in das svelteste Jackett geknöpft war.



Wie an verwilderter Hecke schnitt er an sich herum; viereckte Haar an Schläfen, riß bis in den Nacken den Scheitel. Sein fliegender Schlips verknirpste zu zierlichem Schmetterling, und Nägel an Händen und Füßen schrumpften ein. Wie abgeknabbert starrte das gewolkte Bärtchen, und zwischen Armende und Handgelenk deckten Manschetten den Abgrund.

Nicht mehr lief er träumend halb auf Trottoirrändern, halb im Rinnstein, sondern ging, Welt ins Auge fassend, in des Bürgersteigs Mitte, suchte Bekannte hartnäckig mit breitgerändertem Bewußtsein zu grüßen. Entzückt spürte für eine eingebildete, böswillige Welt er die wirkliche heiterer sich gestalten.

Eine kleine Flatternde, mit der er erste Ausflüge in die Liebe gewagt hatte, mit der es jedoch mehr Kugeln über Erde und in Dunkelheiten als in Befreiung gewesen war, verstieß er. Räumte gemalte Nacktheiten über dem Bett fort und badete Mittwochs und Sonnabends.

Über immer ausgewähltere Vertreter der herrschenden Klassen erklimm er des Glückes Leiter. Schwärmte für den bebänderten Studenten und die in frischen Windeln hertürmende Jungfrau. Erbehte vor Regierungsassessoren und wußte von der Suso und Brentano Mystik nichts, doch von der, die in Jünglingen sich regt, springen in der besten Weinstube der Stadt von Kürassieroffizieren Pfropfen aus Champagnerflaschen.

Trotz Anpassung an das Strengpreußische verlor er aber ein schlechtes Gewissen nicht, das in keinem jetzigen Unterlassen von ihm, sondern in seiner Vergangenheit Abgründen, Ursachen hatte. Wie er oft rauhes Gurgeln in seinen Tiefen noch vernahm, glaubte er, immer müsse über äußere Aufmachung seine Unzugehörigkeit der preußische Mitmensch erkennen.

So streng er vorm Spiegel forschen Blick, straffe Haltung und der Mundwinkel überlegenes Hängenlassen übte, begriff er allmählich immer besser, auf die Dauer seien

solche Dinge nicht vorzutäuschen, sondern im Blut zu erleben. Es sei um sie duldend zu dienen. Erst müsse von alten Zwängen jedes Molekül frei sein, ehe Neues in ihm nisten und aus ihm blühen könne.

Darum schoß er einen Studenten, der ihn „den Montenegriner“ genannt hatte, stracks durch den Arm, wie sehr beim feierlichen Vorgang Angst in ihm das Unterste zu oberst gekehrt hatte. Dieses ersten Opfers Lohn blieb nicht aus. In bessere studentische Verbindung nahm man ihn auf und schlug ihm griffige Schmissee in die Backe. Als Soldat durfte er sich Knöpfe, dann Litzen um Kragen und Ärmel des Waffenrocks nähen. Auch war ihm vergönnt, bei Meldung an Offizieren stramme Haltung annehmend, zu merken, daß jene fast kameradschaftlich sich neigten. Las er Fürstentelegramme an Feldherrn und Staatsmänner, schäumte Feuchtigkeit in Schleimhäute und trat als Träne zu Tag. Bei Kommersen, Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbnissen tostete er, von allem Launigen und Traurigen berührt, und rieb unsinnig Salamander.

Doch blieb bewußt: Auch in seinem markantesten Träger konnte Schlesien jenes Vollbild eines schieren Preußen nicht an ihn bringen, von dem seine Schwärmerei Konturen auf Blondgrund stickte, und an dem Träume wie an betäubendem Rauschtrank nippten. Nach allem, was er gehört und gelesen hatte, konnte nur in den Rheinlanden, an den Ufern des Flusses das Idol lebendig wandeln.

Dort überfloß Kultur. Da von den Römern bis zum heutigen Tag hatte Vorbildliches sich gehäuft. Da war Ur- und Stammland seines Volkes, da heilige Flur. Da hügelab gestuft blühte über cäsarischen Schutt der Blonde, der Weinstock. Da füllte mit Gütern seit Jahrtausenden der Fluß des Bewohners Speicher. Da hatte, von Schöpfung begünstigt, das Ganzerlesene sich gezüchtet. Durch Historiker und Denker war dort des deutschen Menschen sonst vielfach noch Zufälliges zu fester Technik



und ehernem Begriff geschmiedet. Dort stand man nicht mehr in psychologischem Aufruhr, des Unterbewußtseins furchtsamen Schauern. Dort in geprüften Gleisen wirkte Leben mit Gewißheit sich aus; da zu wohnen sei „Stolz und Gewährung und Glück herztröstlich“. Da kurz Kanaan.

\*

Darum bezog er entschlossen die Universität Bonn. Hier sollte Letztes stattfinden, entscheidende Schleier zerreißen, von seinem Irdischen der Rest Qualm wehen.

Vom Bahnhof flatterte er in die erst beste Bude. War doch auf heiligem Boden überall gut sein, und schoß als Hörer literarhistorischer Vorlesungen in die aufliegenden Listen; denn da er gewiß war, in seinen Dichtern hatte das Land am deutlichsten manifestiert, würde aus ihrer geprüften Kenntnis er am promptesten mit dem Geist, der nottat, erfüllt werden. Dazu hielt er es für möglich, wohnte ihm aus Gelerntem erst einmal Überzeugung bei, er könne selbst in Zukunft mit geläuterten und läuternden Tönen aus der Macht des Gemüts aufrauschen.

Vorläufig aber mit Demut galt es, zu bekennen. Wo er in Bonn stand und ging, mußte mit jedem Nerv er lauschen. Was geflissentlich der Eingeborene übersah, hatte er als Offenbarung von überall her in sich anzumerken. Und nicht nur das jetzt sich Zutragende, in der Vergangenheit Gewordenes war Paradigma; jedes Dekor, Motiv und jeder Schnörkel wichtig und noch aus dem Weggelassenen Schluß zu ziehen.

Kurzer Gang wurde Entdeckungsfahrt, die Grundsätze in ihm erschütterte, ihn mit Erkenntnissen schwächte, so daß, von einem Ausflug zum Bäcker aus seelischen Fugen zurückkehrend, er mit dem Ruf: genug, genug! für tot aufs Bett fiel.

Nach vier Monaten hatte er vor lauter Schauen die innere Stadt noch nicht verlassen und war außer am



Ankunftsabend, wo er trunken von Ost nach West, von Nord nach Süd getaumelt war, selbst an den Fluß noch nicht gekommen.

Noch lag der hinter Häusermauern ein schimmerndes Weihbecken in das, erst besser aufgeblüht, er tauchen dürfe, und auf des jenseitigen Ufers Bergen zog himmlischer Rauch noch, und Amseln schienen in biblischen Winden zu schwirren.

Historisch und von allem Anfang an wollte eines Rheinländers Natur er in sich aufbauen. Was in Wirklichkeit aus Ungefähr und als Muß naiven Werdens sich entwirkelt hatte, wollte lernend als Ethos, Gesetz, Norm und Synthese er geschichtlich begreifen. Durch das Mittel zweckhafter Erkenntnis sollte einer richtigen rheinischen Kreatur seelische Mechanik tausendjähriger Schöpfung in ihm nachgebaut werden.

Mit Cäsars Auftreten am Rhein begann er das Studium. Sah Belger auf dem linken, Marsen, Sugambren, Tencterer auf dem rechten Ufer. Kriegerisch erfuhr er sämtliche Stämme und wegen ihrer Abgelegenheit römischer Verweichlichung fern. Von Novaesium (Neuß) über Colonia Agrippina, Bonna, Confluentes (Coblenz), Bingum bis Castellum sah er sie ohne Unterlaß aufeinander oder auf die Römer einhauen, so daß zu prallem Muskelbau, stählernen Nerven in ihnen Grund gelegt wurde. Des Flusses Lärm und sein Widerhall an Bergwänden zwang sie, laut zu sprechen, oft zu schreien, wollten sie gehört werden. Jedenfalls Laute klingend und rhythmisch zu bilden, daß vom Stromgebraus sie nicht verschlungen wurden.

In Divitia (Deutz), das auf deutsch „Kasse“ bedeutet, häuften sie, was Schiffe herschleppten, und lernten frühzeitig, es fremden Einkäufern zu gesalzenen Preisen aufhängen. Ihre Lage als Fechter in Auslagestellung an Landesgrenzen, als Importeure und Exporteure an Toren großer Absatzgebiete hatte sich bis zum heutigen Tage

nicht geändert. Der aus Wirklichkeit ihnen aufgedungene Sinn für den Kampf ums Dasein hatte, wie auch Jahrhunderte politische Zugehörigkeit verschoben, nicht gewechselt. Stets hatten sie gut gerechnet und Waffen geschmiedet, wozu Erz in Bergen sie besonders befähigte.

Doch daß in Allzuirdisches sie nicht sanken, riß prangende Natur von Anfang an die Herzen hinreichend zur Schwärmerei, und als sie Feldherren und Kaufleute von Weltruf schon häufig erzeugt hatten, erstanden Sänger unter ihnen, die das Unaussprechliche kündeten und in Liedern meisterten. Freilich blieb selbst im hehrsten Lied vom Kampf um die heimischen Fluren und ums Gold vorzüglich die Rede, das man vor Nachstellungen auf die Flußsohle deponierte, und zu dessen Schutz Einbildung ein Heer bewaffneter Wassergeister schuf.

Schwarzberg bemerkte, traten am Nieder- und Mittelrhein auch bald unbefangene Poeten auf, man zu so wirklichkeitsfremder Ekstase wie am Oberrhein, wo mit Tauler und Erwin von Steinbach richtige Phantasien lebten, doch niemals kam. Richtig erschien ihm schließlich Goethe als pünktlichster Niederschlag mittelrheinischer Poeterei: höchstens angemessen versonnen, niemals entrückt. Auch in den schwärmendsten Versen blieb Beziehung zu realem Leben. Hier hatte überstürzte Aufklärung, kein Mystizismus und nichts Dämonisches Platz gehabt; hier war kein Huß und Nietzsche geboren. Hier diente man lebendigen Interessen und verdiente.

Die alten Hefte, in die er als Heranwachsender das eigene Chaos hingeströmt hatte, nahm Schwarzberg aus seinem Gepäck, las errötend seelische Mißklänge wieder und beschloß, daß auch nicht ein Tag mehr komme, an dem ihn schriftliches Bekenntnis nicht von solchen Albernheiten schiede, in einer als Vorübung zum Staatsexamen gedachten Arbeit vor allem Weiteren aus den im Volksmund tönenden Dichtern erst einmal das Mittel der



Sprache festzumachen, der zum Klingen ihrer Ideen die vorzüglichsten Sänger am Rhein sich bedient hatten.

Vom Nibelungenlied bis zu den jüngsten Dichtern las über einen Zeitraum von zwei Jahren er das Geltende durch, bis er Kenner war und über den Ruck spontanen Eindrucks und Erlebens sich ihm der *gewollte Geist* offenbarte, dem bewußt und unbewußt durch Jahrhunderte die Dichtenden, daß Wirkung zustande kam, gehorcht hatten.

Alles Sensationelle löste er vom Lied, stellte zunächst die Frage nach Ort und Zeit der lyrischen, ethischen und dramatischen Vorgänge und entdeckte: Beide waren nirgends gewöhnlich. Nicht Bett, Stube, Straße, öffentlicher Ort am Alltag, kaum Sonntags die Kirche. Sondern daß ein Außerordentliches gleich ins Auge sprang, ging auf Bergesgipfeln, Klippenhängen, scheiternden Schiffen, in Abgründen, am liebsten um Mitternacht, zur Geisterstunde bei Mondschein, tagsüber nur bei donnerndem Gewitter das Ereignis vor sich.

Erhöhte und vertiefte Schauplätze dienten offenbar dazu, die Kluft zur Schürung der Handlung zwischen den Auftretenden schon äußerlich herzustellen, und daß ein Impetus aus lokalen Umständen vorhanden war. Machte man den räumlich Höherstehenden dann noch zum gesellschaftlich Überlegenen, setzte der Fürstin etwa den verliebten Habenichts, dem Prinzen Mädchen aus dem Volk gegenüber, war ein Drama, ohne daß Autor und Publikum sich sonderlich aus eigenem rührte, anhängig.

Schwarzberg staunte, mit wie geringen Mitteln auf Grund dieser schon latenten Katastrophen dann die Dichtung zum ehernen Gleichnis gerundet wurde, welch bescheidener und konstanter Palette der Dichter zu seines Gemäldes Vollendung bedurfte. Mit wenig Farben, fast nur mit Blau, Blond, Gold und Purpur arbeitete er, setzte ein paar typische Blumen, Rosen und Lilien, als Büsche Holler und Jasmin, als Baumschmuck meist die Linde,



vereinzelt Eiche und Birke ins Bild und brachte mit einer Schwalbe sparsame Bewegung in die Landschaft.

Von des Knaben Wunderhorn über Klopstock, Gellert, alle Klassiker und Romantiker bis zu den Neuesten fand im Lied besonders er dies Gesetz durchaus bestätigt. Der Hölderlin und Novalis Ausnahme dienten ihm als Warnung, wie der von diesem Typ der Poesie eigenmächtig Absehende auf sangesfroher Volksgenossen Beifall nicht rechnen darf, will er etwa seine besondere Herzens- und Geisteshaltung verherrlichen oder nur mit Bescheidenheit andeuten.

Nein! Wie angeblich Tat und Lebenskampf sollte dichterisches Gleichnis davon der Nation gemeinsam sein, und es drückte gewollte Fremdheit aus, brüstete man sich mit Abweichung. In jedem Fall blieb die Privatsache, und konnte im Vaterland, vor allem am Rhein nicht auf den Donnerhall hoffen, der sonst von allen Seiten brauste. Aber auch im Epos und im Drama sah Schwarzberg solche Forderung erfüllt. Wer auf innerem menschlichen, statt biologisch-politischem Widerspruch gegen Allgemeinheit ertappt wird, ist, wie im Leben auch im Buch, als Scheusal von der Scene gestoßen und wird nach Schillers Forderung als in Schuld verstrickt vom eigenen Gewissen entlarvt und meist schon vom dritten Akt ab zu des Zuschauers Kitzel zwischen der Scylla innerer Reue und der Charybdis äußerer Verdammung von allen Seiten gezeigt. Wie sollte, fiel es dem entzückten Schwarzberg ein, es auch anders sein dürfen! Schwärmt nicht für die Heimat vor allem der Unverbildete, und gehört nicht ihr zuerst der Mitmensch, ganz abgesehen davon, daß Christentum uns auf den nächsten weist? Wie dürften also die durch Dichter aus dem Labyrinth der Brüste hochgezogenen Ahnungen sich dem natürlichen Verlangen entziehen?

Nach dreijähriger Arbeit, in der er oft hatte verzagen wollen, war Schwarzberg glücklich, in markanten Lehr-

sätzen deutscher Dichtkunst Forderungen wie in ein Rezeptbuch niedergelegt zu haben. Im letzten Kapitel blieb ihm als des Werkes Krönung nur, zu zeigen, wie kraft seines Temperaments just der Rheinländer berufen ist, diese in höhere dichterische Welt transponierten natürlichen Morale immer wieder am schallendsten zu allgemeiner Anerkennung zu bringen.

In diesem Absatz stellte der Verfasser fest und war von Lust beschwingt, als er sah, wie Materie durch Geistes feurige Hingabe flüssig wurde, welche Sicherheit, Trost und Rückhalt vor des Daseins lustlichen Mängeln und Enttäuschungen ein in die Kunst verankerter esprit principe dem Menschen gewährt, und wie mehr als bei allen zivilisierten Rassen und auch im übrigen Preußen in rheinischen Liedern und Balladen die bis ins Kleinste durchgeführte programmatische Verklärung irdischen Jammertals erreicht war.

In ihnen, unvermeidlichen, peinlichen Zufällen des Lebens zum Trotz, war durchgängig wie ein betonener Klotz der Zuversicht und des bodenlosen Glücks goldener Schatz aufgerichtet, der dem Bewohner für alle Lebenslagen das Gegengewicht verblüffenden Selbstgefühls und die Behauptungskraft gab, der Schwarzberg ahnend aus Schlesiens Bergen nachgefolgt war.

Auf der Basis solcher ideellen Sicherheiten mußte in Wirklichkeit der Mensch nicht ängstlich sein, ob bei jedem irdischen Anlaß mit ihm sich alles schicklich fügte. Es genügte, man ließ bei öffentlichem Anlaß gemäß der im hohen Lied gemarkten Richtlinien sich vernehmen. Stand vor und für Gesamtheit etwas auf dem Spiel, gab Ideologie Gesetz des Handelns. Dann war aus belangloser Anonymität mit ein paar Kommandos der Mensch geschnellt, dann wuchs mit Reimen, die im Blut saßen, und sich pünktlich einstellten, er zu bessern Zwecken; dann verstand er nicht nur, sich zu opfern, sondern wie



Treitschke sagt, auch sonst tief berechtigte Empfindungen der Einzelseele, sein ganzes Ich an Allgemeinheit hinzugeben.

Darum durfte in gewöhnlichen Zeiten ihn die Behörde auch zu seinem eigenen Behagen freier als andere Volksteile gehen lassen, die letzte Bereitschaft schriftlich und begrifflich nicht so einwandfrei ausdrückt hatten.

Logisch erwarb aus hundert solchen Schlüssen Schwarzberg geistig auch für sich, was aus Elementen der am Rhein Geborene besitzt und schuf sich starke Sicherung für bürgerliches Leben. Und wie rheinisches Blut durch Jahrhunderte in herrlichem Bogen in Dichtung zur Vollkommenheit geblüht hatte, so Schwarzberg in seiner zweibändigen Arbeit, die er „Traktat von der Psyche rheinischer Stämme“ nannte und in Ungerschen Frakturen drucken ließ.

*(Schluß folgt.)*



Daniel Henry:

## VOM SEHEN UND VOM BILDEN.

Was wir heute in den bildenden Künsten erleben, ist das Ende einer Ausdrucksweise, deren Anfang von Zeitgenossen und Nachwelt als „Renaissance“, als Wiedergeburt der Kunst, bejubelt wurde. Als unzweifelhaftes, ewiges Ziel der bildenden Künste erschien dieser Bewegung von Beginn an die Nachahmung der Außenwelt. Die zugleich mit der neuen Ausdrucksweise geborene Kunstwissenschaft mußte sich notwendig fragen, warum die ihr vorhergegangenen Geschlechter augenscheinlich dieses Ziel nicht erreicht hatten. Ihre Antwort lautete bündig: Weil sie dazu unfähig waren! Schon 1404 schreibt Filippo Villani\*) in seinem Lobe der florentinischen Maler, Cimabue habe begonnen, die veraltete und durch die Unwissenheit der Maler von der Naturähnlichkeit kindisch abgekommene Malerei zu dieser zurückzurufen.

Mit dieser sehr einfachen Erklärung begnügten sich Jahrhunderte. Solange der Blick auf die griechisch-römische und auf die Renaissancekunst beschränkt war, drohte ihr keine Gefahr. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts begannen aber die Werke einer ganzen Reihe „naturähnlicher“ Epochen ernstlich in den Sehraum der Kunstbetrachtung zu rücken, nicht nur als Studienobjekte, sondern auch als geschätzte, geliebte Kunstwerke. Ein Teil der Kunsthistorik verzichtete nun völlig auf eine Erklärung der Abweichungen, der *verschiedenen* Ausdrucksweisen in den bildenden Künsten, und nahm diese einfach als „Stile“ hin. Indem man nun die Stile der *bildenden Künste*, Malerei und Bildhauerei, mit denen der *Ornamentik* verquickte, suchte man die Wandlungen rein materialistisch-mechanistisch zu erklären (Wölfflin), ihre Verbreitung durch Wanderungstheorien auszulegen (Strzygowski). Andere Kunsthistoriker dagegen fühlten sich gerade durch eine höhere Wertschätzung der naturunähnlichen

\*) „Inter quos (den florentinischen Malern) primus Johannes, cui cognomento Cimabue nomen fuit, antiquatam picturam et anature similitudine pictorum inscicia pueriliter discrepantem cepit ad nature similitudinem quasi lascivam et vagantem longius arte et ingenio revovare.“

(Hier nach Schlosser: Quellenbuch zur Kunstgeschichte des abendländischen Mittelalters (Wien 1896) S. 370.)

Stile bewogen, nach den Ursachen dieser „Naturunähnlichkeit“ zu fahnden. So entstanden die Theorien der Schule, deren Gründer Riegl, deren stärkster Vertreter heutzutage Worringer ist.

Ihr gilt naturabgewandte bildende Kunst als Ausfluß eines „*Stilwillens*“. Das heißt: die Künstler solcher Epochen suchten gar nicht die Natur darzustellen, sondern gehorchten nur dem Stilwillen. Tatsächlich also: *sie arbeiteten rein ornamental*. Man sieht: eine Trennung zwischen bildender Kunst und Ornamentik ist hier geschehen, aber auf die Weise, daß *einerseits* die naturnachahmende Kunst steht, *andererseits* die Ornamentik mit der nicht naturnachahmenden, „abstrakten“ Kunst.

Es gibt offenbar ein Mittel, die Richtigkeit dieser Annahmen nachzuprüfen. Es muß sich doch von einem Werke feststellen lassen, ob es Ornamentik ist oder bildende Kunst, besonders wenn die Frage so vereinfacht gestellt wird wie hier. Sie lautet: *Wollten diese Künstler die Natur darstellen oder nicht?* Wenn ja, so übten sie bildende Kunst, wenn nein, Ornamentik. *Empfanden ihre Zeitgenossen die Werke dieser Künstler als Darstellungen der Außenwelt oder als Ornamentik?* Ihr Eindruck, nicht der unsere, ist ausschlaggebend.

Um die Antwort ganz überzeugend zu gestalten, wollen wir als Prüfstein gerade die Epoche nehmen, von der vorhin schon die Rede war, und die uns die nächstliegende ist: unser *europäisches Mittelalter*. Wollten seine Künstler die Außenwelt darstellen? Zeugnisse der Künstler selbst besitzen wir nicht; die Malbücher des Mittelalters sind nur Rezeptsammlungen. Desto zahlreicher sind die Belege, die uns über die Absichten der großen Auftraggeberin der Zeit unterrichten, der *Kirche*. Sie dürfen uns genügen; der mittelalterliche Künstler arbeitete ja nur auf ihre Bestellung. Was forderte die Kirche vom Künstler? Zu welchem Zwecke bediente sie sich der Kunst? Was wollte sie?

*Sie wollte Belehrung durch das Bild erteilen denen, die der Schrift nicht mächtig waren.* So sagt z. B. die Synode von Arras (1025)\*: „*Illiterati, quod per scripturam non possunt intueri, hoc per quaedam picturae lineamenta contemplantur.*“ Gewisse Szenen aus dem Alten und Neuen Testamente sollte der Künstler augenfällig darstellen, die in den „*Titulis*“, den beigeschriebenen Versen erzählte Begebenheit sichtbar machen.

„*Quae super exprimitur titulis, ut littera monstret  
Quod manus explicuit . . . . .*“

schreibt der hl. Paulinus von Nola schon am Anfang des fünften

\*) Beide hier nach Didron: *Iconographie chrét., Histoire de Dieu* (Paris 1843) S. 6.



Jahrhunderts. Daß des Künstlers bewußtes Streben ganz und gar darauf gerichtet sein mußte, die Kirche zu befriedigen, darf bei dem Geisteszustand der Zeit als unbestreitbar gelten. Es scheint also erwiesen, daß der *mittelalterliche Maler darstellen* wollte. Das Gleiche gilt aber auch für den *Bildhauer*; auch seine Werke sind Darstellungen, sei es von Einzelpersonen, sei es von Szenen wie das jüngste Gericht. Daß diese Gemälde, diese Skulpturen, sich in den Gesamtbau einfügen, darf über ihre Bestimmung als Darstellungen nicht hinwegtäuschen. Gewiß, sie sind *auch* dekorativ, sie schmücken die Wand, das Gebäude, doch nicht dafür schufen sie der Maler und der Bildhauer. Der Baumeister erst verwandte sie in diesem Sinne in *seinem* Werke.

Wohl ist es eine besondere Art Wirklichkeit, um deren Wiedergabe es sich handelt: nur heilige Personen bilden ihren Stoff. Aber diese stellen sich dar im Gewande der Außenwelt. Und wenn wir uns zu den gleichzeitigen Beschauern wenden, so erfahren wir, daß sie diese Darstellungen als der Außenwelt gleichend empfanden.

Aussagen über Kunstwerke, in denen diese als „*wie lebend*“ bezeichnet werden, sind außerordentlich häufig. Um nur ein Beispiel anzuführen, sagt die Künstlerlegende des Tuotilo von St. Gallen\*) (Anfang des 11. Jahrhunderts) von einem Werke dieses Tuotilo, einer Marienstatue in Metz: „Sed et imago ipsa sedens, *quasi viva*, cunctis inspectantibus adhuc hodie est veneranda“. Der Einwand, es handle sich bei dieser, und den vielen ähnlichen Stellen, um einfache Wiederholung von Phrasen, die aus griechischen und römischen Schriften kritiklos übernommen wurden, darf wohl als nicht stichhaltig gelten. Es wäre unverständlich, daß die mittelalterlichen Schriftsteller nicht die Kluft zwischen ihren Worten und den Tatsachen wahrgenommen hätten, wenn sie nicht eben so *sahen*, wie der Künstler *darstellte*.

Aber noch einen weiteren Beweis, bei dem der eben genannte Einwurf nicht möglich ist, liefern die sogenannten *Achiropoiten*, die „nicht von Menschenhand geschaffenen“ Christus- und Marienbilder, deren das Mittelalter eine ganze Reihe kannte. Hier, wo es sich um angeblich wunderbar entstandene Bilder handelte, konnte für den mittelalterlichen Beschauer von einem Mangel an Können doch gewiß nicht die Rede sein. Wohl wird man, mit Dobschütz\*\*), annehmen, daß derartige Bilder selten gezeigt wurden, meistens aber bedeckt blieben. Aber wenn auch nur wenige Bevorzugte sie sahen: diesen jedenfalls erschienen sie als deutlichste Darstellungen

\*) Ekkehardi IV. Casus S. Galli, hier nach Schlosser: a. a. O. S. 153.

\*\*) Christusbilder. Untersuchungen zur christl. Legende (Texte und Unters., Bd. 18, Leipzig 1899), S. 65 ff.



des Herrn und seiner Mutter. Die Annahme, diese Bilder könnten vom Zeitstile verschiedene, viel naturähnlichere Bilder gewesen sein, ist an und für sich psychologisch ganz undenkbar. Aber noch mehr: eine dieser Achiropoiiten ist uns erhalten geblieben, das (nach Dobschütz)<sup>752</sup> erstmalig erwähnte Christusbild der Sancta Sanctorum in Rom. Wilpert, der das ursprüngliche Bild freilegen konnte, bildet dessen spärliche Reste\*) ab, seine Entstehung setzt er zwischen 450 und 550 an. Dieses Bild, das wir denn sicherlich naturunähnlich nennen würden, galt dem Mittelalter als genauestes, wunderbar entstandenes Bildnis Christi. Daß also dem damaligen Beschauer die Werke seiner Künstler naturgetreu erschienen, darf als bewiesen erachtet werden.

Unser Ergebnis zwingt uns vor allem, die Riegl-Worringersche Auffassung, als ihm widersprechend, aufzugeben. Es zeigt uns aber noch ferner als unrichtig die alte Meinung von der Unfähigkeit der mittelalterlichen Künstler, die Natur nachzuahmen. Mindestens in dieser ihrer gewöhnlichen Fassung ist diese Meinung zweifellos falsch. Ihren Zeitgenossen erschienen die Werke dieser Künstler ja getreue Naturnachahmungen! Sie stellten die Natur aber nicht so dar, wie wir sie sehen, antwortet man mir. Das führte uns zur Folgerung, daß diese Künstler — und ihre Zeitgenossen — die Außenwelt so sahen, wie sie sie darstellten.

Bloß eine Einschränkung wäre noch vorzunehmen, die man, als selbstverständlich, gar nicht erwähnte, wäre sie nicht schon übersehen worden. Der mittelalterliche Beschauer, wie jeder Beschauer des ja nur den Schein gebenden Kunstwerks, sah von den zur Erzeugung des Scheins angewandten Mitteln ab, wenn er das Werk naturähnlich nannte. Er nahm z. B. einfarbige Skulpturen als Wiedergabe der mehrfarbigen Außenwelt hin, die zweidimensionale Malerei für den dreidimensionalen Raum. Wohin das Übersehen dieser Einschränkung führt, zeigt drastisch-lächerlich ein Nordau\*\*), wenn er den Impressionismus und den Pointillismus als Folgen einer Augenkrankheit der Maler betrachtet. Aber mit dieser Einschränkung gilt das Gesagte. Wie war es nun aber möglich, daß Jahrhunderte so sahen, daß, was andere Jahrhunderte grobe Zeichenfehler nannten, ihnen nicht als solche erschienen, denn bei diesen „Deformationen“ handelte es sich ja nicht mehr um Mittel zur Erzeugung des Scheins?

Packen wir das Problem bei seiner Wurzel! Was fragen wir uns eigentlich? Wir fragen uns, wie es möglich war, daß, bei den „naturunähnlichen“ Stilen, für die Zeitgenossen ihrer Schöpfer, wie

\*) Die röm. Mosaiken und Malereien der kirchl. Bauten vom 4. bis 13. Jahrhundert (Freiburg i. B. 1916) Taf. 139.

\*\*) „Entartung“ usw.

für diese selbst, *Übereinstimmung* herrschte zwischen der *empirischen Außenwelt* und den sie *darstellenden Bildwerken*.

Um eine Antwort geben zu können, die Anspruch auf Gültigkeit hat, müssen wir feststellen, was eigentlich diese empirische Außenwelt ist, von der wir reden. Es ist dies eine Frage, die sich die exakte Kunstwissenschaft sonst nicht zu stellen hat; sie darf, sie soll ihren Gegenstand, und den Gegenstand ihres Gegenstands, das heißt die bildende Kunst und die durch diese dargestellte Außenwelt, als gegeben hinnehmen. Hier aber dürfen wir uns damit nicht begnügen. Was ist also die empirische Außenwelt, die Körperwelt, die wir meinen?

*Sie ist ein Erzeugnis unserer Einbildungskraft.* Man mag das Problem der Außenwelt auffassen, wie man will: man mag sie einfach als unseren Bewußtseinsinhalt hinnehmen, oder „Dinge an sich“ annehmen, von denen uns nur die Erscheinung inne wird, oder den Körpern gar „primäre“ Eigenschaften zuerkennen, denen unser Bewußtsein die „sekundären“ Eigenschaften beifügt, darüber ist jedermann einig, daß *in der Form, in der wir sie sehen*, die Außenwelt ein Produkt unserer Einbildungskraft ist.

Dieses „Produkt“ unserer Einbildungskraft nun setzt sich zusammen aus einer Reihe von „Erfahrungen“, die sich als Erinnerungsbilder auf den gegebenen neuen „Reiz“ einstellen, um mit diesem in der Neuschöpfung verarbeitet zu werden. „Neuschöpfung“ ist stets unsere Anschauung der Außenwelt; auf jeden Blick schöpfen wir diese neu. Die „Reize“ sind in den bildenden Künsten Gesichtsempfindungen, während die Erinnerungsbilder von Gesichts- und Tastempfindungen herrühren.

Eine Gesichtsempfindung „reizt“ mich! Das erste Bild, das sie in mir hervorruft, ist ein blaugefärbtes Dreieck irgendwo im dreidimensionalen Raume, in dem für mich jede körperliche Anschauung steht. Weitere Erinnerungsbilder strömen zu; ein zweites Bild hat sofort das erste ersetzt: ein Kirchturm mit Schieferdach. Nur in meinem Bewußtsein steht er da, eine Schöpfung meiner Einbildungskraft, mit Hilfe alter Erinnerungsbilder. Vielleicht, näherte ich mich dem „wirklichen“ Kirchturme, so wäre ich genötigt, manche Einzelheiten meiner Schöpfung zu „verbessern“. Warum? Weil neue Reize, die vorher nicht auf mich „wirkten“, dann von mir empfunden würden.

Nun ist es aber für den *Inhalt* meiner Schöpfung „Kirchturm“ ganz gleichgültig, ob das blaue Dreieck — oder, genauer gesagt, der ursprüngliche, unbestimmbare Reiz, auf den ich schon dieses schuf — einem „wirklichen“ Kirchturme angehört oder seinem gemalten Ebenbilde. Der Inhalt, der ja nur in meinem Bewußtsein



vorhandenen Schöpfung wird genau gleich sein. *Verschieden* wird nur die *Form* sein, mit der ich sie umhülle: Bei dem „wirklichen“ Kirchturme die Form „*Wirklichkeit*“, bei dem gemalten die Form „*Schein*“. Damit ist eigentlich unsere Frage schon beantwortet. *Die Menschen „naturunähnlicher“ Kunstzeitalter sahen die Werke ihrer Künstler naturähnlich, weil diese Werke bei ihnen, in ihrem Bewußtsein, die gleichen Anschauungsschöpfungen verursachten wie die wirklichen Vorbilder dieser Werke.* Es bleibt dann allerdings noch die Frage offen, warum diese Werke das vermochten, während sie den Menschen späterer Epochen gegenüber dazu unfähig waren. Ein weiteres Eingehen auf die Sehvorgänge wird uns darüber belehren.

Man muß sich zuvörderst darüber klar werden, wie träge sich unsere Einbildungskraft eigentlich im handelnden Leben verhält. Was uns für unser praktisches Handeln nottut, sind nicht Anschauungen, sondern Begriffe. Ich springe zur Seite, um einem daherrasenden Automobile auszuweichen: das *anschauliche Bild* „Automobil“ ist ganz undeutlich. Weder seine genaue Form noch seine Farbe wurden vermerkt. Desto deutlicher war der *Begriff* „Automobil“ vorhanden, mit seinen möglichen Wirkungen auf mich: Überfahrenwerden, Wunden, Tod. Von allem unserm praktischen Handeln gilt das. Dieses lenkt unsere ganze Aufmerksamkeit auf die Wirkungen, die die Außenwelt auf uns haben könnte, und läßt der Einbildungskraft nicht die Muße, ausgeführte plastische Bilder von dieser Außenwelt zu entwerfen. Die formschwachen und farblosen Bilder, die so entstehen, sind dann auch selbstverständlich unfähig, den Bilderschatz unserer Erinnerung zu bereichern.

Das Kind kennt nur dieses *praktische Sehen*. Daraus erklärt sich die bekanntlich fast stets gleich ausfallende Kinderzeichnung, die völlig symbolisch ist. Sie ist Niederschreiben von Begriffen, nicht von Formen, und zwar wird gerade das niedergeschrieben, was beim praktischen Handeln unentbehrlich erscheint. Das „Männlein“ besteht aus einem kleineren Oval, dem Kopfe. Der Begriff eines Kopfes enthält zwei Augen, Nase, Mund: sie werden eingeschrieben, während die weniger wichtig erscheinenden Ohren fast stets weggelassen werden. Dieses kleine Oval sitzt auf einem größeren: dem Rumpfe. Von ihm gehen vier Striche aus: Arme und Beine. Die den übrigen praktisch wertlos scheinenden Fußzehen werden wohl nur von barfuß gehenden Kindern angebracht, von allen aber die wohlgezählten fünf Striche der Finger.

Viele Menschen kommen ihr Leben lang nicht über das praktische Sehen hinaus. Die bekannten Beispiele von Bauern usw.,



die nie die Aussicht vor ihren Fenstern gesehen hatten, brauchen wohl nicht angeführt zu werden. Andere dagegen gelangen zu dem, was wir *reines Sehen* nennen möchten, ein Sehen, bei dem die Herausarbeitung des anschaulichen Bildes durch die Einbildungskraft im Mittelpunkt des Interesses steht. Daß möglichst Loslösung vom praktischen Handeln notwendig ist, um zu diesem reinen Sehen zu kommen, darf beileibe nicht mit „Interesselosigkeit“ oder „Ausschaltung des Willens“ gekennzeichnet werden, denn die ausgearbeitete Bildschöpfung bedingt Sammlung von Interesse und Wille zu ihrer *Erzeugung*.

Um sich die gewaltige Verschiedenheit des reinen und des praktischen Sehens ganz deutlich zu machen, denke man nur an das grundverschiedene Bild, das man sich von einer Bergstraße macht, je nachdem man sie rein genießend betrachtet, oder als mutloser, müder Wanderer, dem sie nur steiler, zu ersteigender Marterweg ist.

Mein reines Sehen wird um so reicher sein, je mehr Erinnerungsbilder mir zur Verfügung stehen zur Bereicherung meiner jeweiligen Bildschöpfung. Zu diesen *Erinnerungsbildern* gehören auch die von *Erzeugnissen der bildenden Künste*, ja, sie spielen unter ihnen die *wichtigste Rolle*. Man darf es ruhig sagen: *die bildenden Künstler jedes Geschlechts sind seine Augen*; sie lehren es sehen. In der ewigen Wechselwirkung zwischen Erinnerungsbildern und Neuschöpfungen nach Kunst und Natur ist *die Kunst das Primäre*.

*In geschlossenen Kulturkreisen sieht der Einzelne nur mit den Augen der gleichzeitigen Künstler*. Werke von Künstlern fremder Kulturkreise — räumlich oder zeitlich fremder — werden ihm stets unnatürlich erscheinen. Warum? Weil die aus ihnen wirkenden Reize ihm zwar andeuten, daß hier beispielsweise ein Mann dargestellt werden sollte, aber zur Hervorbringung des Bildes „Mann“ in seinem Bewußtsein, weil ihm ungewohnt, nicht genügen.

Wenn ihm nun aber diese Werke längere Zeit vor Augen wären, so würde er sich an sie gewöhnen, und ihre Reize würden endlich automatisch, mühelos die gewünschte Bildschöpfung auslösen. So liegt der Fall unserer Zeit. Eine Menge naturunähnlicher Stile ist uns, durch Gewohnheit, lesbar geworden. Wir sehen in ihnen nicht mehr, was unsere Eltern „Verzeichnungen“ nannten.

Um das *Primat der bildenden Kunst in der Bildschöpfung des Einzelnen* — wenn es sich um reines Sehen handelt — zu beweisen, genügt es, an den Einfluß des Impressionismus zu erinnern, den mancher noch an sich selbst gespürt hat. Kein Mensch „sah“ die Natur in diesen hellen Tönen, die blauen und violetten Schatten usw., bevor diese Maler sie so malten. Bis vor kurzem sah dann ganz

Europa — soweit es zu reinem Sehen fähig war — impressionistisch, während heute sich wieder eine neue Wandlung des Sehens anbahnt.

Daß z. B. im Mittelalter das Sehen noch viel allgemeiner von der Kunst beeinflusst war als jetzt, halte ich für sicher. Uns ist das Kunstwerk ein Luxus, Wenigen zugänglich, während es damals das Höchste, Heiligste war, zwar nicht als „Kunst“werk, sondern als Bild der Gottheit, dem sich in allen Lagen des Lebens der Blick betend zuwandte.

Wenn aber nun klargelegt ist, warum jeder Zeit ihre eigenen Erzeugnisse in den bildenden Künsten naturähnlich erschienen, nicht aber die fremder Kulturkreise, so bleibt doch die *Frage* offen, *warum die Menschheit sich in den verschiedenen Epochen so verschieden ausgedrückt* hat. Diese Frage zu beantworten, sollte — scheint mir — eine der vornehmsten Aufgaben der Kunstgeschichte sein. Daß sie nicht im Sinne Riegl-Worringer gelöst werden kann durch Ausstoßung der sogenannten „abstrakten“ Stile aus den bildenden Künsten und ihre Verbannung in die Ornamentik, haben wir gesehen. Sie wird also *innerhalb des Rahmens der bildenden Künste* zu untersuchen sein.

Auch wird man innerhalb dieses Rahmens die Trennung in „naturähnliche“ und „naturunähnliche“ Kunstäußerungen nicht als schroffscheidende Wesensverschiedenheit auffassen dürfen. Eine solche Basis wäre schwankend, wechselnd. Sahen wir doch, daß *jedem Zeitalter seine bildliche Produktion naturähnlich erscheint, naturunähnlich aber die fremde*. Und doch ist die *ganze künstlerische Produktion der Menschheit wesensgleich, wesenseins*. Aus ihrer *Wesenseinheit* wird die *Frage ihrer wandelbaren Erscheinung* zu beantworten sein.

Otokar Březina:

SOMMERSONNENWENDE.

O Park-Ferne, Dämmer und Duft! Bei tausendfach wehenden  
Tänzen und Weisen  
Harrt aller Blüten brautfröhliche Schar, bis die Sterne der Mitter-  
nacht kreisen.

Neig dich den Rosen! Vom Strahl deiner Blicke verjagt, ein  
Falter aus höheren Zonen,  
Gaukelt das Lächeln von ihnen dahin, auf den Lippen dir sachte  
zu wohnen!

O Park-Ferne, Dämmer und Duft! Bei tausendfach wehenden  
Tänzen und Weisen  
Harrt aller Blüten brautfröhliche Schar, bis die Sterne der Mitter-  
nacht kreisen.

Der Häftlinge Arme müd, vom Jubel ergriffen, rückten am Gitter,  
Urtief fuhr Hoffens Wind vor der Erden und Geister Gewitter.

Neig dich den Rosen! Vom Strahl deiner Blicke verjagt, ein  
Falter aus höheren Zonen,  
Gaukelt das Lächeln von ihnen dahin, auf den Lippen dir sachte  
zu wohnen!

Und siehe, verdeckt im Gefild, da seltsame Schauer den Umkreis  
durchqueren,  
Schreitet der Schnitter einher, doch der Sense Glanz spielt auf  
den Ähren.

Aus dem Tschechischen von Rudolf Fuchs.



## LESEBUCH.

*Aus dem von Kurt Hiller herausgegebenen Jahrbuch für geistige Politik „Das Ziel“, Jahrgang III, dessen 1. Halbband demnächst erscheint. (Verlag Kurt Wolff, Leipzig).*

*Rudolf Leonhard:*

## ENDKAMPF DER WAFFENEGNER!

Nur von einer der vielen Schießereien, die ich in der „Spartakuswoche“ ansah — weit und breit war kein Spartakist zu sehen — war ein Grund erkennbar: zwei Männer hatten einem Soldaten das Gewehr von der Schulter gerissen. Vom Standpunkte der Regierung konnte diese reale Handlung wie eine Inkorrektheit aussehen; vom Standpunkte der noch immer und immer opponierenden Menschlichkeit scheint diese symbolische Handlung in hohem Grade und in tiefem Sinne gerechtfertigt.

Nur müßte sie für uns auch real werden, unsymbolisch; nur müßte dieser Kampf gegen den sinnlosesten Mechanismus erbarmungslos geführt werden, ohne Rücksicht, auch ohne Rücksicht auf den Zufall, wer diese Waffe trägt. Es gibt keine Neutralität, wenn es Gerechtigkeit gibt, und von zwei kämpfenden Parteien ist mir immer eine lieber; aber beider Parteien Gewehre hasse ich gleichmäßig mit gleicher Inbrunst. Wir dürfen das Gewehr nicht nach dem Träger fragen — da ist freilich einer gerechter als der andre —, sondern nach dem Getroffenen: und da schmerzt, da blutet, da trânt und wimmert und tötet das eine aufgerißne Herz wie das andre. Und danach sollen wir den Waffenträger fragen.

Wir sind gegen den Machtdünkel einer Partei, die übermütig schießt; wir sind mit größerer Sympathie, aber gleicher Entschiedenheit gegen den Ohnmachtdünkel der andern, die verbissen tötet.

Dem Pack auf allen Seiten möge man und soll man, wenn es nicht mehr anders geht, einen heilsamen „Schrecken“ einjagen: wir sind also gar nicht gegen den „Terror“ (im Wortverstand), den Geist ausübt mit Mitteln des Geistes; aber wir sind gegen die ungeistigen, die falschen, die brutalen Mittel des Terrors. Wir lassen die „Überzeugungskraft“ zusammengescharter Leiber noch hingehen, wenn sie

ungewaffnet sind; wir haben alles Verständnis für die schließlich auch terroristische Macht eines suggestiv gewaltigen Blicks, das Hervorlodern einer für Argumentation zu ungeduldigen Seele aus einem Auge — aber wir sind unter allen Umständen gegen den Unsinn der bewaffneten Hand, und wir bleiben bei dieser Feindschaft. Waffe — ist Bekenntnis der Ohnmacht, Eingeständnis der Dummheit.

Wir wissen bessere Mittel; und wir glauben, daß sie besser taugen: ich lasse mir den Glauben nicht rauben, daß, hätten auf der einen Seite zehn Divisionen in plötzlichem Entschluß, in heiliger Überzeugung die Gewehre weggestellt, die Truppen der „Feinde“ nicht nachgerückt — oder doch nicht feindlich nachgerückt wären. Man mache mir hier keine empirischen Einwände: es ist eben noch nicht geschehen, daß in der Vollkraft eine Partei die Waffen niederlegte; der Menschlichkeit und des Rechtes entsann sich nur, wer es nötig hatte: fragt die plötzliche Menge deutscher Anhänger des Wilsonfriedens. Und auch mit den heiligen Dingen gilt es einmal anzufangen: eine Partei hätte versuchen müssen, ohne Not die Waffen niederzulegen, auf die Gefahr hin, anfängliches Unrecht zu erfahren; — Vertrauen zum Menschen ist es ja grade, dessen Notwendigkeit und Recht wir behaupten. Wir sind dabei, Psychologie zu treiben, und man wird uns jetzt den Optimismus unserer Psychologie vorwerfen: aber alle psychologische Arbeit ist Erschließung der Regungen fremder Seele aus den von der eignen her bekannten Zeichen und Voraussetzung der unsrer Seele bekannten Abläufe und Zustände in der gleich menschlichen, — und wir wissen aus dem intensiven Erlebnis feindseliger Situationen: Waffenlosigkeit ist ein besserer Schutz und Schirm als Brustschilde und Stahlhelme. Gewiß, Ihr Gegner dieses Glaubens, unsre Voraussetzung heißt: „Der Mensch ist gut“ — aber, da es auf Potenzialität und nicht auf Aktualität (obwohl wir sogar an diese glauben) für die Utopie ankommt, so genügt es, daß wir gute Menschen kennen: das Leben Franz von Assisis genügt, diesen Satz zu berechtigen — und daß wir, die wir doch Menschen sind, in unsrer Seele die Gewalt der Waffenlosen erfahren haben. Auch rufen wir noch nicht einmal so sehr Güte an wie Scham — und diese Scham ist es, welche die alten Gesetze der Unantastbarkeit der Parlamentäre auch halten läßt, diese Scham, die grade der Starke und an Gewalt Überlegene, die vielleicht sogar manches starke Tier hat. Diese Scham bewirkt, daß ein weißes Tuch fester als ein rotes ist.

Alarm! Gegen die Waffe! Wie dieses Wort „Alarm“ zum Aufrufe geworden ist aus mechanischem Signal, so heiße es nie mehr: „Zu den Waffen!“ — nur dies gelte noch: „Gegen die Waffe“.

Und nicht einmal gegen die Waffe gelte es „zu den Waffen!“ Dies ist das schwerste, freilich; aber ich lasse mir den Glauben nicht rauben, daß die Revolution gegen die Waffe, daß die letzte, beste Revolution dadurch geschehen wird, daß die ungeheure Tatsache „Alle“ sich in gleichem Schritt zu einer Phalanx zusammenschließt, vor der die Reste alten Irrglaubens zerstieben.

Alarm! Wir rufen auf! „Kampf gegen die Waffe!“ Vorwärts! Wir greifen an mit dem weißen Tuch.



## MEMENTO.

*Eine neue Rubrik der Weißen Blätter, gewidmet denjenigen, die „nichts mehr davon hören wollen“, denen, die es erlebt haben und nicht vergessen können.*

*Leo H. Wolf:*

## T O D.

„Und sterben? — Seien wir nur redlich gegen uns: wir sind in Wahrheit Aristokraten des Lebens und sehen spöttisch-mitleidig auf den, dem das Sterben passiert, eben doch herab wie auf eine Art von Lump.“  
(Fr. Th. Vischer)

In der Ekstase des Ereignisses von Grauen, Lust und Wut aufgewühlt, sprang der Offizier aus dem Graben den Angreifern entgegen, seine Leute ihm nach.

Er fiel — sprang auf. Fiel. Stand wieder. Die letzte Handgranate ihnen entgegen. Hoch den Morgenstern. Hinein — Hurrahl

Ein Gewehrkolben streifte Kopf und Schulter, er tauchte unter und war verschollen.

Seinen Leuten verflog der Rausch. Sie sahen plötzlich Anzahl und Fremdartigkeit derer, die gekommen waren, ihnen den Tod zu bringen. Sinnloses Grauen trieb sie in Flucht in den eigenen Graben zurück. Erst hier standen sie wieder.

Lärmendes Klappern der Maschinengewehre, Krachen der Handgranaten-Explosionen und Knattern der Gewehransschläge überdröhnte das in Todesnot klopfende Herz.

Sie gewannen Ruhe und hielten den Graben. Bereits hatten sie einen neuen Führer. —

Als der, der es einst gewesen, erwachte, war es am Dunkelwerden.

Granaten flogen mit vertrautem Heulen über ihn hin nach beiden Fronten. Ringsum sprangen Feuer in grauweißen Wölkchen. Ausbläser bohrten sich mit Mißgetön in die Erde, gelöste Zünder verheulten höllisch im Bogen. Oft standen riesige dunkle Wolken-

wände da wie aus der Erde gewachsen. Ein Krachen dröhnte auf, breit und unverschämt. Granatsplitter und Erdklumpchen rauschten. Maschinengewehrrasseln überrollte das Gewehrfeuer. Geschosse, fast fühlbar als Masse, piffen, summten, schwirrten, ächzten und klagten herzerreißend.

Er lag in guter Deckung in einem Granatloch, aber in Unruhe. Er fühlte mit wachsender, noch beherrschter Beklommenheit das Entsetzen des Gebrochenseins ihn angrinsen. Er ahnte tausend neue Gefahren.

Seine Blicke suchten mit Sehnsuchtstrieb Licht. Aber wie er, sich anhebend ins verblässende Abendrot starrte — tauchten Schatten darin auf, unheimlich aus dem Wesenlosen. Ächzend sank er zurück und fuhr mit der Hand über die Augen. Da war kein Blutschleier. Und doch wurde es ruckweise dunkel, als verzuckte das Licht unter der Mörderhand von Schlagschatten. Abgeschnürt, abgewürgt.

Luft, Luft: Er riß den Rock auf, das Hemd. Er griff in Blut. Überall warmes Blut. *Sein Blut.*

Angstaufgewühlt verklebte und verband er trotz der wahn sinnigen Schmerzen, die jede Bewegung im ganzen Organismus auslöste. In furchtgesteigertem, übergroßem Verantwortungsgefühl gegen sich selbst suchte er ringsum Tote und Scheintote ab und verbrauchte ihr Verbandzeug für sich.

Immer, überall fand das Blut einen Weg. Eine Schwäche überkam ihn mit Tränen hilfloser Wut.

Er fühlte deutlich, daß er hier im Granatloch verbluten sollte, einfach als einer von Hunderten, die heute verzuckend und ver röchelnd ihr Schicksal auf nachtfeuchtem Boden erfüllten. Ein Schicksal, erhaben und christushaft, mit jener uneingestandenen eklen Heuchelei des Lebenden, des Fernstehenden gesehen. Nun aber gefühlt als ein Schicksal von satanischer Gleichgültigkeit, ein Schicksal von unendlicher Gemeinheit.

Auf beiden Seiten kämpften sie weiter. Ohne ihn. Vermißten ihn nicht. Hohnlachten, daß sie lebten. Er glaubte, ihr Jauchzen zu hören. Jauchzen von Millionen, die zusammenhielten. Er aber war aus dem Rahmen gefallen. Unbemerkt. Am wenigsten betrauert, gerade während er starb.

Er fluchte laut auf. Wieder begann die verzweifelt hastende Arbeit der zitternden Hand. Aber nicht vermochte das auf die Dauer von der würgenden Angst, von der Einstellung der auf geregten Sinne auf den herannahenden Tod abzulenken.

Der Kampf war abgeflaut. Geräusche verrieten dem Todwunden, daß alles noch Lebende sich zur eigenen Linie schob, in

Anpassung jener Momente, wo das Verlöschen von Leuchtraketen an gewissen Stellen vorübergehend Dunkel schuf. Er fühlte mehr, als er sich dessen bewußt ward, das heimlich erwachende Leben ringsum. Auch er versuchte zu kriechen. Nur zentimeterweise. Nur in großen Zeitpausen. Aber das Blut strömte stärker, er besaß keine Kräfte mehr.

Eines durchaus beherrschte ihn. Hinüberkommen, hier oder dort, gleich. Nur unter lebende Menschen! Wunsch und Wille wuchsen über seinen Verstand, er begann kläglich und jämmerlich zu bitten, man solle ihn doch um Gotteswillen retten.

Flüche waren die Antwort, Aufflackern zahlloser Raketen und wüstes Schießen.

Alarm war überall. Verwundete und Sterbende erhoben Rufe. Man solle nicht schießen, sie wären ja schon verwundet. Und mancher, den wohl zum zweiten und öfter ein Schuß traf, schrie gellend auf. Ein großes Jammern war von denen, die in der Not des Todeskampfes sich wälzten. Die Gesunden aber in den Grabenreihen zu beiden Seiten schossen blindlings im Grauen vor herankriechendem Tod dahin, wo Bewegung war.

Befremdlich, anekelnd war dem hilflos Liegenden dies Schauspiel bodenloser Kläglichkeit. Er fühlte heiße Scham, in solcher Tiefe zu sein. Er rief nicht mehr, er wollte sich überzeugen, daß das menschliche Leben keiner Klage wert sei. Er ging die Reihen philosophischer und religiöser Systeme durch, so viele ihm bewußt waren. Aber keines hielt Stand vor jenen dürftigen lebensbewußten Erinnerungen, die seine Jugend ans Dasein fesselten. Er saß am Familientisch, und seine Mutter sah liebevoll auf ihn und bat ihn immer und immer wieder, zu essen von seinem Leibgericht. Er hielt ein Mädchen im Arm. Abendwind rauschte in Zweigen, zwei feuchte Augen klammerten sich an sein Gesicht. — Mondschein war ringsum. Ein Freund diskutierte mit ihm die letzten Probleme — letzten Probleme —. Er schrie laut auf. Kalt war ihm, entsetzlich kalt. Wie lag er nun da nach so reichem Leben. Ein zu Tode gequältes, einsam verendendes Tier!

Die Vision eines angefaulten Körpers, wie er viele gesehen hatte, drängte sich auf. Zerfließend, in Fäulnis stinkend, madenüberkrochen, fliegenumschwärmt sah er sich selbst.

Wieder schrie er in Wahnsinn und Grauen und befreite sich damit etwas. Mitleid mit sich selbst erfaßte ihn. Nie beachtete Einzelheiten seines Lebens entrollen sich in tausend glückatmenden Bildern.

„Du Stolz“, sagte er, „Hier liegst du, gelöst von allen Beziehungen. Eine große Trauer wirst du sein zuhaus, ein Traum und



eine unendliche Sehnsucht. Einen Mythos werden sie weben um dich, liebende Herzen – indes du hier zum Himmel stinkst, ein Greuel, eine stumme Anklage, die man flieht. Wird morgen ein Angriff über dich gehen? Und werden sie dich benutzen als Kugelfang, wie du selbst es einst getan hast mit anderen? Es waren ja nur Schwarze damals, freilich, nur Schwarze . . . – Nur? . .

Verflucht ihr, grausame Kaste der Protzigen, der Reichen am Leben! Wie sie ihr Dasein ausschreien da draußen! *Ein* Gemeinsames, Freund und Feind. *Ein* Feindseliges gegenüber ihm, dem Todgeweihten. O Volk, mein Volk, warum hast du mich verraten!“

Unendlicher Gram fraß an ihm. Er hatte gesündigt wider den heiligen Geist des „Ich“. Nun kam die Reue zu spät. Wo war der Rausch von Todesverachtung, von Aufopferungsfähigkeit und Betätigungsdrang, der ihn aus dem relativ sicheren Graben dem Feinde entgegengeworfen hatte? Wo war das großartige Offiziers-Selbstbewußtsein, das Verantwortungsgefühl, wo war die große, die leitende Idee?

„Ich muß noch leben, ich hab noch zu tun“ hörte er sich sprechen. Eine heiße Welle ging über sein Gehirn. Etwas Eisiges griff an sein Herz. Namenloses Grauen faßte ihn, da er seinen Körper nicht mehr beherrschen konnte.

Er fühlte sich selbst fremd werden. „Ist dies der Tod?“, dachte er und hing seinen fragenden Blick starr an eine steigende Leuchtrakete als dem Stern des Heils. Da sie erst aufzustrahlen begann, schien sie ihm bereits dunkel zu werden.

Die Schatten aber, die ihr Erlöschen umtanzten, umschatteten mildtätig auch ihn.

Sein Kopf war hintenüber tief eingewühlt im Krampf, und schwer war alles an ihm wie die Erde, in die zu verschmelzen er monatelang Zeit hatte in der ungestörten Ruhe des kreuzlosen Friedhofs, des Grauens, des Niemandlandes.

## DAS WEISSE BRETT.

In Paris hat sich die erste große *Vereinigung der Geistigen* konstituiert unter dem Namen

„CLARTÉ“.

Im Auftrag des Gründungskomitees setzt *Henri Barbusse* die Ziele der Gruppe mit folgenden Worten auseinander:

Eine Anzahl von Schriftstellern und Künstlern, in Erfüllung der glühenden Wünsche von einigen unter ihnen, in Erfüllung ihrer großen Erzieher- und Führerpflcht, haben den Entschluß gefaßt, sich zu einer Gruppe zusammenzuschließen, um sich einer sozialen Aufgabe zu widmen.

Eine glänzende Auslese von Schriftstellern ist es, die mir den ehrenvollen Auftrag erteilt haben, ihren Entschluß bekannt zu machen, und mit großer Freude und Bewegung ergreife ich in ihrem Namen das Wort. Ihre Verbindung repräsentiert eine beträchtliche moralische Kraft, ihre Werke sichern ihnen zahllose aufmerksame Freunde; groß und erregend ist der Einfluß, den sie in den Dienst der Idee stellen können.

Wenn sie sich nun Seite an Seite in die Reihe stellen, geben sie nichts von der Unabhängigkeit ihres Denkens auf, nichts von ihrer literarischen Persönlichkeit, von ihren künstlerischen Temperamenten, die in ihrer Verschiedenheit so schön sind. Sie sind einig über die wesentlichen Grundlagen einer klaren und eindeutigen Lehre: der Lehre von der Befreiung des Menschen.

Gemeinsam ist ihnen die Ehrfurcht vor dem Leben, der Glaube an die Gerechtigkeit. Sie glauben, daß die Hingabe an die edelsten moralischen Ideen und an die selbstverständlichsten Wahrheiten sich deckt mit der Hingabe für alle Unterdrückten, alle Armen, alle Menschen. Sie glauben, daß aller Fortschritt wie aller Irrschritt einander hält, einander bedingt ohne Ende, und daß weit sehen soviel heißt, wie recht sehen. Sie haben keine Furcht, den Ereignissen oder den Ideen ins Gesicht zu sehen, um sie zu prüfen und bis in die letzten Konsequenzen zu führen; sie haben keine Furcht, weder vor Kühnheiten des Verstandes, noch vor dem Ungestüm der Wahrheit.

Der neue Geist der Befreiung, der Unbotmäßigkeit gegen alte barbarische Gesetze, der die ganze Erde durchzittert und aufwühlt, die sichere und tiefe Bewegung des Volkes, die aufsteigt, um eines Tages zu herrschen und das Antlitz der Gesellschaft zu wandeln, sie sind von den Denkern geschaffen. Die geistigen Arbeiter wollen, wie es ihre Pflicht ist, ihr Teil am Werke dieser endgültigen Wiedergeburt der Menschheit haben, von der man alles erwarten darf, denn sie ist einfach und gerecht. Sie ist da und dort noch nicht mehr als ein schönes Aufleuchten oder ein großes Atemholen; sie ist noch an vielen Punkten der Welt inmitten ihres Grollens von Zorn und Revolte verdunkelt, verfolgt oder fanatisiert, einem grausigen Auf und Ab von Exzeß und Rückschlag ausgesetzt. Die Intellektuellen wollen nun, nachdem sie einander erkannt und sich brüderlich verbündet und ihre gestern noch zerstreuten Bestrebungen vereinigt haben, gemeinsam sich an alle Lebenden wenden, um sie zu ermutigen, zu belehren, zu verteidigen und zu vereinen, um eine bessere Zukunft aufzubauen, mit ihnen und für sie.

Sie wissen, daß der vollständige demokratische Fortschritt künftig das einzige Bleibende ist. Der Krieg hat den Abgrund aufgezeigt, dem wir entgegengingen und noch entgehen. Die alten Prinzipien der Unterdrückung, der Autokratie, der Privilegien und des Imperialismus — die nur durch das Geld zu halten waren — haben den Beweis ihrer Bösartigkeit gegeben; sie werden morgen den Beweis ihrer Ohnmacht liefern, mit ihrer verschieblichen Moral, die sich dem Appetit anpaßt, ihrem Recht, das sich biegt wie eine Klinge, ihrer Kurzsichtigkeit und Verkennung der Zukunft. Früher oder später erzeugen dieselben Ursachen dieselben Wirkungen, ungeachtet aller Verstellung der Worte und Dinge. Es ist eine Frage auf Tod oder Leben für das Menschengeschlecht, wie sich der Kampf entscheidet, der zwischen der neuen Ordnung und den Mächten der Vergangenheit unaufhaltsam entbrannt ist.

In diesen Kampf für die gerechte und glanzvolle Zukunft, von dem kein Mitbürger und besonders kein Künstler unberührt bleiben kann, tragen unsere Kameraden — bisher vereinzelte Vorposten oder abgesonderte Beobachter — mit einem Schlage ihr ganzes Gefühl und ihre ganze Tatkraft.

Das ist nicht alles. Diener der republikanischen Idee in all ihrer tiefen menschlichen Güte und in ihrer ganzen Weltenweite, nehmen die französischen Schriftsteller, die sich heute sammeln, an, daß sie den Wettbewerb der Schriftsteller und Denker anderer Länder nötig haben; sie bieten ihnen die Hand und rufen die Internationale des Gedankens aus, parallel zur Internationale der Völker.



So handelnd sind sie patriotischer als die Chauvinisten. Als die wirklichen Vertreter eines Teils des nationalen Genies, zu dessen Glanz viele von ihnen beigetragen haben und das überdies von jeher edlen Unternehmungen gedient hat, wissen sie, daß das Wohl eines jeden — des Einzelnen wie des Volkes — vom Wohle aller abhängig ist. Der ehrt sein Land, der schreit, daß die Sache der Leidenden, der Aufgeopferten sich nicht in geographische Grenzlinien einsperren läßt, daß die Wahrheit weder Umfang noch Grenze hat. Die Gerechtigkeit täuscht nirgendwo, und das Ideal wird schöner durch die Erweiterung.

Dies ist das Wesen der Idee, welches den Bund bestimmt, den die Schriftsteller der neuen Gruppe besiegelt haben. Zur rechten Stunde erfüllen diese geistigen Arbeiter ihre Verbindlichkeit gegen sich selbst und gegen die andern. Es gibt eine moralische Verpflichtung, der niemand sich entziehen kann. Die Liga, die Familie der freien Geister, die das gemeine Wohl verstehen und lieben, ist künftig gegründet. Die Wache des Gedankens ist in Permanenz erklärt. Lehre und Beispiel nimmt sie von dem über alles bewunderten und ehrwürdigsten Meister der französischen Literatur: Anatole France.

Sie wird, getrieben von den großen Ereignissen, unaufhörlich wachsen an neuem Willen zum Guten. Wir rufen freundschaftlich alle unsere Kameraden an unsere Seite.

Für ihre Gruppe ebenso wie für die Zeitschrift, die deren erstes Organ sein wird, haben die Mitglieder den Titel „Clarté“ gewählt, um zu bezeichnen, daß die Mission, die sie auf sich genommen haben, darin besteht, Vorurteile zu besiegen, die zu leicht bewahrten Irrtümer und besonders die Dummheit — die die Menschen von einander trennen und absondern, und bis jetzt geduldet haben, sie blind gegen einander zu werfen.

Das Volk, das sich mit furchtbarer Macht erhebt, braucht niemanden mehr, um seine Ketten abzuschütteln. Die Bewegung, an deren Spitze wir uns entschlossen gestellt haben, erfüllt sich ohne uns. Die Demokratie ist unbesiegbar. Aber diese schicksalschwere Auferstehung des Menschengeschlechtes wird sich in einer ruhigeren und schönern Form entfalten, wenn sie geklärt wird durch Auserwählte, und die Welt bevölkert ist von erleuchteten Gewissen und solchen, die guten Willens sind.

Als Mitglieder haben sich jetzt einschreiben lassen u. a.: Anatole France, Charles Richet, Charles Gide, Séverine, C. Séailles, Lucien Descaves, Romain Rolland, Victor Margueritte, Antoine, Gémier,

Georges Duhamel, Vaillant-Couturier, Henry Bataille, Gustave Geffroy, Rosny aîné, Madame Curie, Victor Basch, Ch. Rappaport, Jules Romains, Georges Pisch, Paul Signac, Pierre Hamp, Ch. Paix-Séailles, Dr. Toulouse, Reymond Lefebvre, Jacques Mesnil, Pawloski, Steinlen, Léon Werth, Frantz Jourdain, Laurent Tailhade, Han Ryner, A. Charpentier, Henry Marx, Guy de La Battut, Guillot de Saix, Drieux La Rochelle, Noel Garnier, Tristan Bernard, Ernest-Charles, Paul Brulat, Maurice Deléfine, Amédée Danois.

*Sekretär der Gruppe* ist Victor Cyril, von dem im Maiheft der Weißen Blätter der Aufruf „Sammlung“ gestanden hat.

Nähere Auskünfte, besonders über die Zusammenarbeit der ähnlichen Gruppen in den verschiedenen Ländern erteilt, bis zur Gründung eines deutschen Sekretariats, der Herausgeber der Weißen Blätter (Uttwil a. Bodensee, Schweiz).

*Alfred H. Fried* gibt in kurzer Zeit ein Werk heraus: „Der Weltprotest gegen den Versailler Frieden.“ Es enthält Stimmen aus England, Frankreich, den Vereinigten Staaten, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rußland, Spanien, Belgien, Tschechoslowakien, der Schweiz, China und anderen Ländern: Artikel hervorragender Persönlichkeiten, Äußerungen bekannter Politiker und Journalisten, die Stellungnahme großer Zeitungen, die Resolutionen von Parteien und Gruppen, Kundgebungen nationaler und internationaler Korporationen und Kongresse. Nichts von Deutschen, nur von Angehörigen feindlicher Staaten und Neutralen.

•

Derselbe H. Fried, gestern noch ein „Landesverräter“, ist als einer der ersten in der „Neuen Züricher Zeitung“ gegen die Friedensbedingungen der Entente aufgetreten, mit ihm *Alexander H. Fernau* und *Professor Förster*. Dr. Wilhelm Muehlton hat sich in einem Interview gegen die Unterzeichnung ausgesprochen.

•

Dies alles sei nur Papier? Dann sollte, was die vielberufenen deutschen Pazifisten in der Schweiz während des Krieges geschrieben haben, auch nur als Papier bewertet werden. Jedenfalls, so will mir scheinen, ist es vom dauerhafterem Stoff und wiegt es schwerer als das in Versailles überreichte Papier, zumal als das deutsche, das leider nur zur Hälfte von denselben Pazifisten oder Landesverrättern („Wie es Euch gefällt“) abgeschrieben ist.



Zu spät? Ja, zu spät beruft die imperialistische Kanaille sich auf Wilson, den die Teilnahme am Krieg naturgemäß abgenützt hat. Hättet Ihr, als er es Euch anbot, mit ihm den Frieden geschlossen! Nun seht aber die entwaffneten Derwische des Hasses, wie sie, mit Schaum vor dem Mund, nach einem weichen Frieden für sich heulen. Seht nur! Seht die Kavaliers, die das deutsche Roß lieber zuschanden ritten, als ihm Zaum und Sattelzeug, die „gottgewollten“, abzunehmen, ihm (nicht sich!) eher den Hals brachen, als das Rennen rechtzeitig, nämlich vor dem letzten „Hauch von Mann und Roß“ aufzugeben. Keine Selbstmordepidemie bricht unter ihnen aus, kein einziger zieht vielleicht zum ersten mal seit Ausbruch des Krieges, den Degen, um ihn sich („Lieber tot als Sklav“) in den Leib zu rennen. Sie sind, sehr lebendig, dabei, die Treppen zu erklettern, die sie im November unversehens hinunter geflogen sind, und weit entfernt, zu kommen wie der Dieb in der Nacht, vollführen sie einen beträchtlichen Spektakel.

Geschlagene Sieger, haben sie, auf eine unvorhergesehene Art, trotzdem Recht behalten. In Versailles erkennen sie sich auf Auge und Zahn, und am Tag des Spiegelsaales werden sie unter sich und ihresgleichen in aller Welt Victoria schießen mit Champagnerflaschen, Ultima ratio solcher Besiegten, in Erwartung des Tages, wo sie vom Passivum des Verbums »Siegens« ins Aktivum hinüberwechseln.

Vielleicht platzen sie vor Schadenfreude. Vielleicht erledigt sie der rote Strich durch den Gesamtvertrag der bürgerlichen Gesellschaft, den viele schon für morgen erwarten. .

Gewiß scheint mir nur, daß der Schrecken noch lange nicht sein Ende findet, weil das Feuer, das im Kreis läuft, nicht eher erlöschen kann, als bis es seine ganze Bahn abgebrannt hat. Und die ist weit! So weit wie die Welt und das Herz der Menschen, die auf ihr leben.

\*

Welch ein prachtvolles Heft der „Fackel“, das den Nachruf des Karl Kraus auf den Krieg enthält (Nr. 501 — 507.)! Hier die allerletzten Worte: „Von feigen Philistern, die kein Blut sehen können, ist es in Strömen vergossen worden. Es stehe auf gegen sie, es erstarre zum Riesenfanal dieser Nacht, und es erschlage sie im Schlaf, so sie wieder an der Speckseite ihrer Hausehre liegen! Wenn Menschen vergessen können, nie vergißt die Natur, was ihr in diesem Slavenaufstand angetan ward, und bis zum jüngsten Tag töne, dem Gebot des Faustischen Generallissimus zur Antwort, der Racheschrei der Kraniche des Ibikus für Reiher und Menschheit über Pygmäen:



Mordgeschrei und Sterbeklagen!  
Ängstlich Flügelflatterschlagen!  
Welch ein Ächzen, welch Gestöhn  
Dringt herauf zu unsern Höhn!  
Alle sind sie schon ertötet,  
See von ihrem Blut gerötet!  
Mißgestaltete Begierde  
Raubt des Reihers edle Zierde.  
Weht sie doch schon auf dem Helme  
Dieser-Feebauch-Krummbein-Schelme.  
Ihr Genossen unsres Heeres,  
Reihenwanderer des Meeres,  
Euch berufen wir zur Rache  
In so nahverwandter Sache.  
Keiner spare Kraft und Blut,  
Ewige Feindschaft dieser Brut!

Es war ein Traum. Wir waren auf Walpurgis zwischen Sautanz und Totentanz. Kinodramatisch mit viel Blut und Walzer ging es zu. Wir saßen in einem ungeheizten Saal. Wir wurden durch das Ende entschädigt. Und wie da, nachdem schon alles verpulvert war, ein gewaltiger Fall geschah, hörte man in atemloser Stille eine Stimme aus der vordersten Reihe nur ein Wort rufen, aber mit einem Ton, in dem alle Qualität der Leere dumpf zu Boden schlug, das große Wort des Nachrufs aller Nachrufe: Bumstil... Phorkyas aber richtet sich riesenhaft auf, tritt von den Kothurnen herunter, lehnt Maske und Marschallstab zurück und zeigt sich als Mephistopheles, um, insofern es nötig wäre, im Epilog das Stück zu kommentieren.

# KUNSTBÜCHER

des VERLAGS PAUL CASSIRER in Berlin

*Die holländischen Radierer vor Rembrandt* von LUDWIG BURCHARD. Mit beschreibenden Verzeichnissen und biographischen Übersichten. Zweite vermehrte Ausgabe. 7,50 M., geb. 9,— M.

*Das Erlernen der Malerei* von LOVIS CORINTH. Ein Handbuch. Zweite durchges. und verm. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. 10 M., geb. 12,50 M.

*Das graphische Werk von Hermann Struck.* Mit 4 Originalradierungen und zahlr. Abb. im Text von ARNOLD FORTLAGE und KARL SCHWARZ. 10 M. Vorzugsausgabe: 50 num. Expl. auf Strathmore-Japan und von Hermann Struck handschr. signiert. In weißes Leder geb. 30 M.

*Vincent van Gogh: Briefe an seinen Bruder.* Zusammengestellt von seiner Schwägerin I. VAN GOGH-BONGER. Ins Deutsche übertragen von Leo Klein-Diebold. Zwei Bände. Mit vielen Abbildungen nach Zeichnungen des Künstlers. In Halbleinen gebunden 50 M. Vorzugsausgabe auf Büttenpapier in schwarzem Leder gebunden 180 M.

*Johann C. Wilck.* Ein Maler des deutschen Empire von ALFRED GOLD. 3,50 M. In Halbpergament gebunden 5 M.

*Die Wirklichkeit und ihr künstlerisches Abbild* von Dr. ALFRED GUTTMANN. Mit vielen teilweise farbigen Abbildungen. 5 M., geb. 6 M.

*Der Platanenhain.* Ein Monumentalwerk Bernhard Hoetgers von HANS HILDEBRAND. Mit 21 ganzseitigen Abbildungen im Text. 2,50 M.

*Max Beckmann* von HANS KAISER. Mit zahlreichen Abbildungen und 28 Tafeln, geb. 6 M.

*Bildwerke* von GEORG KOLBE. 35 Tafeln, geb. 10 M.

*XXV Zeichnungen in Lichtdruck* von MAX LIEBERMANN. In einer Leinenmappe mit aufgedruckter Zeichnung. 100 M.

*Fünf Aufsätze* von ANTON MAYER. Mit 12 Tafeln 3,50 M. In Halbpergament geb. 5 M.

*Der Gefühlsausdruck in der bildenden Kunst* von ANTON MAYER. Mit 14 Abbildungen, 3,50 M. In Halbpergament geb. 5 M.

*Die Kunst des Radierens* von HERMANN STRUCK. Dritte Auflage. z. Z. im Druck.

*Aus der Welt Ferdinand Hodlers.* Sein Werdegang auf Grund der Sommerausstellung 1917 im Züricher Kunsthaus von ARTHUR WEESE. Mit 17 Abbildungen, geb. 6,50 M.

# **SOZIALISTISCHE SCHRIFTEN**

*Soeben erschienen:*

## **DER ADLERPROZESS**

Friedrich Adler vor dem Ausnahmegericht. Die Verhandlungen vor dem § 14-Gericht am 18. und 19. Mai 1917 nach dem stenographischen Protokoll.

(Von Friedrich Adler durchgesehene und autorisierte Ausgabe)

Geh. M. 8.—, geb. M. 10.—

## **LUWDIG BAUER**

Der Kampf um den Frieden . . . . . M. 6.—

## **EDUARD BERNSTEIN**

Völkerbund oder Staatenbund.

Die Diagnose der Weltkrankheit und das Rezept zu dauernder Gesundheit . . . . . M. 1.50

## **KURT EISNER**

Gesammelte Schriften. 2 Bde. Geh. M. 28.—, geb. M. 34.—

## **DIMITRY GAWRONSKY**

Die Bilanz des russischen Bolschewismus.

Auf Grund authentischer Quellen dargestellt . . . . M. 2.50

## **KARL KAUTSKY**

Demokratie oder Diktatur?

Ein Katechismus der Sozialdemokratie . . . . . M. 2.—

Habsburgs Glück und Ende.

Das Buch vom Kampf der Nationalitäten und der Revolution in der alten Donaumonarchie . . . . . M. 3.—

## **GUSTAV LANDAUER**

Aufruf zum Sozialismus . . . . . M. 6.—

Rechenschaft.

Der Führer zum Geist der Zukunft. Geh. M. 8.—, geb. M. 11.—

## **RICHARD SEIDEL**

Klassenarmee und Volkswehr.

Für freies Menschtum im Heere . . . . . M. 3.50

## **HEINRICH STROEBEL**

Die erste Milliarde der zweiten Billion.

Die Gesellschaft der Zukunft . . Geh. M. 10.—, geb. M. 12.50

Ausführlicher Prospekt auf Verlangen kostenlos

---

**VERLEGT BEI PAUL CASSIRER / BERLIN**



# *Die weißen Blätter*

---

**EINE MONATSSCHRIFT**

HERAUSGEGEBEN VON RENÉ SCHICKELE

---

ACHTES HEFT ♦ ♦ 6. JAHRGANG ♦ ♦ AUGUST 1919

---

## INHALT:

Carl Sternheim: Der Rheinländer.

Jean Arthur Rimbaud: Das besoffene Schiff.

Ernst Bloch: Über das noch nicht bewußte Wissen.

Carl Ehrenstein: Flüchtige Skizze.

E. W. Chemnitz: Gedichte aus der Gefangenschaft.

### Lesebuch:

Paul Colin: Die neue Stunde.

### Das weiße Brett:

Französische Bücher und Zeitschriften.

EINZELPREIS 2 MARK

VIERTELJÄHRL. 5 MARK

---

**1919**

---

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.

Soeben erschien:

**ELSE  
LASKER-SCHÜLER**

***Das Peter Hille-Buch***

2. Auflage

Geheftet 7 Mark

Gebunden 9 Mark

Münchener Neueste Nachr. Else Lasker-Schüler ist eine der stärksten Dichterinnen der Gegenwart, wenn nicht die stärkste. Alles blüht unter den Händen dieser Frau zum Gedicht auf, wird entwirkt, im Traum und Märchenhaftigkeit gehüllt, wird fromm und groß gemacht.

Verlegt bei Paul Cassirer, Berlin W10

Soeben erschien:

**BRUNO  
SCHÖNLANK**

***Blutjunge Welt***

Gedichte

Geheftet 1,80 Mark

Gebunden 2,80 Mark

Berliner Tageblatt: Ein seltener Reichtum schließt sich auf aus nur wenigen Seiten, eine starke, die Welt mit Leidenschaft und Männlichkeit umfassende Dichterkraft bekundet sich erneut. Aus allen diesen Versen, die gespannt wie Saaten sind, klingt mehr noch als die Gewalt des streng und leicht beherrschten Wortes, das heiße Pochen eines Menschenherzens.

Verlegt bei Paul Cassirer, Berlin W10

Soeben erschien in der Reihe unserer „Sozialistischen Schriften“

***Völkerrecht und Völkerpolitik***  
***Wesen, Fragen und Zukunft des Völkerrechts***

gemeinverständlich erläutert von  
**Eduard Bernstein**

Aus dem Inhalt: Begriff und der Ursprung des Völkerrechts / Die Lehre von der Interessengemeinschaft im Völkerrecht / Die Anfänge des neuzeitlichen Völkerrechts / Rechtsgrundlagen des Verkehrs der Völker / Das Völkerrecht im Frieden. Staatshoheit, Staatsgebiet und Staatsvolk / Das Völkerrecht und der Krieg. Die Rechte der Kriegführenden und der Schutz der Nichtkämpfer. Die freiwillige und die auferlegte Neutralität / Landkrieg, Seekrieg und Luftkrieg nach dem bisherigen Völkerrecht. Die Erschütterungen des Völkerrechts durch die Lehre vom Völkerkrieg / Die deutsche Rechtswissenschaft und die Ethik. Das Schiedswesen im Völkerrecht und das Werk von Haag / Die Weiterbildung des Völkerrechts im Sinne der modernen Demokratie / Das Problem der völkerrechtlichen Exekution. Die internationale Sozialdemokratie und die Fragen des Völkerrechts und der Völkerpolitik.

8 Mark, gebunden 10 Mark.

Verlegt bei Paul Cassirer, Berlin W 10

*Carl Sternheim:*

## DER RHEINLÄNDER

Eine Erzählung  
(Schluß)

Als eines Sonntags in der Morgenstund er ein leichtes Ränzel auf dem Rücken von Bonn linksrheinisch den Fluß hinan aufbrach, schienen ihm Flügel gewachsen, und jeder Schritt hatte klirrend Metallisches. Rings gingen Morgenglocken in weiter Rund, die ihm wahrlich heimatlich zuklangen. Das Schifflein, das zuerst auf weiter Flur anfuhr, grüßte er mit hallendem Schrei: du Schifflein gelt, das fährt sich gut in all die Lust hinein?

Er aber empfand sie in dem Augenblick am stärksten. Er selbst, von Zweifeln der Vergangenheit befreit, ging im Glanz wie der, der aus dem Purgatorium ins Paradies tritt. Alle Poren waren erquollen, und in glasige Blust schoß Lebkraft wie Sprudel. Blond wie Sonne war er gefärbt, des Himmels Bläue in seinem Blick gesammelt und er gewillt, den Knotenstock sinnlos wirbeln zu lassen. Nun wehten Kleider übermütig wie Segel um ihn, und großflügelig und wuchtig wie irgend ein Einheimischer kam er daher. Im Ohr hatte er schon des unverfälschten Heimattones Klang, mit dem er den ersten Begegneten angrüßen würde.

Nun war Dichterwort Syntax, die auf Schritt und Tritt Wirklichkeit betreute, nun stellte Verben, Adjektive und Substantive in der Dichtung er als gelungene begriffliche



Überwindung umgebender Mannigfaltigkeit fest. Bei keiner Naturerscheinung war er aus dem Gefühl innerer Unsicherheit ihr gegenüber befremdet, sondern für jede hatte er in Versen schon entsprechenden Vorschmack.

Wie vor Theater stand er vor aller Schöpfung und konnte mit Namen nennen, was ihn früher — lächelnd fiel es ihm ein — unaussprechlich gedünkt hatte.

Jetzt, da er für inneres Zurechtfinden keiner Kraft mehr bedurfte, würde allen Schwung er an den Genuß an sich wenden, nicht mehr angestrengt erleben, sondern sich freuend nur noch leben müssen.

Natürlich stieg in diesem Augenblick der geistige Zusammenschluß in den beiden Bedeutungen des lateinischen Zeitworts diligere in ihm auf, das „auswählen“ aber auch „ergötzen“ heißt. Dilettant ist, wer auf Grund getroffener Auswahl sich ergötzt.

Er aber, als er in Andernach ankam, wollte es königlich, war zu klassisch rheinischer Lebensfreude bereit und musterte an allen Ventilen.

An den Fluß selbst setzte unter einen Lindenbaum er sich in die erste Schenke, bewußt dies sei der Wirtsgarten, in den er, fahrender Gesell, falle, und es müsse nach Maßgabe unzähliger Trinklieder, die in ihm schwirrten, um ihn und in ihm Gemäües bald anheben. Und in Vorstellungen becherte gewaltig aus schäumenden Pokalen schon der Zecher, ehe er der Schenkin noch Befehl gegeben hatte.

Über simple Trinkerei stellte er festlich sich gleich auf Saki Nameh, Goethes Schenkenbuch aus dem westöstlichen Divan ein und hieb wie eines Schlägers Klinge auf den Tisch den Ziegenhainer. Und als mit blonden Flechten prompt das Mädchen kam, dem wie in Liederbüchern im Mieder gerundet Brüste standen, war aus höherem Bewußtsein, ohne noch einen Tropfen genippt zu haben, Schwarzberg schon so geballt, daß er bedenklich wurde, wie der Leib des Gehirns Orgie wohl folgen

würde. Hypertrofisch schwollen ihm innere Brunnen, zum Himmel stieg er an Strickleitern und hing an goldener Lenzwolke sich auf. Erst ruhte er von geistigen Strapazen noch auf einer Mondwiese aus, dann aber saß er, gewillt, den geistig vorbereiteten Taumel mit Macht ins Blut zu überführen.

Während er den ersten Schoppen Wein kostete und gespannt war, wie wohl der praktische Rausch begänne, von Dampfschiffen, denen er mit der Serviette Grüße zuwinkte, ihn Zuruf und Jauchzen traf, setzte ein älterer Gast sich zum Nebentisch, der bei der Bedienenden ein Böwlchen bestellte und gleich an Schwarzberg das Wort richtete. Froh sei er, so früh am Tag einen Kumpan zu finden, Seltenheit im Städtchen, das von des Frühschoppens Sitte immer mehr abfalle. In ihm aber sehe er noch den unentwegten Vertreter alter Stammesgewohnheit und dürfe als Landsmann aus dem trinkfesten Rheingau ihn wohl geradezu ansprechen.

Schwarzberg, das Glas am Mund, murmelte errötend Unverständliches, worauf begeistert in seinen Bowleneimer der Fremde stieg und mit dem Schöpflöffel ungezählte Male hastig sein Glas füllte, das er dringend gegen den Tischgenossen hob und, lustig zwinkernd, auf einen Zug leerte.

Der hielt es für an der Zeit, das Gläschen, in dem man ihn bis jetzt bedient hatte, fortzustößen und eine neue Sorte Rüdesheimer in einem gläsernen Stiefel zu fordern, den er durch des Hauses offenes Fenster über der Anrichte bemerkt hatte.

Nun rückte der Nachbar an des entschlossenen Zechers Tisch, man drückte sich Hände, sang ein halbes Dutzend jener Strophen, die Schwarzberg methodisch geprüft hatte, und es mischte schließlich in Männerstimmen das Mädchen blechernen Sopran.

Während Welt sich vollends verklärte, sah von zwei Eingebornen Schwarzberg sich ohne Arg für einen der



ihren genommen und, Unbefangenheit nach außen zu beweisen, beschloß er, mit vollem Muskeldruck die Schenkin ins pralle Hinterteil zu kneifen.

Die Demonstration weckte Verständnis, und Stunden schwang zwischen drei Menschen, die sich durch Zufall gefunden hatten, religiöse Gemeinschaft. Nun troff den Männern der Bart und platzten Knöpfe dem Mädchen am Latz, nun glitten schon Hände von einem Arm, einem Schenkel zum andern und klatschten hin. Alles schwamm, und man umfaßte sich paarweis und zu dritt. Schon sank ein Haupt an diese oder jene Brust, und aus trunkenen Mäulern sabberten jene Vokabeln, die aus eisernem Bestand der Bewußtseinsinhalte noch in unmenschlichem Zustand das gesegnete Völkchen entleiht.

Mit dem Hintergrund einer fixen Ideologie gab es für alle drei nur noch das stürmische Verlangen, in bodenlosen Abgrund auszurutschen, aus dem über die Steigleiter pompöser Begriffe man sich zu gegebener Stunde in bürgerliche Gemessenheit leicht wieder erhöbe. Wirklich war, als Schwarzberg am nächsten Morgen mit dem Eindruck erwachte, er habe geraume Zeit in Salzwasser gelaugt, der Anschluß an sittlichen Bedacht bald wieder gefunden, sein Leib aber über die qualvollen Minuten, in denen er das bei ihm ruhende Mädchen in die Kleider zum Zimmer hinausstieß, matt und in einer Weise geschwächt, die ihm zu augenblicklichen Qualen das Bedenken brachte, wie nach geglückter mentaler Erziehung zum Rheinländer er diesem auch leiblich in Zukunft nachwachsen könne.

Denn nun war ihm offenbar, mische er sich kühnlich in des Landstrichs Gewirk, könne das gestrige Erlebnis nicht Ausnahme oder gar das sein, was als Höchstleistung im Genuß der Eingesessene vermöge, sondern nur durchschnittliche Temperamentsäußerung. Aber auch: er müsse immer ein Ausgestoßener bleiben, werde, aus einer an Saftüberschüssen ebenbürtigen Leibesfülle er besser seinen Mann zu stellen nicht fähig.



Hier, begriff er, sei seines Lebens neuer Halt. Zu jäh marschbereit, habe er vor großem Aufbruch noch einmal zu verweilen. Und ließ schon wieder die Hosenträger herab, warf Kleider von sich und präsentierte seinen nackten Menschen von allen Seiten in den Spiegel.

Da geschah nun freilich ein nicht minder großer Zusammenbruch von Hoffnungen als zu Anfang seines geistigen Lernens. Der Spiegelinhalt, gestand er sich, war trist. Er erinnerte sich, auch ehemals nicht mit Muskeln bepackt gewesen zu sein. Das Männchen vor ihm aber war nicht der Rede wert. Er begriff überhaupt nicht, wie für alle Organe, über die er bestimmt verfügte, in solchem Brustkörnchen Platz war. Besonders von den Lungen konnte er sich nur das armseligste Bild machen, ganz abgesehen davon, daß nach der edlen inneren Teile sparsamster Unterbringung für Eingeweide wirklich kein Ort blieb.

Wehmütig stimmten ihn die Beine, wehmütiger die schlaffen Arme, und als er die Höhlen der Schlüsselbeine sah, stand es für ihn fest, die Zeitspanne, die er an des Leibes Instandsetzung noch zu wenden haben würde, möchte nicht kürzer als die sein, in der er seinen seelischen Habitus aufgezümt hatte.

Bevor er aber zu neuem großen Opfer sich entschloß, versuchte er mit Halbheiten, sich ihm noch zu entziehen. Des Ortes Apotheke betrat er und verlangte Plätzchen, deren Wirkung an öffentlichen Orten als die Lebenskraft anfeuernd gepriesen war.

Nachdem er die doppelte Dosis genommen hatte, schiffte auf dem Doppelraddampfer Kaiseradler in Richtung Rüdesheim er sich ein und machte auf Deck durch forschen Gesamteindruck sich gleich bemerkbar. Er jauchzte und juchhete bei jeder Ruine, an der das Schiff vorbeiglitt, am lautesten, und brachte bei Salm und Aßmannhäuser während der table d'hôte den spritzigsten Toast aus, der in die Worte gipfelte: „Grüß mir das blonde Kind am Rhein und sag ich käme wieder.“ Auch hatte er mit

einer Blonden so feurige Blicke gewechselt, daß er begriff, dem Mädchen letzte Steigerung über ihn beizubringen, müsse er alsbald Außerordentliches wagen, und auch wußte, hierfür taue einzig der Augenblick, an dem man die Loreley kreuze.

Vom Kapitän, dem alten Seebär, erfuhr er, pünktlich um zwei Uhr mittags werde der romantische Felsen passiert und vom Publikum die Hymne angestimmt. Für diesen Augenblick hielt sich Schwarzberg bereit.

Als in seinen und des Mädchens Augen der Brand vulkanisch, und es schon ein berauschtes Hinundherweben zwischen ihnen war, tauchte das steinerne Sphynxhaupt auf, Menge erhob sich, Münder rundeten sich zum ersten Ton der Strophe und es scholl:

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,  
Daß ich so traurig bin.  
Ein Märchen aus uralten Zeiten  
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Bei diesen Worten, und während wie von ungefähr über den Busen die junge Dame den Schal raffte und himmelblaue Gestalt annahm, warf mit Ruck Rock und Weste Schwarzberg ab, schleuderte Chemisette und Manschetten fort und warf vom Geländer sich zu Füßen der sagenhaften Jungfrau in schäumende Gischt, in der er verschwand, aus der er aber gleich wieder hochfuhr und mit dem Arm, den er beim Schwimmen entbehren konnte, herrliche Bogen rollte, während er gen Bord sang:

Der Gipfel des Berges funkelt  
Im Abendsonnenschein!

Eine Schaluppe fischte ihn, und triefend trat er vor die begeisterten Passagiere wieder auf Deck.

Wenn aber auch die Jungfrau in Rüdesheim mit ihm das Schiff verließ, und es ihm von diesem Donnerstag



auf den Freitag bis zu ihrer Abreise an nichts fehlen ließ, erlebte er am anderen Morgen doch einen so tragischen Bruch seines Leibes, daß er in acht Tagen, da der Tod an seinem Bett stand, zum andernmal sah, nicht künstliche Mittel, sondern nur methodische Aufzucht konnten auch den Körper zum rheinischen Leben aus dem Vollen stählen.

Der in Bonn eingeholte Rat eines inneren Klinikers veranlaßte ihn zur schnellen Übersiedlung in ein am Strom gelegenes Krankenhaus, dessen leitender Arzt mit Mast- und Liegekur auf ihn eindrang, bei der in vier Monaten dreißig Pfund er zunahm. Zugleich aber konnte er des Hauses Mitbewohnern das Geheimnis absehen, wie sie mit möglichst geringer Eigenkraft immer und überall Leben für sich zu Schaum schlugen.

Das geschah aber wirklich so, daß aus dem durch lyrische Zwangsvorstellungen in ihnen schon angerichteten Rauschegeist sie alle Situation in verklärtem Sinn geändert, von einem Sänger schon gemaischt und gewalkt fanden, so daß ihnen auf allem Boden ein Satz gor, der mit einem Funken Witz angequirt, neu zu Kopf stieg. Nur mußte alle Welt die Rezepte auswendig wissen und fest an sie glauben; dann brauste mit eines Einzigen Anspielung in gewolltem Sinn der Gärstoff auf und richtete unbändigen Übermut an. Darum konnte aber auch ein fremdes Element in der Gesellschaft alle Heiterkeit aufheben und in Mißmut wandeln, aus dem man mit Ketten nicht mehr die Versammlung hob.

So stufte und vertiefte er manches und war stets darauf aus, die eigene Elastizität nach der andern Beispiel zu vergrößern.

Da war in goldener Brille und bürgerlicher Aufmachung jener runde Fünfinger, den er für einen Kirchenmann oder Spiritisten gehalten hätte, bis er erfuhr, er habe den Besitzer der größten heimischen Sprengstoffabriken vor



sich, die gerade dabei waren, mit dem auf das Fünffache erhöhten Aktienkapital die Ammoniaksynthese in die Praxis zu überführen, durch die man in künftigen Kriegen Völkerschaften bis zu zwölf Millionen Einwohnern binnen zehn Stunden mit Stumpf und Stiel ausrotten könne. Dieser also sprach ihm vom Glanz der vier kanonischen Evangelien, die sein Wachen und seinen Schlummer wärmten oder von seinem Lieblingsdichter Swedenborg und der Katharina Emmerich, an deren Wohnort er gewallfahrtet sei, und deren entrückte Bekenntnisse für ihn den Comble bedeuteten. Hier sah Schwarzberg, wölbte sich in einer Person der gewaltige Bogen, in dem alles All mühelos hineinging.

Dieser in Taten banale und brutale Mitmensch gab zum Wesen der Dichtkunst ihm den letzten Aufschluß, bewies er ihm, wie das Gleichnis, die Metapher von einziger Bedeutung, doch so ist, daß blauen See man zwar mit Himmel vergleichen könne, indem man damit den See erhöhe, ohne den Himmel herabzusetzen, aber den Himmel nicht mit einer blaugestrichenen Tür, weil man den Himmel herabsetzt, ohne die Tür zu erhöhen.

Es sei des Dichters Korrespondenz das einfürallemal Hochthronende, zu dem Irdisches nur vergleichsweise hinaufgezogen werden könne. Wahnsinn aber sei es, Gleichnis in Wirklichkeit umsetzen, von durchschnittlicher Natur wirklich fordern zu wollen, was erst im Bild von ihr existent sei. Logisch sei es ein Widerspruch in sich selbst. Denn einzig durch Gegensatz zur Wirklichkeit bestehe Metapher oder — um es einmal gerade heraus zu sagen: Ein im Sinn des Vergleichs schon an sich vollkommenes Stück Natur geht seiner Verklärung und damit jedes Interesse für den Kunstsinnigen verloren.

Die letzten Bemerkungen überzeugten Schwarzberg.

Wäre das in der Kunst gezeigte auch anders darzustellen, käme ihr im Leben der Völker die überragende

Bedeutung nicht zu, die man trotzdem geschichtlich feststelle und sei vor allem nicht strikte Notwendigkeit.

Und das sei des Rheinländers Verdienst und zeichne vor allen ihn aus: die von ihm ausgedrückte Überzeugung: das Ganzgewöhnliche im Leben und in der Kunst, das Erhabene korrespondiert vergleichsweise und nicht wirklich — oder: daß Kunst erhaben sei, darf ihre Tendenz das Leben nicht vorwegnehmen. Leben wird im Gleichnis der Kunst erst wesentlich und vollständig und — alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.

Wie immer, wenn Schwarzberg zu einem Abschluß kam, stellte sich auch hier seiner Erkenntnis Krönung in einem Wort von Goethe ein.

\*

Als er durch Pflege endlich perfekt bei Leibe war und schon begann, im Leben aufzutrumphen, stand ihm erst jetzt das innere Senkblei wirklich so: an ein höheres Gleichnis der Kunst angeseilt, kann der Mensch im Leben noch so schlüpfrigen Weg, schlimmen Abgrund ohne Angst betreten. Es bedeute daher Mangel an Mut, sich nicht nach allen Seiten auszuleben, wie wenn der mit Korkgürtel und Schwimmweste Gefeierte doch offenes Wasser scheue.

Er selbst hatte jedenfalls letztes Bedenken verloren. Seine Fähigkeit, noch bei peinlichstem Ereignis den Bogen in Wolken zum verklärenden Vergleich zu schlagen, bekam ein Fabelhaftes, und schon suchte hier und da ein Einheimischer, der zu tollkühn über irdische Stränge geschlagen hatte, Halt bei Schwarzbergs Sicherheit.

Als er das Staatsexamen bestanden hatte und als Dozent schon Erkenntnisse verbreitete, neigte er dazu, die Notwendigkeit krassen Gegensatzes zwischen dichterischer Metapher und bloßem Erlebnis stärker zu betonen, bis er es schließlich für die zeitgenössische Tugend

an sich erklärte, in einer Epoche, in der Kampf ums Dasein das Meiste notwendig erdrosselte, praktische Gewalt, wo sie möglich sei, nicht etwa zu scheuen, sondern in der Gewißheit zu steigern, nachhinein bessere geläuterte Theorie doch jeden Schönheitsfleck an dem Geschehenen. Es sei der Aufstieg von naiver Schuld zu geistiger Sühne geradezu des Menschenlebens eigentlich zu schätzender Sinn.

So lebte er anerkannt am Rhein und von Erleuchteten schon gehätschelt. Gern stellte er mit Kollegen der erkenntnistheoretischen Fakultät fest, wie das für alle deutsche Dichtung Geltende nicht weniger gründlich in deutscher Philosophie durchgeführt sei. Auch in ihr stelle man unentwegt und überzeugt bloßer Erfahrungswelt die Welt intuitiver Erkenntnis entgegen, das Sollen dem Sein. Und lasse sich von dem anscheinend zwischen beiden klaffenden Abgrund besonders von dem Augenblick ab nicht mehr irremachen, seitdem Schiller die gedankliche Verbindung zwischen beiden hergestellt hatte.

Als darum im Umgang mit der Familie seines ordentlichen Professors Schwarzberg an dessen gereifter Tochter Emilie aus sinnlicher Wahrnehmung manches zwar auszusetzen hatte, gelang es mit Hilfe seiner Willensfreiheit doch, a priori aus ihr so viel Werte zu ziehen, daß ein Verlöbnis um so müheloser gelang, als er überzeugt war, mit dieses Mädchens Eintritt in sein Leben sei die letzte Gefahr geschwunden, der in tiefsten Gründen zurückgehaltene vulkanische Rest des Sauerteigs seiner schlechten Herkunft möchte irgendeinmal noch gefahrbringend aufwallen.

In dieser Gewißheit wurde er bestärkt, als man sich anschickte, den Hausstand und Trousseau der Braut zu richten, und er in abendlichen Nähstunden, der sich beim Schoppen die Männer gesellten, bemerkte, wie man in Strümpfe, Hosen und Hemden Emilies, daß sie der Reihe nach von ihr getragen würden, mit rotem Garn fortlaufende Zahlen stickte. Durch sie würde selbst bei



intimen Vorgängen seiner Ehe die Verbindung zur Wirklichkeit und Erde bleiben, innerhalb allenfallsiger Gefühlsentrückungen jene führende Leitung eben, die Verbindung zwischen Einerseits und Andererseits unter allen Umständen aufrechterhalten und sein auch nur momentanes Taumeln verhüten würde.

\*

Für in acht Tagen war die Hochzeit bestellt, als Schwarzberg wie zu klösterlicher Reinigung beschloß, in eines Dorfes Waldeinsamkeit zu verbringen. Dort sollte Vergangenes überprüft und eingesargt, Künftiges in Richtlinien markiert werden. Auch er trug jetzt schon nummeriert und nach der Reihe Wäsche. In Strümpfen und Unterjacke Nummer fünf fühlte er sich auf der Fahrt wohl, als beim Einsteigen in die Nebenbahn ihm ein Frauenzimmer auffiel, dessen Anblick ihn dann jäh in zwei Hälften zerriß.

Er fror, glühte, zweifelte und besann sich. Ihm stürzte Leben in Stücken zurück, und er fühlte sich nackt und Knabe. Er sah hin und war überzeugt: sie ist's! Jenes Mädchen, dem er, ein Jüngling, vor fünfzehn Jahren im Eisenbahnabteil erschüttert gegenüber gesessen, und das ihn wie einen geweihten Wachsstock zu neuem Dasein entzündet hatte. Augen quollen, hingen sich so durstig an das Weib, daß das berührt war und Blicke ihm fragend hinhielt. Er öffnete auch den Mund, Unfaßbares zu formen, doch noch immer versagte sich Zusammenhang. Endlich stotterte er jener schlesischen Nationen Namen, zwischen denen das Ereignis stattgefunden hatte und sah, wie des Fräuleins Spannung sich in Begreifen löste, sie nickte und lachte.

Sie erinnerte sich und meinte, sie sei damals durch sein Umfassen vom Tod gerettet worden. Sie sprach frei und gab sich wie ein Vogel bei Futter und Sonne,

schlug ein Bein aufs andere, daß gelber Strumpf blitzte und berührte sein Knie. Er aber saß noch in alter Demut Dunst, als ihre Stimme ihn schon ermunterte, sich vor ihr nicht zu haben und ihm Wege zum Respekt abschnitt. Sie betonte stürmisch, sie sei sie selbst und von Familie und Vorurteilen unabhängig, daß er zu zittern begann und zum erstenmal nicht wußte, wie zwischen Wirklichkeit und Idee vermitteln. Denn während sie ihm der hehrsten Ehrfurcht Begriff noch verkörperte und er gerichtet war, Rocksäume zu küssen und sie neben das Bild Emilies, seiner irdischen Braut, sofort als seine himmlische Liebe gestellt hatte, rauschten aus ihr grelle, nicht mißzuverstehende Töne. Vor einem Jahr habe sie das Elternhaus verlassen, dessen drollig unmenschliche Haltung sie nicht mehr begriff, habe dem Zufall und ihrem Gefühl gelebt, das sie immer entzückt und nie getäuscht habe. Sicher und glücklich sei sie aus Instinkten, fände Leben himmlisch und ihn — das verhehle sie nicht — reizend. Er solle nun aber auch menschlich mit ihr, nicht wie mit einer Dame, sprechen. So, wie es junge Leute von heute machen, nicht wie Herrschaften in Büchern.

Noch wollte Schwarzberg die Glasglocke seiner Einbildung schonen, aber schon überlief ihn Lust, daß er nicht mehr wußte, wie ihm geschah.

Alles Uhrwerk in ihm ließ nach; Flut wuchs im Blut. Er brach wie Morgenrot an, und zärtliche Himmel fielen auf ihn. In rosenroter Wolke flog er da an ihren Mund und starb in großem Loch goldenen Tod. Drei Tage lang warf Sturm sie stets von neuem zueinander. Fleisch war Sammet, und Herzen gingen auf Rubinen. In allen Winkeln ihres Gasthofzimmers entlockten hinter grünen Fensterläden sie sich immer süßeren Honig und sangen vom gleichen Lied stets holdere Strophen.

Aber auch in Augenblicken, da er sein Bewußtsein fand, konnte er bei ihr zwischen a posteriori und a priori,



vorher und nachher, gemachter Erfahrung und Sehnsucht, Sein und Sollen, überhaupt nicht unterscheiden. Sondern hier war Vorstellung Urteil, Gleichnis Natur, Schicksal Freiheit, und es schien, um mit diesem Weib seliger, als es ihm bisher möglich war, zu leben, keiner Theorie, keines Vorsatzes und der Dichtkunst nicht mehr zu bedürfen. Ja, es dünkte ihn, ihr gesellt, spielte sogar der Umstand, ob man am Rhein und als Preuße oder sonstwo simpel geboren war, nicht die ausschlaggebende Rolle. Während er unbändiger des Bluts Witterung stillte, und alles, was er lebte, Himmel war, stand hinterm Zaun sein Gewissen schon auf Lauer und warf Steine ins Blumenbeet. Und trotzte mit der Drohung fünfzehn sonst verlorener Jahre, alles mühsam erarbeiteten und Gewußten auf, warnte und beschwor ihn, kam mit Induktionen, Deduktionen, Reduktionen und setzte ihm schließlich gegen den „natürlichen Wert des Lustgefühls“ den „Gotteswert des transzendentalen Idealismus“ als Laus ins Ohr. Da — in einer eiskalten Sekunde — ward trotz des Wunders in seinen Armen diese letzte Weisheit in ihm reif:

Es müsse sein Glück nicht Glück sondern Sinnes-täuschung sein, weil aus seiner und des Weibes Haltung Schuld nicht erhelle, die aller Erfahrung nach in solcher Handlung zweifellos enthalten sei. Und nur darum erscheine auch der Weg zur Sühne nicht, der, wie ohne weiteres zu begreifen sei, doch aller Inhalt menschlicher Freiheit ist.

Mit der aus dieses Weibes Leib immer von neuem strömenden Wonne habe es füglich auf sich, was man eine demens oder aufgehobene Willensfreiheit nenne, oder was der Laie als perverse Verirrung bezeichne, forensisch aber im Paragraphen einundfünfzig des Strafgesetzbuches seine gebührende Verurteilung finde.

Und im rechten Augenblick tauchte Emiliens Bild in ihm auf, ihn mit der Heilsaussicht seines an ihrer



Seite möglichen menschlichen Aufschwungs wieder zu erfüllen.

Als von irdischen Glücksmöglichkeiten erschöpft Eva in vierter Nacht schlief, stahl auf leisen Sohlen Schwarzberg sich von ihr ins Dunkel hinaus und eilte über Stock und Stein zum erleuchteten Bahnhof, den Zug zu fassen, der ihn der Verlobten und endgiltig erkannter Pflicht in die Arme führen sollte.

*Jean Arthur Rimbaud:*

**DAS BESOFFNE SCHIFF**  
**DEUTSCH VON THEODOR DÄUBLER**

Ich bin im verschlummerten Flusse hinunter geschwommen,  
Da fühlt ich mich plötzlich von Schiffsziehern nimmer gelenkt.  
Zu Zielscheiben hatten sie Rothäute heulend genommen:  
An Pfähle genagelt, in qualvoller Nacktheit verrenkt.

Ich ließ alle Mannschaften hinter mir streiten,  
Sie führten Getreide aus Flandern und englische Baum-  
wolle mit.

Es ging, wie ich wollte, in strömende Weiten,  
So wie ich zu mir, dem Gelärm von Matrosen, entglitt.

Ja ich, den Winter im Wesen, beflog das Gewoge,  
Stürzte mich leibhaft und taub, wie ein kindlicher Hirnbrei,  
Dahin über treibende Halbinseln, Höllenprologe:  
Ins Tohuwabohu der siegreichen Weltsudelei.

Die Seehosen haben mein See-Sang-Erwachen gesegnet.  
So leicht wie ein Stöpsel betantz ich die Flut,  
Die da heißt: „von den Leichen Ertrunkner durchregnet“.  
Zehn Nächte lang! Ohne ein Haschen nach äugender Glut.

Oh, süß wie den Kindern das Fleisch ihres Apfels am Abend,  
So drang in die Nußschale grünliches Wasser um mich.  
Die Speipfützen blauten hinweg; und, im Holzgeripp  
schabend,  
Wusch michs vom Wein: Steuergriff, Ruder ließ ich im Stich.

Damit aber war ich der Dichtung im Meer hingegeben:  
Es hat mich ein glitzerndes Sternengestöber durchzuckt:  
Machte mich habhaft ergrünender Bläue. Bei bleichem  
Erbeben  
Von Wellen wird oft ein Ertrunkner, der hinsinnt, verschluckt.

Ich war wo die Blauheiten leiserer Rhythmen,  
Ein bleiches Geriesel bei morgendem Rot,  
Dem bittersten Gären der Liebe sich widmen:  
Viel stärker wie Sprit, höchstes Blutaufgebot!

Und ich weiß nun von Himmeln, die blitzend zerspringen,  
Von Seehosen, Ebbe, vom Strom. Den Abend. Ich weiß  
Das Tagen, ein Schwärmen von Tauben mit glitzernden  
Schwingen:  
Gewahrte was Menschen der seltenste Preis!

Dann sah ich sie niedrig, die Sonne, wie Unterwelts-  
schrecken!  
Gestaffel von lila Geglüh. Und Schauspielern, gleißend  
beschuh,  
Auf sehr alten Bühnen, begegnet ich, fallenden Recken.  
Ein zitterndes Faltenspiel rollte empor aus der Flut.

Mir träumte von Küssen, die langsam auf Wellen sich legten,  
Die Nächte erschienen mir grün im erstaunenden Schnee,  
Unsagbare Säfte, die kreisten, im Blute sich regten:  
Ein gelblich und blaues Erwachen wie leuchtende See.

Den trächtigen Monaten bin ich gefolgt. Einer Horde  
von Kühen.  
Hysterischen. Auch Böen beim Ansatz zum Riff.  
Da ahnte ich nicht des Marienmonds Füße, die blühen.  
Der Ozean atmete schwer. Ein Büffel: sein Wutübergriß!



Oh, wüßtet ihr: kenternd gelangt ich auf Floridas Hügel,  
Wo Augen von Pantheren die Blumen beblitzten; ich spürte  
die Haut  
Von Menschen. Regenbogenbespannt trugen wir Zügel.  
Noch unter dem Seehorizont: dort wo ein Wassergezappel  
erblaut.

Die Sümpfe: ich sah sie. Unsagbare Netze.  
Im Schilfe erschimmelt der Urtag als Fund,  
Bei windstillem Wetter der Einsturz: gewitternde Hetze;  
Katarakthaft die Ferne beim Fall in den Schlund.

Und Gletscher. Versilberte Sonnen. Entzündete Himmel.  
Gescheiterte, schrecklich in Tiefen der bläulichen Bucht.  
Ein riesiger Seeschlangenknoten im Wanzengewimmel,  
Von Bäumen durchspickt und umstunken von Sucht.

Die goldnen Fischreisen hätt ich so gerne den Kindern,  
Im Blauen gezeigt, es sang mir der Fische Geleit.  
Wie sollt ich ein Segnen von schäumenden Blumen ver-  
hindern?

Sie kamen: dann trug mich ein Windschwang, zur Liebe bereit.

Ermüdet vom Pole, der Märtyrer tropischer Zonen,  
Umseufzte mich süßeres Schaumesgetreib  
Mit gelblichen Schattenbetastern von Traumanemonen:  
Und da beugt sich das Knie wie ein regloses Weib.

Besudelt vom Kote blondäugiger Vögel im Wassergezänke,  
Eine Halbinsel, wälzt ich mich, Spiel meines treibenden Bretts;  
Oder Ertrunkne, beim Rückwärtsruck, glitten, durch Ränke,  
Hinab in den Schlaf und zerzausten mein dünnes Genetz.

So ward ich zum Wrack unterm Haar einer Klippe,  
Im Gische vom Sturm in die Luft ohne Vögel gezischt.  
Mein Schiffsgespleiß hätte, besoffen im Wogengewippe,  
Vom Grunde, kein Monitor, Segler der Hansa gefischt.

Frei und auch rauchend, mit lila Gewölk übersponnen,  
Habe ich Mauern von Himmeln aus Scharlach durchlocht,  
Und süßeste Labsal entquoll mir, dem Dichter geronnen,  
In die sich ein Blauauswurf, Sonnengealge verflocht.

Ich lief, von elektrischen Mündchen besprenkelt, geleitet  
Von Seepferdchen, zugweis und schwarz: ich, das irrende  
Brett.

Ein Himmelgefetz hat der Juli sich peitschend bereitet:  
Durch brennenden Trichter stürzte er ab, blau ins Violett.

Ich zitterte: dort fünfzig Meilen von mir das Gestöhne  
Vom brünstigen Maelstrom! Ich selber, Verspinner von Blau,  
Das ewig unsagbar Unregsamkeit hergibt, entwöhne  
Mich schwer von der Brüstung Europas, dem alten Verhau!

Ich sah der Gestirne Gemeer, habe Inseln und Himmel  
Für Wahnwitzerbrüche geöffnet. Hinfiebernd: gekannt.  
Du kommende Kraft, goldner Vögel Millionengewimmel  
Entschlummerst du da, in die schlundhaften Nächte verbannt?

Ich habe unendlich geweint! Denn der Morgen bringt  
Der Mond ist Verbrecher: die Sonne zu herb! [Grauen.  
In beißender Liebeslust mußte ich schaudernd erlauben:  
Entstünde im Kiele ein Leck: und ich wüßte, ich starb!

Ersehnt ich ein Wasser Europas, so wär es ein Tümpel.  
Verdunkelt und frostig; ein Kindlein am Abend dabei!  
Es kauerte dort und entließe mein Schiffchen mit Wimpel,  
Das sauste durch Fluten so sacht wie ein Falter im Mai.

Nicht länger ertrag ich euch, Wellen, Betrauer mit Trauer.  
Was sollen mir Baumwollenbringer, mein Kielwasserraub,  
Die Durchfahrt im Prunke von Fahnen und Flammen voll  
Schauer!

Nicht schwimme ich mehr mit der Strandaugen scheelen  
Verlaub.



*Ernst Bloch:*

## ÜBER DAS NOCH NICHT BEWUSSTE WISSEN

Wir leben über uns hinaus. Das macht uns menschlich, der Leib zwingt nicht mehr unseren Kopf zu Boden. Leiden wir, daß wir leer wurden, und wird dadurch die äußere Leere desto empfindlicher, so brennt doch gerade auch in diesem Leiden noch ein rotes Licht. Auch der Verzweifeltste hat immer noch die Kraft, zu fühlen, daß er verzweifelt ist. Dieses wenigstens fühlt er, und der Zustand ist nicht einfach; er erlebt an ihm, liest an ihm umkehrend ab jenes Andere, das irgendwie mitgegeben sein muß, damit ein Zurückbleiben überhaupt nur gefühlt werden kann: das Besserwissen, die Ahnung vom möglichen Besserein. Irgendwie, irgendwo sind wir ungetan gut, uneingelöst, unbekannt jung. Alles hier unten, ist es erreicht, so ist es nicht das, was gemeint war, aber selbst wenn wir an der Vereitlung zerbrechen, so können wir nicht gänzlich mitversinken. Es gibt einen Kern in uns, der scheint und ist beschienen von dem, was noch nicht ist, was noch nicht bewußt wurde und trotzdem bereits einwirkt.

Nun ist wichtig, hier zunächst, wenn auch noch so andeutend und skizzenhaft, einige Äquivokationen im Begriff des nicht Bewußten überhaupt auszuschneiden, um den Zustand des *noch nicht* Bewußten möglichst unverwechselbar zu treffen. Ich kann mich nicht selber als erlebend inne haben. Nicht einmal dieses, daß ich jetzt rauche, schreibe, gerade dieses nicht, ist mir an sich be-



wußt. Erst unmittelbar danach kann ich solches vor mich hinhalten, und so ist mir nur das gerade Vergangene gegenwärtig, deckt sich mit dem, was wir als scheinbar gegenwärtig erfahren. Aber unaufhörlich verändert sich auch der wollende, aufmerkende Blick, versinken seine angeschauten Inhalte, und ich kann sie ebenfalls nicht mehr aktuell besitzen. Man kann sie nicht mehr wollen, empfinden oder fühlen, sondern nur noch erinnernd vorstellen oder, in noch anschaulicherer Weise, um sie wissen. Jedoch das vergangene Wollen, vergangene Erleben hört nicht auf zu bestehen und nachzuwirken, wenn es auch nicht mehr im gegenwärtigen Blickkreis erscheint. Im Traum vor allem kehrt das wachend untergegangene Wollen wieder, bemächtigt sich ohne alle motorische Kraft halluzinierter Erinnerungsinhalte, sie „symbolisch“ gebrauchend für einen vergessenen oder unerledigten oder vom moralischen Wachsein, Erwachsensein überhaupt nicht mehr bewußt zugelassenen Wunsch. Das Unbewußte, wie es dieser Art im Traum und in manchen Psychosen durchbricht, sich bewußtseinsfähig macht, hat als Triebfeder, Triebkraft den Geschlechtswillen oder den Machtwillen oder in welcher Reihe immer man die noch kreatürlichen Weisen unserer Sehnsucht bezeichnen, gegenseitig hierarchisch ordnen will. Nach Freud erfüllen bekanntermaßen infantile Wünsche zumeist den Abgrund des Unbewußten oder Vorbewußten traumhafter Art. Und dieses ist eben insofern ein glücklicher Ausdruck, als damit angezeigt wird, daß nichts in diesem seelischen Raum wohnt, was nicht bereits einmal, in früherer Zeit, bewußt, was nicht bereits irgendwie, wenn auch abgebrochen und unvollständig, vergegenwärtigt war und nun herabsank, verdrängt und verschüttet wurde. Nur wenn sich das Tages-Ich ausschaltet, können die „niederer“, sonstwie überblendeten Seelenregionen phosphoreszieren; und vermutlich reicht — bereits außerhalb des lediglich nicht Abreagierten — diese Fähigkeit

traumhafter Halluzination so tief herab, daß *alles* willensmäßig „infantile“ in uns: das Tierische, Pflanzenhafte, ja sogar die Knochen, Stein und Bein, der Kalk, der Staub in unserem kompendiösen Aufbau derart „geträumt“, irgendwie wenigstens im Traum bewußtseinsfähig werden könnte, sich in menschliche Erinnerungsinhalte bildhaft, symbolhaft einschlagend. Das wäre also ein grundsätzlich mögliches Rezentwerden des uns vergessenen Intendierens, nicht anders wie die Triebe und Wunschinhalte unserer *menschlichen* Kindheit im Traum zur symbolischen Scheinerfüllung gelangen. Indem fernerhin die Vergangenheit vieles besaß, das sich jetzt aus unserem Blickkreis zurückgezogen hat, substantiell abgelaufen ist, kann der Traum sogar unter Umständen — trotz der zumeist sehr modernen Symbolgrundlagen — eine Erfüllungs-Umwelt, wo nicht gar Erfüllungs-Überwelt halluzinieren, die nicht mehr besteht, die unser Leben nicht mehr regiert, von deren, im Traumemblem möglicherweise noch immer angezeigten Kräften unsere Zukunft nicht mehr bestimmt wird. Dasselbe gilt für die Funktion jener erloschenen mystischen Organe, die nur trancehaft oder atavistisch oder an „pathologischen“ Naturen hie und da aufblühen, und deren Phänomene mit den anders zu intendierenden Phänomenen der Überwelt dieser unserer jetzigen Epoche desgleichen nicht verwechselt werden dürfen. Erst recht wird weder im einen noch im anderen Fall dieses pflanzlich, tierisch, mineralisch ringsum noch bestehende, für uns antiquiert gewordene Wollen „wahrhaft“ mitgewollt, mitgewußt, das ist: als „absolut“, als „apriorisches“ oder nun gar erst in diesem „absoluten“ Wollen adäquater Erfüllungsinhalt erfaßt: dazu stammt der Traum wiederum zu sehr in fast jedem Sinn aus der Vergangenheit und zeigt (wo sich nicht hie und da Heinrich von Ofterdingens Konkupiszenz einmischt) niemals ein Gesicht in solch abgeleiteter Mondscheinlandschaft, das nicht bereits einmal in unserem Wollen und seinem ihm zugänglichen Material,



also erreichbar in der bereits gegebenen, abgelaufenen, vorutopischen Welt vorhanden war. Aus alledem ergibt sich, daß das Unbewußte, wie es über die Traumschwelle tritt, nicht die enthüllten Willensrichtungen und neugeschaffenen Erfüllungsinhalte der Zukunft, dieses anderen „Unbewußten“ enthält, sondern (seltsame, zum reinen „Wachtraum“ übergleitende Zustände ausgenommen), durchaus nur halluzinierte Vergangenheit; und daß der Traum selbst in den okkulten Partien dieser Vergangenheit (aus Zeiten, wo die Welt nach oben und innen hin noch leichter, weiter hinein sichtbar war als heute) keine Phänomene zeigt, die auch noch diese jetzige Welt und ihre Zeit, ihre Zukunft übergreifen. Wie man den Traum als ein Stück überwundenen infantilen Seelenlebens mit Recht bezeichnete, so steigen auch die allermeisten seiner Inhalte aus bloß irdischer Verdrängnis empor, und die „Infantilität“ des *Funkens*, die sich von der Welt nicht abweisen ließ. Gott zu fordern, mischt sich nur in seltenen Fällen mit jener anderen, niederen, gewohnteren „Infantilität“ des Traums, die umgekehrt von der Welt abgewiesen wurde, und die sich deshalb aus erinnertem Gold und erinnertem Berg nichts als goldene Berge, also intermundane Schadloshaltungen oder Sprache abgelaufener, noch kreatürlicher Götter gewinnt.

Da ich mich selber nun aber niemals sah, kann ich mich meiner auch nicht erinnern. Was niemals bewußt war, kann auch nicht unbewußt werden, weder mein Wollen als „solches“ noch das ganze übrige Dunkel des gerade gelebten Augenblicks ist mir gegeben. Wir leben uns, aber erleben uns nicht, und es ist derart sicher, daß wir uns an uns selber weder in der scheinbaren Gegenwart noch vor allem in irgendeinem Abschnitt der Erinnerung besitzen. Anders aber steht es mit dem *Hoffen*, vor allem mit dem, was in uns als „stillste“, „tiefste“ Sehnsucht, als der uns fast unablässig begleitende „Wachtraum“ irgendeiner Entzauberung, irgendeiner namenlosen,



uns einzig adäquaten Erfüllung lebt. Dieses, im Grund des „Wachtraumes“ und vor allem seiner reinigenden, erhöhenden, genialen Fassung, Deutung am stärksten emergierend, ist in seinen Weiterungen keineswegs mit dem uns bekannten, kreatürlichen Wollen und mit den es sättigenden Erfüllungsinhalten der verflossenen oder noch gegebenen Welt zu verwechseln. — Denn nicht von unten nach oben, sondern von oben nach unten muß hier erklärt werden. Die Triebe in uns, die tierischen Regungen sind zwar zeitlich zuerst, aber keineswegs ursprünglich. Erst recht nicht ist das Greifen nach Farbe, der Auftrieb der Freude oder nun gar erst das Bessere, Höhere, Reinere, das persönliche Gewissen, die dunkle Erbtugend daraus ableitbar. Sondern umgekehrt: die Instinkte des Geschlechts oder der Selbsterhaltung oder des machthaften Triumphs bilden bloße Enklaven, bloße trübe, verkleidete, unfreie, automatische Vorspiele unseres „echten“, „richtigen“, „menschhaften“, „geistlichen“ Willens und Instinktes. Und alles, was diese kreatürlichen Triebe erfüllt, sämtliche Inhalte der Welt und auch der, vielleicht im Traum noch rezent werdenden alten Überwelt — all dieses ist bestenfalls Chiffre für das echte, uns freilich unbekannte, noch nicht gegebene Ziel. Selbstverständlich zeigt sich im animalischen Trieb, wenn auch noch so fressend, selbstisch vergiftet, gierig verhüllt, der Heimkehrwille, der absolute Trieb enthalten. Ebenso kann (anschließend an das dennoch nicht gänzlich Gefallene des Willens, an die sündlose, vor allem eben Don Quichote oder Heinrich von Ofterdingen zugeordnete Konkupiszenz) schon im gewöhnlichen Wunschtraum irgendwie der apriorische Wunschtraum wirksam werden; dasjenige, was der Schneider aus Seldwyla und der Ritter Zendelwald suchten, was die Tochter Martin Salanders auch zum zweiten Mal und dann tiefer am Märchen vom Regenbogenschlüsselchen ergriff — durch keinerlei Abbau und sexuelle Bildrabulistik auch nur

einigermassen ausreichend analysierbar. Desgleichen überläßt sich der schöpferische Mensch ebenfalls lange genug dem freien Zuströmen der Einfälle, Verdrängungen und Verbindungen, der heiter dunklen Geburt, den wunderlichen Söhnen des Chaos, dem gärenden „Halbunsinn“, als welchen Goethe recht wie ein soeben Erwachter seine „Harzreise“ bezeichnete; wobei jedoch eben, lehrreicherweise, das noch kreatürlich befangene, bloß assoziativ gelockerte Phantasieren — zum Unterschied vom echten, aus originärer Potenz gespeisten, geniehaft konstitutiven Wachtraum — lediglich Straßen zieht, die kürzer sind als die Straßen jeder nur halbwegs exorbitanten Wirklichkeit. So sehr also auch im kreatürlich losen Wunschtraum Keime des echten Wunschs und Bildes enthalten sein mögen: so bestehen wir uns hier doch schließlich nur selber, so plagiiert in der „Stimmung“, in der ungeschieden unter- und überbewußt andrängenden Vibration, in den bloßen chromatischen Rändern des Bewußtseins doch nur das Frühere das Spätere, das Taumelnde, den Überschwang, die breite, unkeusche Dämmerung das starke, identische Licht. Und derart wird es zum zielvergessensten Materialismus, hier total zurückzuführen, „nichts als“ Geschlechtstrieb, nichts als animalisch-erdhafte, längst auswendig gewordene, auswendig gelernte Allgemeinheiten, nichts als Retouche, verschiebende Sublimierung, und schließlich doch nur Mystifikation des Willens zum „Leben“ im großen Überschwang anzunehmen. Sondern hier liegt in Wahrheit *ein originärer Punkt*, in der menschlichen Sehnsucht wirkt ein physisch durchaus an sich selber, ja letzthin allein Reales; und nichts scheint zu dessen Erfassung untauglicher (denn hier ist nicht von Therapie und Neurose die Rede) als jene psychoanalytische Problemverengung und allzu ausgedehnte Kunst enthüllter Anfänge, die die Ohrenbeichte mit Leibnizens *petites perceptions* kombinierte, um dazu noch im Fundus des Unbewußten *lediglich* Schopenhauers



medizinische Abart, den kreishaft animalischen Automatismus als Triebkraft zu installieren. Denn eben, schon die Eier zu befruchten, die, wie bekannt, zur Fortpflanzung grundsätzlich nicht nötig wäre, ist, von unten, rein entwicklungsgemäß überhaupt nicht begreifbar. Erst recht ist die Liebe kein organischer, sondern ein theologischer Zustand, auf anderer als der materialen Ebene gelegen, und das bereits zoologische Dasein des Weibes ist ein bloßer, allzu früh schon in den Tieren korrespondierender Widerschein. Ebenso aber hat auch alles andere intensiv Spirituale in uns eigene Kraftquelle, und dieser entspricht durchaus unsere reine, unverdorbene Natur, der Trieb des Guten, Menschlichen, sich Versammelnden, der Wille zu Gott und seinem Reich, unauslöschbar in der Menschengeschichte brennend und immer wieder umgehend; *scintilla*, der ungeschaffene Funke, als welcher selbst die Begierde schließlich verwandelt, ihren trüben, vorspielhaften Automatismus sprengt und dem darin treibenden Eros den Zugang, die eigentliche *Entkleidung* (nicht „Maskierung“) zu Farben, Reise, Festlichkeit, Heimweh, Heimkehr, Mystik ermöglicht. Was uns das Leben versprach, das wollen wir hier eben dem Leben halten: und niemals läßt sich, von der gelichteten Nachtseite aus, das *seelische, religiöse* Konvolut irdisch, ungläubig entblättern, in ein Unbewußtes, auch nicht in ein Hartmannsches Unbewußtes mit totem Kreisring um unsere Runde reduzieren. Sondern die schöpferische Dämonie hebt an sich selber an, nicht dem Meer, sondern dem Himmel, nicht der Wollust, sondern der Entrückung letzthin zugeordnet; sie wird vom Vitaldruck, auch von der psychopathischen Hemmungslosigkeit eines Menschen unter Umständen begleitet, aber nicht durch solches bestimmt, nicht durch bereits passierte Willensrichtungen, Erfüllungsinhalte, kreatürliche Differentialien des Bewußtseins und ihnen entsprechende Welten komponiert. Vor allem, in Tagen der Erwartung, wo nicht



irgend ein Gewesenes, sondern das Kommende selber einwirkt, in starkem Leid, in der Gewalt des Glücks, in der Vision der Liebe, rezeptiv vielleicht am stärksten an der Musik, die von Anfang bis Ende unsere seelische Latenz zum Ziel hat und ihr das Wort gebären will, vor allem aber in der schöpferischen Arbeit selber wird jene eindrucksvolle Grenze zum noch nicht bewußten Wissen deutlich überschritten; ein Dämmern, ein inneres Hellwerden, Mühe, Dunkel, krachendes Eis, Aufwachen, sich annäherndes Vernehmen, ein Zustand und Begriff, der nicht anders wie Leibniz die seelischen *Wurzeln* zeigte und derart dem Sturm und Drang, auch den Nachtseiten der Natur, dem Fundus animalis der *petites perceptions* eröffnete, genau so auch der höher hinauf leuchtenden Denkart, der von Unabgeschlossenheiten, mystischen Karrieren, wachsendem Feuerschein aus der Zukunft umwitterten Seele das „Unbewußte“ prozessualer Ordnung, dem Fundus intimus, das schöpferisch Unbewußte unserer innersten *Krönung* zugänglich macht.

So hoch dieser Zustand des Ahnens aber auch hinausweist, so findet er doch unterwegs nicht nur in seiner „unbewußten“ Intention, sondern auch in seiner „Ad-äquation“, auf seiner *Objektseite*, allerlei täuschende Lösungen, die anhalten, die immer wieder stehende Formen ausbilden, den utopischen Überschuß in diesem unseren Dasein verschleudernd und mit Routine, stilistisch, nivellierend.

Das erst recht kann nicht weit genug von uns gewiesen werden. Der junge Mensch etwa reift, Äußeres kommt ihm glücklich entgegen, und dieses scheint nun zu sein, was vorher in ihm trieb. Ungefährlicher wirkt, wenn sich das Ahnen in ganzen Zeiten erfüllt, sofern der Antrieb sich darin doch auch zugleich wieder weitergibt. Denn bei allem, was bisher derart erschien, bleibt der Aufnehmende hier und die Antwort dort. Man kann nicht in die Bücher, in den Klang, in die Lehre, nicht einmal

in Jesus ganz hineingehen, in das utopische Land „hinter der Mauer ewiger Buchstaben“; und dieses zeigt im Gewissen jedes Sehnsüchtigen und Radikalen die falsche Lösung an oder mindestens, daß sie noch gar nicht *unsere* Lösung sei. Denn der gerade gelebte Augenblick selber muß es sein; er allein, sein vergrößertes, distrahiertes Dunkel ist, auch die echte, das bedeutet stets: die unbekannte Zukunft, und die Lösung dieses Dunkels, sein sich Haben, das endlich aufgedeckte Gesicht in unser aller unaufhörlich nächster Tiefe ist die nie erfahrene, allein wahrhaftige Wahrheit, gänzlich ohne den öden Bogen der Anamnesis. Am wesenhaftesten kehrt derart das unbetrogene Ahnen, als es an sich selber, das ist: ichhaft, wirhaft, belegend, am nächsten seiner Objektsseite, existenziell und Selbstproblem, in der Gestalt der unkonstruierbaren (der auf keine weltlich mögliche Antwort hin zu biegenden, zu konstruierenden) Frage wieder. Diese aber hat zahllose, oft unscheinbare, jedoch stets gleichartig erschütternde Erscheinungsweisen, und eben das wartende Dunkel des gelebten Augenblicks erfährt daran, an den wehenden, verständlich-unverständlichen, offenen Symbolerlebnissen wenigstens die Lichtung des allerunmittelbarsten Erstaunens. Rilke, Hofmannsthal (in einigen Prosaschriften) fühlen mitunter die nachlassende Sprache in der Nähe dieses Zustandes, ohne recht zu wissen, welche Gesamtheit hier plötzlich erscheint; aber statt erst die größeren, obzwar ebenfalls noch vorphilosophischen Notierungen der Russen heranzuziehen, sei hier ein bloßes Gespräch aus Hamsuns „Pan“ zum Miterleben dieses Grundgefühls, dieses alles Transzendente heranbringenden Grundgefühls und seines Gegenstands herausgesetzt. „Denken sie nur. Zuweilen sehe ich die blaue Fliege. Ja, das alles hört sich so dürftig an, ich weiß nicht, ob Sie es verstehen.“ — „Doch, doch, ich verstehe es.“ — „Ja, ja. Und zuweilen sehe ich das Gras an, und das Gras sieht mich vielleicht wieder an;



was wissen wir? Ich sehe einen einzelnen Grashalm an, er zittert vielleicht ein wenig, und mich dünkt, das ist etwas; und ich denke bei mir: hier steht nun dieser Grashalm und zittert! Und ist es eine Fichte, die ich betrachte, so hat sie vielleicht einen Zweig, der mir auch ein wenig zu denken gibt. Aber zuweilen treffe ich auch Menschen auf den Höhen, das kommt vor . . . . .“ — „Ja, ja“, sagte sie und richtete sich auf. Die ersten Regentropfen fielen. „Es regnet“, sagte ich. „Ja, denken Sie nur, es regnet“, sagte auch sie und ging bereits.“ Man ersieht, wie beliebig hier die Worte erscheinen, an denen sich unser aller gelebtes Dunkel staunend entzündet, und wie identisch sich trotzdem die Richtung, die noch unentdeckte, unsagbare *Adäquation* unserer Sehnsucht, unserer Menschen-Intensität, unseres Überhaupt-Wollens an sich selbst bewährt. Nicht minder, wie in allen Objekten der Welt, in dem „Nichts“, um das sie gebaut sind, ein essentielles Erstaunen als vorerst einzige Objektivität ihres Kernes herrscht, jene Dämmerung, worin sich Abstand und dennoch merkwürdiges Dasein der in Blätter, Tiere, Basaltstücke verschlagenen, verschlossenen Goldkeime mischt; Dunkel des bloß „gelebten“, des unerschienenen, ungekrönten, noch unobjektivierten Gottes. Daran allein muß sich das gedachte Sehnen festhalten und in sich heben. So erst wirft das Denken des Herzens seinen Lichtschein voraus in das wetterleuchtende Land, in dem wir alle treiben, in das wir endlich entscheidend fahren, unserer Ankunft, unserem Lösewort entgegenhörend. Hier ist nicht bloß neuer Weg ins alte feste Wirkliche, sondern das Wirkliche selber zeigt sich aufgebrochen, als der Zeit, wo der Fundus intimus endlich in allem Zentrum erscheint; und wie im Märchen und der erloschenen Epopoe geht der Mensch unendlich viel kräftiger als er selbst, wieder in die unbekannte Welt, bereit, zu suchen, zu irren, zu rufen, Unbeschreibliches zu finden, in das direkte Handeln und das direkte



Sprechen, in die simultane Zeit und die neuen, „verzerrten“ Korrespondenzen eines sich bis ans unbekannte Ende ausdehnenden Seelenraums. Erst recht aber ist die philosophische Erkenntnis, die hier gemeint ist, Lampe, die in Edelstein verwandelt, Ankunft des Ministers in den Gefängnissen des demiurgischen Pizarro, Tun des großen Werks — des Lebenswassers, des Metallwegs, des Erlösungsworts, magischer Idealismus aus Gründen des im Haupt aller Dinge wartenden Wahrtraums, der unkonstruierbaren Frage, des Dings an sich: das dieses ist, was noch nicht ist, was letzte Zukunft, endlich echte Gegenwart ist, sich in Existenz befindliches Selbstproblem, noch unbekannte, unfertige Utopie. Wiederum zeigt sich das Denken der Philosophie zum Mythos hingewendet, zu einem anderen als bisher, zu dem letzten vor der großen Biegung, zu jenem Mythos an Utopie, der die Juden wie die Philosophen wesensmäßig seit Urtagen bewegt hat, der sie beide, die unruhigen Verehrer des *unsichtbaren* Gottes, der schlechthinigen Absolutheit, stets aller Theologie vom fertigen, bildhaften Unterwegs verdächtig erscheinen lassen mußte. Aber nicht, als ob das geheime Fach in jedem Objekt noch große Entrollungen und Dokumente enthalten müßte, wie in früheren Zeiten, als eine riesenhafte Emballage noch mit aller Tiefe mitgegeben war und dieser — Götter, Himmel, Mächte, Herrlichkeiten, Throne — als wesentlich gehalten wurde. Sondern schlafend, lautlos kam Odysseus nach Ithaka, gerade nach Ithaka kam er schlafend, jener Odysseus, der Niemand heißt, und in jenes Ithaka, das eben die Art sein kann, wie diese Pfeife da liegt oder wie sich sonst ein Unscheinbarstes plötzlich gibt, daß das Herz stockt und das stetig Gemeinte sich endlich anzublicken erscheint. So fest, so sehr unmittelbar evident, daß ein Sprung ins noch nicht Bewußte der Dinge getan ist, der nicht zurückgeht; daß mit der plötzlich letzten Bedeutungsintention des Beschauers am Objekt zugleich das Gesicht

eines noch Namenlosen — bedroht und flüchtig — in der Welt aufging und diese nicht mehr verläßt. Derart also duldet das gedachte Ahnen in uns zwar die Triebe, kreatürlichen Sehnsüchte und vor allem die weltmöglichen Erfüllungen, die spärlichen Paradiese des uneigentlichen Logos, als untere korrespondierende Merkpunkte, wird aber weder emotional noch philosophisch daran entspannt, sondern sucht, unaufhaltsam, von seinem originär menschlichen, religiös apriorischen Ausgangspunkt aus sowohl die brennend spirituale Intention wie deren tiefe, weltüberlegene, allinnerliche Adäquation. Das gelobte Land liegt nicht auf der Erde, als welche im aktivsten Fall hemmungslos zu seiner Erscheinung, im spiritualsten Fall ein Pfeil, eine vollkommen visierte Intention, ein Ort des Eingedenkens sein kann: und so bildet das drängende, noch nicht bewußte Wissen in nichts die Anweisung auf irgend einen Chiliasmus mit irdisch vollkommener Freude und Werkstilistik, sondern innerviert lediglich offene Expressionen, formüberlegen gleich der Tat, und diesen — als ferne, dämmernde Korrelate entsprechend — das Unsterbliche Gottes, die unbekannten Wunder der Wahrheit.

*Carl Ehrenstein:*

## FLÜCHTIGE SKIZZE

Bei meiner Geburt konnte der Sternbeschauer die Sterngefülle des Rückwärtsschreitenden, des Willenlosen, des Getriebenen und des Träumers über der Erde verweilen sehen. In einer Ruine wurde ich geboren, die einst Königsburg war. Doch das ist lange her. So lange, daß es niemand mehr zu denken vermag. Nur ich weiß davon; aus alten bestaubten Büchern, die unbeachtet von den andern auf dem Dachboden in Seiten zerfallen.

Altem Halbkönighaus entstamme ich. Stolz war in unserem Wappen. Doch beide zerbrachen. Erstanden aber wieder in mir. Leider; aber kein zur Zerstörung bestimmtes Schicksal wird aus mir zu Leben und folglich Verstorben gelangen. Der letzte bin ich, das letzte Blatt vom vermorschten Baum unseres lebensmüde und in den Tod sich versenkenden Geschlechts.

Verfallen ist der Tempel unseres Hauses im Dorfe. Weite Sprünge klaffen häßlich offen aus den einst starken Wänden. Sie neigen sich dem Boden zu. Schutt rieselt von der Decke.

Kein Hahn krächte nach mir. Und so wurde ich geboren.

Dienstkönige waren meine Vorväter in den letzten Jahrhunderten, sie, die jahrtausendaltem herrischen Blut entkamen. Gebückt mußten sie schreiten. Last drückte ihre Schultern, Frohn verkrümmte aufrecht gewesenen Rücken. Dienstkönig wurde mein Vater, wie also sein Vorvater. Zinspflichtig dem Kaufmann des Dorfes, für den zu zinsen und zu zehnten auch ich geboren wurde. Zum Zinsendienst unserer Verschuldung, die von Geschlecht zu Geschlecht wuchs, bis ins letzte, war ich bestimmt. Denn aus einstigem Herrschaftsbesitzum wurde Lehensgut. Lehndienste zu tun, wurde ich geboren. Ich, Chamar Charadata.

Juruhu, der erhabenen Erdachte, der oberste Gott für die Menschheit auf Erden, gedachte nicht meines Weges und meiner kommenden Tage. Übersehen hatte er mein Vorkommen im Buche des Lebens, und so verkam ich; unaufhaltsam.

Marumboo, dem Gott für Handel und kaufmännischen Unterricht, wurde ich mit meinem vierzehnten Jahre geweiht. Ich haßte ihn. Seine Altäre bespie ich. Ungehorsam war ich seinen Ge-



setzen, die Gebote seiner Prediger befolgte ich nicht; nicht achtsam hörte ich ihren Auslegungen zu. Verschllossen war ihnen mein Gehör. Unaufmerksam war ich bei der Handelsmesse; die Handelsgebetbücher las ich nie. Nie sprach ich das Gebet für erfolgreichen Handel.

Nach langem, vierjährigen Leiden wurde ich aus dem Tempel des Handels entlassen. Handel sollte ich treiben.

Viermal rüstete mein alter Vater Schiffe für mich aus, sandte mich mit empfehlenden Geleitbriefen in fremde Städte. Viermal scheiterte ich, der Schifffahrt unkundig und unwillig des Handelns mit den Gewürzen der Nelkeninsel um stets schmutzige Kaurimuscheln.

Viermal ergriff ich in gewohnter Reihenfolge die schon gewohnte Flucht und Ausflucht aus den Handelsausländern. Immer geschah mir das Gleiche. Unabänderlich.

Im eisigen Handelsmeer sank mein Schiff. Ich wußte es nicht zu lenken. Irgendwo und irgendwie wurde ich mit Schiffstrümmern an eine Küste geworfen. Eine letzte Woge spie mich an und warf mich aus. Langsam taumelte ich auf.

Mit knickenden Beinen und gesenktem Kopf, in Scham verhüllt zog ich zur Stadt aus, in der ich geboren. Zerrissen wehte das verschlissene Kopfband im Wind, ich knotete es nicht mehr. Langsam kroch ich in die Stadt meiner Königsväter ein. Ansichtig wurden meiner die Gefährten und Inwohner der Stadt meiner Zeit. Meines Schadens froh wiesen sie mir grinsende Zähne. Meckerten: Windlos sein Segel blieb, er kam nicht vorwärts im Kalten Meer.

Und sie, Casu, der Rechtshändler und Churo, der Krämer der riechenden Wässer — sie taten stets das Ihrige zum Erstandenen und verkauften so mit Gewinn — sprachen mich, als erzeugten sie mir Höflichkeit, an. Verließ ich sonst das Land meiner in Erde versunkenen Ahnen, so schritt ich achtlos an ihnen vorbei, verletzte sie mit Stolz und Übersehen. Casu, dem Rechtsdreher und Churo, dem Wässerverkäufer, stand das Fett in vollen Backen. Gemästet waren ihre Bäuche. Fett zitterte an ihnen, so sie sprachen. Mager war meine Faust, die ich ihrem Gesicht verleihen wollte. Weit waren sie in der Stadt vorwärtsgekommen, täglich und nächtlich die gleichen Gassen ihrer Geschäfte gehend. die ich einst in Verachtung gehöhnt. Gut ging es ihnen. Die ich nicht gegrüßt, geringschätzig erblickt, fragten mich nun mit scheinbarem Wohlwollen, wie es mir in den fernen Meeren ergangen. Antwort mußte ich ihnen stehen, denn vielleicht schon morgen muß ich mich bei ihnen um Lohndienst bewerben. Lächeln

muß ich zu ihrer Rede, die mich ätzt. Mich neigend und tänzelnd mußte ich ihren lauen Geist mich anwehen lassen, ihren brech-schalen Witz zu mir nehmen.

An den Rauchhäusern schlich ich vorbei, in ihnen saßen, wie seit undenklicher Zeit, an die Sitze geheftet, die Rauchenden. Zogen und schoben die Steine des Spiels, legten die Karten einander an. Nicht älter wurden sie. Gleich blieben sie. Bewegungslos blieben sie. Die Zeit brach sich an ihnen. Wirtshäusern und ungastlichen Gasthäusern kam ich zu. In ihnen zechten die Mannen das Erschlagene vom Tage vorher, das zum Gericht geworden war, und den Trank, der im endlosen Kreislauf aus ihnen ausgetreten war, sie tranken ihn immer wieder aufs neue.

Weiter ging ich. Weiter kam ich.

Erloschener Ofen, erstorbenes Licht und trübe Dämmerung grüßte mich im Haus meines alten Vaters. Weiß war sein Grau geworden, untröstlicher sein Leid, denn nichts war aus mir geworden. Kein Vorwärtskommender. Dem ich mit vollen Händen nahen wollte, Freude zu senken in sein Auge, das durch vielen Kummer geblickt, mußte ich wieder mit leeren nahen, wie viermal zuvor, und mußte wieder Fülle und Füllung von ihm verlangen. Nichts hatte ich zum Besseren gewendet, wie ich für mich vordachte, als ich auszog, für andere das Geldglück zu erlangen, von dem sie Ausbesserung zertretenen Lebenswegs abhängig vermeinen.

Ich verkroch mich in Schlaf. Suchte, wie endlos vorher, Abbruch des wachenden Denkens, das Vergessen erniedrigender Dinge. Träume überfielen mich in wilder Folge, krochen über mich hin. Schlaflos die Sinne, die endlos wahrnehmenden. Müde erwachte ich aus nicht sättigenden Schlaf, wollte nicht mich erheben am finstern Morgen, nicht in den kalten Tag eintreten, der sich mir öffnete in ewig unerfreulicher Erscheinung. Mahnung stach mich, Zank stachelte mich auf, Hader geißelte mich. Aus den Zimmern mußte ich; Verdingung suchen. Lichtscheu und nicht der rot aus Schneewolken leuchtenden Sonne froh ging ich planlos in den Straßen. Planvoll standen in den Häusern die Verkäufer. Ich erwog, daß ich in ihre Unzahl nicht aufgenommen werden dürfte, da mir alles Handelswissen mangelt und ich zu oft meine Fürsprecher bei den hohen Handelsherren durch mein Unwissen von mir abgewendet hatte. So wandte ich mich auch ab von der über mich vielleicht beschlossenen Aussichtslosigkeit meiner Handelszukunft und suchte das Haus der fliehenden Bilder auf. Betrog meinen Vater mit dem von ihm zur Dienstsuche erhaltenen Gelde, indem ich mir noch einen Zuckerstengel erkaufte, an dem saugend



ich meine Selbstverschuldung vergessen und übertäuben wollte. Gegen Tag- und Nachtschweiß in überlangstündiger mühevoller Arbeit, Plage, Schindung und Tretung jeglichen Selbstgefühls hatte mein Vater das Geld erlangt, verwitterte Silberstücke, abgegriffene Papierscheine. Das Geld, in Leid und Mühe erworben, leidlos und mühelos verwarf ich es es im Haschen nach dem Übertönen, Überraschen des Eintons der Sorge, in der ich meine Zeit zuzubringen hätte. Ich fühlte nicht in ihm die Summe und den Ausdruck des Schmerzes, der angehäuft war im Innern des Geldstückes. Schmerzlos glitt es aus meinen offenen Händen, in die es aus den arbeitsfeuerverbrannten Händen meines Vaters gelangt. Gedankenlos und danklos gab ich es aus.

Gekauert saß ich vor der Mauer der Stadt, die Schenkel zur Brust gezogen, die Beine umarmt; glotzte ins Grün der Wiesen, auf denen rußbeschmutzter Schnee lag. Meine Gedanken wußte ich nicht vorwärts zu lenken. Schnell eilten sie ab von der Wirklichkeit, in die ich gestellt war, erflogen die Anhöhen erdachter Glückszustände, in die ich mich mit einbildender Kraft versetzte.

Ob die Prinzessin des Nebenreiches mir nicht Reichskrone und Herrschaft anbieten werde? Ich bin gut geübter Prinz, landlos und begierig nach keinem Werk, träume im Tag und könnte sicherlich perfekt regieren.

Tatenlos bin ich, wissenlos wuchs ich auf. Fern hielt ich mich dem Entgelt, den Gold erwerbenden Wissenschaften. Magua, dem Gott der Träumenden, dem Willenlosen diene ich. Der Getriebene, der aus Herrlichkeit vertriebene Herr der Seelenunterwelt, Gidoar ist mein Gott. Träumer bin ich, willenlos werde ich von den Winden getrieben, geweht dahin und dorthin. Ich richte meinen Schritt nicht.

Als Kind stolzierte ich in den Waffen und Rüstungen meines Onkels, des verwesten Kammerherrn des Königs von Tallatschur und Herrn über den sieben Misthaufen, im Reichshofe vor den untertanen Hühnern auf und ab. Ich blies in sein Horn, entlockte ihm die Siegessegnale, die Feuer- und Kriegsrufe. Mein Denken war fern wirklichem Tag. Der Lehrer, der mir die Hände zerschlug in grausamer Schule, die Bauern, die mich stets macht ihrer Mehrzahl auf der Straße verprügelten, waren in meiner Gewalt; gefangen. Als eigener Rächer an der Spitze eines über alles Schicksal mächtigen Heeres stand ich, Allgewaltiger. Katschaha, die Gänse hütende Tochter des Nachbarreiches, kniete in sanfter Anbetung vor mir.

Schon in früher Jugend, in Außennot und darüber hinaushebenden Träumen verbracht, verlangten die Fernverwandten von



mir, ich solle mein Denken richten, an Geldverdienst und Selbsterhaltung denken. Furcht hatten sie, ich fiel ihnen in späteren Tagen zur unnützen Last. Recht haben sie gehabt. Denn vielleicht bin ich in meiner Furcht vor kommender Hungersnot gezwungen, mich an meine Großtante Klebete Sanftwort zu wenden, sie möge mir die Mahlüberbleibsel zur Verzeehrung zuschicken. Früher lebte sie lange von meinen Eltern, daran darf ich sie aber jetzt nicht erinnern, sonst bekomme ich nicht einmal einen gut abgenagten Entenknochen. Demütig muß ich mich an ihre Großgüte wenden, mich ihr auf Gnade und Ungnade ergeben. Mit bestem Dank im voraus. Ich glaube aber an keine Wirkung. Sie hat ein verstopftes Herz, verfettet, verkalkt.

Kenntnislos bin ich. Müßig wache und schlafe ich. Müßig und wenig geachtet wie eine Distel im Felde stehe ich in meiner Zeit da. Fremde Plage auf dem Acker, fremde Frohn nährt mich. Ich will mich nicht plagen; will nicht arbeiten. Arbeitslos will ich leben wie eine Sonnenblume, Sonnenuhr.

Die Ritter vom Glück, die Prinzen des Abenteuers, die Könige von Zaun und Strauch, Gauch, Gauner und Tagdieb kenne ich. Ich las von ihnen in den Schelmenbüchern. Abenteuer auf Abenteuer, Erlebnis auf Erlebnis stand mir mit ihnen zu und verfolgte uns in rasend rascher Folge; wurde mit ihnen rasch reich und wieder arm. Gestern schlug ich wieder ein Lügenbuch auf, blätterte in seinen unterhaltsam sonnigen Seiten. Statt von Handels- hochburg zu Handelshochkirche nach Handelsarbeit fragend und sehnsüchtig verlangend zu ziehen, mich anbietend, offerierend. Doch nirgends bin ich erwünscht, gesucht. Faulenzer werden nicht mehr benötigt. Dazu genügen vollkommen die bereits vorhandenen Herren Handelshausbesitzer.

O verfluchte, menscherschaffne Götter des Gewinnst bringenden Handelns, mein Vater sandte mich aus, mein Brot mir selber zu suchen und es zu erdienen, wißt ihr mir keinen Zauberweg, keinen Feensteg ins Gold verheißende Siebenessigströmland zu gelangen? Ist keine verzauberte Prinzessin samt Mitgift für mich mehr am Lager vorhanden?

Was soll mit mir geschehen? Ich weiß keinen Rat für mich. Daß mir hie und da ein Trugbild vorflattert, das Denken ein- stößt, und ich die Phantasie in Worte einzukleiden mich sehne, davon allein kann ich nicht leben. Sondern nur perfekt verhungern. Denn postwendend lehnt jeder Verleger meine Manuskripte ab, so ich mich einmal aufraffe und sie einem eingebe, einsende.

*E. W. Chemnitz:*

## GEDICHTE AUS DER GEFANGENSCHAFT

### SOMMERABEND

Des Sommertags Geleucht ist erfüllt, und es bricht  
Heil'ger Schein in Mensch und Erde und Frucht  
Seinen Glanz. Der Raum ist schmerzliche Flucht.  
Doch hohe Wolken ruhen beseligt im Licht.

Verzückte goldne Wolke entstürzt und zerschellt.  
Sonne groß und rot im Talschatten hängt.  
Erde, Frucht und Mensch zu einander drängt,  
Und Abendstunde zögernd von Kirchtürmen fällt.

### DAS WIEDERSEHEN

(Im Sommer 1917 vor Verdun)

Die Mittagssonne hält die Luft gebannt,  
Daß sich der Himmel straff und stählern spannt,  
Und blaue Kuppeln über weichem Grün  
Und milden Silberflüssen hart und hoch verglühn.

Und stille Müdigkeit ist eingekehrt  
In unser Herz und hat uns ganz beschwert,  
Vom Schatten Tod ist alles überragt,  
Daß sich kein liches Wort aus unsrer Seele wagt.

Auf einmal wird mein Sinn zutiefst entrückt,  
Wie deine Hand rotrote Blumen pflückt,  
Sie umeinanderflieht und lächelnd hält  
Und sinken läßt, wie Blut aus Wunden niederfällt.

Dann geht dein Blick versonnen übers Land  
Wie eines, der sich längst den Grabkranz wand.  
Ich will dich rufen, will — und kann es nicht,  
Du bist so fern und kühl wie Himmel, Gott und Licht.

## DER ABEND

(Südfrankreich 1918)

Die Berge hängen ganz von Gold umrändert.  
Die Sonne, die im Feuerabgrund sank,  
Enthaucht geahnt dem warmen Purpurhang:  
Die Wolken ruhen rot und gelb bebändert.

Wie glüht die Luft! die Nähe wie verändert!  
Die Ferne schwingt im goldnen Abendklang!  
Darin vergeßnen Leibes, traumhaft schlank,  
Ein Knabe an den sanften Feldern schlendert.

So schreitet Sehnsucht tränenstumm verhalten,  
Großäugig, wundergläubig, traumbereit,  
Von Schmerz und Glück das weiche Herz zerspalten

Und überdacht mit Stille, schwer von Leid —  
Indessen Schatten schwebender Gestalten  
Wie Nebel gleiten in die Dunkelheit.

## DIE OPER

Der Raum steilt auf und löst sich langsam los,  
In matter Dunkelheit vergehn die Ränge:  
Die schwüle Spannung frohbeklemmter Menge  
Durchzuckt ein greller Festtrompetenstoß.



Die Bühne, bunten Lebens frecher Schoß,  
Vermählt sich leicht dem Ungestüm der Klänge,  
Und aus dem überhasteten Gedränge  
Bricht weite Fülle und begrenztes Los.

Nun wirbeln wir dahin zu wildem Tod.  
Wir zünden uns in schwarzen Opferflammen  
Und leuchten auf, von Wut und Haß durchloht.

Doch während harte Lippen noch verdammen,  
Erbblüht die Liebe aus des Bruders Not  
Und schließt den weichen Kranz um uns zusammen.

## HERBSTGANG

In diesen stillen späten Sommertagen  
Hat erstes Herbstwehn seltsam sich verfrüht,  
Die Sommerblumen sind nun abgeblüht,  
Und leere Stauden zittern matt und zagen.

Die Luft ist klar und kühl, und doch von Fragen  
Und Rätselmüdigkeiten scheu durchglüht,  
Und alles Land liegt schwer, in sich bemüht,  
Mit schenkender Gebärde Frucht zu tragen.

Wir gehen langsam mitten Feld und Hag,  
Und fühlen Erntesege im Geblüte  
Und Ernteglück bei jedem Herzensschlag.

Dein Lächeln ist, wie eine Asterblüte  
Sich mild und träumend löst von blauem Tag:  
Ich wandle hin in Licht und lauter Güte.

## LESEBUCH

*Paul Colin:*

## DIE NEUE STUNDE

Aus dem ersten Juliheft der Brüsseler Halbmonatsschrift *L'art libre*, die Paul Colin leitet. Sie war im vorigen Heft der Weißen Blätter empfohlen.

Nun, da der Friede geschlossen ist, ist es notwendig, die Lage zu bestimmen, die uns vorliegt.

In Wahrheit haben die Unterschriften, die in Versailles ausgetauscht wurden, nur eine sehr zweifelhafte Bedeutung. Sie schließen nichts ab. Der Krieg ist tatsächlich seit fast neun Monaten beendet — seit die Völker ihren Regierungen, die in allen Ländern die Feindseligkeiten gerne verlängert hätten, das Ende aufgedrängt haben. — Und dieser Waffenstillstand gestattet den Einblick, wie weit die sogenannten feindlichen Völker von Haß entfernt und zur Versöhnung bereit waren. Und zeigt anderseits, wie das Verbrechen, das eine Generation verübt hat, indem sie die Katastrophe vorbereitete, eröffnete und fortsetzte, noch nicht gebüßt ist.

Denn es ist ganz fraglos, daß Deutschland für eine Schuld gestraft wird, die ein Bruchteil seiner Bevölkerung allein begangen hat, daß man aber in den Ländern der Entente niemanden von denen behelligt hat, die den Krieg mit dem gleichen Feuer wie die Junker gewünscht und ihn durch dreißig Monate verlängert haben, nachdem er unnütz geworden war und seine Ziele erreicht hatte.

Der Gerechtigkeit ist bisher nicht genug geschehen, und trotz aller Anstrengungen der Finanziere, der Industriellen, der patriotischen Literaten, der Journalisten, Politiker und Diplomaten — all dieser Dirnen, dieser Roßtäuscher in Menschenfleisch — haben wir den Begriff des Rechtes noch nicht in dem Grade verloren, daß es uns möglich wäre, uns zufrieden zu geben.

Im Gegenteil — jetzt, weil offiziell wieder Einigkeit zwischen Deutschland und den westlichen Mächten herrscht, muß man ohne Verzug anfangen, die Verantwortlichkeit für den Krieg anzu-

kündigen, denn Straflosigkeit darf denen nicht zuerkannt werden, die zwölf Millionen ihrer Brüder gemordet haben.

Und deshalb wollen wir von heute an einige Ideen festlegen.

\*

Wenn wir in allen Auslagen der Buchhandlungen die Reihe der patriotischen Gedichtbände ausgebreitet sehen, erwacht der Trieb, zu zeigen, welche Stellung die Mehrzahl der jungen Menschen angesichts der Neuformung der Welt eingenommen hat.

Diese Gedichte — oder vielmehr diese Dichter — sind ein neues Symptom für die sittliche Entartung, und während die Werke dieser in den Geheimnissen spanischer Sonette und römischer Elegien wohl bewanderter alten Parnassiens vom künstlerischen Standpunkt gänzlich wertlos sind, helfen sie uns die Stellung definieren, in der zwei Generationen einander gegenüberstehen und den Abgrund ermessen, der sie trennt.

Diese Poeten gehören durchaus zu denen, die den niederen Instinkten der Menge schmeicheln, indem sie den Völkermord als Großtat verherrlichen und durch die organisierte Lüge den allgemeinen Rausch zur Raserei treiben.

Und ihre Haltung vor und während des Krieges erlaubt uns einige Schlüsse auf die kommende, die neue Stunde.

\*

Wir machen zunächst darauf aufmerksam, daß die Autoren dieser barbarischen Bücher sämtlich und in allen Ländern jener Generation angehören, die, nach dem treffenden Ausspruch eines französischen Freundes „zu jung für Sedan und zu alt für die Marne“ waren.

Es wäre uns indes nicht allzu schwer gefallen, ähnlichen Ruhm zu erwerben. Es hätte genügt — und jeder von uns schriebe binnen acht Tagen einen derartigen Band — ebenfalls „fer“ auf „Yser“, „Nieuport“ auf „effort“, „Victoire“ auf „Gloire“ und selbst „Foch“ auf „boche“ zu reimen.

Wir hätten dann von dem Podium eines Festsaaes herab unsere Poeme mit großen Armbewegungen deklamieren können, und wir wären gefeiert worden wie sie — von der nationalistischen Bande.

Warum aber haben wir es nicht getan? — Das ist das eigentliche Problem: weil unser ganzes Sein sich sträubt gegen diese verdächtige und verbrecherische Rhetorik, weil unser ganzes Leben ihr widerstrebt.

Die Kluft, die uns von dieser Art Menschen trennt, ist tiefer, als man glaubt. Das sind nicht Verschiedenheiten der Ansichten, die einander entgegentreten, das ist eine Gegnerschaft der Geistig-



keit, der Grundlagen. Das ist vor allem — und man darf nicht zögern, es zu sagen — *der Groll, von dem unsere Generation besessen ist, unsere Generation, die diese weinerlichen Ölgötzen aufgeopfert haben*; das ist auch vielleicht das böse Gewissen, das sie drückt, unter der Maske der ungetrübten Zufriedenheit.

\*

Ich sagte, daß wir das Verbrechen keineswegs als gesühnt betrachten. Wir sind nicht eher bereit, diese Affäre abzuschließen, als an dem Tage, an dem die Schuldigen überall gezüchtigt sein werden — an dem Tage, an dem *wir* die Schuldigen gezüchtigt haben werden.

Wir kennen sie. Wir wissen, es sind die „Intellektuellen“ der vorhergehenden Generation (es gibt gewiß Ausnahmen, die wir machen und machen werden) — die in allen Ländern für den Krieg verantwortlich sind. Sie wissen es auch. Kein Zweifel kann diese Gewißheit trüben.

Nun denn, so werden wir, da uns das Schicksal den Wiederaufbau der Welt vertraut hat, ohne Schwäche diejenigen richten, die ihren Ruin verursacht haben. Es ist uns gebieterische Pflicht. Wir werden sie nicht versäumen.

Und ebensowenig als wir uns von den Anklagen irre führen lassen, die die Unheilstifter einander über die Grenze hin wechselseitig zugeschleudert haben — (alles Mitschuldige; die einen, durch ihre geduldige Vorbereitung, andere durch ihre schwächliche Sorglosigkeit) — ebensowenig lassen wir uns durch die offiziellen Reden oder die pathetischen Trauergesänge rühren, die die würdigen Fünfziger an der Gruft unserer armen Toten zum Besten geben.

\*

Nein, Ihr Herren, die paar erhabenen — und lächerlichen — Gedichte, die Ihr in diesen fünf Jahren geschrieben habt, sind keine genügende Beteiligung am Kriege! Die Tinte, die Ihr gekauft und auf Eure Wische ergossen habt, ist nicht so kostbar wie das Blut unserer Brüder!

Glaubt Euch nicht losgesprochen, weil Ihr zum Gedächtnis Eurer Opfer ein paar engbrüstige Leichenreden geblökt habt.

Wenn eins Eurer Bücher erschien, fand sich immer ein Spießgeselle, der schrie: „Welch herrlicher Beitrag zur Zeitgeschichte!“ Wahrhaftig, und ich sag's Euch: es ist ein Beitrag, der Euch teuer zu stehen kommen wird!

Bis heut waret Ihr sehr freigebig mit dem Blut und Jammer der andern. Eurer Erhöhung diene ein Sockel von Leichen. Nach 25 Jahren geheimer Machinationen und süßer Untätigkeit ist es

Euch gelungen, die Völker gegeneinander zu hetzen. Ihr konntet sie glauben machen, daß sie einander haßten, und daß sie Gründe hätten, sich zu hassen, daß ihre Interessen unvereinbar wären und ihre Rivalität gerecht und heldenhaft! Ihr habt 25 Jahre lang gelogen, um die Völker bis zu diesem Grade von Verwirrung zu bringen, die für Euch das erwartete Signal zu ihrem Tode war. Ihr habt durch Eure furchtbare Rhetorik in mehr als vier Jahren die bis zum äußersten gepeinigt, die betäubt und erschreckt von den Mitrailleusen der Unterdrückung in den „Schützengräben des Sieges“ verröchelten.

Und während sie so Eurem schmutzigen Vorteil ihre Jugend, ihre Lieben, ihre Schönheit, ihre Freude opferten, habt Ihr in den Hinterlandstädten Eure solennen Alexandriner für Euren größeren Ruhm verbreitet.

Es war Euch nicht genug, die verhaßte Jugend zu töten — Ihr wolltet sie entehren.

Und nun, unbekümmert um die Züchtigung, die sich im Schatten vorbereitet, beeilt Ihr Euch, die Lobeserhebungen einzuheimsen, die Euch Eure Busenfreunde spenden.

\*

Ja, beeilt Euch! Ihr aus dem niederträchtigen Geschlecht, dem sein Rachegelüst, sein Streben nach Gewalt oder Zerstörung wichtiger war als selbst der Bestand seines Vaterlandes, der auf der Lebenskraft seiner Jugend beruht — beeilt Euch, alle; die einen, die beiderseits des Rheins den Krieg bereitet und ihn unvermeidlich gemacht haben; die andern, die ihn begannen; die, die ihn als Schule des Mutes und der Disziplin begrüßt, und jene, die ihn verlängert haben.

Jetzt hat das zivilisierte Europa den Barbaren, die es beherrschen wollten, den Frieden aufgezwungen — das heißt, damit Ihr diesen Worten nicht einen Sinn unterlegt, der Euch genehm wäre — jetzt haben die Völker die Regierungen gezwungen, Frieden zu schließen.

Die Rechnung soll beglichen werden. Und wir sind nicht alle tot.

\*

Dies Euer Unglück! *Wir sind nicht alle tot!*

Auf diese unsere Halsstarrigkeit waret Ihr nicht gefaßt! Ihr habt Euch eingebildet, unsere Generation mit Leichtigkeit aus Eurem Gesichtskreis verschwinden lassen zu können. Verflucht! Das Geschäft ging gut: schon gab es fünfzig Prozent Verschwundene. Noch ein kleiner Ruck, und Ihr hättet eine bedeutend mutigere Haltung einnehmen und ohne zu erröten oder zu verzweifeln unbesorgt Euren Siegesrausch ausschlafen können.

Wirklich, diese Leute unseres Alters, die sich darauf versteift haben, zu leben, und die jetzt in der Stille die erschreckende Bilanz ziehen — sie wird Posten für Posten verantwortet werden müssen und der mitleidloseste Anklageakt der Weltgeschichte werden — alle diese Leute wissen nichts von Eleganz und Lebenswürdigkeit. Wozu leben sie?

Der Krieg war so lustig! Zuerst ließ man die Jungen tot-schießen und verhinderte folglich die symbolische Fackel, von Hand zu Hand zu gehen. Sodann, mit geringem Aufwand von ein paar Reden, ein paar Gedichten, ein paar Uniformstücken, die man hundert Meilen hinter der Front anlegte, umgab man sich mit Ruhm, machte sich bekannt, ließ sich bewundern.

Aber sieh! *Wir sind nicht alle tot!* Und jetzt bereiten wir uns, die Schuldigen zu strafen. Wir verzichten auf die Ehre, im Namen des Vaterlandes von den plutokratischen Rivalen totgeschlagen zu werden. Wir verzichten auf die Fabeln, die Ihr uns zu fressen gebt, und während wir die einseitige Strafbarkeit zurückweisen, rufen wir die allgemeine aus, die Strafbarkeit aller in allen Ländern, die keine Sorge hegten, ihre Söhne zu schonen, die, um sich zu bereichern oder sich einen Namen zu machen, zwölf Millionen Menschen getötet haben mit einem befriedigten Lächeln, das ihre Tränen des Erbarmens nicht verstecken konnte.

\*

Und wir bleiben sogar zahlreich genug, um Euch vor unseren Richterstuhl zu laden und Euch mit der ganzen Schärfe unseres erbarmungslosen Zorns, unseres unversöhnlichen Grolls zu verurteilen.

Wir haben einen Haß: Euch! Belgier, Franzosen, Deutsche, Italiener, Engländer, Russen, Österreicher, alle jungen Menschen Europas, wir sind Brüder, vereinigt gegen Euch! Wir wollen noch eine Schlacht schlagen, aber diese mit Leidenschaft, denn wir werden für *uns* kämpfen und nicht für *Euch*, unsere Feinde.

Vereinigt Euch auch hinter der Front, Ihr Greise von fünfzig Jahren, denn Ihr seid alle Schuld am Kriege, vereinigt Euch, Ihr — abtrünnige Sozialisten, Ihr — struppige Poeten, Ihr — vor Stolz verrückte Staatsmänner, Ihr — gierige Finanziere, anmaßende Pfaffen —, vereinigt Euch, denn wir werden keine Ausnahme machen, ob Ihr an der Spree, der Themse oder der Seine wohnt!

Laßt Eure Anhänger brüllen! Schlagt die Trommeln! Singt Eure eigenen Loblieder! Klirrt mit Sporen und Euren großen Säbeln! Die Totenglocke tönt! Ihr werdet sie trotz allem hören!

\*



**Ich verstehe Eure Verzweiflung und Eure Bestürzung.**

**Angesichts des Sieges dachtet Ihr Euch Eure endgültige Straflosigkeit zugesichert.**

**Ihr glaubtet uns minder zahlreich, ohne Einfluß, von unseren Brüdern verleugnet — nicht angriffsfähig.**

**Und heute seht Ihr plötzlich, daß wir, als wir schwiegen, keine Schwäche zu verbergen hatten, und daß Euch kaum eine Handvoll von denen bleibt, die Ihr unter Eurem Gesetz erhalten könnt.**

**Ihr begreift, daß eine Generation Euch bedroht, und Ihr keine Hoffnung habt, ungestraft davonzukommen.**

**Und es ist der höchste Gipfel der Niedrigkeit, daß Ihr Euren Opfern von gestern mit Blumen und Gedichten und Reden zu schmeicheln sucht.**

**Umsonst.**

**Unser Wille, unser Ziel ist, Euch aufs äußerste zu bekämpfen und zu Boden zu werfen, die vielen unter Euch, die an den beendeten Abscheulichkeiten schuld sind.**

•

**Gebt acht! Wir lassen uns nicht täuschen.**

**Es ist eine alte Regel der vergeltenden Gerechtigkeit, daß der Mörder immer um die Bahre seines Opfers streicht. Ihr habt nicht verfehlt, es zu tun. Ihr rennt in Massen herbei mit unschuldigen Lorbeeren und heuchlerischen Taschentüchern, und hinter diesen Trauerzeichen sind Eure Mördergesichter blaß vor Furcht.**

**Wir haben Euch gesehen. Wir haben Euch gezählt. Wir kennen Euch. Wir halten gute Wacht um unsere Leichensteine und Ihr werdet trotz Eurer Tränen und Klagen der Strafe nicht entgehen, die wir Euch geschworen haben.**

*Das weiße Brett:*

## FRANZÖSISCHE BÜCHER UND ZEITSCHRIFTEN

*Henri Barbusse hat veröffentlicht:*

Pleureuses, Gedichte (vergriffen). 1895.

Les Suppliants, Roman (vergriffen). 1903.

L'Enfer, Roman. Verlag Albin Michel, Paris. 1910.

Nous autres, Novellen. 1914. }

Le Feu, Roman. 1916. }

Clarté, Roman. 1919. }

Verlag Ernest Flammarion, Paris.

Zur Charakteristik seiner Lyrik das Titelgedicht der „Pleureuses“:

Oh bien des fois, au gré du rêve où tu te penches,  
Tu vis le hameau calme avec ses maisons blanches,  
Et la paix de l'azur a fait pleurer ta paix.  
Et bien des fois, la nuit, lorsque tu regardais,  
J'ai senti ta douleur monter jusqu'aux étoiles,  
Et te vis épier dans l'ombre où tu t'étoiles  
Cet immense malheur qu'on ne peut pas savoir . . .  
Lorsque nous regardons monter la mer du soir,  
Ainsi que deux faux dieux sur les mornes rivages,  
Nous voyons devant nous passer de grands veuvages  
Et c'est ton désespoir qui souffre avec douceur.  
Désert de ton frisson, pauvreté de ton cœur!  
Et tu vas inquiète, et très calme et très seule,  
O si jeune âme avec des mains comme une aieule,  
Toi, qui, pauvre rêveuse, avais aux temps lointains  
Dans les nuits de bonheur des songes enfantins,  
Qui, bercée à la voix d'aurore qui se lève  
Et souriante encor d'une écharpe de rêve,  
Dans le ciel du matin n'as trouvé que l'azur!  
Si le dieu de cœur simple est le seul dieu très pur,  
Pleure la grande vie et tout ce que vous faites,  
O vous qui souriez, ô ceux que tu rachètes  
Quand lasse, dans les champs d'été et de sommeil,

Tu sens se dévaster la pitié du soleil!  
 Et je te dis souvent que nous sommes sublimes  
 Et qu'il est un mystère, et que nous l'entendîmes;  
 Et je te dis cela quand nous effleurons,  
 Quand le demi-sommeil laisse errer nos deux fronts  
 Et que la lampe est douce au fond de l'âme close . . .  
 Et sans me regarder, tu pleures d'autre chose.

Übersetzungen ins Deutsche: „Das Feuer“ und „Die Hölle“ bei Max Rascher in Zürich.

\*

*Georges Duhamel:*

Vie des Martyrs. 1917. (Deutsch bei Max Rascher in Zürich.)  
 Civilisation. 1918.

La Possession du Monde. 1919. Verlag Mercure de France, Paris.

Alle drei in Prosa. Seine schönsten Gedichtbücher (vor dem Krieg erschienen, das erste bei Figuière, das zweite im Verlag der „Nouvelle Revue Française“): „Selon ma loi“ und „Compagnons“.

Georges Duhamel hat sein Referat über Lyrik im „Mercure de France“, das durch den Krieg unterbrochen worden war, wieder aufgenommen. Von den vielen neuen Gedichtbüchern findet er ein einziges lobenswert: „Europe“ von Jules Romains (Nouvelle Revue Française). Er lobt es sehr.

\*

*Charles Péguy*, Gesammelte Werke in 15 Bänden (Oktav). Einleitungen, Anmerkungen und Vorworte von Maurice Barrès, Henri Bergson, Alexandre Millerand und André Suarès. Einmalige Auflage von 1200 nummerierten Exemplaren. Preis 150 Franken (und 20% Teuerungszuschlag). Einzelne Bände werden nicht abgegeben. Bis jetzt sind vier Bände erschienen, darunter ein bisher unveröffentlichtes Werk: „Clio“. Verlag: Nouvelle Revue Française, Paris.

Ein unentbehrliches Buch über Charles Péguy (bei Payot in Paris): Daniel Halévy, Charles Peguy et les Cahiers de la Quinzaine.

Über Péguy's Leben im Krieg und seinen Tod (August-September 1914) berichtet: Victor Boudon, Avec Charles Péguy, de la Lorraine à la Marne. Verlag Hachette, Paris.

\*

Die „Nouvelle Revue Française“, die bei Kriegsausbruch ihr Erscheinen eingestellt hatte, kann man seit Juni wieder lesen. Herausgeber: Jacques Rivière. Verlag der Zeitschrift, Paris VI, 35-37 Rue Madame. Aus dem Inhalt des ersten Heftes: Paul



Claudel, *La messe là-bas* (Rio de Janeiro), Fragmente; André Gide, *Réflexions sur L'Allemagne*; Léon Paul Fargue, *Vieux monde*; Georges Duhamel, *Le Miracle*; Marcel Proust, *Légère Esquisse du Chagrin, que cause une Séparation*; Offene Briefe von André Gide an Rivière und Cocteau.

In einem einführenden Aufsatz „*La Nouvelle Revue Française*“ nennt der Herausgeber Art und Ziel der Zeitschrift. Sie will beides bringen: Dichtung und Politik, aber ohne daß die eine auf die andre abfärbte. Am klassizistischen Standpunkt der alten „*Nouvelle Revue Française*“ wird festgehalten, und an „Politik“ enthält das erste Heft „*Réflexions sur l'Allemagne*“ von André Gide, die, ebenso wie der „Offene Brief“ an Jacques Rivière (Rivière war in Deutschland kriegsgefangen), einige Korrekturen an dessen Buch „*L'Allemand*“ vornehmen; wobei Gide, zum Beispiel, betont, daß Rainer Maria Rilke — grundgütiger Himmell — von tschechischer Rasse sei. Alain Desportes wirft „Einen ersten Blick auf Deutschland“ und bemüht sich, klar zu sehen, was, nicht nur für einen Franzosen, schwer genug ist. Die Zeitschrift nimmt, wenn auch ängstlich, den Kampf gegen die Dummheit auf, und mehr wäre nicht zu verlangen — zu dieser Haltung ist jeder Geistige verpflichtet, sie hat mit der Schuldfrage gar nichts und mit der Politik nur mittelbar zu tun! — aber ein solcher Kampf ist aussichtslos und deshalb überflüssig, solange er auf einem Terrain geführt wird, das, als Herrschaftsgebiet der großbürgerlich nationalistischen Ideologie, für derartige Versuche völlig ungeeignet ist. Gide legt Wert auf die Nuance, die ihn von Barrès trennt. Gut, was dann? Dann begnügen wir uns erst recht mit dem vollkommeneren Exemplar der Gattung. Wem steht heute der Sinn danach, auf Nuancen Klavier zu spielen? Wenn die „*Nouvelle Revue Française*“ glaubt, mit solchen Übungen zur Geburt der Neuen Symphonie beizutragen — und das möchte sie glauben —, so begeht sie den Irrtum aller Epigonen. Als literarische Zeitschrift mag die „*Nouvelle Revue*“ durch ihr Beispiel beitragen zur Schärfung des künstlerischen Gewissens, in einer Zeit, wo Rudel köstlicher Knaben und die stark alternden ewigen Studenten der Literatur sich ungeniert auf die Form setzen, um gigantische Reden zu halten, sie mit den Füßen treten in Derwischtänzen und selbst die Grammatik behandeln, als gehörte sie zum Klassenstaat.

\*

„*Les Humbles*“, die rührend arme und schöne kleine Monatsschrift, die Maurice Wullens leitet (Paris V, 5 Rue Descartes), veröffentlicht als Sonderheft: „*Le Cœur de l'Ennemi*“, Übersetzungen, die Iwan

Goll besorgt und eingeleitet hat, von: Johannes R. Becher, Albert Ehrenstein, Iwan Goll, Walter Hasenclever, Wilhelm Klemm, Rudolf Leonhard, Karl Otten, Ludwig Rubiner, René Schickele, Claire Studer, Georg Trakl, Franz Werfel, Alfred Wolfenstein, Stefan Zweig. Das Heft kostet 1 Franc.

\*

Empfohlen seien die Kriegsbücher des Kunstschriftstellers *Elie Faure*: *La sainte Face*, *La Conquête*, *La Roue* (alle drei bei Crès, Paris, 116 Boulevard Saint Germain). Das Motto von Pascal: „Meine Zustimmung gehört denen allein, die unter Stöhnen suchen“ kennzeichnet Faures manchmal schwerfällige, oft abirrende, aber so aufrichtigen Romane.

#### DRUCKFEHLER

In der redaktionellen Nachricht zu Max Hodanns Aufsatz (Juniheft) sollte es statt „welches Ziel Anna Siemsen als fälschlich begrüßt hat“ heißen: „also fälschlich begrüßt-hat“.

*Kasimir Edschmid:*

## KERSTIN

*(Für Lisl Steinrück)*

Am Abend kam Kerstin in mein Haus. Musik ging vor ihr her, und die Berge schimmerten näher von ihrer Blässe. Die Sarabande des Sturzbachs formte über ihrer Schulter etwas wie undurchsichtigen silbernen Regen.

Sie nahm einen Stuhl in zwei Finger.

Ich dachte:

Man solle vor wilde Tiere sie führen und in Versammlungen, wo der alte Fanatismus der Menschheit ins Böse bricht, damit das Gleichmaß vom Ineinanderfließen der Beine und des Bauches und die rührende Schönheit des erschütternd schlanken Gesichts die Stille auslöse. Brüllende würden lächeln, Tobende demütig werden an diesem Körper. Keine der Frauen, deren Hüfte mein Frühling, deren Brust mein Weglager waren, die ich Jahre hindurch schmerzlich durchwandert, hatten soviel Macht als dies ledigliche Dastehn.

Sie hatte, wenn sie lächelte, etwas, was schon zerfloß, und das orchideenhafte Rosa der Bluse schien aufgelöst über der alabästernen Höhe der Brust. Sie nickte, als sie aufstand. Und entzog mich mit dieser Bewegung jedem Gedanken und Koffern, die den Abschied erdrängten, und mit einer märchenhaften Hebung der Achseln beweist sie, daß ich ihr Haus sehen soll, nicht allein das ihre mehr, und die Luft behält diese Rundung der Schulter wie einen Abdruck.



O Sommer, den wir glücklich waren, die Hindin und jener, der mit ihr über den Rasen lief.

Als jener See nichts war als ein Spiegel für ihre Schlankheit, der manchmal selbst in seiner blausten Verjüngung zu schwer schien, soviel Anmut zu tragen, aber mit schwingenden Uferfazetten sie von neuem faßte in einer Demut und Geduld, die uns überraschte.

Als Gam neben ihr ging, die ägyptische Königstochter, und von der braunen Vierzehnjährigkeit ihrer Knie und der Hängelocken über den Ohren die Reiter hingezogen hielten, und deren Beine so hoch und überlegen standen wie das schwarzseidene Trikot um ihre engen Hüften — — und als ein Rascheln deines Kleides uns mehr schien als Gams ganzer Leib, um den zu sehen selbst die fünfzigjährigen Landräte und Rennstallbesitzer Löcher in das Damenbad bohrten, und deren Besitz uns doch die tragische Unerreichbarkeit ihrer Jugend erhöhte.

Als sie im Stern von Pai-ho saß, und wie eine Weiberbrust unser Segel im Mondschein flauschte und sie plötzlich das Wasser küßte mit einer jähen Bewegung über Lee und ich tagelang dachte: sie hat den See geküßt, meine Freundin, was soll nun das Leben, es ist so silbern geworden. Wir ertragen die Dämmerung nicht mehr.

Als durch die Dorfstraße auf dem geschmückten Narzissenmotor die Hochzeit von Wiessee kam mit vielen Offizieren und Orden, und in der Dorfkirche Slezak im Requiem stecken blieb, wie er sie an der Säule sah . . . . und plötzlich alle von dem Priester sich umwandten, sie anzustarren, als sei sie aus der Säule gehauen und flöge mit ihr auf abgesenkten Flügeln in die Höhe, nachdem eine Sekunde ihnen unwiederbringlich die Hüften des Paradieses gezeigt.

. . . . . und als nach einer Woche alle Skiläufer, Dirigenten, Spieler, Arbeiter, Segler, Fischer, Bauern, Bankiers nichts wollten, als daß ihr Blick auf kurze Zeit auf ihnen ruhe — — und wir den Berg in der Frühe erstiegen, die

Alpen ausgebreitet lagen tief wie die Kolonnen der Engel . . . und sie gegen die siebenfache blaue Staffel des Horizonts vorging, die Hand hob und nun kein Blut, kein Fleck der Haut es anders wußte, als daß ihr Lächeln, ihre Hand sie weich und schwebend erst formte, Amaranth hingab und seidige Härte — — und als ich sie hatte unter dem Kreuz und sie aufschrie, und am Morgen im Pijama sie durch den Taugarten ging, und die vier Nachtigallen wie ein Gewitter rasten zu einer Stunde, wo bedingungslos sie sonst schwiegen . . . . .

aber das Trommeln und Steigen ihres Gesangs so zerschmetternd war, so sehr nahe der Höhe der Lust, daß ich den Scheitel des Sommers erbebend unter mir fühlte und wußte, nach so ungeheurem Erfüllen käme nur ein hinab . . . . .

Was ist geworden in den Jahren, die ich im Norden ein Hund war und Suchender und Wüstling und nicht gedachte an deine große Schönheit — und zwischen Segelfahrt und lappischem Frühling nichts die Zeit überbrückte zwischen mir und unseren zartesten Sekunden — — und was hat dich in anderen Armen verwandelt und hinter welchen Mannes Gefühl ist dein Gesicht verborgen, daß nicht einmal der irrsinnige Hochmut deiner Mädchenhaftigkeit mir vertraut und nah ist, mit dem dein Blick mich ans Kreuz schlug, als ich am Ufer dich ansprach mit dem Wort zu scharf und leicht für deine frauenhafte Bedeutung . . . . . und daß nun, wenn du fremd in deinen Kleidern hinausgingst, die Sehnsucht nach deiner Entfernthet und die weite Kühle deines Lächelns mich tot machen, meine Freundin.

\* \* \*

Zwei Tage lief ich mit der Camossa.

Wenn sie die Locken schüttelt und feig vor der Schußfahrt in die Knie geht, und die prinzessinhafte Nacken geschnittenen Haare ihr in die Zähne flattern, hören



selbst die erregtesten Weiber auf, sie mit Steinen zu werfen und zu begeistern, ihrer engen Skihosen halber, sie selbst aber ist nie abgeneigt, mit dem Schrei loszufahren, zu kratzen und die angesammelte Meute sechs- und achtjähriger Knaben Eiszapfen schwingend zu sprengen. Zehn Männer, die den Kranz ihrer Rücklauf-Rohr-Millionen anzubeten lediglich nicht müde zu werden hofften, fiebern nachts nur noch von ihren spielerischen, lesbischen Beinen.

Sie hat eine Locke zwischen den kleinen Brüsten, und das achtzehnjährige kroatische Gesicht ist krank, böse, schön gespannt in der aufregenden, von ihren Blicken verdorbenen Luft um sie. Sie quält, lächelt und ist kühn genug, im verruchtesten Loch mit der großen weißen Perlenkette dem Schwarm der Bauernmasken sich zu mischen, die durch ihre Holzmasken wie Hunde heulend im Kilometerradius einen Zirkus von Tanz um die Zugspitze schlagen, und aus deren Weiberröcken und wilden Fäusten sie heiser lachend entgleitet, den Saal hinter ihr zurückläßt, aufgepeitscht bis ans Geheul.

Ich weiß nicht, ob sie mich haßt, aber es mag sein, daß dies ihre Liebe ist. Ihr Popo ist süß und klein. Man kann ihn in die Hand nehmen. So kamen wir aus dem Schlitten nach Elmau, wo in dem Gasthof die durch Kohlsperre vertriebenen Jünger Johannes Müllers, wo Johannes Müller mit dreihundert zahnwackelnden hysterischen alten Weibern mit weltabgewandten verlogenen Blicken auf Stühlen sitzend über die Ewigkeit und seine grünen Hefte diskutieren, und mit in Filzpantoffeln schwebenden dämonischen Schwüngen auf vollen Messern Kohl schlingen, saure Gurken, Essigfleisch.

Ihr Entsetzen und der Wirt und der Camossa Gelächter zwingen uns, den Raum zu verlassen. Sie läßt den Schlitten vorausfahren, Schellen klirren sacht, hell. Dann war es auf Müllers Seelenpfad, wo nach Anmeldung im Sekretariat Frauenbusen mit forschem Zuspruch gefüllt



werden, wo die Camossa, die Zähne im verbrauchten Gesicht, sagt, daß Picard zum drittenmal ihr an den Hals gedroht, führe sie nicht nach München — — fürchtet sich, schaut schräg auf. Wir lachen. Da es auf diesem Weg ist, erfüllt sich unser Gelächter zu einer Schleife, die am Karwendel sich hinaufsingt, oben fast donnert.

\*                      \*

Samstag kam ein Brief von der großen Diva.  
Henny Porten.

Die liebe Frau las ihn. Gespenstische Schaukel schwingt der Wachsensteinobelisk sich aus Geschleier und zurück. Unsere Augen treffen sich dazwischen. Die ihren meinen: auch der metallene und schmale Stolz der Spaniolin könne soviel Blondes liebend anerkennen, denn es sei gut und von gewisser Bedeutung, und, wenn man vieles leide, sei manchmal auch das Zweckloseste sehr viel.

Ich sage:

Hat man je den Mut gehabt, das Spiel auf das Strenge zu richten. Man verzeiht. Man lächelt. Niemand klagt an. O, wenn ich die Kinos alle hätt in meiner Hand!

Als ich jene drei Tage mit ihr durch alle Cafés und Theater und einen unvergeßlich perlmutteten Frühlingstag geglitten, und aus einer Loge sie durch plötzliches Schneegestöber in die Bahn gebracht, blieb etwas wie Verzauberung über dem Stachus hängen . . . . denn soviel Liebe sie empfängt, strahlt sie zurück. Man kann ihrer Spur folgen durch die Wüste. Morgens kam ich nach Nürnberg, lag im Bett, telephonierte dazwischen, durchschlief den leeren Tag. Am Abend wogte mein Auto über die Brücken und Hügel der Stadt, ich fuhr von Kino zu Kino in der von der Dämmerung entzündeten Sehnsucht, die Blonde zu suchen, und ich erregte am Egidienplatz einen Auflauf des Volkes, das dort noch nie einen Wagen gesehen, wo ich in der Baracke sie fand.

Wie lieben die Menschen die Kostbarkeit ihrer Haut und die erlesene Haltung ihrer Augen. Pikkolos zittern knabenhaft und ohne Frechheit, denn ihre Träume haben nie geglaubt, daß so Herrliches wahrhaft an Restaurations-tischen atme und speise. Kellner verbeugen sich gleich vor selbstgeschaffener Königin ihrer Liebe. Köche, vom Gerücht im Betrieb elektrisch erreicht, garnieren nur ihren Fisch mit hingebender Kunst, Portiers eilen, Chauffeure, von anderen gemietet, unbestechbar, brechen auf unter dem Schlag ihres Namens, rasen und schmeicheln sich mit großer Bewegung sie grüßend, keinen Lohn zu empfangen. Nie hätte ich gewagt, zu glauben, daß dies Volk der Sklaven, daß vor verrunzelten Wittelsbachern und leberleidenden Hohenzollernfrauen erbleichte, so viel Größe habe, sich eine Fürstin ihrer Liebe zu schaffen.

Sie ist die weiße Göttin der Masse.

Sie lieben diese Frau um ihres Auges, ihrer Hand, ihres Lächelns willen. Nichts weiter. Man neigt sich vor der Wahrheit einer Legende.

Überall, wo ein W. C., eine Kirche, eine Kaserne sich findet, flimmern die Lichtspiele, durchdringen die Rinde des Erdballs, stehn auf Schiffen, in Klöstern, auf Inseln, in Lazaretten, Bordells, Villegiaturen, Steinbrüchen, Sanatorien, Irrenhäusern, Auswärtigen Ämtern, Polizeibüros, Landwirtschaftskammern, Redaktionen, Expeditionen, Luftschiffen und Völkerkriegen. Seht ihr nicht, was ihr in der Hand wiegt, das Korn taub laßt, Verblödete des Nichtstuns. Ihr, die ihr wach seid, die Freiheit fordert, Gerechtigkeit liebt und gegen den pfaffenhaften Schwindel eurer Volksbildung lächelnd und, moderne Berserker, anrückt und feuert, die ihr den Erdball aus infamen Achseln klappt und nicht vergeßt, dabei die Marseillaise eurer schönen Herzen zu singen, euch, die ihr euch hingebt, duldet und tapfer seid im Blut, schreie ich hinaus: Nehmt die Waffe. Laßt die Theater, die Intellektuellen nur



spielen und bourgeoisem Geist, der verfettet ist wie ein Alkoholikerherz, treibt diesen Kreisel durch alle Niveaus, Kreise und Staffeln. Schiebt die Erschütterungen auf die Leinwand, von ihr genietet in die Adern, füllt durch sie den Pulsschlag, schafft einen Riesenkreis der Wirkung. Treibt die Besitzer der Sauställe aus, baut Kinohallen. Enteignet diese Gesellschaft. Vertreibt das Gesindel aus den Tempeln, denen diese Frau nichts darstellt als ein Kapital von hundert Millionen, eine Tantieme, und sehr zu pflegendes Tier.

Dann wird die weiße Blonde in der Stille kommen. Der Moment der Erfüllung wird ein Blitz sein.

Auf daß sie nicht mehr der weiße Vampyr sei, die goldene Schlange, das helle Marderspiel, sondern daß sie eine gewisse Demut ertrage und, von zehntausend Leinwänden in der gleichen Sekunde herunterwandelnd, von Rosenheim bis Chicago, Djursholm und Kapstadt, als unsere gute Frau von den sieben Schwertern und blutroten Rosen die Armen und Geschlagenen in Wahrheit heraufführe bis zu der sanften Höhe ihres Lächelns aus dem Rausch der romantikverstunkenen Löcher, in denen selbst die Verwüstetsten, um ihren Glanz anzubeten, nie erlahmen werden, ihre kargen Abende und die Dämmerungen des Frühlings hinzugeben.

Und, die heute täglich suhlt à la boche in den Lachen der von Kocherls und Ladnerinnen umjauchzten Geschwätze, wird vor ihnen hergehen, wahrhaftig, Instrument der Gesinnung, Jungfrau von Orleans mit der blonden Krone und dem liebenden Beispiel, Entfacherin echter Tränen, guter Handlung. — — —

Die liebe Frau hat die Hand gesenkt, die mit den Haaren des Haserl spielt, die diesen Augenblick mit vor innerer Spannung erfrorenen Augen empfindet, und sagt: „Silberner Vampyr“. Die Wolke ihrer Augenlider hat einen sehr entfernten Glanz. — — —



Am vierten Tage kommen Kerstins Pferde, schellen im Garten, treten, stampfen, werfen auf eine Säule Dampf. Ich trete ans Fenster, fasse den Laden fest. Nehme die Skier. Staune nicht.

\*

\*

\*

Es scheint, als gebe das Klavier ihr eine bewundernswürdige Maske von Kraft und Zorn, und die Vollendung ihrer Hände erreiche in der Berührung der Tasten eine Erhöhung der Töne, die sich dichter immer zwischen sie und mein Hören stellte . . . und die langsame Verdunklung der riesigen Diele sammle aus der florentinischen Seide der Wände und den aus Feuer gefärbten Bildern Marées eine Stärke, die sie mir wehmütiger und ferner entzog.

Sie sprang zu Chopin.

Ihr Rücken bog sich wie ein Coli im Sprung, und jene Süßigkeit der Weidengerten war dazugegeben, die den März zum schmiegsamsten und verführerischsten dieser Monate macht. Ich verstand die Musik nicht, die sie davontrug, und ich fand, man vermöge wenig Sinn zu finden für dieses, wo die Natur uns täglich säugt und wir verliebt sind in sie mit unsterblichen Säften.

Ich sage:

„Weißt du, wie Mira von Rom sprach und jener Sonne Eures Ateliers und Simon und Lucius und jener Sinfonie, die mit Gold und Musik Ihr morgens über die Hügel des Aretin stürztet — und ich, schwarz, zerschlagen, gepeinigt vom Bild jener Stadt, in der ich die Zeit verbrachte (Stadt bestürzender Enge, niederen Behagens, wohlgenährt, aber ohne Wollust, Stadt Georg Büchners, der ein Schicksal Prüfungen nie gab, feist, faul und bürgerlich und selbst zu feig zur Sünde) — — daß ich gepeinigt nicht sagte: Dulden ist mein Los — — sondern ins Gewitterblau der Pflaumenbäume hinausging, am Bach Gott bat, mich hochzureißen an den Rändern des Gefühls, mit Zorn mich anzuschwellen, zu tränken und zu stärken,

daß ich, unser dichterisches Schicksal erfüllend, blutigen Mundes den Haß der Vaterstädte ausrufe . . . . .

und daß ich, weißt du noch, am gleichen Abend, als Walberg rot flammte, Vollmond aufsprang zwischen Gemund und Egern, Berge violett und bebend sich malten auf die sie kaum ertragende himmlischjapanische Seide, daß ich in Eurem Boot dennoch nichts anderes tat, als dein Gesicht zu preisen. Es war mir nah wie mein Herz, und wie es heraufstieg aus der illustren Kette der großen Revolutionäre und Künstler und das Unvereinbare trug der Hingebung *und* des grenzenlosen Hochmuts (über den schweren schwarzen Brauen und unter dem rauhen Helm der blonden Haare), traf es mich in einer unbeschreiblichen Erlösung; nie habe gemischtes Blut von Franzosen, Juden, Aristokraten, Dichtern und Deutschen soviel wilde Schlankheit der Hüften und schmerzliche Verhaltenheit der schönen Nase in eine lückenlosere Harmonie des guten Weltbildes getragen . . . . und der See hielt deinen Leib wie ein Schild mit inbrünstiger Entsagung gegen den von Schwärmen übersternten Himmel.

Weißt du . . . . als an dem Tage, wo Slezak an der Zimmererbucht umschlug, und draußen bei Wiessee die Kreuzbö uns überfiel, zu dritt wir uns über Backbord warfen, es drückten, den Gesandten Teherans von zwei Meter Länge im Lee mit dem Hinterteil durch das schwarze Wasser zogen, und Maria, als es ums Sterben ging, das Focktau in die letzte Messingpumpe sog . . . . wie dein Gesicht allein mir lohte.

. . . . wie von dem Turm, wo nach dem Wasser Großmann wie ein Croupier, Schüle in zum Land wie ein Rabe malte, jener Scharff, von Entzückung Illuminierter, dir die ganze Nacht Feuer über die Seezunge brannte.

. . . . wie wir durch die Sturmnacht auf den Rädern um die Seebögen heimwärts rannten, und das Aleppogeträum des Prinzen und Bagdad und Peru unsere Herzen

verband, als lägen wir Gesicht an Gesicht in deinem Haus zu Fiesole.

..... wie der große Geländeläufer Fasolt, in Davos und Edinburg gefeiert, dich schlafend morgens in der Möve entführte und abends abreiste mit eingesunkener Schläfe ..... wie der Ritter von Csála, dem die hohen kriegerischen Medaillen die Brust überschwammen, die Regatta unter deinen Augen verlor, am Strand saß und heulte ..... und wie der Arm Gussi Holls, die nach dem Gewitter gedeutet, magnetisch angezogen dem Blitz nachjagte und auf ihn noch wies nach zwei Stunden auf deinem Balkon und dich ein wenig verwirrte.

..... weißt du, wie ich die flachen Hechtsprünge machte, um dir zu gefallen, obwohl die Narbe mich feurig schmerzte, und deine Hände, die gemacht sind, daß, wenn man dich liebt, man sie spüren muß oder krepieren, sie sänftigten und meine Eitelkeit linder tadelten als dein Wort.

..... weißt du, wie, als wir am Bach lagen, und die Idylle des Himmels und der Häuser uns verzauberte im gläsernen Mittagssturz, jene fremde augenmalayische Frau mit dem schönen Mund und den vielen Steinen, die wir als große Freundin von der Freundschaft später so sehr noch lieben sollten, das Auto anhalten ließ und ausstieg und zu dir einfach sagte: „Wie schön sind Sie“, als seiest du eine Wiese.

Aber eins, weißt du, kann ich nicht ertragen:

Du hast zwischen Tau, Flieder und Vögeln mit deinem Körper getanzt auf unserer Wiese in Rottach, und nichts blieb uns fremd von deinem Bein und deinem Bauch und den Brüsten — — und ich habe jeden Teil, die Nacht vorausnehmend, durch die Luft mit den Lippen genossen und besessen und geliebkost wie ein Irrer .....

und kein Teil deines Körpers, Kerstin, vergaß mich (wenn ich anders sprach, log ich) und jeder hielt an sich, blieb bei mir und besaß mich toll in den Jahren, die



sich, während ich uneingedenk deines Schicksals durch viele Leben dahintrieb, geheimnisvoll zwischen dein Leben damals und dein heut Verhülltes spannen, meine Freundin.“

Sie stand auf.

Die zwei dänischen Doggen gehen vor ihr her.

\* \* \*

Ich folge. Ihrem Rücken nach.

Ein Fischer hat mich einer Frau mit weißen Beinen aufgebrummt, Kerstin, hielt mit der einen Hand ihren Hals, der andern die Kniee. Ich wurde in einem Boot gemacht. Flog mit Störchen, blies Frösche auf, vergaß nie, daß der schlagende Horizont einziger Freund. Kam, als das Geheimnis der aufgebauten Körper mir noch Erlebnis schien, wert nachzuspüren dem göttlichen Zusammenhang von Eileiter, Sonne, Hoden, Niere und Leidenschaft, mit der Syphilisexpedition, mit Reagenzen, Spiritusblasen, Zeichnungen, Wassermann, Abnormitäten, nach Sumatra. Ätiopinnen liebten mich, wenn wir auf den Schilfbarken fuhren. Tja — ka . . . i lärmten die Papageitaucher hinter Trontje. Mein blondes Haar band die schmale Luxemburgerin im September vor ihrer großen Heirat um ihre Zehen. Habe an Häfen gelungert, war Photomodell, Araber im Sketsch des Odéon, verkaufte Zeitungen vor Opéra und quer über die Boulevards. Wie groß war der Sandwind selbst der Passy-Kloaken. Wie stählern flog der Himmel auffeuernd hinter dem Rußschwanz der Seineschlepper. Ich habe Tierschmalz in den Knochen. Wohne in einem Bauernhaus, Kerstin, das in der Sonne schaukelt auf einem Bergpfeil. Mit dem Pfiff auf zwei Fingern hole ich den Himmel runter wie einen Hund.

Was soll mir der Plunder?

Sag, Antilope, blaugelber Ara, Perlreiher, kleinpupilliger Puma, zahmer Südleopard . . . . was soll mein Blut mit dem Angehäuften, Verfaulten, hinfälligem Zauber, der dich verkapselt, und den, eh die fremden

Hände ihn um dich zogen wie einen Keuschheitsgürtel zwischen deinen Schenkeln und Augen, Jahrhunderte nur blutlos häuften, verehrten, bewunderten, um allein dich abzuschnüren von mir, von dir. Niemand kann lachen in der Feierlichkeit. Doggen erfrieren und gähnen. Mir ist im Hals, als äße ich Waldkirschen, Galläpfel, Holzbirnen. Der Römer aus Bronze glänzt ab auf deinem Rücken. Die sieben Knaben Donatellos schmeißen den Marmor auf dich und verkühlen dich zu Ferne. Die frechen schmalen Stiele der Orchideen überwuchern dich mit solcher Geilheit, daß sie der Köstlichkeit des Halses noch verzaubertere Linien hinzufügen. Und die Luft der Gobelins, gebogener Kasseten, der geschlechtlosen Figuren des impotenten Klassizisten Hildebrandt . . . . saugen dich auf in ein Maß der Entzogenheit, daß selbst der weiche Staub des Wassernebels vor dir zurückfällt. Was geschieht, bezaubert, besitzt dich so stark, daß selbst die sechs Sekunden, die ich dir über die Veranda langsam folge, dich, um die Scharffs Statuetten gierig glühten am See, Schmetterlinge und Tücher brannten, Sträucher wie Wind wehten, dich verhüllen und vermoosen und hineintauchen in das deinem Wesen Un-Nahe, Verhaßte, langsam in Dunkel Reißende?

Die Brust des Schlosses stürzt mit einer Glaswelle über den Abgrund.

Da steigt und bäumt das Gebirge auf hinter dem Glassturz, flammt im Saublut des Mittag, steigt und brüllt und saust und sinkt hinter die glitzernde Scheibe wie eine geblasene Spiegelung.

Eine Sekunde schwebt auf den Wagbalken. Welches ist die Welt, die eigentlich mich explodierende, aufschwingende: draußen das? Hier? Ist das ein Phantom, was ich liebe zum Verrücktsein, die Brust des Karwendel, an dem selbst die Schweine gut wurden, Kreuzeck, das gleich machte, das Menschliche aufschälte wie eine Orange,



Lawinen, dressierte Sturmflocken, die Mutterbrüste der Schneehimmel, an denen wir hingen, an ihrem fahlen Zinnglanz schmatzend, saufend, mit vollen Mäulern. Ist das nichts, nicht ein Winterinhalt, ein Leben? Verzuckt es hinter dem Glas? Hält nicht stand dem wilden Geruch aus dem Jahrhundert, der Gebärde schrankenlos aufsteigenden Lebens, verwirrenden Gobelinsprüchen, Waffen, dem Bauch des Michelangelos Tritonen. Wird es schon Blase. Zerplatzt, abgenutzt, blaß, ein Nichts? Blähung, die mir ins Gesicht fährt? Sau, die mein Blut betrog. War mein Leben umsonst?

Da dreht Kerstin ihre Hüfte in die bebende Sekunde mit einer Bewegung der Achsel, wie, als ob sie in Christiania brause, sie gestern bremste, als neben mir, in Hosen die schönste Statue, sie in den flamingonen Abend mit mir von Wamberg schoß. Die Scheibe fällt. Die Wage schwankt, geht hoch. Ich sehe ihr Gesicht, ihr Gesicht.

Mit leidenschaftlicher Durchdringung durchsüßen die Bogen der Schneefelder wie herübergeschienen ihre Haare, die Brauen. Sie spiegeln sich ineinander in einem Hingegebenensein, bis sie sich vertauschend vergehen. Es war, als mische in einer unlösbaren Sekunde die Landschaft und das Weib sich, die wir beide nur durcheinander ganz vergewaltigen, unendlich lieben und erfassen können bis zum Tode, auf ihrem Gesicht zu einer Vollendung, in der die Glut keines Sommers, das Zucken keiner Umarmung, nicht die Ausschweifung der Mondnacht, keine Gefahr, Demut und Riskieren, und die blutige Wut keines Eistages fehlte.

Wie strudeln die Weidenbäume märzlich herein. Suchen Schneeflammen sich an Dir zu zerstören. Tost der Kessel vom Signal des Bobs und erschüttert der Himmel sich mit Süße. Die Wagschale saust in die Höhe. Dein Kopf kommt herauf. Ich sprengte die Zeit von deinem Mund,



deinem Auge. Breche es auf bis ins Blut. Dein Gesicht kommt herauf. Ist da. Ist da. Ich sehe jede Spur deines Körpers, wie an dem Tag, da du tanztest.

\*                      \*

Zwei Tage werde ich dein von innen mir zugewandtes Gesicht sehen wie den segelnden Mond. Ich will dir den Abgesang bereiten, meine Freundin.

Du wirst die schönste sein auf dem Wege von der Geliebten zu der Kameradin, und das Geheimnis wird sich in dir bestätigen von der späten Freundschaft mit den Frauen, an deren Nabel wir von der Pilgerfahrt wie an der Mondflamme uns golden ausgeruht. Dein Schritt wird als ein Echo irgendwo lauschend stehen. Aus jedem Spiegel vor unserem eigenen dein tragischer Stolz entgegen schnellen und verschwimmen. In großer Brandung wird ein Gedanke dich treffen. Selbst unsere seltene Ruhe wird durch dich schwebender und gleich einer Ballonfahrtschleife, deren Klarheit die maßlosen Geräusche des Bodens in der Ahnung nur steigert, aufglänzt, hebt. Jedermann weiß, was das Summen einer Goldfliege an Ungeheurem ist in einer Sommerkuppel. So warst du.

Als du kamst, sangen die Hunde dir zu in ihren Träumen. Die Sarabande der Sturzbäche machte eine silberne Wolke hinter dir, und dein jungfräuliches Herz verlangte nichts andres, als guten Saft deines Bauches meinem Eindringen entgegenzutreiben.

Und siehe:

Dennoch . . . . . bringst du Unheil über mich und alles, was ich tue.

Schon im Sommer barst der Riemen, verlor ich die Wette, kenterten wir beim Halsen, mißlang eine Arbeit von drei Jahren. Heute Nacht sprang meine Uhr, raste ein Wecker, kam ein Todtelegramm. So vieles schon treiben die wenigen Stunden herauf, seit ich deinen Geruch wieder spüre. Wird morgen der Sprung vom Gudiberg

meine Knochen zerknacken, wird mein Schlaf mir entzogen, erkrankt meine Niere, wird der Geliebte der Camossa, weil sie noch bleibt, der Locke zwischen ihren Brüsten halber, am Bahnhof mit dem Revolver mir auflauern, mich erschießen?

Dann bist Du entfernt, und die Schicksale knallen aus den Federn.

Aber ich lache.

Ziehe den Sinn herauf der Kraft und weiche nicht eine Minute. Dennoch hielte ich verzaubert von solchem Gegner die Hand in deinem schönen Fleisch entzückte Parade, und mein trommelndes Herz wäre jede Sekunde bereit, durch die Tranches, die Fahnen, Tanks und die Marne des Schicksals hindurch sich zu schlagen. Denn siehe: ich kann nicht leben, wenn nicht mein Ehrgeiz Flamme speit gegen Widerstände, Schicksale abdonnert, sich riskiert — und der Condottieri meiner Adern aufbricht, heult, steigt, strömt vor Stolz.

Aber du. Du hast deine Schönheit in wechselndem Spiele ausgeliehen an die Dinge, die um dich sind. Es liebt dich jeder Baum, jede Wiese und jeder Himmel. Tod ist zu festes Halten den großen Liebenden. Deine blumenhafte Zartheit abzulenken vom sanften Gleiten deiner fatalen glückhaften Bewegung in die anderen Zustände deines Verweilens zerstörte deine kostbare Form. Es heißt zurückgeben dich an das Viele, dem du gehörst, Entzogene den Leberblumen, dem Kiesweg, der Klamm, den Matten des Forellentals, Löwenzahn und Weidentroddeln der Loisach, Mittenwalds, Oberkrainaus. Sie lieben dich alle, warten in Sehnsucht. Ihn kann sie nicht ersetzen, nicht immer um dich sein, dich nicht mit tausend Vertauschungen sehnsüchtig halten. Wie sollte ich leben?

Nur auf der Höhe der weit und wie Pfauenräder verwirrend geschwungener Gefühle uns begegnen, durchdringen und kulminierend besitzen — — wie schön unser Schicksal.

Du wirst nicht weinen.

Der Abendgesang der Berge ist wie Glas. Regenbogen des Mondes spielen darauf. Die Schweife der Pferde sirren dir nach: Geliebtes.

Selbst die liebe Frau wird beten, daß du sanft durch den Abschied entgleitest und gut es hast, bis idiotische Schaffner den Morgen aufgellen: Bellinzona . . . Lugano . . . . Cassarate . . . . und milde See dein florentinisches Lächeln spiegelnd tragen.

\*

\*

\*



# Leonhard Frank: Der Mensch ist gut

V o l k s a u s g a b e  
1. bis 50. Tausend M. 3.—

Das neue Zeitalter, das im Zeichen der Wahrheit, der Freiheit und Gerechtigkeit steht, kündigt sich in diesem Buche mit urgewaltiger Kraft an. Dieser aufrüttelnde, hinreißende Prophetenruf wirft seinen verheißungsvollen Schein über unsere Finsternis und läßt unsere Hoffnung auf den kommenden Tag stark und mutig werden.

---

## Glaubert: Briefwechsel mit George Sand

Inß Deutsche übertragen  
von E. von Hollander

Die aufwühlendsten Geständnisse, die je in unserer Zeit zwischen zwei Seelen getauscht wurden! Nur alle Jahrhunderte einmal gibt ein großer Mensch so rücksichtslos seine innersten Geheimnisse preis. Der Briefwechsel zwischen Gustave Glaubert und George Sand enthüllt alle dunklen Antriebe in der Schöpferkraft des größten modernen Romandichters, und alle Fäden, die eine bedeutende Frau in das Werk des Mannes schlägt. Ein unvergängliches Buch der Kraft und Wahrheit.

Gebunden M. 3.50

Brosch. M. 2.—

---

Gustav Kiepenheuer Verlag \* Potsdam-Berlin

Soeben erschien in der Reihe unserer „Sozialistischen Schriften“:

Gg. Engelbert Graf

# DIE LANDKARTE EUROPAS GESTERN UND MORGEN

10 Mark / Gebunden 12,50 Mark

*Aus dem Inhalt:* Die Landkarte Europas: Gestern. Vom Feudalismus zum Kapitalismus. Das politische Kartenbild. Der Staat und sein Gebiet. Die Grenzen des Staates. Staat und Mensch. Staat und Wirtschaftsleben, Staat und Verkehr. — Die Landkarte Europas: Heute: Der Imperialismus vor Ausbruch des Weltkriegs. Der Staat und sein Gebiet im Zeitalter des Imperialismus. Die imperialistische Kolonialpolitik. Die nationale Frage und der Imperialismus. Das Wirtschaftsleben des imperialistischen Zeitalters. Imperialistische Verkehrspolitik. Das Chaos des Weltkriegs. Der Imperialismus im Weltkrieg. Menschen und Völker im Weltkrieg. Wirtschaftliche Wandlungen im Weltkrieg. — Die Landkarte Europas: Morgen. Die Friedensschlüsse des Imperialismus. Der deutsche Frieden. Der Entente-Frieden. In Erwartung des Völkerfriedens.

---

Eine politische und Wirtschafts-Geographie, neuartig in Aufbau und Methode, angewandt auf die Geschichte unserer Zeit, auf die brennendsten Fragen der Gegenwart und Zukunft. Der Verfasser betrachtet die Staaten-, Völker- und Wirtschaftsprobleme aus der planetarischen und übernationalen Perspektive des Geographen. Unter den Trümmern, die der Weltkrieg hinterlassen hat, deckt er das territoriale und organisatorische Fundament auf, über dem das neue Europa sich erheben wird. So ist das Buch eine sozial-geographische Analyse des Imperialismus, des Weltkrieges und der Revolution, ein geopolitischer Leitfadens der künftigen staatlichen, nationalen und wirtschaftlichen Entwicklung, unentbehrlich nicht allein für jeden Politiker und Soziologen, sondern für alle, die in irgendeiner Weise an dem Wiederaufbau unseres Wirtschaftslebens, an der Wiederanknüpfung unserer Beziehungen zum Ausland beteiligt sind, für Lehrer und Erzieher, für Kaufleute und Fabrikanten, für Beamte in Staat und Gemeinde, in Betrieben und Verbänden.

---

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER / BERLIN W10

# *Die weißen Blätter*

---

**EINE MONATSSCHRIFT**

**HERAUSGEGEBEN VON RENÉ SCHICKELE**

---

**NEUNTES HEFT ♦ 6. JAHRGANG ♦ SEPTEMBER 1919**

---

## **INHALT:**

Kasimir Edschmid: Kerstin.

Ferdinand Hardekopf: Mühsam.

Walther von Hollander: Grenze der Erfüllung.

Anna Siemsen: Die Suggestion der Gewalt.

Klabund: Enzian.

Georg Gretor: Jugendbewegung in Amerika.

Das weiße Brett:

Wie sie an ihre „vorgesetzte Behörde“ schreiben.

**EINZELPREIS 2 MARK**

**VIERTELJÄHRL. 5 MARK**

---

**1919**

---

**VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.**



## **PREISERHÖHUNG:**

**Wir sehen uns leider gezwungen, den Preis der WEISSEN  
BLÄTTER ab 1. Oktober auf 2,50 M. für das Einzelheft und  
6,50 M. für das Vierteljahr zu erhöhen.**

Als neuester Band der „Gesamtausgabe“ von:

**ELSE LASKER-SCHÜLER**

erschien soeben:

# **Das Peter-Hille-Buch**

mit einer Umschlagzeichnung  
der Verfasserin: St. Peter Hille

7 M., geb. 9 M.

Das Peter-Hille-Buch gehört zu den schönsten Werken der eigenartigsten deutschen Dichterin. Es sind kurze Geschichten von Peter Hille, dem Propheten, dem Dichter, dem Wanderer – dem lieben Gott – und von seinen Jüngern, und Lino, dem tiefverbundenen Wandergefallen. Freundschaft weht strahlende Opferflamme durch alle Seiten, die Welt wird groß, von Augen angeschaut, die durch die Alltäglichkeit hindurchsehen, und Menschen kreisen, lächerlich und doch liebend entschuldigt, wie von einem andern Stern angesehen, um die verklärte Gestalt des Freundes. Man möchte das Buch Kindern in die Hand geben, so rein blüht seine glaskugelhunte Märchenwelt, aber erst die besten von den Großen werden die Tiefen dieser schöngeformten Sätze ahnen, die zuerst nichts sein wollten als das Dokument einer keuschen Freundschaft.

Als erster Band der Gesamtausgabe erschien: **Die Wupper**  
Schauspiel in fünf Aufzügen 7 Mark, geb. 9 Mark.

Als weitere Bände der Gesamtausgabe erscheinen in Kürze: **Der  
Kall. Ein Kaiserroman. Die Nächte der Lino von Bagdad.  
Gedichte. Zwei Bände. Essays. Mein Herz. Ein Liebesroman  
mit Bildern und wirklich lebenden Menschen.**

---

**Verlegt bei Paul Cassirer, Berlin W 10**

*Ferdinand Hardekopf:***MÜHSAM**

Wie Fontane, Ibsen, Sudermann ist er, ein mürrischer Adept, hinter Pharmazeutentischen umhergestolpert und hat, nach pedantischen Rezepten, das Widrige zusammengegossen. Brusk entließ er dem Drogendunst: ins Freie. Etablierte, an einem Neujahrstage, sein neues Leben: des Literaten, der ein Antiliterat, des Politikers, der ein Antipolitiker ward und sein wollte. Man befand sich im postnaturalistischen, prähysterischen Berlin. Auf bürgerliche Sofakissen hatten die, einst sozialdemokratisch verummten Leaders des Realismus sich lukrativ zurückgezogen. Und mit der Jugend kam eine Epoche fatalistischen Geltenlassens, sublimer Schwäche, verästelter Selbstsucht herauf. Man betete Worte an, wie „differenziert“, „erlesen“, „egozentrisch“, „genießerisch“, „opalisierend“. Altruistische Neigungen zu gestehen, hätte keiner gewagt: zu schneidend lag Nietzsches Hohn bereit. Ein imaginärer Sozialismus verebbte in Experimenten, wie der Gründung der „Neuen Gemeinschaft“, eines tragikomischen Zusammenwohnens Entwurzelter in einem großen, sanatoriumförmigen Hause unweit von Berlin. Mystisch floß von der Abendzinne dieses phalanstère eine violette Fahne über die Wipfel des märkischen Kiefernwaldes. Der Liebesversuch scheiterte. Erich Mühsam, in seinen Bann geraten, wird ihn früh als empfindlerische Naivität erkannt haben. Doch begegnete er in diesen Sphären einem Manne, der besser fundierte Visionen wußte, und der später die zwölf Thesen des Sozialistischen Bundes ins Menschengewissen hämmern würde: Gustav Landauer. Mühsam, in leidenschaftlicher Abwendung von der Genußgier der Aestheten, entschied sich für eine radikal-aktive Hingabe an Erniedrigte und Beleidigte. Auf allen Stationen seines Passionsweges ist er dieser Aufopferung treu geblieben: die ihn jetzt, für fünfzehn Lebensjahre, in eine republikanische Frohnveste führen soll. Aber das wird niemand für denkbar halten.



Einem Mißverständnis, das die Zeit sich erspart zu sehen wünschte, ist dieser Freund der Armen nicht ausgewichen: er hat es, der Konvention trotzend, unterlassen, die Würde eines Propheten anzulegen. Den Revoltierten durfte man für einen irdischen Menschen halten. Das war gefährlich und empört manchmal selbst Empörer. Ihrer gebieterischen Fingerzeige hätte Mühsam gespottet. Der Stil, den er für die häretische Partie seiner Existenz bestimmte, schien auf einer romantischen Eskamotage derselben materiellen Widerstände zu beruhen, von deren dumpfer Hartnäckigkeit der ökonomische Forscher so bitterlich doch überzeugt war. Auf daß die Last ihn nicht erdrücke, lernte er die Magie, sie verschwinden zu lassen, wann immer er wollte: er verstand sich auf die Verzauberungen der Bohème. Und brauchte es nicht zu arrangieren, daß, unter Zigeunern, seine Rolle sozial repräsentativ wurde: dem Inventar des fünften Standes fügte der defroquierte Patriziersohn den Typus des Schriftstellers bei, den die verletzte Bourgeoisie systematisch blockiert. Dieser Dichter hat viel gehungert. Aus der Misère machte er Verse. Sein erster Band: „Die Wüste“ gibt, ironisch glossiert, den verzweifelten Kampf der Phantasie gegen Not und seelische Angst. In diese narkotischen (und schon klassischen) Blätter ist die Atmosphäre eines Elends eingefangen, das, trotz allem, Gehirnlich immer wieder in Frage gestellt wird.

Der Revolutionär im Café: dieses Bild enthielt eine moralische Stachelung. Den snöbischen Insassen wards bänglich. Es war neu und beunruhigend, daß ein begabter, kluger Literat dem Willen zur Güte Leben und Kunst opferte. Selbst Freunde suchten sich, gelegentlich, mit leisem Hohn zu helfen. „Mühsam, hast du heute wieder *rege Interessen*?“ fragte ein junges Mädchen, verzehrend schön wie ein Profil des Filippo Lippi. „Rege Interessen“: so nannten die Zarten, die es mit Beardsley hielten, alles Menschenfreundliche, das in proletarische Stickluft führte. Mühsam lächelte. Er war zu wenig Don Quichote, um innerhalb der *décadence* auf Proselyten aus zu sein. Aber er ließ das entzückende Kind und ging zu seinen Arbeitern, in die Spelunke.

Er ist später, in München, zu den Allerelendesten gegangen, zu denen, auf die das Klassenbewußtsein säuberlich Organisierter herabblickt, wie auf etwas Unreines. Zu denen, die „unterhalb“ der Arbeiterschicht hausen. Und deren Verrufung schon im Jahre 1847 vorbereitet worden war durch den Satz, den Marx und Engels in ihr „kommunistisches“ Manifest schrieben: „Das Lumpenproletariat, diese passive Verfaulung der untersten Schichten der alten Gesellschaft, wird durch eine proletarische Revolution stellenweise in die Bewegung hineingeschleudert; seiner ganzen Lebens-



lage nach wird es bereitwilliger sein, sich zu reaktionären Umtrieben erkaufen zu lassen.“ Diese generelle Diffamation ist von Mühsam stets als Infamie empfunden worden. Widerwärtig war ihm das hautaine Preisgeben von Menschen, die man doch interessant und bemitleidenswert findet, wenn sie, literarisch zurechtgemacht (wie in Gorkis „Scenen aus der Tiefe“) auf eine hell erleuchtete Schaubühne treten. Erich Mühsam wagte sich in die wirklichen Höhlen und Höllen, in denen Verwahrloste zusammenhocken. Und sprach, ein Bruder, zu Brüdern und Schwestern. Suchte aus Verschüttung glimmenden Glanz zu locken. Bezahlte für Dirnen, Diebe, Apachen Wurst und Bier. Verfiel deshalb, als Narr, dem gellenden Hohn der Journalisten und, als Verschwörer, einer Anklage wegen „Geheimbündelei“, von der er freigesprochen wurde. Was dieser Staatsfeind getan hatte, war praktisches Christentum, realisierter Dostojewski, ein enthusiastischer Heilungsversuch an Aufgegebenen: am fünften Stande. Ein Akt allmenschlicher Solidarität, den die Sozialgeschichte aufbewahren wird.

Verfolgungen und Prozesse haben Mühsams Weg garniert. Der Oberen Mißtrauen weckte er früh: durch sein Friedrichshagener Wochenblatt „Der arme Teufel“. Man kennt die Meublierung eines insurrektionellen Daseins: Zeitschriften, Begeisterung, Meetings, Polemik, Detektivs. Dicht flogen des Geschickes Pfeil und Schleudern. Krankheit. Wirrnis. Enttäuschung. Wandern durch Regen und Kälte. Et toujours la purée noire. Zu einer Konzentration seiner Absichten gelangte Mühsam in der Monatsschrift „Kain“, die er, von 1911 bis 1914, zu München herausgab. Wie Baudelaire, nahm er Partei für den ersten Rebellen, gegen den glatten, selbstgefälligen Abel. Die vierzig Hefte dieser Revue hat er allein vollgeschrieben. Inbrunst strömte da in sehr dokumentierte Artikel. Durch viele Monate ging ein „Tagebuch aus der Untersuchungshaft“: wertvoll in seiner Anschaulichkeit.

Zwischendurch wuchs des Autors künstlerisches oeuvre. „Der Krater“ brachte fliegende, fließende Lyrik. „Und nach dem Takte reget, und nach dem Maß bewegt sich alles an mir fort.“ Viele dieser beschwingten Gedichte reißen Menschen rhythmisch zusammen, beflügeln Sinn und Schritt von Massen. Dessen wäre modischer Manierismus nicht fähig. Aber die Herren, die gegen die rätselhafte Standesbezeichnung „Expressionisten“ keinen Einwand erheben, halten den Dichter Mühsam für literarisch „überundet“. Ist diese Meinung wichtig?

Man lese den zusammenfassenden Gedichtband: „Wüste — Krater — Wolken“. Und spiele Mühsams bestes Theaterstück:

„Die Freivermählten“, ein Thesendrama, das gewisse Abreden der Sexualmoral unterminiert: Übereinkünfte „Aufgeklärter“. Erwiesen wird das Philistrische, das in „freien“ Lebensformen stecken kann; gefordert: absolute Selbstbestimmung des Weibes. Eifersucht: die „infamste Form des Besitzneides“. Ein Bühnenthema, das jedermann interessiert.

Die „Freivermählten“ gehören zur sozialen Tendenzliteratur so unzweideutig wie Figaros Hochzeit, Uncle Toms cabin, Multatulis Kolonialromane. Kunst als Willensäußerung, als Gärstoff. Aber „Politik“ war aus Mühsams theoretischem Laboratorium verbannt. In Sonderheit fand er, auf den Gedankenpfaden großer Lehrer, Parlamente verdächtig: approbierte Auspuffrohre der Energie. Durch soziale, nicht durch parlamentarische Aktionen erränge das Proletariat sich die Zukunft. Standen Reichstagswahlen bevor, so ging dieser Outsider in die Versammlungen der Partei des Herrn von Vollmar und forderte die Arbeiter zur Wahlenthaltung auf. Man schlug und verleumdete ihn. Er hatte nichts anderes erwartet. Verkannt zu werden, gehörte ja zum Metier.

Was folgte, weiß man. Krieg. Die Republik Bayern. Mühsam, sich in Kämpfe um staatliche Organisation begebend, muß, in bewußter Bescheidung, auf viel „Utopisches“ verzichten haben. Seit Dezember 1918 erschien eine neue Folge des „Kain“: die letzte Nummer am 28. März 1919. Krisis. Im April wurde Mühsam verhaftet. Im Juli war der Prozeß. 42 Jahre + 15 = 57. Aber das ist absurd, meine Herren.



Walther von Hollander:

## GRENZE DER ERFÜLLUNG

### NOVELLE

Es ist nun vorbei. Dieses Blatt Papier schiebe ich vor den entsetzlichen Spiegel, vor den Brunnen, in den ich Stunde um Stunde tiefer versinke; an den armseligen Buchstaben klammere ich mich fest, an den Worten, die allein mir geblieben sind — als Strohalm und Strick.

Nicht mehr erwachen gelang nicht. So bleibt das Brüten in der Dämmerung und ein erster Gang in der Morgenfrühe, wenn zwischen den Häusern noch nicht der Geruch hastender Menschen ist. Es gilt nicht — den Weg noch einmal zurückschauend — zu klären, sondern nur noch, weil ich weiter atme, den eisernen Block über mir zu halten, mit zielloser Kraft. Leben ist das nicht, aber Leben ist auch nichts anderes — und mit dem Trommelschlag der Geschehnisse sich über die gespannte Leere hinwegwirbeln ist ebenso sinnlos wie dies, daß ich in einem Zimmer verbittert sitze, das Vergangene liebe, es fern von mir halte und mein Geschick beschreibe.

Süßer als alles ist das berauschende Opiat der Einsamkeit; spärlich sind die Früchte jedweder Leidenschaft, und nur wer einmal in seinem innersten Kern wankend wurde, versteht, daß die Welt in rasendem Lauf durch die Leere stürmt, um sich im eignen Gleichgewicht zu halten. Warum schließlich vom Unrat der Erlebnisse das



Erleben überwuchert wird, warum in der Tiefe der Durst uns quält nach dem leichteren Himmel und unter der blauen Seidenfahne einer gemächlichen Leidenschaft der Durst nach Tiefe, warum wir ewig gehetzt von uns in andere stürzen und aus den anderen nackt in uns zurückgejagt werden, wozu wir in tausend Formen uns zu gießen trachten und niemals auch nur eine Form zu füllen vermögen — warum wir reifen wollen und uns tief innen vor Frucht und Vollendung schaudert — das alles trinke ich als Frage in mich hinein und weiß, daß eine Antwort so schön und so ohne Zweck ist wie der Gang der geliebten Frau, der nun an meinem Fenster vorübergehn muß.

\*

In der Nacht, als wir uns kennen lernten, schwang sich die silberne Frage des Viertelmondes über dichtgedrängte Schornsteine. Dem hastigen Aufleuchten erster Begehrlichkeit folgte die Täuschung des Erfülltseins. Worte überstürzten sich, Geständnisse lauerten, und es war wieder einmal, als seien all' die verwirrten Pfade zweier verschleuderter Leben wie klar fließende Kanäle zu dem einen Zweck gespannt, in diese Nacht zu fließen. Waren wir beide dem Spiel mit Schicksalen entwachsen, so reizte uns um so tiefer das Spiel mit Worten, das so leicht die Seelen zu tauschen meint, wenn die Ströme der Leiber ineinanderzischen. Glückseligkeit — die Insel aus Worten gebaut und mit Wollüsten bewimpelt, schimmerte dicht hinter unsern geschlossenen Augenlidern. Woher wir kamen, wußten wir nicht, und unsere Jugend wurde so durchleuchtet vom Glanze dieser ersten Stunde, daß unsere Zukunft wie ein unfäßbarer Akkord unsere Glieder zu dem ewigen Rhythmus der Einheit zusammenfügte.

Wir bemühten uns, aus dem Wissen der kommenden Enttäuschung Mauern zwischen uns zu errichten, aber durch die Luken des Genusses fanden wir uns zu immer

schnellerer Fahrt in die Abgründe einer Leidenschaft, die mit wunden Lippen und zusammengepreßten Zähnen sich dem Erwachen wehrt.

Gegen den Morgen zu begann Regen auf dem Blechgesims des Fensters zu trommeln, streichelte mit zärtlichen Fingern die kühler werdende Haut der geliebten Frau, bis ich erschreckt über der Schlafenden innehielt, und nun schon wußte, daß es zwischen Liebenden nur Brücken gibt, deren in die Herzen gewuchtete Pfeiler mit den Herzen zugleich auseinanderfallen, daß keine untrennbaren Wege zwischen zwei Menschen laufen, daß es Hitze gibt und niemals Wärme, und daß schließlich doch nur übrig bleibt: für den einen in der Luft der Leidenschaft unruhig weiterzuschlafen und für den anderen an den erwachenden Häusern vorbei in die frostige Kühle des neuen Tages zu traben.

Wir fanden uns wieder, die Stirnen ein wenig beschattet durch den Gedanken, daß von der uns zugemessenen Lust schon ein Teil verbraucht sei, preßten hart die Finger ineinander und suchten, ob uns gelänge, Funken aus den knackenden Knöcheln zu schlagen. Wir erzählten hastig vom Gedenken an die vergangene Nacht, und wie alles blaß sei, was uns zuvor begegnete. Ausgelöscht!

Dennoch fanden wir immer mit Worten in das Vergangene zurück, gruben Schlacken aus, erinnerten uns lächelnd, daß jeder getrennt vom andern durch seltsame Wirrungen in diese Stunde getrieben sei und reichten alle Dinge der Vergangenheit wie verblaßte Kostbarkeiten dar. Ich erzählte etwa, wie den Knaben noch unter den Apfelblüten eines engen Gartens erste Leidenschaft zum Schluchzen zwang und die tastenden Hände sich am harten Stamm des Baumes wundrüttelten, so daß ein früher Schnee durch die Mondstrahlen wirbelte. Und sie erzählte von einer Fahrt der Leidenschaft, Leib fest an Leib gepreßt, durch Städte, die ihren Namen



verloren und durch Zimmer, die unvergeßlich und ewig waren, von Flüssen und Bergen, die immer im Hintergrund standen und einer Schiffskabine, die fest im Gedächtnis gemauert blieb. Wege alles nur, verstaubt, vom Räderrollen aneinandergedrängter Geschehnisse. In das Schweigen hinein fielen dann Küsse der Leidenschaft, spitz und glühend, trieben uns zu immer schnellerer Lust und vergruben uns in die Bergwerke des brennenden Verlangens. „Es gibt nur einen Weg“, sagte sie, „Vergessen und das Vergessen vergessen. Verströmen und nicht mehr wissen, daß man Strom ist.“ Und ich breitete meine Hände, als müßte ich diesen Strom fangen. Seitdem liebe ich meine Hände und zuweilen, wenn Morgensonne in meine Fenster fällt, hebe ich die Finger gegen das Licht, sehe daß hellrote Blut unter der Haut schwimmen, und weiß, daß sie es ist, die in meinen Adern ewig unruhig den Weg zu meinem Herzen sucht. So sehr ist Besitz und Verlust dasselbe, so sehr ist einmal und ewig das Gleiche, daß ich nun lächeln kann, während die Tränen, die sie nicht erlöste, mir die Kehle dörren.

Damals glaubten wir, daß der Tag kein Ende nähme, so sehr leuchteten unsere Glieder im Dunkeln, und wir fanden nirgend den Weg in die Wirklichkeit zurück, auch dort nicht, wo man sie von Tellern speist und aus Gläsern trinkt. Wein wurde zum Kuß, Bissen, die wir teilten, zur Zärtlichkeit, Worte des täglichsten Lebens vom Überfluß zum Erlebnis durchtränkt. Die Wellen kurzer Trennungen wurden seltener, Leidenschaft brannte aus überblauem Himmel. Wir gingen nicht voneinander, zerrten schon nach wenigen Minuten nacheinander und begruben die Schmerzlichkeit der Pausen unter einem Bergsturz von Zärtlichkeiten. Unsere Füße gingen so gleichen Takt, daß wir den Boden nicht mehr fühlten, unsere Gedanken sprangen so ineinander, daß sie im Wettlauf jedes Ziel erreichten. Menschen waren noch um uns, aber da wir hell glühten, sahen wir sie nicht in



ihrer Beschattung. Ihre Masken, dumpf von zu vielem Schlaf und schwammig von der Trägheit der Getriebenheit, standen an unserem Weg wie ein lustiges Satyrspiel, das unser hohes Lied uns zum Ergötzen nachäffte. Es erschien uns oft, als seien alle anderen Menschen wahnsinnige Marionetten. Denn wir allein wußten den Sinn des Lebens und den Unsinn der Leben, die nicht unser Leben waren.

Mitten im Sommer, als die Bäume wie grüne Fackeln im Asphalt schmolzen und die Hitze zwischen den Häusern in dicken Quadern lag, als die Schritte der nachts Vorübergehenden in der Luft hängen blieben und unsere Lüste keinen Raum mehr im Zimmer ließen, beschlossen wir, unsere Einsamkeit auch nach außen hin wahr zu machen und uns eine Zuflucht zu suchen, die noch nicht so durchtränkt war von unserer Liebe, ein Bett zu suchen, das noch nicht so viel von uns getrunken hatte, damit unsere Liebe wieder leichteren Schritt gehn könne. Aber es erwies sich, daß wir alle unsre Glut mit uns trugen, daß der Eisenbahnwagen zum Bett wurde, die Wiese zum Pfühl, daß die Zimmer, die wir betraten, schon von unserer Liebe wußten, daß unsere Einheit in allen Bäumen rauschte, aus allen Bächen uns entgegensprang, daß die Blumen uns kannten und die Vögel mitten im Sommer zu pfeifen begannen. Weit breitete sich vor uns die Welt wie ein einziges Blütental, obgleich die Blätter schon zu gilben begannen. Zu bunten Sträußen band sich der Herbstwald vor unseren Fenstern, zu Hochzeitsgirlanden schwangen sich die Berge in den Horizont, und die Häuser der Menschen lagen unerreichbar tief unter uns, auch wenn wir an ihnen vorübergingen. — — —

In dieser Zeit erst, in der wir von Fest zu Fest taumelnd in einer Lohe von Glück gingen, lernte ich Nina kennen. Jetzt erst gelang mir, tief in den Schoß ihrer Augen zu dringen. Jetzt erst baute sich ihr reicher Leib aus einzelnen Gliedern zu einem Ganzen, jetzt erst vermochte

ich, wenn sie aus dem Zimmer gegangen war, die Linie ihres Nackens nachzuziehen, die wiegende Trägheit ihrer Hüften und das herbe Oval ihres schmerzreichen, durchglühten Gesichts, das immer ein wenig den kleinen, lebendigen Brüsten zugeneigt war. Wir erforschten einander unermüdlich, belauschten heißhungrig und gierig alle Geheimnisse des Rhythmus, der vielgestaltig zwischen zwei Körpern schwingt, spannten unsere Lust zu immer neuen Lüsten und versuchten immer wieder die Grenzen zu überschreiten, die zwischen eins und zwei, zwischen du und ich aufgestellt sind.

Wie sehr gelang das! Schmerzlich über jene Tage gebeugt erschüttert mich immer wieder der rastlos gleitende Flug aus Verdammtheit des verketteten Ichs in die ruhevolle Gelöstheit des atemlosen Genusses. Erschlafften unsere Glieder, so erglühete die Zärtlichkeit des Geistes, waren die Seelen des Fluges müde, so erhoben sich unsere Leiber zu dem Spiel, in dem Dasein und Gegenwart sich mit Zukunft und Vergangenheit zu einer Flamme vereinen, die zeugend zugleich und sich selbst vernichtend, die aus sich gebärend und an der Zukunft zerrend um unser Bett brannte, als müßte sie in die immer dunkle Ewigkeit hinüberleuchten.

Wir spürten nicht, daß die Stunden rastlos und gedrängt durch unser Zimmer rannen, wir sahen nicht, daß Tag und Nacht ihre ewigen Ronden vor unserer Tür gingen — Zeit war nicht und der sanfte Blätterfall von Ahorn im Hof war nur eine Bestätigung, daß auch Ewigkeit Zeit sei. Wir versteckten uns spielerisch und voll kindlichen Vertrauens hinter unserer Liebe, wir öffneten tagelang nicht unsere Fensterläden und freuten uns am Rätselraten, welche Tageszeit es sei. Immer höher stieg die Flut unserer Liebe, immer ferner ward unserer Insel das Land der Menschen, und mit dem Willen zur Zerstörung, der als bitterer Kern in jeder Liebe wuchert, ersehnten wir hochmütig den Augenblick, da die Wellen



uns ersäufen würden. Wir peitschten uns zu immer neuer Vereinigung, überschwemmten uns mit Wollust, zerrten einander immer neue Türen auf und durchschritten schaudernd selbst jene verstaubten Kammern, in denen die Gerippe vermoderter Wünsche lagern und — mit der Kühnheit des Wahnsinnigen, der vermeint, sich an einem Strick in den Himmel hineinhängen zu können — öffneten wir auch die Keller, die bevölkert sind vom rastlos nagenden Ungeziefer der Verneinung. Überall fanden wir erschreckt unsere Bilder an den Wänden. Keine Leere gab es, die wir nicht erfüllten, und darum ahnten wir nicht, daß die Erfüllung unseres Gesetzes nahe sei. Wir erkannten bald, daß es keinen Wunsch geben könne, der nicht im andern als Gegenbild die Erfüllung habe, daß kein Gelüst in einem sei, das nicht der andere Jahre hindurch schon getragen. Es gab keine Bewegung, die nicht einer erträumt, keinen Kuß, den nicht der andere schon zuvor-gedacht, keine Vereinigung, zu der wir nicht beide hemmungslos bereit gewesen wären. Die Wände zwischen uns waren zerrissen, unsere Gesichter tauchten ineinander ein, Bild und Spiegelbild vereinte sich, und als wir erschreckt innehielten vor dem Nichts, daß keine Maße mehr enthielt, dämmerte uns, daß wir ohne Grenzen verschwammen, und keine Schatten in das sonnüber-spannte Nirwana warfen, an dem wir die Umrisse unserer Gestalten hätten abmessen können. Wir riefen angstvoll, aber da wir Stimme und Echo zugleich waren, wurden unsere Worte von der Unendlichkeit verschlungen; wir beugten uns weit über die Brunnen der Tiefe, aber die warfen kein Bild zurück, und wenn wir uns hineinstürzten, so verschwanden wir in uns selbst und landeten eng umschlungen im Luftleeren.

In einer Nacht, als die Schweigsamkeit unserer rastlosen Vereinigungen uns die Kehlen verschnürte, hieben wir — da keine Worte mehr von unseren Zungen kamen — einander die Zähne ins Fleisch und erwachten ungetrennt



am andern Morgen vom Schmerz der Wundmale. Aber auch dies ließ uns nicht erwachen, weil wir den gleichen Schmerz trugen. Immer teuflischer erschien uns der Ring, in dem wir uns gefangen, aber wir vermochten nicht, uns seinem Würgen zu entziehen, da wir in keinem Winkel allein waren. Wir hatten nicht einen Punkt, von dem aus wir uns hätten zur Wehr setzen können. Wir waren nirgends einsam, und darum gelang uns auch nicht der geringste Haß gegeneinander. Denn Haß entzündet sich nur, wo Verbundenheit in die Trennung hineinzerrt.

Verloren in die tiefste Einsamkeit, verschneit in einer Hütte, weit über den ersten Häusern, versenkt in die weiße Wüste eines harten Winters, umspinnen von Eisblumen lebten wir — — und zählte ich noch so lange, ich wüßte die Zahl der Tage nicht. Das aber weiß ich, daß wir nicht mehr sprachen, weil Worte zwischen uns nur Wiederholungen waren, daß wir immer mehr uns weiteten, weil der eine im andern ganz Wohnung nahm, und daß wir oft tagelang, wenn der Rausch uns verlassen hatte, die Stirnen aneinandergelehnt uns gegenübermaßen, umströmt vom Kreislauf des Blutes, das aus einer Quelle gepumpt durch beide Herzen in gleichem Takt getrieben wurde.

An einem Morgen, da wir mühsam aus den Schluchten des Schlafs in den Tag dämmerten, taute Schnee in Bächen vom Dach. Die Berge, deren mattes Elfenbein fern über der Ebene sonst leuchtete, standen glasblau und nah vor unserer Tür, und wir wußten plötzlich — und ich erschrak — daß Welt sich hinter ihnen spannte. Taumelnd stürzte der sonst träge Bach zu Tal, und ich sah, daß deine Augen mit ihm schwammen, hellblau und nach der Ferne gierig, sah, daß du blind neben mir zurückbliebst und mit meinen Augen nicht mehr sehen wolltest. Da wußte ich, daß Erfüllung für eine Frau doch immer nur der Weg zu einer neuen Erfüllung ist, daß es kein Ziel gibt, dem ein weibliches

Herz ewig und unwandelbar zustrebt. Da erkannte ich, daß es Mannessache ist, ewig zu sein, und weil die Ewigkeit dunkel ist, gläubig und einsam im Dunkel zu verharren.

Einen Weg noch versuchte ich, den einzigen, der die Frau mit der Ewigkeit verknüpft: ich wollte, daß Nina ein Kind trüge. Und der Rausch dieses Willens fing uns beide noch einmal zusammen. Unter den Blütenbäumen ging Nina zärtlich, trächtig und gedankenlos an meiner Seite. Aber der Weg von der Blüte zur Frucht führt durch jene schalen Tage, in denen das hellgrüne Laub zu dunkeln beginnt und vom Staub der Landstraße gepudert wird.

Nicht mehr vereint waren wir, denn in ihr wuchs, was wohl ich beginnen, aber nur sie vollenden konnte. Was eins war, war nun drei, und zwei war wieder übersprungen. Das zärtliche Streicheln ihrer Hände über ihren fruchtbaren Leib sagte mir, daß ich sie verloren habe. Einmal noch riß ich meine Kräfte zusammen, und in einer furchtbaren Nacht, in der unsere Tränen wie Schleierwände zwischen uns standen, gehorchte sie mir und tötete die Frucht.

In den Tagen ihrer Krankheit schien ihr Bedürfnis nach Zärtlichkeit und mein Schuldgefühl uns noch einmal zu vereinen. Als aber ihre Füße wieder erstarkten — es war mitten im Sommer und Sonne und Mond lösten einander mit ihrem Leuchten ab, so daß das reife Laub der Bäume Tag und Nacht im Wechsel von Grün und Staubsilber schimmerte — da wurde ihre Fremdheit so groß, daß sie hinter Springketten von Worten sich zu verbergen suchte, und nun gab es für mich kein Entrinnen mehr vor dem Wissen: daß begonnen und vollendet vor der Ewigkeit der Liebe das Gleiche ist, und daß ebenso, wie Wunsch und Erfüllung in uns eins war, auch die Trennung in uns erwachen und Wirklichkeit werden mußte, in dem Augenblick, da wir uns dem Wachsen und Vergehen der Zeit



beugten und uns einfügten in das Gesetz von Geburt und Tod. Gott und Mensch zugleich sein, geht nicht. Nur eins gibt es — zwei wird zu eins und drei zu zwei und zwei zu eins. Und Liebe ist ewig unfruchtbar wie alle Vollendung. Tod und Ewigkeit ist das Gleiche, und Leben ist nur ein Zwischenspiel der Unvollkommenheit.

Wie wir schieden, weiß ich nicht mehr, weil ich den Tag tief in mir vergraben habe und dieses Grab erst öffnen werde, wenn mein Grab mir geöffnet entgegenlächelt. Jetzt aber sehe ich lächelnd fast den Gang der geliebten Frau an meinem Fenster vorübergehen. Wohl weiß ich, daß sie zerstört in Erlebnissen das Erleben zu betäuben sucht. Wohl weiß ich, daß sie hofft, unsere Liebe möge ihr winken; so oft ich aber versucht bin, die Hand zu heben oder die Stimme, sinke ich wieder zusammen. Denn Ewigkeit einmal unterbrochen ist ein Nichts und weniger als das Blatt, das leuchtend an meinem Fenster vorüberschaukelt und mich erinnert, daß nun die Jahreszeit gekommen ist, in der unsere Liebe am stärksten leuchtete.

So lebe ich — ein ewiger Kalender unserer Liebe, und warte, daß ich mich in das Nichts vollende und verwehe.



*Anna Siemsen:*

## DIE SUGGESTION DER GEWALT.

Vier Jahre des Krieges, Jahrzehnte einer Gewaltpolitik nach innen und außen, unser ganzes Leben und unsere Erziehung, deren Alpha und Omega die Gewalt war, scheinen uns so erfüllt zu haben mit dem Aberglauben, sie sei das einzige Mittel, daß wir alle ausnahmslos und schon halb instinktmäßig zu ihr greifen.

Von den alten Machthabern ist das nicht zu verwundern, ihr ganzer Glaube ist in dem Credo der Gewalttätigkeit: Auge um Auge, Zahn um Zahn beschlossen. Von den bürgerlichen Parteien ist jedes Mittel zu erwarten, durch das ideenloser und glaubensloser Egoismus seine Vorrechte zu wahren sucht. Auch unsere sozialistischen Regierungshelden sind von Natur und durch Kunst ganz von diesem Fetischdienst der Bajonette und Handgranaten erfüllt, daß man nichts anderes erwarten durfte, obgleich man immerhin erstaunt ob dieser Naivität, die eine Demokratie errichten will mit Belagerungszustand und Standrecht, die immer blinder und tollwütender die Methoden, die kaum zusammengebrochen und in ihrer Unsinnigkeit enthüllt sind, übersteigert, bis sie an ihrer eigenen Absurdität zu Grunde gehen wird.

Nein, das Erstaunen setzt erst da ein, wo unsere Kameraden, wo die Gläubigen der neuen Zeit, wo die, welche den neuen Menschen predigen und ihn verwirklichen wollen, das unternehmen wollen mit den Zerstörungswaffen der alten Menschheit. Mögen viele Putsche der letzten Monate ausgebrochen sein durch die Schuld

ziel- und verantwortungsloser Einzelner. Mögen andere durch die Regierungstruppen provoziert sein. Es bleibt genug Schuld auch an den Führern, die nicht ernsthaft, nicht willenskräftig sich den Gewalttätigkeiten widersetzen.

Wie vereinzelt verhallte Eisners Wort vom Wert des Menschenlebens, wie einsam blieb seine reine und friedfertige Gestalt, die doch wirklich nichts an Entschlossenheit vermissen ließ, und welches Tohu füllt dagegen unsere Zeitungen: Gewalt, Gewalt; das ist von rechts nach links das Losungswort, als seien „Rat, Mäßigung und Weisheit und Geduld“ wirklich zu den Wilden entflohen.

Auf Rußland und die Bolschewiki läßt sich das doch wohl nicht schieben. Ich verkenne nicht den Eindruck, den das russische Vorbild notwendig machen muß. Ich verkenne auch nicht die verführerische Kraft von Lenins Worten und seiner Persönlichkeit. Jeder, der ihn liest, unterliegt ihr zeitweilig. Sie haben die reine Idee, das ist gewiß, sie überwältigen uns durch ihre Hingabe und ihren Opfermut. Aber von ihrem Wege wissen wir noch zu wenig, um dadurch so völlig hingerissen zu sein. Vieles müßte uns vielmehr erschrecken und abstoßen, wenn — ja, wenn wir nicht selber an dieser Krankheit litten: dem Aberglauben an Gewalt und Unterdrückung.

Es ist ja kein Wunder. Wir haben unter diesem Aberglauben unser Leben hingebracht. Wir sahen und sehen stets das triumphierende Unrecht sich auf die Gewalt stützen, sogar das Recht scheint nur durch sie sich bisher behauptet zu haben. Kein Erfolg der Geschichte scheint auf andere Weise erreicht.

Dem flüchtigen Auge scheint es so und dem ungläubigen Herzen. Wo sind in Wahrheit alle Eroberer, Sieger, Herrscher geblieben? Wo die gewaltsamen Revolutionäre und Missionare des Schwertes? Die Geschichte wäre ein wirrer Haufen unerklärlicher Erfolge und unbegründeter Mißerfolge, wenn wir nur diese, ihre sogenannten Helden betrachteten. Wurden die Mittel-



meerländer etwa hellenisiert, weil Alexander sie eroberte? Sein kindischer und zweckloser Zug hat nur Verwirrung gestiftet und hemmend und zerstörend auch in der Folgezeit gewirkt. Hellenisches aber und orientalisches Wesen war schon durch lange Jahrhunderte so in Wechselbefruchtung und Verschmelzung, daß er dafür nichts bedeutet. Ohne diese gewaltlose, leise, schaffende Arbeit der Jahrhunderte wäre seine Rolle die eines Tatarenchans. So schafft er eine bunte Kinderballade, um ein großes geschichtliches Werden gemeinverständlich zu deuten. Und alle anderen großen Eroberer? Entweder sie wirken in der Richtung des langsamen Werdens, d. h. sie tun im Grunde überflüssige Arbeit, sie nehmen unreif vorweg, was durch friedliche Ackerbauer, Kaufleute, Missionare geleistet wird, oder ihr Werk zerbricht mit ihnen. Schafft alle Eroberer aus der Welt, die Welt sähe nicht so gar anders aus: nur unendlich viel reicher an menschlicher Freude und lebendiger Kultur, unendlich ärmer an Blut, Not und Unrecht.

Alles, was bleibt, kommt mit leisen Schritten, wie man das Frühjahr kommen fühlt. Nicht die Stürme bringen es, sondern die sanften Tage, und unmerklich wandeln sie die Konturen des Waldes und das Grau der Wiesen in ihr sanftes Blauen und Grünen. Gar nicht anders ist es mit allem Werden des menschlichen Geschlechts. Daß wir in eine neue Zeit hineinwandern, daß wir schon mitten in ihrem Vorfrühling stehen, das lehrt mich nicht der Kampf in Lichtenberg oder die Generalstreiks, nicht die Arbeiterräte oder die ach so schlummerseligen Verhandlungen der schon vor ihrer Geburt fossilen Nationalversammlung. Das spüre ich, wenn ein kleines Schulmädel sagt: „Das Leben ist wohl schön. Aber es ist doch schwer, immer den Mut zu behalten, daß man gut wird.“ Oder wenn ein Eisenbahner in dritter Klasse ganz unvermittelt und mit ernsthaften Augen zu dem Schluß kommt: „Es ist ja von den Forschern gesagt:



Aus dem Osten kommt das Licht. Und so ist es jetzt auch wieder“, oder ein kleiner belgischer Soldat: Ah l'union des peuples, madame j'en serais vraiment trop heureux, et on y travaillera sans doute.“ Erstes Ergrünen gewiß auf winterlichen Feldern, allererstes Dämmern nur. Aber wir sollten warten gelernt haben und Geduld in unseren langen Leidensjahren. Geduld ist aber nur die Sache gläubiger Herzen.

Und daran eben mangelt es allen Anbetern der Gewalt. Sie glauben nicht an den Geist. Sie glauben nur an Fäuste, Gewehre und Handgranaten. Und mit ihnen wollen sie ein künstliches Frühjahr schaffen. Und sie sehen nicht, daß alle Ideologen der Gewalt zum Scheitern verurteilt waren: Von Spartakus und Thomas Münzer bis zu Marat und den Terroristen von „Land und Freiheit“. Was könnten wir gegen ihre menschlichen, schönen, einfachen Ziele einwenden? Aber da sie nicht die Geduld hatten, dies Licht allein leuchten zu lassen, so haben sie damit sich selbst zum Zusammenbruch verurteilt. Auf die Dauer widersteht keine Gewalt der Wahrheit. Tolstoi hat sich schon heute, nach wenigen Jahren, stärker erwiesen als das Zarentum, und Eisner wird lebendiger bleiben und mächtiger als der lebende Noske mit allen Schrecken seiner weißen Garde.

Wer zweifelt denn heute daran, daß Marx mit seinen Gedanken siegreicher ist, als *alle* „Sieger“ des gewesenen und kommenden Jahrhunderts? Daß er Europa nicht nur, sondern die Erde erobern wird nur durch die Kraft seiner Überzeugung? Wahrscheinlich ist niemand so ungläubig wie seine Namensjünger, die deutsche offizielle Sozialdemokratie. Diese freilich braucht ihn und seine Ideen nur noch als Attraktion und jongliert mit ihnen, um hinter der Szene umso ungestörter persönliche Geschäfte zu verrichten. Wo man hinkommt in Parteiversammlungen, man findet nur noch einige alte Leute,

die von dem Glauben des Sozialismus durchdrungen sind und die Inbrunst und Hingabe der Gläubigen besitzen.

Nirgends ist diese materialistische Entartung so schlimm wie in Deutschland. Denn das ist Deutschlands besonderes Unglück, seine schwerfällige gründliche Nüchternheit. Wo andere leicht hinwegschreiten über moralische und intellektuelle Sumpfgebiete, da stapft der Deutsche mitten hinein und wühlt im Schmutze. Der Angelsachse behält mitten im skrupellosesten Geschäftsmaterialismus noch Großzügigkeit und ein äußeres Anstandsgefühl; der Romane behält seinen Schwung und Illusionsfähigkeit — soll ich sagen: Gläubigkeit — die seinen schlimmsten chauvinistischen, kapitalistischen Ausschreitungen fast etwas Rührendes gibt. Der Deutsche aber, der erzogen ist, nur an Gewinn und an Gewalt zu glauben, der dient nun diesem Götzen mit einer ängstlichen Pedanterie und erlaubt sich keinen Ausblick mehr in das Gebiet menschlicher Gefühle, menschlichen Anstands, menschlicher Begeisterung. Ich glaube Noske seine ehrliche Entrüstung, wenn jemand sich nicht überzeugen läßt durch Standrecht, Belagerungszustand und Söldneranwerbungen, bei denen man für sechs Mark und drei Zigarren täglich auf seine Kameraden schießt. Er hat in seiner Unteroffiziersseele kein höheres Ideal als Kommandogewalt, Disziplin, Löhnung und Avancement. Er ist sich als Reichswehrminister selber zum Abgott geworden, vor dem seine gewaltberauschte Seele täglich Kotau macht. Und täuschen wir uns nicht, dieser Noskesche Unteroffiziertypus ist der überwiegende Typus auch unserer sozialistischen Führer — für die bürgerlichen Parteien versteht sich das bei ihrer Vergangenheit von selbst. Im November, als die Revolution kam, ohne Blutvergießen, selbstverständlich, sicher und beherrscht und die alte Gewalt vor ihr zerbrach, wie Eis im Sonnenschein, damals konnte man einen Augenblick glauben, Deutschlands grauenhafte Prüfung habe das vergiftete deutsche Volk wieder entgiftet und



innerlich befreit. Es war ein Irrtum. Wir kranken noch an den alten Übeln. Gar nichts ist noch in unserm Innern verwandelt worden. Und wenn nicht der Zwang von außen sie hindert, so wird Deutschlands offizielle Sozialdemokratie den alten Militarismus wieder erstehen lassen, ja sie wird ihn noch verstärken gegen den äußeren und gegen den „inneren Feind“.

Sie werden uns, den Gegnern der Gewalt, vorwerfen, daß wir die Wirklichkeit nicht sehen. Sie werden behaupten, daß unsere Überzeugung und unser Glaube kein Mittel sei, Ziele zu verwirklichen, Hemmungen zu überwinden. Sie werden von Anarchismus und Tolstoischer Weltflucht reden. All das mit Unrecht. Nichts ist auch im politischen Machtkampf so stark wie ein geistig bestimmter Wille. Hätte unsere Arbeiterschaft, hätten unsere „Geistigen“ diesen Willen, nichts hätte schon bis heute die soziale Umwandlung Deutschlands hindern können. Wenn wir nicht mitmachten bei der ziellosen Gewaltpolitik der Regierung, wenn wir sie weder mit unserer Stimme, noch mit unserer Arbeit, noch mit unserem Gelde unterstützten: Stimmrecht und Pressefreiheit, Generalstreik und Steuerverweigerung, das würden die gewaltlosen aber unwiderstehlichen Mittel des neuen Deutschlands sein.

Wenn es ein neues Deutschland gäbe. Aber es gibt keins. Darum die Nationalversammlung nach dem Bilde des kriegsbetrunkenen Reichstags, darum das chauvinistische blutdürstige Hetzgeheul unserer Presse. Heute wie vor einem Jahre. Darum die zersplitterten, unfruchtbaren, unselig abbrechenden Streiks, darum auch der Greuel der Spartakisten-Putsche und des weißen Schreckens.

Es ist nur ein Trost in diesem Hexensabbath der Gewalttätigkeit: Nicht, was an der Oberfläche stürmt und sinnlos wütet, bringt den Frühling, aber es hält ihn auch nicht auf. Bei allen Revolutionen sind diese Oberflächenstürme die — bisher unvermeidlichen — Nebenerscheinungen. Die eigentliche revolutionäre Arbeit der



inneren Umgestaltung, der wachsenden Erkenntnis, die stille, schaffende Arbeit jedes Tages, mag sie in Schrift und Rede, mag sie in Fabrik und Schule, mag sie auf dem Felde oder im Hause geschehen: die geht ihren Weg unaufhaltsam, auch wenn sie langsam fortschreitet. Und sie wird uns ein umgewandeltes Deutschland schenken, dann sogar, wenn alle die heutigen Gewaltpolitiker die blutigste Reaktion darüber hinaufführen. Nubila est, praeteribit.

Je klarer wir das erkennen, je unbedingter wir uns dabei fernhalten von jeder Befleckung durch Gewalt, desto praktischere Politiker sind wir in der Tat. Von den Parteien freilich werden wir zurückgedrängt werden, von den Entscheidungen des Tages wird man uns fernhalten, wir werden gar nichts hindern können von all dem Blut, dem Greuel und Elend, das seine führenden Männer über Deutschland heraufbeschwören. Aber unser wird die Zukunft sein, da wir bauen auf die wirkenden Kräfte des Geistes im Menschen. Daß in jener fernen Zeit, wenn alles, was heute die Gewalt notwendig macht, weil es selber nur zerstörend wirkt: Gewinnsucht, Herrschsucht, Ruhmsucht zu den antisozialen, verderblichen Eigenschaften zählen wird, die jeder in sich bekämpft und unterdrückt, weil er sich ihrer schämt, in jener Zeit werden wir die einzig praktischen Politiker sein und unsere Weisheit wird so selbstverständlich sein wie die Weisheit von Sonne, Wärme und dem leisen Regen, der heute tausend Keime hervorlockt, die gestern dem ungläubigen Auge tot erschienen.

*Klabund:*

## ENZIAN

### I.

Schluchze, Enzianblau!  
Die Felsen tosen.  
Das Wasser schmeckt eisern,  
Himmel helmt mein Haupt.

Her weint der letzte Schnee  
Ins Moos.  
Hier beben die Knie  
Im Niedersturz.

Der Wind singt im Abendrauh  
Und ein Kind  
Hinter Häusern.

### II.

Wenn ich wüßte warum —  
Ich wüßte wenig.  
Wenn ich wüßte woher —  
Ich wüßte viel.

Der Anker auf dem Matrosenarm  
Faßt Fleisch.  
Dein Gesang aus den Fenstern  
Verstummt.

---

Dorthin segelt die Yacht,  
Die Jähe.  
Weiße Brust  
Atmet die Salzsee.

Die großen Meere! Aber die kleine Quelle  
Sah niemand im Alpendickicht.  
Nur ein sterbendes Murmeltier  
Netzte die Lefzen.

### III.

Es werden Tage kommen,  
Sonnenlose ohne Gelächter.  
Brachfelder.  
Kein Korn glänzt.

Leichen rollen in den Flüssen,  
Die Eisenbahnen sind voll toter Fahrgäste,  
Wer ein Herz hat, weint,  
Hingebückt über das Jaucheloch.

Kahlkopf und Kohlkopf  
Wechseln wie Wild.  
Der Sieg ist versiegt,  
Viel Teppiche zerfasert.

Eine Tanne  
Steht noch — vielleicht.  
Das Gehörn einer Gemse  
Hängt am Abgrund.

### IV.

Ein alter Berg,  
Ein altes Weib.  
Das Hospiz  
Bröckelt.



Eis und Felsen  
Schlafen.  
Nur ein Windstoß  
Wacht.

Aus dem Tale die Tiefe  
Steigt lodernd.  
Schon brennt ein Blumenbusch  
Am Abhang.

Schon weht ein Glockenruf,  
Ein Ziegenbock.  
Ein kleines Mädchen  
Lächelt aufwärts.

*Georg Gretor:*

## JUGENDBEWEGUNG IN AMERIKA

Solange Ideologien nur auf ihren Ursprungskreis beschränkt bleiben, mag man an ihnen als einer privaten oder nationalen Angelegenheit vorübergehen. Erst wenn sie unabhängig voneinander an verschiedenen Orten entstehen, muß in ihnen der formulierte Ausdruck einer tatsächlich vorhandenen — bisher nur noch nicht ins Bewußtsein getretenen — Entwicklungskraft gesehen werden. Nur durch das gleichzeitige Auftreten einer Ideologie und durch ihren übernationalen Durchbruch ist eine äußerlich sichtbare Garantie gegeben, daß sich der Gedanke nicht mit theoretisch abstraktem Sein begnügt, sondern daß er zündend ist und Einfluß auf das geistige und materielle Geschehen in der Welt erlangt.

Eine solche Ideologie — bei ihrem Entstehen mit Mißtrauen empfangen — ist die aus der Not der Jugend heraus geborene gedankliche Begründung der Jugendbewegung.

In Deutschland, wo sie zuerst entstanden ist, hat sich die gestaltende Kraft der Jugendbewegung etwas daran zersplittert, daß der Prozeß des Bewußtwerdens innerer und äußerer Probleme in den Kreisen der Jugend nicht Schritt gehalten hat. Man blieb bei dem Durchdenken und Durchfühlen der inneren Probleme hängen, und es war nicht die Zeit des Ausreifens und des Ausgleichs gegeben. Der Krieg, der die neue Generation in Deutschland überraschte und zerschmetterte, führte die meisten erst zu der Erkenntnis, daß man als junger Mensch nicht seiner inneren Bestimmung nachleben könne, ohne gestaltend auf die äußere Welt zu wirken. Aus mangelnder Vorbereitung und der Unfähigkeit heraus, das Wesen der Politik neu zu durchdenken und es von ihren traditionellen Altersformen zu lösen, wie es die deutsche Jugend mit andern Formen und Funktionen des Lebens getan hat, ergab sich, daß sie in ihrer politischen Wirkung versagte.

Aber die aus der Jugendbewegung geschaffene Ideologie ist eine lebendige, unzerstörbare Kraft, und es ist zu hoffen, daß sie

sich auch in Deutschland allmählich in die Wirklichkeit umsetzen wird, hauptsächlich durch die Zusammenarbeit der proletarischen und intellektuellen radikalen Jugend, vielleicht auch angeregt und unterstützt von neuen internationalen Jugendkräften.

So ist in Amerika eine große, auf das wesentliche gerichtete, mit politischem Instinkt begabte Jugendbewegung im Entstehen begriffen. Sie ist selbständig in Amerika entstanden und hat zu denselben Erkenntnissen geführt wie in Europa. Sie ist eine kämpferische Reaktionserscheinung gegen den amerikanischen Materialismus, Imperialismus und Militarismus, so wie sie in Deutschland eine innerlich gegen dieselben Mächte gerichtete war.

Seit April erscheint in New York die Halbmonatsschrift „*Young Democracy, The Voice of Progressive Youth*“. In ihr wendet sich Amerikas Jugend allen Fragen zu, die für das junge Geschlecht entscheidend sind. Sie kämpft für das Selbstbestimmungsrecht der Jugend. Sie kämpft für die Autonomie der Schulen und Universitäten und gegen den Einfluß der großkapitalistischen Interessen. Sie kämpft gegen die Militarisierung der Jugend und erörtert das Problem der Dienstverweigerung in Amerika und in Europa, darin unterstützt durch die unermüdliche Kampagne für die Lehr- und Lernfreiheit der großen radikalen New Yorker Wochenschrift „*The Nation*“. Die Berner Ansprache Tollers und der Aufruf der Sozialistisch-Revolutionären Studenten Frankreichs wurden in der „*Nation*“ übersetzt und veröffentlicht, ebenso die Erlasse von Wyneken während seiner kurzen Tätigkeit im preußischen Kultusministerium nach der Novemberrevolution.

Die wesentlichen Stellen des Programmes der „*Young Democracy*“ lauten:

*„Warum organisieren wir uns?“*

Weil in der Vergangenheit die Welt so eingerichtet war, daß die Jugend gewaltsam vom Alter ausgebeutet wurde, ihre Entwicklung gehemmt, ihre Ideale verboten, ihr Gedeihen geopfert und sie um ihr eigentliches Wesen betrogen ward. Weil wir überzeugt sind, daß heute dem sozialen Fortschritt keine aufbauenden Kräfte zu Gebote stehen, als junge Menschen, die durch Organisation, Selbsterziehung und Gedankenaustausch erweckt wurden zur Erkenntnis ihrer Verantwortlichkeit der Menschheit gegenüber und zum Bewußtsein der Macht gemeinschaftlicher Ideale und gemeinschaftlichen Strebens. Weil wir glauben, daß dem Lande und der Welt kein besserer Dienst erwiesen werden kann als durch Auslösung jugendlichen Idealismus und jugendlichen Wagemutes in schöpferischen Taten.



---

*Was wollen wir?*

Wir beanspruchen unser Teil an Verantwortung bei der Neugestaltung der Welt. Wir verlangen, daß uns gewährt sei, die Wege zu bahnen, die wir künftig gehen müssen. Wir versuchen, die Arbeitsbedingungen den jugendlichen Bedürfnissen anzupassen. Wir arbeiten für Gewissens- und Redefreiheit in Schule, Öffentlichkeit und Presse. Wir widerstreben mit allen unseren Kräften dem Versuch, die amerikanische Jugend zu militarisieren und die Schulen zu verpreußen. Wir bereiten die endgültige Demokratisierung der Erziehung vor. Wir organisieren überall demokratische Jugendverbände in Städten, Gemeinden, Schulen, Seminaren, Kirchen, Vereinen und Industriezentren, um jungen Menschen Gelegenheit zu geben, selbständig denken zu lernen, damit sie den großen Fragen der Zeit mutig, gerecht und unbefangen gegenüber treten können. Es ist unser Ziel, an allen jenen Stätten Gruppen junger Menschen zu bilden, die gegen Vorurteil, Trägheit, Reaktion und Gier kämpfen, die sich furchtlos und klug für jede Sache einsetzen, welche ihnen zum Wohle ihrer Gemeinschaft und ihres Volkes nötig erscheint. Schließlich wollen wir gleichzeitig junge Menschen aller Länder in Bünde internationaler Kameradschaft und gemeinschaftlicher Aktivität zusammenschließen.

*Industrie.*

Der junge Arbeiter erhält jetzt außerhalb der Fabrik im besten Falle eine enge technische Erziehung oder eine Schulbildung, die in keinen Beziehungen zu seinen Lebenserfahrungen und Erwartungen steht. Wir beabsichtigten, den Arbeitstag des jungen Arbeiters zu verkürzen, damit ihm genügend Zeit und Kraft für geistige Entwicklung übrig bleibt. Wir unterstützen alle Bestrebungen, die Bildungsmöglichkeiten zu erweitern, besonders die Einrichtung der Fortbildungsschulen und Ergänzungsklassen. Wir suchen nach einem Arbeitssystem, in dem von Anfang an alle Menschen gleichberechtigt sind und sich alle nach ihren Fähigkeiten entwickeln können. Wir beabsichtigen, in allen Fabriken und Industriequartieren Vereinigungen junger Demokraten zu organisieren, damit die Forderungen der jungen Arbeiter formuliert werden, und damit die Produktion unter der Kontrolle der Kopf- und Handarbeiter vor sich geht und sie Anteil an ihr erhalten.

*Demokratisierung der Erziehung.*

Autokratische Erziehung ist die größte Gefahr für Amerikas Jugend. Schulen und Seminare werden von Privaten geleitet, die nur sich selbst verantwortlich sind oder von offiziellen Behörden,

welche den Geführten gegenüber keinerlei Verantwortung tragen. Schulbehörden sind entweder direkt oder indirekt Stellvertreter von Bankiers, großen Geschäftsleitern oder Ausbeutern. Lehren, die den Geschäfts- und Eigentumsinteressen entgegenlaufen, werden unterdrückt! Lehrer, welche diesen Interessen feindlich gegenüberstehen oder ihnen zuwiderhandeln, werden abgesetzt. Der amerikanischen Jugend wird das unverbrüchliche Recht vorenthalten, die ganze Wahrheit zu suchen, zu hören und auszusprechen.

Diese Abteilung unterstützt die Kameraden unserer Erziehungsgemeinschaft im Kampf um Selbstbestimmung. Lehrern und Studenten wird nahe gelegt, Bünde demokratischer Jugend zu gründen, in denen aktuelle wirtschaftliche, gesellschaftliche und internationale Fragen erörtert werden, und die der Jugend nach und nach einen Anteil an der Leitung der betreffenden Institute sichern. Wir suchen, die Diktatur der Rektoren zu brechen und eine demokratische Verfassung von Lehrenden und Lernenden einzuführen. Wir kämpfen aufs Entschiedenste gegen militaristische Ertüchtigung in Schulen und Seminaren und schlagen an ihrer Stelle allgemeine Körperkultur für Studierende beiderlei Geschlechts vor. Wir werden Lehrer und Studenten unablässig unterstützen, welche innerhalb ihrer Institute Rede- und Gewissensfreiheit üben. Wir werden stets für Protest-Streiks und -Bewegungen sein, die im Dienste dieser Ideale stehen, Ideale, welche uns als erste Bedingung demokratischen Jugendlebens erscheinen.

#### *Demokratische Politik.*

In den Sälen unserer Gesetzgebung verhallt die Stimme der Jugend fast ungehört. Und doch gibt es fast keine Tat unserer Regierenden in Washington oder in den Hauptstädten, die nicht zum Leben und zum Glücke der Jugend in engster Beziehung stünde. Alle Augenblicke senden uns Gesetzgeber, die selbst schon das militärpflichtige Alter längst hinter sich haben, in den Krieg, um mit *unserem* Blute zu kämpfen; sie fesseln uns mit allgemeinem militärischen Drill, sie werfen uns zu hunderten ins Gefängnis, weil wir es wagen, unserm Gewissen treu zu bleiben. Oder sie verkrüppeln die Jugend schon im Keime, indem sie die Beschäftigung von Kindern in den Fabriken gesetzlich erlauben, indem sie strenge Vorschriften darüber erlassen, was die Jugend in den Schulen lernen und denken darf und was nicht. Und wir haben bei diesen entscheidenden Beschlüssen über unser Schicksal kein Mitbestimmungsrecht.

Wir wollen den politischen Idealen der demokratischen Jugend deutlichen Ausdruck geben. Wir suchen das Vorurteil zu brechen,



welches jeden Rat verachtet, der nicht von greisenhafter Erfahrung stammt. Jugend ist nicht von Tradition gehemmt. Sie wagt es, für die neue Zeit neue Mittel vorzuschlagen. Ihre besondere Eigenschaft, Mut und Begeisterung, müßte in den regierenden Körperschaften Gelegenheit erhalten, sich zu betätigen. Die Vorbereitung gesetzlicher Maßnahmen, die die Jugend in Mitleidenschaft ziehen, ist verfolgt worden; wir werden durch einen organisierten Feldzug versuchen, dem Gesetz über die militärische Erziehung der Jugend eine Niederlage zu bereiten. Ferner wollen wir die Frage der Amnestie für politische Verbrecher, — fast alle gehören der Jugend an, — aufrollen, und wir wollen suchen zu verhindern, daß Ausländer wegen angeblicher, niemals erwiesener Verbrechen deportiert werden.

*Internationalismus.*

Als ersten Schritt in der Richtung Internationaler Demokratie treten wir mit jungen Männern aus anderen Ländern in Verbindung. Die kameradschaftlichen internationalen Beziehungen können am leichtesten und natürlichsten von der Jugend ausgehen. In jedem Lande suchen junge Menschen einen starken und heilsamen Einfluß auf ihre Regierungen zu gewinnen. Wir suchen diese Jugendgruppen zu vereinigen, sowie Jugendbewegung in den Ländern, in denen sie noch nicht existiert, ins Leben zu rufen. Wir beabsichtigen, die Anerkennung unserer Ideen durch gemeinsame Aktionen zu erreichen, und wir beanspruchen eine Stimme im Völkerbund.



## Das weiße Brett

WIE SIE AN  
IHRE „VORGESETZTE BEHÖRDE“ SCHREIBEN

Nach dem Verbot des Sonderheftes „Le coeur de l'Ennemi“ der „Humbles“ schrieb deren Herausgeber den nachstehenden Brief, dessen Veröffentlichung ebenfalls verboten wurde, und den jetzt die Pariser Wochenschrift „Notre voix“ abdruckt.

„An den Herrn Platzkommandanten von Nioxt und den  
Herrn kommandierenden General des 9. Bezirks.

Meine Herren!

Sie sind für mich das Unbekannte, die Macht, das erschütternd Unbekannte. Mein Drucker und Freund sendet mir Abschrift des Briefes, in dem Sie das Verbot an ihn richten, jenes Aprilheft der „Humbles“ zu drucken, in dem sich deutsche Dichtungen befinden. Nur so ahnte und erfuhr ich von Ihrer Existenz. Entschuldigen Sie das, Exzellenzen?

Da der Friede heranrückt oder, besser — gehaßt sei der Gott Ares! — kein Krieg mehr ist, geruhen Sie, Ihren Befehl zu motivieren! Vor sechs Monaten noch hätten Sie ganz einfach „dies bochistische Manöver“ — „diesen verräterischen Dolchstoß in den Rücken unserer heldenhaften Poilus“ usw. verboten. Heute lassen Sie sich jedoch zu folgender Erklärung herab:

„Es ist nicht wünschenswert, daß man die Herausgabe der Broschüre Le Coeur de l'Ennemi, die der Zensur unterbreitet wird, gestatte. — Sie wissen, daß der Kriegszustand zwischen uns und Deutschland noch besteht. Die Zeit ist noch nicht reif, um Werke von Boches zu propagieren oder sogar „Brüderhände auszustrecken“ und „sich, Mensch zu Mensch, feierlich zu umarmen“ — mögen es auch Deutsche sein, die dichterisch hochbegabt sind. — Die Werke der französischen Literatur sind übrigens schön und zahlreich genug, so daß eine Zuflucht zu feindlichen Büchern sich erübrigt.“

Ihr Verbot, ich gebe es zu, verstehe ich sehr gut. Es ist ein winziger Teil von einem unzerstörbaren Ganzen. Zu Tausenden verbreitete man: „Die Deutschen, wie sich selber zeichnen“ (Simplizissimusblätter), „Also sprach Germania“ oder jenes

„Annexionistische Deutschland“, lauter Ungeheuerlichkeiten, vergleichbar jenen, die täglich von Ihren Hervé, Barrès, Polybe und unserem Nationalhelden Maurras verspritzt werden. Ich verstehe, daß es unanständig ist, die Dinge zu zeigen, wie sie sind, zu behaupten, es gäbe noch menschlich gebliebene Deutsche, die auf Elsaß genau so pfeifen wie ich (und das tue ich herzhafte, glauben Sie mir!). Ist es menschenmöglich, daß jemand seine Mitbürger wissen lasse, wie im September 1914, zur Zeit der Marneschlacht, da Bordeaux von dem Geschlotter unserer Heldentenöre angefüllt war, wie ein „feldgrauer“ Poet damals in der Berliner „Aktion“, unter den Augen der Zensur, jawohl meine Herren, diese zwei Verse schrieb und veröffentlichte:

„Mein Herz ist so groß wie Deutschland und Frankreich zusammen,  
Durchbohrt von allen Geschossen der Welt.“

Jawohl! Selbst zu diesen Zeiten größten Ruhms waren nicht alle Deutschen so dünkelberauscht! Johlten nicht alle „Nach Paris!“, Mumm- oder Cliquotflaschen schwangen sie nicht alle mit der Linken, während die Rechte kleine Kinderschädel einschlug. Wahnsinn, Verrat, so eine Behauptung, Ihr Herren? Nein, eher Bolschewismus, wie? Dem französischen Volk so etwas mitzuteilen! (Auf wie primitive Art übrigens: eine kleine Broschüre, 32 Seiten, Auflage 750, wo die Warenhausverlage die dicken Bände vertreiben!) Immerhin, so klein das Heft sei, wenn das geschähe, daß ein Franzose erfahren könnte, er sei an der Nase geführt worden! Er könnte die Augen aufreißen . . . Hallo, Maul gehalten, da hinten!

Ja, wie ich Sie verstehe! Immerhin, wenn Sie wenigstens *keine* Motive gegeben hätten, daß man glauben konnte: Sklaven der Pflicht, bürokratische Maschine und so: da hätte man wenigstens nicht sagen können: diese Idioten! Aber nun!

Ich weiß nicht, hohe Herren, ob Sie je die Front gesehen haben; aber gewiß nicht als gemeiner Musketier wie ich, gewiß nicht endlose Stunden im Dreck bis zum Nabel, unter Granatgeheul. Ihnen wurde nicht, in eklem Wasser hockend, ein Bein zerschmettert, so daß der andere Arm zur Stütze dienen mußte, um nicht zu versaufen. Und Sie sahen sie nicht, die Württemberger Infanterie mit aufgepflanztem Bajonett, alkoholjohlend auf sich einstürzen . . .

Nun, *ich* kann Ihnen sagen, hohe Herren, was ich empfand in jenem Augenblick, da ein Soldat, mit blitzender Waffe auf mich zutrat und mir die Hand reichte! Ich versichere Ihnen, ich reichte ihm die „Bruderhand“, von ganzem Herzen, und es war, Ihnen zum Ärger, „eine Umarmung von Mensch zu Mensch“. Für Sie



sind dies Worte, schöne Ideologie, für mich schluchzende Erinnerung. Und ich bedaure nur eins heute, daß ich den Namen meines braven Retters nie erfahren werde.

Sie sehen, es gibt Momente, wo man einem Boche die Hand reicht, und wie gerührt! (Ich weiß keineswegs, ob ich Sie Ihnen so gern reichen würde: ich müßte befürchten, blutrot zu werden oder auch blaß bei der Berührung mit dem kalten Schweiß der Tränen.

Was die französische Literatur betrifft, so kenne ich ihren Reichtum. Aber das Papier ist teuer, ich habe wenig zu verlieren, und ich werde doch wohl das Recht haben, zum Druck das zu wählen, was *mir* gefällt, da es auf meine eigenen Kosten geht. Sagen Sie Ihren Salonliteraten, Generälen a.D., Magenkränklichen, stotternden Greisen, Schauspielerinnen, die ihren Hintern in die Trikolore einpacken, den vornehmen Witwen mit weichem Herzen und den Schönlingen, die sie entjungfern: all den Verfassern oder Rezitatoren der Pfropfenfötusse, wo gloire sich auf Victoire, Joffre auf coffre und le pain K. sich auf „Ou les aura“ reimt, die mögen mich mit ihrem schlechtgereimten Zeug verschonen, ich ziehe vor, Boches-Künstler zu drucken, ich bekenne es schamlos.

Noch eins: ich bin ein gemeiner Soldat zweiter Klasse, dem ganz schwül wird vor soviel Gold und Eichenblättern. Doch wenn ich mich vor meinen Leserinnen nicht schämen müßte, würde ich Ihnen als „Adieu“ die fünf Buchstaben jenes erzfranzösischen Kollegen und Generals Cambronne ins Gesicht schleudern.

*Maurice Wullens.*

PS. Die Pariser Zensur, weniger wichtigtuend oder zerstreuter als Sie, gestattete soeben die Herausgabe des Bändchens. Gelobt sei Anastasia!



# **DIE KUNST DES RADIERENS**

**EIN HANDBUCH VON  
HERMANN STRUCK**

**Dritte vermehrte und verbesserte Auflage**

Mit 121 Abbildungen im Text und 5 Originalradierungen  
von MAX LIEBERMANN, EDVARD MUNCH,  
PAUL BAUM, HERMANN STRUCK, HANS MEID,  
sowie einer Originallithographie von MAX SLEVOGT

In starkem Pappband mit Gold-  
prägung nach einer Zeichnung  
von KARL WALSER

**40 Mark**

***D**ieses Buch von Hermann Struck ist eine leicht faßliche Einführung in die Techniken des Kupferstichs, der Radierung und der Lithographie. Ein Anhang gibt in summarischer Weise die für jeden Sammler und Kenner notwendigen Notizen über die Schwarz-Weiß-Künstler seit Martin Schongauer bis zur heutigen Zeit. Ferner ist dieser dritten Auflage ein neues Verzeichnis beigegeben, das die hauptsächlichsten Schriften über die in dem Werke vertretenen und erwähnten Künstler unter besonderer Berücksichtigung der sogenannten Oeuvre-Kataloge enthält. Druck und Ausstattung entsprechen den im Frieden hergestellten früheren Auflagen.*

---

**VERLEGT BEI PAUL CASSIRER  
IN BERLIN W 10**

# *Ein Spaziergang in Japan*

von *Bernhard Kellermann*

Mit Umschlagzeichnung von  
**KARL WALSER**  
erschienen sieben in neuer Auflage

*In Pappband 18 Mark*

*In Halblederband 28 Mark*

**D**er Dichter von Ingeborg und Yester und Li wurde durch eine seltsame Laune für einige Monate nach Japan verschlagen. Er durchstreifte, richtiger: er durchbummelte das Land als ein neugieriger Müßiggänger. Er sah — wie er sagt — sonderbare und unglaubliche Dinge, die er flüchtig — wie sie ihm gekommen waren — festzuhalten suchte. Die Eindrücke von diesen Spaziergängen entbehren also jeder Objektivität. Der Dichter hat keinerlei Studien oder Untersuchungen angestellt; er beansprucht nicht einmal — wie irgend ein Forschungsreisender — ernst genommen zu werden; vielmehr scheint der Übermütige sich mit seiner Faulheit zu brüsten, und sein Werk rechtfertigt ihn. Es hat etwas Absichtsloses, Ungevolles und Ungezwungenes, und der Müßiggang, der es reifen ließ, ist jener göttlichen Faulheit verwandt, wie sie die Romantiker liebten und in Hymnen besangen. Aus dieser Muße entstand ein entzückendes, liebenswürdiges Buch, voll von pittoresken Bildern aus dem bunten japanischen Leben, frisch und kapriziös und von einer übermütigen Sinnlichkeit.

## *Sassa Yo Yassa* *Japanische Tänze*

von *Bernhard Kellermann*

Mit vielen Illustrationen, davon sechs mehrfarbigen und sechs einfarbigen Lichtdrucken nach Zeichnungen von **KARL WALSER**

*In Halblederband 20 Mark*

---

*Verlegt bei Paul Cassirer / Berlin W10*

# *Die weißen Blätter*

---

**EINE MONATSSCHRIFT**

**HERAUSGEGEBEN VON RENÉ SCHICKELE**

---

**ZEHNTE HEFT ♦ 6. JAHRGANG ♦ OKTOBER 1919**

---

## **INHALT:**

**René Schickele: Nachwort.**

**J. Ramsay Macdonald: Die unabhängige Arbeiterpartei  
in England.**

**Kurt Kersten: Den Bewohnern der zerstörten Gebiete!  
Arnold Zweig: Gedichte.**

**Hermann Scherchen: Das Tonalitätsprinzip und die  
Alpen-Symphonie von R. Strauß.**

## **Memento:**

**Hartmuth Merleker Die letzten Stunden vor dem Waffenstillstand.**

**EINZELPREIS 2,50 MARK**

**VIERTELJÄHRL. 6,50 MARK**

---

# **1919**

---

**VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.**



WALTER HASENCLEVER  
DIE  
ENTSCHEIDUNG

K o m ö d i e

In steifem Umschlag 3 Mark

Wie ein Satyrspiel, das auf die  
Tragödie folgt, wirkt dieses Werk. Einer,  
der zu tief erschüttert die Schärpen der Zeit erlebte,  
muß sich durch Spott befreien. Der flinke Wechsel der Begeben-  
heiten, der aufeinander stoßenden Kontraste rollt über die Empfindsamkeit  
des fühlenden Menschen mit lächerlicher Groteske hinweg. Die Ethik liegt  
tiefer, das Stück ist amüsant. Durch Hasenclevers Beherrschung  
der Form wirkt es um so stärker. Spott ist nicht  
barmherzig, denn der Schmerz ist echt  
und das Glück ist eine Lehre

Verlegt bei Paul Cassirer in Berlin

A D O L F K E S T E N B E R G  
DIE VENUS  
VOM PHARAT

D r a m a i n f ü n f A u f z ü g e n

4 Mark

Alles ist absichtslos neu in diesem  
Werk, hervorgegangen aus der einfachen  
Tatsache, daß die Idee des Göttlichen, Zeitlosen  
unerkannt neben dem Alltag steht. Göttliche Reinheit,  
verzerrt in den Händen der Unberufenen, der zweifelnde Ge-  
danke, rütteleind an der platten Zufriedenheit der Menge, in alledem  
liegt erschütternd die ewige Sehnsucht nach Erlösung, die vom Orient  
her die Menschheit vergeistigt hat. Die unbehauenen fremd-  
artige äußere Form löst kaum ein Erstaunen aus, wie  
sehr sie inhaltlich zugleich der jüngsten  
Kunstströmung verwandt ist, obwohl sie ihr  
ihrer Absicht nach so fern liegt.

Verlegt bei Paul Cassirer in Berlin

*René Schickele*

## NACHWORT

Heute, noch nicht ein Jahr nach der deutschen Revolution, müßte ich eine namenlose Enttäuschung bekennen, hätten nicht die inneren Kämpfe, die ich während des Krieges ausgetragen habe, mich auf diese Enttäuschung vorbereitet. Leichter mag ich sie da überwinden, als viele meiner Kameraden, die, gestern noch hingekissen vom Kriegslärm oder davon wie zerschlagen, am befreienden Tag vermeint hatten, mit einem Sprung aus der Hölle in den Himmel zu setzen. Das können wir zwar, du und ich, und sogar mehrmals am Tage und in der Nacht, und wir tun es auch, aber wir nehmen die Menschen nicht mit, sogar die besten Freunde folgen nur zögernd oder gar nicht, und wenn wir von unsrer Himmelfahrt zurückgekehrt sind, zeigt sich, daß die meisten unsre Abwesenheit nicht einmal bemerkt haben. Der 9. November war der schönste Tag meines Lebens. Am 9. November war ich am glaubhaftesten, fast möchte ich sagen: nachweislich im Himmel. Ich glaubte, von nun an nie mehr allein zu sein, nie mehr an mir und an den andern zu verzweifeln. Zum erstenmal lag ich, geborgen, Deutschland am Herzen. Die neue Welt stand weit geöffnet. Wenig bedeutete, daß die Schwierigkeiten sich türmten, die alteingesessenen Piraten sich zur Wehr setzten und ihre Fuchsgänge vervielfachten, die kühnsten Arbeiter der Stunde zusehends ermüdeten, die schnell, aber frisch gebackenen Führer sich hie und da räusperten, wie ihre

Vorgänger gespuckt hatten, — wenn nur die Gemeinschaft im Geiste jenes Tages bestehen blieb mit ihren Millionen unerschöpflich sich erhebenden Händen und Herzen! Darauf kam es an. Darauf allein. Bei einer Revolution kann man nicht erklären: „So jetzt ist genug“, um sich dann aufs revolutionäre Ohr zu legen und den Rest durch die „Evolution“ besorgen zu lassen. Eine Revolution dauert so lange, wie ihre Voraussetzungen bestehen.

Der revolutionäre Akt selbst ist ein „Fortissimo“ wie der Krieg. Es stotzt von Pauken und Trompeten, die Blechinstrumente bringen es schier zum Platzen. Daher der bezaubernde Eindruck auf die ungeschlachtetsten, die aufpeitschende Wirkung auf die feinsten Nerven, von den Sohlen über den Unterleib ins Gehirn. Deshalb wundere ich mich auch nicht, wenn ich Zeitgenossen, die ich 1914 und noch 1918 als Imperialisten verließ, seit dem November als Bolschewicki wiederfinde. Das Fortissimo ist schuld, nicht sie. Das sind, wenn nicht die landläufigen Konjunkturhasen, extreme Naturen, auch emotionelle genannt, die nicht geizen können, wenn sie beschenkt werden, weder mit ihrer Überzeugung, noch mit ihrer Begeisterung. Oder sie folgen einem statischen Gesetz, sie müssen, werden sie von ungewöhnlichen Ereignissen überrascht, auf dem Kopf stehn, um sich gerade zu halten. Nur habe ich die Erfahrung gemacht, daß sie es in der Lage nicht lange aushalten, was wiederum niemand erstaunen kann. Zu ihnen spricht das Wesen des Paukenschlags, sie brauchen sich wirklich nichts daraus zu machen, was für Hosen der Paukenschläger gerade anhat. Verschieden ist nur der Sinn der Musik.

Von wem, und für wen sie aufspielt.

Darnach erhält sie ihren Namen „Krieg“ oder „Revolution“. Der Sinn ist es, der entscheidet, verpflichtet.

Und es ist noch immer die Musik des 9. November, die wir hören, trotzdem der Aufmarsch der Gegen-



revolution sich in mustergültiger Ordnung vollzieht, wie das anders seit Ende Dezember nicht mehr zu erwarten war.

Nur: wir sind nicht mehr die vielen, denen die andern, verspielt, verzweifelt, ausgepumpt sich anvertrauen. Wir waren es genau vierzehn Tage. Im November hätten die Wahlen ausgeschrieben werden, spätestens vier Wochen später hätten sie stattfinden sollen. Im November hätte die Regierung alle großen Kriegsbetriebe — und welche Betriebe waren es nicht? — in Gemeingut übernehmen können, ohne daß ein Aktionär gemuckst, ein Ingenieur sich verweigert hätte. Im November hätten die tausend oder zehntausend Intellektuellen, die bereit waren, alles für ein neues Deutschland und die neue Welt herzugeben, in den Stand gesetzt werden müssen, Gymnasiasten (die, da sie gut genug für den Krieg waren, wohl auch für die Revolution nicht zu schlecht gewesen wären), Studenten, Handlungsgehilfen, junge Arbeiter, Daktylographinnen, heimkehrende Soldaten, die draußen alles bis auf das nackte Leben eingebüßt hatten, kurz das ganze geistige Proletariat in sozialistischen Begeisterungs-, Erneuerungs-, Rettungsausschüssen, oder wie diese Sammelstellen tätigen Geistes sich sonst genannt hätten, zu sammeln, sie aufzuklären, zu leiten — ein Kinderspiel wäre es gewesen, zu repräsentativen Körperschaften der jungen Republik zu erheben und weithin sichtbar, weithin fruchtbar zu machen, was überall in Deutschland, überall enthusiastisch aufbrach und auf eigene Faust losging und dabei sein wollte, wo plötzlich alles jung und frisch war: Nachbar, Heimat, Erde, zwanzig-, sechzehnjährig die Welt, wie für die Freiwilligen der ersten großen Republik. Es war die Stunde der deutschen Jugend, und die deutsche Jugend hat sie nicht verfehlt. Auf alle Ämter lief sie, jedem Arbeitersekretär bot sie sich an, stürmte die Redaktionen der Parteiblätter, sternschnupperte und ließ sich nicht auslöschen vom Flederwisch in bürgerlichen Redaktionen: die deutsche Jugend nahm ihre Stunde wahr. Viermal

hatte die Erde sich gedreht, und die Zeit hatte nichts vermocht gegen ihre Jugend. Nach vier Jahren, in denen sie sich hatte schlachten lassen in allen Himmelsrichtungen, wie es ihr von entrückten Greisen befohlen war, schnellte sie auf, Hydra des Ideals, und bot sich dar, rückhaltlos, bedingungslos. Und diesmal ging es nicht für den Kaiser und den Export, sondern um das deutsche Volk, die in Nacktheit glänzende Masse von sechzig Millionen Menschen, die eine gemeinsame Sprache haben, Sprache, die in der Welt verhurt worden war zur Sprache der Gewalttätigkeit und der Lüge, und die darum nicht weniger ihre Sprache und ihr einfaches wahres Leben war von Mund zu Mund. Diesmal deckte sich deutsches Volk mit Volk schlechthin und also mit Menschheit. Nie hatte die Sonne also über Deutschland gestanden wie in diesen vierzehn Tagen. Sie ging nicht unter in seinem Reich. Was ein Kaufmann in die Front seines Geschäftshauses gemeißelt hatte: „Mein Reich ist die Welt“, in diesen vierzehn Tagen war es deutsches Schicksal. Schicksal, hereingebrochen, wie Schicksal kommt, fast blendend vor ungeahnter Wirklichkeit, wie Schicksal sich schenkt.

Und ging vorüber.

Wieder waren es die alten Männer, die die Jugend an das Bestehende verrieten, die immer die Vergangenheit ist und diesmal ganz handgreiflich die Vergangenheit war: Zusammenbruch, Tod und Verwesung. Die Greise verrieten die Jugend, um sich, nur auf ein Viertelstündchen, zu erhalten. Um dieses elende Viertelstündchen drehn sich die Kämpfe der Generationen. Was als Revolution begonnen hatte, endete als betrügerischer Bankrott. Die sozialdemokratischen Juniorchefs des Hauses Hohenzollern hatten ihre völkische Mission darin erkannt, von der Konkursmasse zu retten, was in der zu erwartenden Weltpanik zu retten wäre. Sie hielten zur Republik unter der Bedingung, daß alles beim alten bliebe, soweit das alte sich nicht bereits selbst ausgeschaltet hatte. Die

Revolution hatte sie in den Sattel gehoben. Nun wollten sie zeigen, daß sie reiten konnten wie Ludendorff und der Prinz von Baden in einer Person.

Die Weltpanik blieb aus. Die Genossen in Moskau und Paris steckten den kunterbunten Epigonen eines Millerand, die Valmy neueinstudieren wollten, einige zusammenfassende Grobheiten und ließen sie allein, wo die Füchse einander Gutenacht sagen.

Der Neudeutsche mit der Ballonmütze als Tabakbeutel, dem Namenszug Marxens als Kravattennadel und der Bahn, die ihn geführt Lassalle als Kriegskarriere, der sich bis in die Wilhelmstraße vorgeschoben hatte, machte zwar die Zeche der Revolution, aber als er sie begleichen sollte, spielte er den Kavalier. „Ich weiß jetzt, wer du bist“ sagte er zu der proletarischen Erscheinung, „ich lasse mich nicht erpressen“, und er holte die Polizei. Seitdem ruht die deutsche Welt auf Noskes starkem Nacken.

Arme deutsche Jugend! Wie hätte die zweifeln dürfen, wo Hugo Haase vertraute? Warum hätte sie weniger auf die Macht der politischen, wirtschaftlichen und seelischen Verhältnisse bauen sollen, als Kautsky, Dittmann, Breitscheid, Eisner, Arco, Gerlach, Simon, Bernstein und alle, alle wahrhaften Erneuerer, die im bezaubernden Morgenlicht aufatmend in die Hand einschlugen, die sich ihnen entgegenstreckte wie eines wiedergefundenen Bruders?

Vierzehn Tage währte für uns das Paradies, für die andern die Angst. Dann erkannten sie, daß sie noch am Leben waren, und daß die köstliche Errungenschaft der Revolution die Freiheit sei. Sie unternahmen sie, ihre Freiheit! Mit dem Erfolg, der ihrer gleichgearteten Unternehmung gegen den äußeren Feind versagt geblieben war. Liebknecht, Luxemburg, Eisner, Landauer wurden erschlagen, deutsche Städte im Sturm genommen. Die Mörder jener Männer leben. Die Mörder Deutschlands aber schreiben in tiefster Gemütsruhe Artikel und Bücher, darin sie beweisen, daß das feige Verhalten



ihres Opfers in seiner Todesstunde sie um den Lohn ihrer Ruhmestaten betrogen hat.

Dennoch.

(Wieviel Kapitel unseres Lebens werden wir noch so beginnen müssen!)

Dennoch hört, wer Ohren hat zu hören, noch immer die Musik des 9. November.

Trotz der falschen Führer, die den Krieg fortführen wollten, statt der Revolution.

Trotz der Zauberer, die im stillen die Kriegswut weiter pflegen in der Hoffnung auf den historischen Theater-coup, wo der unterirdisch fließende Strom auftauchend noch einmal und diesmal endgültig die Widerstände niederreiße.

Trotzdem diese Hyänen es sich gut sein lassen auf dem Leichenfeld eines großen Volkes, das sie herabgewürdigt haben tief unter das Maß der europäischen Familie.

Trotzdem Intellektuelle, die gestern philosophische Menschenfresser oder doch die Wankelmut selbst waren, heute als radikale Denker aufmarschieren, die vor keiner Gefahr zurückschrecken, wenn sie vorüber ist. Gestern feig nach rechts, heute nach links, wankelmütig selbst in ihrer Feigheit. Trotzdem die heutigen Führer der deutschen Republik als richtige Emporkömmlinge sich immer ängstlicher und dem entsprechend frech unter die Kaste ducken, die innerlich und äußerlich zu ersetzen sie vom Volke beauftragt worden sind. Wie die Henne auf ihre Kücken sitzt die Kaste auf den neuen Männern, glucksend vor Vergnügen, den Schnabel kriegerisch im Wind.

Dennoch webt die Musik der Novembertage in allem, was öffentlich geschieht und selbst im Verrat, wie die Wahrheit in der Lüge. Eine Sonne, wie die des November 1918, bleibt unvergeßlich jedem, der sie damals gesehen hat, als wäre sie ein neues Feuer am Himmel gewesen. Und es sind sechzig Millionen, die sie so erblickt und

von ihr das Urteil entgegengenommen haben: „Tod“ für die einen, für die andern „Leben“. In vielen einzelnen steht sie da, genau wie an jenem Tag, keine Gewalt holt sie herunter. Mögen die einen sich wehren bis aufs Blut und die andern noch so ermüden: der Sieg ist so gewiß, wie gewiß ist, daß im November zwanzig deutsche Fürsten Angst vor ihren Thronen bekamen und ein Heer von sechs Millionen deutscher Untertanen das Joch abwarf wie ein Alb.

Was gibt es, angesichts dieses unverlierbaren Gewinns, für uns zu fürchten? Niederlage auf Niederlage der Revolution, so wie die Entente sie vier Jahre lang erlitten hat. Sturz der Sowjetrepublik und wirtschaftlichen Bonapartismus in aller Welt? Letzte Panik müdgeputschter Arbeiter, die ihre Führer totschiessen, das gerettete Viertelstündchen des Kapitalismus, Atempause, Hochkonjunktur?

Diese Funzel wird die Menschheit nicht erwärmen, von solchem Brot wird keiner satt.

Aber der Kapitalismus würde sich zur höchsten Kraftanstrengung aufgerafft, das Proletariat sich in der Arbeit neu gefestigt und in der wirtschaftlichen wie politischen Organisation so entwickelt haben, daß die Produktion ihm in die Arme fallen könnte, ohne es zu erdrücken, so wie den Deutschen die Republik in die Arme gefallen ist.

## SCHICKSAL

*Geschrieben für die deutsch-französische  
Nummer des Darmstädter „Tribunal“.*

Die Elsässer sind zur Abwechslung wieder Franzosen geworden. Die Franzosen stehen auf dem Standpunkt, daß damit alles beim alten geblieben sei, und sie haben recht.

Meine auswärtige Politik, wenn ich so sagen darf, besteht seit jeher darin, daß ich die Lage meiner Heimat, die mein persönliches Schicksal ist, als einen öffentlich



wichtigen Fall behandle. Mag, was ich an pölitischer Einsicht besitze, knapp meine Hand füllen, so ist es doch meine Hand, die Einsicht ist mir nicht vom wechselnden Himmel gefallen, sondern in mir gewachsen, so innig verbunden mit der Wirklichkeit wie der Saft einer Pflanze mit Erde und Luft, die sie umgeben. Vielleicht ist der politische Wille, mit dem ich geboren bin, nichts als ein mehr oder minder vergeistigter Selbsterhaltungstrieb, ein fanatischer Subjektivismus. Wäre dem so, ich bildete keine Ausnahme in der Kreatur, und es fragt sich nur, wie dieser Selbsterhaltungstrieb sich zu der mich umgebenden Allgemeinheit verhält.

Hier kurz mein Fall.

Geboren und aufgewachsen im himmlischen Garten der Qual zwischen Rhein und Vogesen. Vater Elsässer, alemannischer Bauer an Leib und Seele, Mutter Französin, die fromme Heiterkeit, die Sanftmut selbst. In unserm Rehberg war eine Festung eingewühlt, unterirdische Stadt voll dunkler Drohung. Ihre unsichtbaren Geschütze spielten in den Manövern dem Städtchen unten zum Barentanz auf. Um diese Hölle zu bauen, hatten sie unsern Kastanienwald enteignet und in drei Tagen umgeschlagen. Jeder Weg führte vor ein mächtiges Gitter, vor dem ein finstrer Soldat mit geschultertem Gewehr stand. Zum Trost sagten sie uns, daß dies die stärkste Festung der Welt sei, und deshalb hieße sie „Feste Kaiser Wilhelm II“. Die Kornfelder in der Ebene bargen zahllose Forts, von denen wir Kinder wußten, daß uns der schwarze Mann holen werde, wenn wir ihnen zu nahe kämen, denn in den großen rechteckigen Maulwurfshügeln, da wohnte er. An der Eisenbahn wechselten mit den Stationsgebäuden und den lustig umblühten Gartenhäusern der Bahnwärter merkwürdig regelmäßige und auch sonst unwahrscheinliche Gruppen von Akazien, Weiden, Birken, jungen Buchen ab. Wenn ein Windstoß sie öffnete, sah man kleine gelbe Schornsteine aus der Erde ragen. Auch



diese Listen und Tücken, Batterien und Sperrwerke wußten wir nach ihrem Wert zu schätzen, so bukolisch sie sich gaben. Sie hatten sich zu oft vor uns blamiert im Winter, wenn die Bäume entlaubt waren. Da gesellten sich zu den Schornsteinen graublaue Eisentüren, Lauf- und Wassergräben und Reihen spitzer Eisenstäbe, die durch Stacheldraht verbunden waren, an den Ecken streckten eiserne Igel ihre Speere aus. Wieviel Fremde für uns, schwindelnde Ferne und nächste Feindschaft! Das seltsame war, und es griff uns immer wieder ans Herz, wenn in dieser verwunschenen Geometrie Menschen auftauchten, zusammengedrängt und auseinander laufend wie steife Insekten. Sie putzten Geschütze und stellten lebende Linien auf rechteckigen Höfen. Vor ihnen hingen zwei, drei Striche im Leeren, die sichtlich die anziehende und abstoßende Kraft des Plus- und des Minuspols in sich vereinigten. Sie schienen uns zur ewigen Einsamkeit verdammt.

In der Schule wurden wir beargwöhnt und gehaßt. Von unserm sechsten Lebensjahre an waren wir Verschworene auf Gedeih und Verderb gegen die Gewalt. Wir übten uns in unsrer einzigen Waffe: dem Spott. Wir verschanzten uns in unsrer einzigen Überlegenheit: der Familie. Sie besaß, was ihr gehörte: den unsäglich schönen Garten von den Vogesen zum Rhein und die ihm entwachsene und in vielen Geschlechtern gepflegte Kunst des Daher- und Dahinlebens. Wir betraten nicht die Festungen der andern aus betonierter Erde, Eisen und befehlerischem Kehllaut, sie nicht die unsern, die im Unfaßbaren zutiefst gefügt im Blauen schwebten. Inzwischen besuchte man die Welt: Europa, und was jenseits an den Ozean grenzt.kehrte man nach Hause zurück, so stellte man die Fortschritte fest in der Verwüstung unsrer Städte durch stupide Ziegelbauten, in die wie durch ein Pumpwerk unaufhörlich Massen fremder Menschen mit Messern und Gewehren hineingeworfen wurden; wunderte man sich von neuem über die jungen

Offiziere, diese bewaffneten und korsettierten Pennäler, die in den Bars sich dem Marsch der römischen Legionen anschlossen, in den Bordellen die Völkerschlacht gewannen und auf dem Bummel zwischen Frühschoppen und Mittagessen Kant, Goethe und Beethoven vertraten untadeligen Steißes, gegen den der Säbel schlug mit dem Pendelschlag des Weltgerichts. Punkt zwölf kam die Wachtmusik, aber die elsässer Mädels konnten sich für den „Es-ist-Erreicht-Schnurrbart“ der hervorstechenden Figuranten nicht erwärmen. Je mehr Bier die Eroberer tranken, umso vergnügter hielten die Einheimischen sich zu ihrem Wein, unsere Protestanten wurden fast katholisch vor Abneigung gegen die gefrorenen Stockfische auf ihren Kanzeln, die jeden Sonntag die himmlischen Heerscharen zum Appell auf dem Kasernenhof antreten ließen, um vom König von Preußen die letzten Erleuchtungen entgegenzunehmen. Grabsteingraue Konservative stimmten für den Sozi, weil deren Zeitung einen sächsischen Major des unsittlichen Lebenswandels überführt hatte.

Nirgends wie im Elsaß sah man so deutlich: die unternehmungslustigen Leute können ihre überschüssige Kraft nicht loswerden, sie leben sich nicht recht aus, überall stoßen sie an, sie wissen sich nicht mehr zu helfen. Was soll ein Soldat machen, wenn er sich nicht mehr zu helfen weiß? Krieg.

Sie machten den Krieg. Nicht böswillig, bewahre. Sie brachten das Kind zur Welt, nachdem es ausgetragen war.

So kam es, daß ich, als der Krieg ausbrach, eine Zeitlang nicht wußte, sollte ich mich totlachen oder eine ernsthaftere Todesart wählen.

Da ich jede Nacht meine Mutter mit dem Bajonett aufspießte und in lauter blutige Greuel verwickelt war, deren Geschmack ich am Tag nicht verlor, begann ich, Schlafmittel zu nehmen und wurde krank.

Schließlich riß ich nach vorn aus, wie einer das Wesen der Tapferkeit bezeichnet hat, und schlug mich zur Ge-



wißheit durch, daß die Welt diesmal noch nicht unterginge. Wohl aber, endlich und endgültig, die Zeit der imperialistischen Romantik. Die Riesenpyramide, zu der Millionen und Millionen Sklaven die Steine herangeschleppt hatten, Geschlecht um Geschlecht, in abertausend Jahren, sie stand vollendet, und das vom Blut Isaaks, den der uralte Abraham schlachtete, überflutete sie, als stürzte es unerschöpflich aus der Sonne.

Rußland hat seine Gesellschaftsordnung, das übrige östliche Europa die Form seiner Regierung geändert. In meiner Heimat hat nur die Garnison gewechselt.

Die Grenze ist geblieben, wie sie immer die Grenze war, ob das Elsaß im Handel der Parteien nach Osten oder nach Westen geschlagen ward. Bis zum gestrigen Tag schied sie das autokratische Europa vom liberalen. Heute bildet sie die Brustwehr zwischen dem sozialistischen und dem kapitalistischen Europa. Das Elsaß trägt sein Schicksal als das innerste Grenzland unseres Weltteils eine Zeit weiter: wie sich die Verschlingung der Kämpfenden hier immer bis zum Krampf spannte und also nackt ans Licht sprang, so stehn heute ein Proletariat, das die Arbeiter- und Soldatenräte der Revolution gekannt hat, und ein siegreicher Militarismus blitzhell verstrickt und zutiefst verkriegt, bevor noch der erste Donnerschlag gerufen hat.

Wiederum handelt es sich, und diesmal wie noch nie, um den Kampf zweier Weltanschauungen, und weniger denn je um den Besitz eines Territoriums.

Anläßlich des Zaberner Spektakels schrieb ich, als ein preußischer Pole mir zurief, daß „die Reihe“ nun an uns Elsässern „sei“:

„Die Reihe an uns?

Wann haben wir denn aufgehört, an der Reihe zu sein?

Seit vierzig Jahren wohnt bis über die Augen bewaffnet ein rothaariger Koloß in diesem Land, er hockt auf dem Rand der Vogesen, um seine grobgestiefelten Beine in



der Ebene, die Rebhügel hinauf kommen und gehn die Jahreszeiten. Er drückt auf das kleine Land wie auf die Mitte einer riesigen Schaukel — ja, und das ist denn auch das berühmte europäische Gleichgewicht. Und es geschieht wenig in der Welt und nichts Wichtiges, ohne daß man hier, wo des Kolosses Stiefel stehn, ein leises oder hartes Schwanken spürte. Ein politischer Seismograph könnte die geringsten Erschütterungen der „Weltlage“ verzeichnen. Hier, wo die Absätze auf seinem Leibe drücken, schlägt das Herz Europas am unruhigsten . . und auch am schmerzhaftesten. Ist es ein Wunder, wenn da jeder elsässische Bauer ein Europäer wenigstens insofern ist, als er darauf schwört, mit ihm könnte zugleich Europa geholfen werden? Der Reisende kann sich in jeder Dorfkneipe sagen lassen, daß die Deutschen und die Franzosen nur zusammenhalten brauchten, damit — nun, damit endlich Ruhe ins Land käme und außerdem mehr Sicherheit in die europäischen Verhältnisse. Daß sie nebenbei für die allgemeine Abrüstung schwärmen, versteht sich von selbst. Sie möchten Gewicht und Geruch jener Stiefel von märchenhaftem Umfang los sein!“

Davon habe ich heute, nachdem die einen Stiefel vor den andern davonmarschiert sind, nichts zurückzunehmen, — und nur hinzuzufügen, daß die Notwendigkeit einer Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich im selben Maße gewachsen ist, wie sich, mit jedem Schlag und Gegenschlag im Verlaufe des Krieges und mit jeder Zuckung der Nationen und Klassen im nachkriegserischen Europa die Alternative zugespitzt hat: gemeinsamer Untergang oder gemeinsamer Neubau, Abdankung vor der Barbarei, in die Not und Verzweiflung uns stürzen könnten, oder gemeinsame Übernahme der Führung in Europa aus dem Chaos in die Ordnung. Es gibt aber keine Ordnung, als die einer freiwachsenden Gemeinschaft, eines Sozialismus mit hellem, friedlichem Menschen- gesicht.

*J. Ramsay Macdonald:*

## DIE UNABHÄNGIGE ARBEITERPARTEI IN ENGLAND

Die Unabhängige Arbeiterpartei wirkt auf den Durchschnittsbriten gegenwärtig wie das rote Tuch auf den Stier. Sie ist schon seit Jahren der Gegenstand fast täglicher Zeitungsangriffe — vor allem in der Northcliffe- und Hulton-Presse. Diese Zeitungen wenden stets dieselbe Methode an: um in der Menge leidenschaftliche Vorurteile zu erwecken, bringen sie immer wieder fast wörtlich die gleichen billigen Entstellungen. Dennoch verkümmert die Partei nicht, noch stirbt sie. Eine Erklärung ihrer Lage mag von Interesse für die Leser sein. Es ist eine sozialistische Partei, darf aber nicht verwechselt werden mit der „Labor party“; allerdings gehen die beiden Parteien bei den Wahlen gemeinschaftlich vor, und ihre Parlamentskandidaten stehen auf der allgemeinen Kandidatenliste, für die die „Labor party“ verantwortlich ist. Der Sozialismus, zu dem sich die Unabhängige Arbeiterpartei bekennt, ist kein dogmatischer. Sie erstrebt die Herrschaft der Gesamtheit über Boden und Kapital, jedoch im Sinne einer Fortsetzung der englischen liberalen Traditionen; sie verbindet ihre wirtschaftlichen Theorien mit der Gewerkschaftsbewegung in England. Evolution ist der Atem ihres Lebens. Als sie vor einem Vierteljahrhundert hauptsächlich durch die Bemühungen des verstorbenen Keir Hardie gegründet



wurde, sah sie klar das Ziel — Sozialismus. Ebenso klar erkannte sie die Methode: das Zusammenschweißen der Arbeiterklasse, vor allem der Gewerkschaften, in eine besondere, von den übrigen Parteien scharf getrennte politische Partei.

Nach harter Arbeit, besonders durch Angriffe auf alte Führer wie Ben Pickard, C. Fenwick und Broadhurst, gingen die englischen Gewerkschaften zu aktiver Politik über; sie bildeten die „Labour Party“. Als der Krieg ausbrach, nahm die Unabhängige Arbeiterpartei eine Haltung an, die sie den wildesten Entstellungen und Verleumdungen aussetzte; man erwartete mit Sicherheit ihre völlige Vernichtung durch die grimmigen Leidenschaften der Menge, sowie durch die Maßnahmen der Regierung. Bei den letzten Wahlen verlor sie ihre Führer im Parlament; einige Sektionen der „Labour party“ betrachten sie als ein häßliches junges Entlein, das sich unliebsam mit unerschütterlicher Ausdauer betätigt. Die Parteiführer haben indessen niemals ihren persönlichen Einfluß in der Arbeiterschaft verloren, niemals ihr Vertrauen verwirkt. Und alle Versammlungen während der Kriegszeit boten dasselbe merkwürdige Bild: unbeliebte und schädliche Führer wurden von Delegierten begeistert begrüßt, die jedoch später gegen sie stimmten.

Unterdessen, nachdem der erste Rummel des Kriegsausbruchs vorüber war, begann die Partei sich wieder aufzurichten. Ihre öffentlichen Versammlungen waren stets überfüllt und gewisse Londoner Zeitungen nahmen jetzt einen Feldzug zu ihrer Vernichtung auf. Aber die Unabhängige Arbeiterpartei hielt ihre Stellung mit viel Geschick; sie setzte die Propaganda auf jede irgends mögliche Weise fort. Zwölfmal wurden in ihrer Druckerei Haussuchungen vorgenommen — stets ergebnislos. Lockspitzel umgaben die Führer, aber nur die unbekannten wurden verhaftet, obwohl in allen Versammlungen Polizei



anwesend war. — Ein mir befreundeter Beamter scherzte einmal über einen kleinen Irrtum, der mir in einer meiner Reden unterlaufen sei, und gab mir zu verstehen, daß Berichte über solche Reden wörtlich in Whitehall erstattet und dort einer sorgfältigen Prüfung unterzogen werden.

Die Mitgliederzahl der Partei stieg beständig. Ihr Zuwachs kam hauptsächlich aus der Jugend gebildeter Klassen, in denen politisches Freidenkertum herrscht, sowie aus den tief religiös gesinnten Kreisen der Quäker. Als Mitkämpfer gehören ihr — meist junge — Männer und Frauen an, die von den revolutionären Gedanken ergriffen sind, welche der Krieg erzeugt; hier, in der Partei, finden sie jene leitenden und ordnenden Kräfte, die die revolutionären dramatischen Wandlungen durch die Evolutionsmethoden beeinflussen. Andererseits hat sie den Liberalen viele ihrer ergebenen Arbeiter entzogen. Ponsonby, Trevelyan, Lambert, in den letzten Tagen Oberst Wedgwood, Mitglied des Parlaments — sowie manche andere, weniger bekannte, aber in ihren Kreisen nicht minder wichtige Persönlichkeiten sind zu der Unabhängigen Arbeiterpartei übergetreten.

Während ich dies schreibe, erstattet der Präsident der Partei seinen Jahresbericht den im Stadthause von Huddersfield versammelten Delegierten. In der großen Masse der Delegierten, auf den überfüllten Galerien fühlt man die mächtige Brandung des Geistes, der in der Partei herrscht. Man fühlt, daß nicht nur die Lippen fordern, sondern die Seelen. Man versteht, wie es kommen mußte, daß diese anscheinend recht geringe Anzahl von Menschen der öffentlichen Meinung Trotz bietet, daß sie die Herzen erfaßt, wenn auch scheinbar die Politik noch nicht von ihr beeinflußt wird, und daß die Anhängerschaft der Partei sich andauernd vermehrt. Der Konferenz von Huddersfield wohnten 360 Delegierte bei; der Bericht gibt einen Zuwachs von 11 000 Mitgliedern, 139 Sektionen

und Lstrl. 430 an Gebühren an. Es gibt jetzt 783 Sektionen der Partei. Für die letzten Wahlen wurden Lstrl. 30 000 bestimmt, wovon Lstrl. 3000 für kommende Kämpfe übrig geblieben sind, während noch ein anderer Reservefond von ebenfalls ungefähr Lstrl. 3000 vorhanden ist. 13 Organisatoren bearbeiten das Land. Alle diese Zahlen stehen auf einer bisher noch nicht erreichten Höhe. Durch die Veröffentlichung ihrer finanziellen Mittel gibt die Partei anderen politischen Parteien ein vorbildliches Beispiel.

Die Haltung der Partei im Kriege ist stets entstellt worden. Sie galt als „deutschfreundlich“; sie bestand aus „Agenten des Kaisers“ usw. Tatsächlich war sie einfach demokratisch und international. Trotzdem das Gegenteil behauptet wird, hat die Unabhängige Arbeiterpartei die überwältigende Mehrheit der englischen Sozialisten mit sich gerissen. In England, wie auch sonst überall, wurden die windigen, streberischen sozialistischen Gruppen, diejenigen, die an Stelle einer starken Gesinnung eine starke Sprache führen, chauvinistisch; sie gaben den wildesten Leidenschaften und Vorurteilen der Menge Ausdruck und gewannen augenblicklich großes Ansehen, an das sie nicht gewöhnt waren, das ihnen jedoch vorzüglich mundete. Von diesen Gruppen abgesehen, folgten fast alle englischen Sozialisten der Unabhängigen Arbeiterpartei.

Für die „Independent Labour party“ (die I. L. P., wie sie gewöhnlich genannt wird) bedeutete der Krieg den Bankrott des abgenutzten diplomatischen Räderwerks, die natürliche und unvermeidliche Folge bisheriger Politik. Der Krieg mußte sowohl mit politischen wie mit militärischen Mitteln, durch die öffentliche Meinung, wie mit Kanonen ausgefochten werden. Als die russische Revolution ausbrach, verlangte die Partei von der Regierung — im Parlament und auch außerhalb —, diese Gelegen-



heit zu benutzen, um mit der deutschen Demokratie in Fühlung zu treten, anstatt eine neue Offensive in Rußland anzuordnen. Sieg sollte die Befreiung der Demokratie bedeuten, nicht die Vernichtung eines Volkes und ganz gewiß nicht eine europäische Teilung zur Befriedigung von Rachedurst, Imperialismus und Militarismus. Ich gebe zu, daß diese Auffassung eine starke Zumutung für eine, von der alten gewöhnlichen Kriegsleidenschaft erfaßten Menge war. Sie erschien als Verrat, weil hier der Krieg und seine Probleme in Beziehungen gebracht wurden, für die weder der gewöhnliche Pfahlbürger, noch seine Zeitung Verständnis hatte. Indessen, von den unmittelbaren Anlässen des Krieges, von der Erregung, mit der das Volk in den Krieg zog, ganz abgesehen, sagte die Partei der Regierung einen anderen großen Konflikt voraus, der ihr dieselben Methoden aufzwingen würde, die sie im Krieg angewandt hatte. Sie nannte die Mißverständnisse, Gefahren und Enttäuschungen, welche alle politischen Schriftsteller, die solche Zeiten erlebt haben, von Aristophanes bis Bolingbroke und Cobden, hervorheben. Als im Laufe der Jahre deutlich wurde, wie sehr der Krieg alle Hilfsmittel der Nation mit Beschlag belegte, wies die Partei darauf hin — und erregte damit noch größeres Ärgernis —, daß auch im besten Falle ein rein militärischer Abschluß durch die Erschütterung aller Gesellschaftsgrundlagen die Revolution unvermeidlich machen würde. Ich zweifle, daß jemals politische Prophezeiungen so vollständig erfüllt worden sind. Aber die Unabhängige Arbeiterpartei war nicht ausschließlich eine Partei der Kritik. Bei jeder entscheidenden Wendung schlug sie eine Politik vor, die von dem Grundsatz ausging, daß die betreffenden Völker sich verständigen sollten, und daß folglich eine internationale Konferenz wie Stockholm gehalten werden müßte. Für die Volksherrschaft den Krieg zu gewinnen und ihr die Macht zu geben, jene Umstände zu beseitigen, denen Kriege entspringen, das



war, in kurzen Worten, die Politik der Unabhängigen Arbeiterpartei; das war der Schlüssel zu allem, was sie während des Krieges und des Waffenstillstandes tat und sagte. Diese Auffassung mag zu subtil für die Mentalität einer im Kriege befindlichen nationalen Menge sein, um von ihr verstanden zu werden. Vielleicht hat Cobden recht gehabt, als er meinte, daß, sobald Kanonen sprechen, alles andere dieselbe Sprache sprechen oder schweigen müsse. Woche für Woche prägte mir Lord Morley die Lehre vom „eisernen Schweigen“ ein. Indessen wird es während jedes Krieges stets einige Patrioten geben, die sich nicht vom Kriegslärm betäuben lassen; die den Krieg in seinen politischen Zusammenhängen erfassen — und ich nehme an, daß, solange es Kriege gibt, jene Menschen immer zu denselben Schlüssen kommen werden, zu denen wir gekommen sind. Auf alle Fälle ist England Cobden zu Dank verpflichtet, daß er die Weisheit des Schweigens erst entdeckte, nachdem er so töricht gewesen war, zu sprechen.

Die Innenpolitik der Partei leidet unter den revolutionären Strömungen der Zeit. Die letzten Wahlen haben dem Parlamentarismus in England einen entscheidenden Schlag versetzt. Die Aufrufe an die Wähler waren so falsch und hohl und das Ergebnis so gering, daß das Vertrauen in das System demokratischer Vertretung erschüttert wurde; allgemein herrscht die Ansicht, daß das geistige Niveau des Parlaments in trauriger Weise gesunken ist. Ganz davon abgesehen, hatte die Partei schlechte Erfahrungen mit dem linken Flügel gemacht. Wenn die Tanzmusik in ganz Europa spielt, gibt es auch hier Füße, die in ihrem Takt tanzen müssen, selbst wenn der Tanz bei uns nicht heimisch ist.

Der Arbeiterstreik mit politischem Ziel ist eine sehr alte Idee. Sie wurde neu belebt durch die syndikalistische Bewegung in Frankreich; sie wurde ermutigt durch das politische Versagen der „Labour-Party“ nach dem Jahre

1906. Seit dem Krieg hat der Streik und die Streikdrohung der Arbeiterschaft ungeheuren Vorteil gebracht, selbst dann, wenn die Gewerkschaftsführer sich jeder Aktion widersetzen. Wirtschaftliche oder „direkte“ Aktionen stehen deshalb im Mittelpunkt der britischen Arbeiterpolitik.

Im übrigen haben zwei Bewegungen der Partei neue Macht verliehen. Die nationalen Gewerkschaften haben als die Vertreter demokratischer Wirtschaft im Parlament, als die maßgebenden Kräfte einer Nation im Staat Forderungen aufgestellt. Sie setzten sich dafür ein, daß Arbeiter als *solche* das Recht hätten, eine Arbeitergesetzgebung in allen industriellen Angelegenheiten zu schaffen, weil geographische Flächen, sogenannte Wahlkreise, von einer zufälligen Menge von Wählern bewohnt werden, deren Gesinnung und Interesse den Problemen der Arbeiterstätten sehr ferne stehen; niemals könnten sie eine vertretende Körperschaft bilden, deren Gesinnung entschlossen genug wäre, um über das Leben des Volkes befriedigend zu entscheiden.

Dann kamen die Sowjets in Rußland und die Herrschaft wurde den Arbeitenden gesichert, indem man denjenigen, die nicht arbeiten, ihre Vorrechte entzog. In den Kreisen der demokratischen Arbeiterschaft erregt diese Methode weniger Anstoß, als man denken sollte. Denn bis auf den heutigen Tag wurde unser Unterhaus mittelst eines Wahlrechts gewählt, das Millionen von Arbeitern vom Wahlrecht ausschloß, und unser Herrenhaus ist das reinste Beispiel eines Sowjets, das die Welt jemals gesehen hat — eines Sowjets zwar nicht von Arbeitern, sondern von Aristokraten.

Die Unabhängige Arbeiterpartei ist daher der Bewegung für politische Streiks sowie einer Umbildung unserer Verfassung nach dem Vorbild der Sowjets besonders ausgesetzt. Tatsächlich gehen diese Bewegungen jedoch nicht sehr tief. Gelegentlich verschafft die Partei



ihren Gefühlen Erleichterung, indem sie fromme Resolutionen des Trotzes aufstellt. In praktischen Aktionen aber folgt sie den Führern, von denen keiner jene Absichten teilt, sie alle glauben noch an das parlamentarische System.

Trotzdem wird die Partei zweifellos dem Willen der Arbeiterbewegung entsprechend handeln. — England gibt heute ungeheure Summen zur Beruhigung des Volkes aus, in der Hoffnung, es ungefährdet vom Krieg in den Frieden zu führen. Morgen wird es seine Schulden bezahlen müssen; heute verspricht man hohe Löhne; morgen wird man die Mittel dafür zu finden haben. Gestern sagte man uns, die Arbeitslosigkeit habe ihren Grund in der Überproduktion; heute teilt man uns mit, daß gesteigerte Produktion die Arbeitslosigkeit verhindern wird; morgen muß die Lösung gesucht werden. All dies bedeutet Ungewißheit in wirtschaftlicher Hinsicht. Unter solchen Bedingungen wird die Partei höchste Klugheit beweisen müssen; ihre Treue zum Parlamentarismus wird einer furchtbaren Probe unterzogen werden. Ich glaube, sie wird die Prüfung erfolgreich bestehen, denn unsere intelligenten jungen Arbeiter treten an, und die älteren Führer haben der Partei Gesinnung und Tradition gegeben. Auf alle Fälle kehrt die Unabhängige Arbeiterpartei an ihre alte leitende Stellung in der Arbeiterbewegung zurück. Die stürmischen Abenteuer, die sie während des Krieges zu bestehen hatte, werden ihre Macht und ihre Autorität in Zukunft erhöhen.



*Kurt Kersten:*

## DEN BEWOHNERN DER ZERSTÖRTEN GEBIETE!

Wir haben Elend und Tod über euch gebracht.

Wir haben eure Söhne, Brüder und Väter gefangen, gefesselt, durch die Straßen eurer Städte geschleppt, das Klagen eurer Frauen und Kinder gehört, wir haben sie geschunden, gequält, verschleppt, versklavt, wir haben sie hungern, frieren, dursten, sterben lassen, wir zwangen sie zu Arbeiten, die nur bestimmt waren, eure Leiden zu verlängern.

Wir brachten soviel Not über euch, daß ihr das Lachen verlerntet und keine Tränen mehr hattet, daß eure Frauen und Töchter und Schwestern verhurten.

Wir haben eure Wälder ausgerodet und verwüstet, eure Städte und Dörfer verödet und zerstört, eure Felder zerwühlt und zerstampft, eure Dämme durchstoßen, eure Flüsse und Kanäle uferlos gemacht, eure Gärten trampelt, eure Obstbäume umgehauen, eure Brunnen verseucht, eure Schächte ersaufen lassen.

Wir haben euern Hausrat zerschlagen, eure Habseligkeiten, die ihr zurücklassen mußtet, dem Gelächter preisgegeben, in euern Kleidern Carneval gefeiert und euch selber gezwungen, den Hut vor uns zu ziehen und uns auszuweichen. Wir trieben mit euren Kostbarkeiten Handel, zerschlugen eure heiligsten Schätze — ich fand Gräber erbrochen.

Wehrlos gaben wir euch Bomben und Granaten preis, während wir selbst uns schützten, wir lagen in euern

Häusern, tranken und sangen, schliefen und lachten, während ihr in elenden Kammern zusammengepfercht lagt, am Froste littet und keinen Trost hattet, als die ungewisse Aussicht, morgen von Haus und Hof vertrieben zu werden und von der Arbeit eines siebenzigjährigen Lebens nichts als einige Pfund mitschleppen zu dürfen, den Hohn und Spott, die „großmütige Geste“ des Austreibers zu fühlen, dem im eigenen Lande nichts heiliger dünkt als Eigentum. Eure Häuser aber wurden in Häuser der Freude verwandelt oder waren rettungslos dem Untergang verfallen.

O meine Feinde aus Cambrai und Lille, aus La Bassée und Lihons, Marquillies und Fontaine-Notre-Dame, Havrincourt und Nierguies, Aubercourt und Dounie: wird euch vergolten werden können, was euch geschehen ist, weder Bekenntnis noch Bitten, weder Strafen noch Sühne bringt euch den Glauben an eure Arbeit, euer Dasein, an Menschentum zurück — und mir bleibt nichts als ewige, brennende Scham.

Ihr habt uns getränkt, wenn uns dürstete, ihr habt uns gewärmt, wenn wir froren, ihr habt uns gespeist, wenn wir hungerten, ihr gabt uns Obdach, während ihr zur Nachtzeit eure Habseligkeiten zusammenschnürtet, um eure Häuser zu verlassen, ihr habt gelächelt, wenn man euch drohte, ihr habt getröstet, wenn ihr leiden saht, ihr habt uns begleitet, obschon ihr wußtet, daß euch der Fluch bedrohte, ihr waret froh wie unsre Mütter, wenn wir lebend vom Graben zurückkamen, ihr trautet uns, wenn wir euch Offenheit versicherten, ihr strecktet die Hand aus, während doch eure Seele getreten, gefoltert, bespuckt war. Ihr habt für uns gebetet, wenn wir aufbrachen — o ihr waret barmherzig und gnädig, ihr löstet die Bande der Feindschaft, obschon es viele von uns nie empfanden, ihr stelltet Bande der Gemeinschaft her, trotzdem euch höchstes, letztes Elend zugefügt war, ihr waret nicht nur Männer, Frauen — ihr waret Menschen und jauchztet aus der Tiefe eurer gemarterten Seele;

wenn ihr sprechen durftet: vous êtes un homme comme nous.

Die Gloria letzten, edelsten Menschentums umstrahlt euer gequältes, verzweifelt Haupt — was sind eure Leiden gegen den gedemütigten Stolz des Besiegten, der nie wahr gelitten hat und nur leidet, weil er enttäuscht ist, und weil seine Pläne mißlingen!

Niemals wird man euch vergessen — in der Erinnerung brennt verfluchter Anblick eurer geschändeten, höllenhaften Fluren, der jammervolle Ausdruck eurer gehetzten Seele — wir können nie wieder gut machen, was euch geschehen ist, was ihr uns getan habt. Denn wenn wir euch Gelder zahlen und Materialien liefern, so tun wir nichts als Äußeres und Selbstverständliches — und bis wir wieder gute Werke tun können, ist unser Leben vorbei. (Vielen bei uns ist aber schon diese Wiederherstellungsleistung eine „Schmach“, vielen ist sie eine günstige Konjunktur, vielen ist sie Gelegenheit, euch seelisch zu hintergehen.)

Dies alles ist nur unbedingte Voraussetzung künftiger gemeinsamer Arbeit — und sie wird kommen, wenn ihr wollt. Denn sie haben alle, aber auch alle Rechte verwirkt, wir dürfen die Hand nicht ausstrecken — wir müssen auf euch warten — vielleicht seid ihr barmherzig.



# DER EINSAME

Das schwere Haupt der hohlen Hand vermählt  
Entgleitet ihm ein Sehen, das auf nichts mehr zählt:  
Nicht auf den Tisch, gehobelt von vertrauter Last,  
Nicht auf den Ofenfreund, der kaum in's kleine Zimmer  
paßt,  
Kaum auf die Lampe mit dem mühelosen Licht.  
Auch auf das Bett, vergrämter Träume Reitbahn, nicht. . .  
Ach, er allein! Vergittert ist die Welt  
Ein zarter Schemen, weicht sie, wo sein Schatten fällt,  
Und die Pantoffeln selbst, den müden Füßen inniglich  
vertraut,  
Beginnen an der Außengrenze seiner welken Haut.  
Schwermütig sehnt er sich aus der vollkommenen Fremde  
In Bruderschaft mit Wasserkanne, Stuhl und Hemde —  
Er, dreigeboren: einmal zu des Körpers Lust,  
Zur lieben Seele weiter in der herzdurchfühlten Brust,  
Und, Letztgeburt, zum ätherreinen Menschengestalt,  
Der ihn in alle Bläue tierentfernten Wissens reißt:  
Noch aber einsam, wie die Raupe sich verspinnt,  
Weil ihm die Angst durch jeden scheuen Anfang rinnt:  
Er könne sich nicht schenken, allzu leicht verstört . . .  
Auf, Mensch, ermanne Dich, geh, sprich, Du wirst gehört!  
Nach jeder warmen Stimme, die nicht gleißt und lügt,  
Antwortet schließlich eine, die sich herzlich zu ihr fügt.  
Und, da der Mensch gesetzlich in den Raum gepreßt,  
Bleibt noch ein kleines Einsam, das sich aber lächelnd  
tragen läßt.  
Sei nur gewillt Dich hinzugeben, brüderlich sei aufgetan,  
Du wirst geliebt sein! Und Du fängst den neuen Anfang an.

## DER SARG

Dem toten Armen dienen alle reichen Kräfte.  
Noch stehn im Sargholz Harz und Fichtensäfte  
Voll Duft und herbem waldigem Terpentin.  
Ein Wagen nimmt ihn, der zu Fuße mühsam schleifte,  
Dem Kutscher prunkt am Hut die Krempe, die gesteihte,  
Vier Männer, die den Lebenden verhöhnten,  
Erhoben ihn auf Schultern, daß die Dielen dröhnten,  
Und er, der lebelang mit Mühesal geschlagen,  
Wird von zwei sanften Pferden mählich durch die Stadt  
getragen.  
Ja, er, ein Elend, einsam und im Grolle unversüht,  
Hat auf dem Sarg den Blick der fremden Frau, der wie  
ein Epheu grünt,  
Und der sein Mitleid, einem Herzen still entflossen,  
Wie eine Last von Kränzen über ihn gegossen.  
So, wie ein Mensch, von Not nicht mehr entstellt,  
Nimmt ihn die Erde, wird er eingesät ins Feld.  
Und er, vom Sarg umkapselt, schnell vergessen und  
entrückt,  
Wird bald zerfallend in die herrliche Natur verzückt,  
Ja, die Atome, die ihn bauten, Fleisch, Gebein und Haar,  
Umkreisen bald in Blume, Wolke, Schmetterling und Kuh  
und Aar,  
Indes das Leid, der Gram, die Wut und was ihn quälte,  
hier im Worte kreist,  
Und seine Läuterung an Dir, oh Mensch, anhebt und  
Deinem Geist.

## DIE BOMBE

Er spürt sie in der Tasche als ein schwarzes Ei:  
Du, kleines Eisen, wirkst die Stadt vom Knebel frei.  
Und kehrt auch immer wieder Menschenzwingherr Dreist,

Du weckst von Jahr zu Jahr, oh Bombe, auf den Geist;  
Und faßt Dich in die hohle Hand Dein rechter Mann,  
Spritzt aus der Kutsche und vom Pferde der Tyrann.  
Denn jener Pulverdämon, der die Welt versklavt,  
In reiner Faust wird, der das Schwert, das heilt und straft,  
Und jede neu erfundne geile Teufelei  
Fügt sich zur Stufe, der das Ende nahe sei.  
Was grauenhaft in Eisenschale eingekernt sich ballt,  
Dient stumm der Freiheit, stumm auch der Gewalt,  
Und keine Weihung bannt den Dämon, wenn er brüllt,  
Und sich in grellen Tod und Purpuratem hüllt.  
Kaum weiß ich, daß auch ich dem Tod geschenkt —  
Ja doch, ich weiß es, wie man an den eignen Schädel  
denkt —  
Nicht mehr, nicht minder. Vorwärts geht der rechte Pfad,  
Der neuen Menschheit Hymne sing ich, ihr Soldat. —  
So geht er lächelnd, irren weisen Schlenderschritt:  
Bis der Gehaßte pferdhochragend um die Ecke tritt.

### DIE VERSCHWÖRUNG

Häßlich sind wir. Häßlich formte uns die Not.  
Unsre Augen stierten allzuoft auf andrer Menschen leicht-  
geschenktes Brot,  
Wo die andern träumend noch auf Rasen lagen,  
Mußten wir schon schäumend Eisen, Torf und Ziegelsteine  
tragen.  
Als sie küßten, hellgekleidet lachten hin zum Tennisspiele,  
Zeigten unsre Hände Wunden, Schorf und Schwiele.  
Darum haben wir im Düstern uns an schmutz'gen Tisch  
gesetzt  
Und mit noch verborg'nem Flüstern stiften wir den Bund  
der Hilfe jetzt.  
Seien wir nur treu! Aus dem Reich der Spreu  
Sieben wir die Freiheit doch zuletzt.



## DER TRIUMPHZUG

Auf, Trommel, hinaus und zurück von der Wand,  
Der Elendengasse geworfen den Ton!  
Wir heben die Fahne, da flattert sie schon:  
Wirf, Trommel, das Echo des Aufruhr ins Land,  
Wir sind das Volk, wir sind die Hand  
Und der Freiheit geheiligtes Bataillon!

Und trugen wir Lasten, so wars uns zu üben  
Den Retter zu tragen, der alle entzündet,  
Und mußten wir hassen das Elend den Gassen  
Der endlosen Zeilen voll Mühsal und Grau —  
Er schrie uns den Zauber, er hat uns verbündet

Den Menschen zu grüßen, den Bruder zu lieben,  
Wir tragen nicht Waffen, wir rüsten nicht schlau:  
Oh Seele, oh Seele, wir sind Kameraden  
Sie mögen nur schießen, sie werden nicht schaden,  
Den Samen der Menschheit im Herzen nicht trüben,  
Der Mensch ist verbündet zum irdischen Bau.

Auf, Trommel, hinaus, und zum Himmel getobt,  
Daß der Sklave erwache und folge dem Schrei!  
Wir Volk ohne Waffe, wir Bleiche sind frei!  
Auch uns sei die Freude, wiesenverschönt,  
Lachen von Stimmen, die lange gestöhnt,  
Daß der Mensch die Krone des Lebens sei!

*Hermann Scherchen:*

## DAS TONALITÄTSPRINZIP UND DIE ALPEN-SYMPHONIE VON R. STRAUSS

*Unsere Epoche ist die der Überreife des Tonalitätsprinzips:* die schöpferischen Faktoren, welche durch dessen Formulierung zur Wirkung gelangten, haben eine Reihe bewundernswerter schematischer Möglichkeiten ergeben und derartige Resultate hervorgerufen, daß wir nur schwer diesem Kunstprinzip gegenüber die richtige Distanz innehalten, um gerecht einzuschätzen, was — die Kunst hemmend wie vorwärtsführend — daraus erwachsen ist. Zunächst müssen wir uns ins Gedächtnis rufen, daß erst nach Annahme der gleichschwebenden Temperatur und der anschließenden Zentralisierung des Tonsystems jener einzigartige Entwicklungsgang begann, den die Musik im Laufe von kaum 250 Jahren zurückgelegt hat. Allein in der Malkunst finden wir etwas entfernt Ähnliches: wie das Tonalitätsprinzip erst dem Harmonischen die zusammenfassende Kraft verlieh, alle Erscheinungen auf einige Ausgangspunkte zu beziehen, kam mit der „Tiefe“ jene Kraft in das Bild, welche nach Beherrschen der Perspektive die Malkunst befähigte, den ganzen Reichtum der geschauten Erscheinungen zu umfassen. So daß Beherrschen der Perspektive wie Formulierung des Tonalitätsprinzips zu jenen Wendepunkten wurden, von denen aus die beiden eigentlich modernen Künste ihre reiche Entwicklung aufnahmen. Anders verhält es sich mit Dichtkunst, Architektur und Plastik: für diese drei Künste hat das klassische Altertum selbst die Schemata entwickelt und den Künstlern volles Gestalten ermöglicht; hier ist alles Spätere nur Variieren des von den Griechen Eröffneten, ohne Neuschöpfen aus ungenutzt gebliebenen inneren Kräften des Materials heraus.

Vielleicht hat nun gerade diese atemlos schnelle Entwicklung der neueren Musik mit dazu beigetragen, daß uns Erben Beethovens oft das Gefühl eines Stagnierens überfällt gegenüber den Schemata, die den Werken der klassischen Meister zu Grunde liegen. Als wenn wir nur schwer den Übergang finden von der in ihnen



gipfelnden Vorwärtsbewegung zu dem Ausladen in die Breite, das nach Ausprägung des Symphonie- und Liedschemas usw. eintrat und dessen vornehmstes Resultat ein immer lebensvolleres Durchbilden der eröffneten Schemata hätte sein müssen.

Statt dessen sprechen wir davon, daß das organische Leben der Symphonie mit Beethoven seine Höhe erreicht habe, daß nach diesem Meister Erstarren auf jede lebensvolle Kraft übergehe, die sich von neuem mit dem Symphonieschema auseinandersetze, so daß Beethovens Tat oft nur als Krönen und zugleich Abschließen erscheint, nicht aber auch als Eröffnen zu wechselreicher Betätigung schöpferischer Kräfte.

Welchen Ausweg hat nun die Dichtkunst gefunden, in der seit zwei Jahrtausenden die Grundmöglichkeiten künstlerischer Äußerungen fixiert sind? Ihre Fixierungen sind immer als ein elementar Gesetzmäßiges erschienen, und ein Problem — analog dem Vorgange in der Musik — ist hier nie gereift. Dies folgt mit voller Klarheit aus der Natur der Dinge, da in Dichtung, Plastik und Architektur alle Möglichkeiten erschöpft wurden, die das Material dieser Künste in sich birgt. So konnte Sache des Dichters nur sein, dieselben Äußerungsmöglichkeiten neu zu beleben, welcher Prozeß denn auch in den verschiedenen Richtungsnamen seinen Ausdruck fand. Wir kennen ein klassisches, shakespearisches, naturalistisches, symbolisches Drama; niemand aber ist je auf die Idee gekommen, eine völlig neue Form zu fordern, da zu offensichtlich ist, daß das Material der Dichtung all seine Grundmöglichkeiten erschlossen hat.

Das trifft aber nicht für die Musik zu: eben derselbe Vorgang, der die Tonalität möglich werden ließ, und der als Voraussetzung des ungeheuren Entwicklungslaufes der Musik nicht wegzudenken ist, bedeutet zu gleicher Zeit ein Umgestalten ihres Materials, ein Gruppieren, das von der Natur gegebene Eigenschaften des Tonreiches ableugnet. Diese Operation, die wir unter dem Namen Temperierung verstehen, gab uns alle schematischen Möglichkeiten der tonalen Musik an die Hand, während wir andererseits durch eben diese Beschränkung einen Teil der den Tönen innewohnenden Kräfte ungenützt ließen. Hier liegt der eigentliche Grund zu jener tiefen Spaltung, die unser Musikleben durchzieht: der Spaltung in Künstler, die fest auf dem Boden der Tonalität stehen und innerhalb derselben nach reicher Erweiterung streben, und in solche, für die jenes Gruppieren des Tonmaterials zu sehr den Forderungen widerspricht, die in ihnen nach Ausdruck verlangen, und denen Aufgaben der Tonalität als einziger Ausweg bleibt.

Lenken wir den Blick auf das Tonalitätsprinzip, um seine ganze Bedeutung zu erfassen: an ihm — dessen Formulierung und ent-



scheidendes Auftreten historisch sichtbar sind — können wir die Lösung eines Grundproblems des Menschegeistes verfolgen. Es handelt sich um folgendes: wie ist es möglich, die Überfülle der Erscheinungen, die das Leben in sich birgt, zu bewältigen, und Gesetzmäßigkeit und uns zugängliche Ordnung darin zu finden! Nehmen wir zur Veranschaulichung den Vorgang, den noch jede Weltanschauung wiederholt hat. Während die unfassbare Fülle der Lebensformen wie unentwirrbar vor uns liegt, und, was wir eben gut nennen wollten, im nächsten Augenblick als schlecht erscheint, verlangt unser Geist feste Grundlagen, die ihm ermöglichen, klar zu werten. Wir folgen einem inneren Triebe, ohne dessen Befriedigung menschliches Leben undenkbar ist, wenn wir uns in einer Weltanschauung scharf begrenzen und wie in einem Ausschnitt auf das Leben sehen, daß eben nur die Gesetzmäßigkeit unseres Geistes sich an allen Lebenserscheinungen bestätigt. Dabei vergessen wir dann ganz, daß „unsere“ Wahrheit, die Notwendigkeit „unserer“ Begriffsbestimmungen ihren Wert nur innerhalb der frei angenommenen Beschränkung hat, daß daneben in einem anderen Menschen völlig entgegengesetzte Wirkungen ihren ebenso notwendigen Ausdruck finden können. Also: um die Überfülle des Lebens zu bewältigen, um leben zu können, ist Vermenschlichung notwendig, Anpassung der Erscheinungen an unseren Geist. Nur so kann seine Gesetzmäßigkeit sich in ihnen finden, nur so das Leben „verständlich“ sein.

Jahrhunderte hindurch blieb die Musik ein hilfloses Stammeln, ein erfolgloses Suchen nach innerer Gesetzmäßigkeit. Die natürlichen Erscheinungen des Tonreiches wurden als solche hingenommen, ohne daß man außer der äußerlichen Systematisierung in den Kirchentönen eine Gesetzmäßigkeit des Materials fand. Im Gegenteil: es wurde immer klarer, daß gerade der Reichtum dieses Materials in seinen Erscheinungen fortwährend Widersprüche hervorrief. Man kam zu keinen schematischen Formulierungen und folgte lange Zeit blind den Schemata der Sprache. Die Abhängigkeit ging so weit, daß z. B. in der Neumenmusik der Rhythmus in absoluter Abhängigkeit vom Worte blieb und dieselbe jeder metrischen Zeichen entbehrte. Als nach jahrhundertelanger Praxis und immer schärferem Eindringen in das Wesen der Töne das Hemmende dieses Zustandes unerträglich wurde (inzwischen war das architektonische Elementarmittel der Musik, die Imitation, in Kontrapunkt und Kanon fast bis zum Selbstzweck erhoben worden), gelang endlich jener Prozeß, zu dem die bedeutendsten Köpfe immer hingedrängt hatten: Werkmeister stellte seine „Temperierte Stimmung“ auf, indem er zwölf mögliche

Grundtöne festsetzte, deren Statuierung eben „Temperierung“ der natürlichen Klangverhältnisse bedeutete, und ermöglichte so Rameaus geniale Formulierung, daß alle Zusammenklänge der Musik auf zwei Grundtypen, den Dur- und Mollakkord, zurückzuführen seien. Damit waren mit einem Male rein musikalische Schemata möglich geworden, alle gestaltenden Momente in die Musik selbst verlegt und die innerlichen Schwerpunkte gegeben, die die weiteren Gebilde nur als abweichende Formen erscheinen ließen.

Jetzt hatte die Musik ihre eigentlichen Kräfte entdeckt, jetzt löste sie sich vom Worte: ihre Schemata lagen vor ihr, und ihren Gesetzen konnte sie folgen. Das war aber nur durch das Tonalitätsprinzip möglich geworden, das selbst wiederum auf der Temperierung beruhte; so mußte die Hochblüte des Tonalitätsprinzips zugleich zur Krisis werden. Während die tonale Musik auf dem Harmonischen fußt und ihre große monophone Entwicklungsepoche — in der sie ihre Schemata ausbildete — als horizontale Darlegung der Harmonieintervalle zu verstehen ist (wir können verfolgen, wie der Septimenschritt, die verminderten Intervalle, die None usw. Melodiebestandteile wurden, parallel mit dem Seßhaftwerden der entsprechenden Akkorde im Harmonienetz), sehen wir die modernen Künstler mehr und mehr da anknüpfen, wo nach Bach ein Stillstand eintrat, und der Begriff des Harmonischen als Vertikalresultat gleichzeitig selbständiger Stimmen verstanden wurde.

Mit diesem wieder in den Vordergrund treten des Kontrapunktischen wird von Neuem zu Problemen, was durch die Tonalität ausgeschaltet worden war.\*)

---

\*) Es ist eine alberne Fabel, wenn behauptet wird, daß die Griechen Intervallschritte von solcher Feinheit vernommen hätten, daß sie uns unzugänglich seien. Abgesehen davon, daß wir bis heute nicht wissen, wie die griechischen  $\frac{1}{4}$  und  $\frac{1}{2}$  Intervalle tatsächlich angewandt wurden, intoniert ein jeder Sänger und Streichinstrumentalist Nuancierungen, welche an Feinheit den festen Intervallbestimmungen der Griechen nicht nachstehen. Nur daß diese Tatsachen selten in unser Bewußtsein dringen, da wir seit 250 Jahren eben nur in einer Richtung, im Rahmen des Tonalitätsprinzips denken.

Ein jeder musikalische Sänger unterscheidet scharf *fis* in *fis-a-c-es* von *ges* in *ges-a-c-es*. (Hierbei ergibt sich ein neues Problem, das seinen besonderen Beigeschmack hat und aufhellend für manche schwer verständliche Gehörserscheinung werden kann.) Der von ihm konstituierte Unterschied zwischen den beiden Tönen ist das direkte Gegenteil von ihrer natürlichen Verschiedenheit; während er *fis* höher als *ges* annimmt, erfordern die mathematischen Verhältniszahlen das Umgekehrte. Welcher neue Faktor ist hier wirkend?

Als Kuriosum ergibt sich, daß gerade das Tonalitätsprinzip, das nur durch Ausschalten solch feiner Unterschiede möglich wird, unser Gehör zu neuen Komplizierungen führt. Eben weil seine wirkende Kraft im Harmonischen liegt, zieht letzteres Folgeerscheinungen nach sich, die nur psychologisch im Zusammenhang mit ihm erklärbar sind. Der oberen Note *es* gegenüber erscheint *fis* — die



Denn sowie das Harmonische aufhört, Grundlage und Ausgangspunkt zu sein und zum Vertikalresultat horizontaler Stimmbewegung wird, beginnen eine Unmenge feiner Differenzierungen, die durch keine Enharmonik hinwegzuschmelzen sind. Jetzt fordert die Logik der Einzelstimme Unterscheidungen, die den Rahmen der Tonalität durchbrechen, und so stehen wir vor der neuen Frage: müssen wir nicht mit der Tonalität alles aufgeben, was nur durch sie möglich wurde? Müssen wir nicht in ein Chaos zurückfallen ähnlich dem durch sie überwundenen, und soll quälerisch erfolgloses Suchen ein zweites Mal Epochen der Musik kennzeichnen?

Dazu kommt, daß der aus innerer Notwendigkeit mit den Beschränkungen des Tonalitätsprinzips kontrastierende Künstler bald für alle Zusammenklänge Existenzrecht fordern muß, deren Logik ihm Erlebnis ist. Daß durch diese Erweiterung die Begriffe der Tonalitätsdissonanz und -Konsonanz ihren einschränkend ordnenden Sinn verlieren, und so die unbegrenzte Fülle der natürlichen Erscheinungen von neuem vor den Musiker tritt und Bewältigung verlangt.

Wir müssen klar sehen, daß dies die Folge wird, wenn sich die Forderung immer elementarer einstellt, die Ketten der Tonalität abzuwerfen: das hieße dann Aufgeben der Temperierung und aller Schemata, die den Wunderbau der modernen Musik ermöglichten; denn wenn die zentralisierende Kraft der Tonalität nicht mehr vorhanden ist, kann selbst das wiederkehrende Analogon als elementarstes Baumittel nicht mehr funktionieren, und muß sein Leben wiederum nur in den von jeder Einschränkung unabhängigen Imitationsformen fristen.

Natürlich ist sinnlos, hier voraussehen zu wollen; wenden wir uns aber an die Künstler und sehen wir, ob es ihnen gelungen ist, Auswege zu eröffnen. Allein der schöpferische Instinkt kann die zu gehenden Wege weisen, und der moderne Künstler steht seiner Aufgabe ja unendlich reich gegenüber: ausgerüstet mit historischem Wissen um die durchschrittenen Epochen kann er zugleich alle Erwerbungen nützen, die im Laufe der Entwicklung eröffnet wurden und ihrer vollen Erschöpfung noch harren (dazu gehören

---

Erhöhung von *f* — fast immer als ein engeres Anschmiegenwollen an das höhere *g*, während *ges* — dem *es* gegenüber — von *g* aus abwärts nach dem tieferen *f* verlangt. Da die Logik der Harmonieverknüpfungen gewöhnlich diese Stimmbewegungen hervorruft — *fis-a-c-es* als verminderter Septimenakkord, und *ges-a-c-es* als Sekundakkord auf der VII. Stufe usw. —, muß der nicht von der Temperierung geknechtete Streichinstrumentalist natürlicherweise zu solchen Abweichungen gelangen.



vornehmlich die Timbreschattierungen, die für die harmonisch-monophone Hauptepoche der Musik bedeutungslos blieben und erst seit Berlioz zu wichtigen Kompositionsmomenten erhoben wurden).

Unter diesem Gesichtspunkt wollen wir Richard Strauß „Alpen-Symphonie“ betrachten, und dabei in Kürze berühren, welche Wege die beiden anderen Komponisten gegangen sind, die zusammen mit Strauß das moderne Deutschland kennzeichnen: Max Reger und Arnold Schönberg.

Hierbei tritt sofort der Antagonismus hervor, der zwischen Strauß und Schönberg besteht: während Richard Strauß die Grenzen der Tonalität innehielt und immer intensivere Belebung des Gegebenen anstrebte, ging Schönberg vom Material allein aus, zu dessen voller Schrankenlosigkeit er sich zurückwandte, indem er die Tonalität aufhob.

Wir müssen Arnold Schönberg nachsagen, daß ihm eine der größten Kunsttaten gelungen ist: daß dieser Künstler nicht nur alle Folgen aus dem Abwerfen der Tonalität zog, sondern daß er auch das der Musik drohende Chaos überwand. Das konnte er, weil sein Künstlertum echt ist und nichts als innere Notwendigkeit ihn führt, so daß die Töne ihre Geheimnisse erschlossen und ihm offenbarten, wie Schemata ohne den Zauberbann der Tonalität möglich seien.

Wir wollen dies kurz an zwei Werken verdeutlichen: an seiner „Kammer-Symphonie“ und den „Fünf Orchesterstücken“.

Die erstere steht hart an der Grenzscheide: der Name des Werkes weist auf den Weg, den Schönberg fürderhin geht.

„Kammermusik“ nennen wir jene intime Musikgattung, in der ein oder mehrere selbständige Künstler ausführend sind. Alles erfordert Intimität: die Ausführung wie der Raum, die Zuhörer und die Werke. Während hier „Solisten“ nachschaffen, Individuen das Innenleben übergeben, steht dem die Symphoniemusik mit ihrer Massenanwendung gegenüber, in der die ausführende Menge die Stelle des Einzelnen einnimmt (auch die einfach besetzten Bläser funktionieren meist mit Verdopplung durch andere Instrumente): in der Symphoniemusik will das Typische in Erscheinung treten, gegenüber der Beschränkung auf zart Persönliches im Kammerstil.

Schönberg schreibt notgedrungen seine „Kammer-Symphonie“ (für 15 Soloinstrumente!); für ihn ist das Harmonische nicht mehr die allein ausschlaggebende Kraft, welche formschaffend das Ganze trägt und über der das Melodische reliefartig hervortritt, sondern eine Vielheit lebendiger Stimmen erfüllt ihn und führt in jedem Augenblick neue Vertikalresultate herbei. Schönberg beachtet

hier noch die Grenzen der Tonalität und das Schema ist das der Symphonie; nur daß die üblichen vier Teile innig in ein organisches Ganzes verschlungen sind. Den Ausgangspunkt bilden Bedingungen, die für „Kammermusik“ unerläßlich sind; doch gipfelt das Werk im Symphoniestil — die Solisten verschmelzen zur „Menge“, und wir müssen uns der inneren Wahrheit dieses *contradictio in adjecto* „Kammer-Symphonie“ fügen.

Dagegen zeigen die Orchesterstücke die Vollendung des Prozesses, der zu der merkwürdigen Konzeption der „Kammer-Symphonie“ geführt hat. Die Einzelstimme ist das vorwiegend Elementare geworden, während die Harmonie Fixieren der Zusammenklänge bedeutet. Die alten Schemata wirken kaum mehr, und das „Motiv“ als kleinstes Melodieanalogon verschwindet. In dem letzten der fünf Stücke bleibt nichts übrig, was an tonale Musik erinnern könnte. Die *reprises*artigen Rudimente von Nr. 1 bis 4 fehlen, und an Stelle der auf dem Motiv basierenden Melodiebildung ist nur mehr eine große Linie vorhanden, die beständig weiter wächst. Hier ist die letzte Konsequenz gezogen, die aus dem Aufgeben der Tonalität folgt. Was setzt nun Schönberg an Stelle des alten Schema, wenn nicht dies Stück ein willkürliches Aneinanderreihen verschieden rhythmisierter Melismen bedeuten soll?

In der tonalen Musik läßt das Analogon aus dem Schema die Form hervorwachsen. Seine Wiederkehr ermöglicht, daß Gewichtsverhältnisse entstehen, die sich abwägen und harmonisch ausgleichen. Dieser Vorgang viele Male im Größeren wiederholt, gibt endlich das abgeschlossene Werk. Wir sprechen nur dann von einer Form, wenn uns die Symmetrie der Gewichtsteile zugänglich ist. Dazu verhilft das Analogon in seiner kleinsten wie erweiterten Erscheinung. — Im fünften der Orchesterstücke tritt nun an Stelle der melodischen Übereinstimmung ein dynamisches Moment: was früher im Analogon Ausdruck fand, wirkt als Steigen und Senken der Linie; der Linie und damit aller Ausdrucksmomente, indem jetzt Anwachsen und Erschlaffen der Gesamtintensität zu bestimmten Gewichtsverhältnissen werden.

Daß eine solche Musik eine andere Ausführung verlangt, als die im Tonalen begründete, ist ohne jeden Zweifel. Ebenso will sie anders aufgenommen werden, als wir es gewohnt sind. Hier muß radikal umgelernt werden, und Hörer wie ausführende Künstler müssen den Schritt ins Fremdartige, Neue wagen.

Während Schönberg also die Tonalität aufgibt und mit derselben alles an sie Gebundene, tritt uns in Max Reger eine Persönlichkeit entgegen, die gleichfalls das Kontrapunktische zum Ausgangspunkt nimmt und das Harmonische vorwiegend als Längsergebnis sieht,



ohne jedoch die Tonalität zu verleugnen. Regers Kunst ergibt Bereicherung und Ausdehnung in den gegebenen Grenzen. Trotzdem macht sich in dem oft äußerlichen Aneinanderknüpfen einzelner Perioden in seinen Werken das Auflösende bemerkbar, das dem Kontrapunktischen innewohnt, sowie es in obigem Sinne zum Grundliegenden wird. Wenn das Harmonische als organische Kraft nicht Hauptbedeutung hat, muß ein solches Zerfallen innerhalb der tonalen Formen drohen.

In seiner Alpen-Symphonie hat Richard Strauß nun etwas wie ein „Credo“ niedergelegt. Vielleicht hat dies der Meister unbewußt getan; um so machtvoller ist aber die Äußerung, die er dafür in seinem Werke gefunden hat. *Die Alpen-Symphonie bedeutet von Anfang bis Ende ein absolutes Bejahen der Tonalität*: es ist zuweilen, als wenn wir uns in einer Orgie des Tonalen befänden, als wenn zusammenfassend Strauß noch einmal in vollster Prächtigkeit zeigen wollte, was wir diesem einzigartigen Kunstprinzip zu danken haben.

Alles unterliegt in der „Alpen-Symphonie“ einer höheren Einheit: Die Gesamtform wie die Einzelbestandteile sind von intensivstem organischen Leben und zugleich von einer Einfachheit, die sich nur einstellt, wo das Schematische aus der Triebkraft des Materials heraus gestaltet ist. Die einzelnen Elemente sind mit Meisterschaft gehandhabt und zeigen trotz der bewußten Beschränkung neue und bereichernde Züge.

Nach seiner Symphonie „aus Italien“ hat der Meister kein symphonisches Werk geschrieben. Erst mit der „Alpen-Symphonie“ knüpft er an dies Jugendwerk an, wenngleich auch hier die Idee der symphonischen Musik nicht rein verkörpert ist. Dem Aufbau beider Werke liegt das Symphonie-Schema zu Grunde; beiden aber dient ein Programm zu innigerer Belebung! So ist Richard Strauß Programmmusik zu verstehen, die ihren Ursprung nicht in äußerlichen Tendenzen hat, sondern einerseits durch seine formgestaltende Kraft bedingt ist und andererseits durch einen Zug des modernen Geisteslebens, der oft völlig mißverstanden wird.

Wir sagten: die formgestaltende Kraft Richard Strauß sei eines der Momente, die ihn zur Programmmusik geführt haben. Dies ist so zu verstehen, daß sein seltenes „architektonisches“ Vermögen zugleich immer lebensvolleres Vereinheitlichen der Form anstrebt: Nicht nur klassisch vollendete Erfüllung des gegebenen Schemas, sondern auch Durchdringen desselben mit unseren psychologischen Erlebnissen entsprechender Gesetzmäßigkeit — das war die Forderung, die Strauß sich stellte und die von nachschaffenden wie produzierenden Künstlern allgemein erhoben wurde.



Diesem Anspruche konnten die rein musikalischen Schemata nicht genügen, solange sie ausschließlich musikalischen Gesetzen folgten; solange nur Material-Schwere der Teile formale Auslösungen hervorrief, ohne daß ein Elastizierung erzeugendes Korrektiv hinzukam. Dieses Korrektiv erfand sich Richard Strauß, indem er dazu das Programmatische benutzte.

Hier müssen wir daran erinnern, daß gerade seine symphonischen Dichtungen meisterhafte Formbewältigungen sind. Kaum je hat das Rondo-Schema so lebensvolle Biogsamkeit gezeigt wie im „Till-Eulenspiegel“; kaum je die Variationenreihe einen Reichtum zugelassen wie im „Don-Quixote“. Nicht zum Abschwächen der rein musikalischen Kräfte dient das Programm, nicht als Binde-mittel, das äußerliche Teilverknüpfungen zuläßt; sondern ganz und gar Musiker nimmt Strauß die festen Schemata der Tonalität und weiß ihnen durch Zugrundelegung des Programms bis dahin unerhörte Schmiegsamkeit zu verleihen. Seine Formen sind nicht nur meisterhafte Belebungen der Schemata, sondern zeigen zugleich jene psychologischen Erlebnissen eigene Folgerichtigkeit, welche wir Modernen in allen Kunsterscheinungen suchen und die uns oft zu völlig unrichtigen Interpretationen klassischer Musik verleitet, indem wir auch in deren ideale Formabwägungen psychologische Momente hineintragen und rein musikformale Entwicklungen oft gemäß einer ihnen fremden psychologischen Entwicklung umgestalten.

Das Programm der „Alpen-Symphonie“ ist nun, kurz gesagt, „ein Tageslauf im Gebirge“. Ein Tageslauf, bei dem wir vor Sonnenaufgang in die Alpenwelt hinaustreten, um uns während des Tages zu den Gipfeln empor zu erheben: Die Wanderung dahin und der anschließende Abstieg geben das Sujet, das Strauß der Symphonie zu Grunde gelegt hat. Nach einem Gewitter kehren wir zu unserem Ausgangspunkt zurück, während die Natur wieder in dunkles Schweigen versinkt.

Wie wir sehen, ein Programm von erstaunlicher Einfachheit, das aber alle Voraussetzungen in sich trägt, um einer Symphonie zu Grunde zu liegen, das wie diese seinen inneren Höhepunkt hat, um den es sich nach weitem Ausholen in sich selbst zusammenschließt.

Und jetzt können wir sagen: äußerliche Programm-Musik — bei der eine Idee das Bestimmende ist — hat mit musikalischer Kunst nichts gemein; nur *wenn innere Forderungen den Musiker zu Gleichnissen zwingen*, durch die er erlebten Formen geschmeidigeres Eigenleben verleiht, hat das Programmatische Sinn und Berechtigung.

Wenn wir oben von einer „Erscheinung“ sprachen, durch die Richard Strauß „ein bisher der Musik unzugängliches Gebiet in durchaus musikalischem Sinne“ erschlossen habe, so ist damit die Einführung der Windmaschine in das moderne Orchester gemeint. Soweit uns bekannt ist, wurde dieses Lärminstrument bisher nur in einer verunglückten Symphonie Paderewskis angewandt — natürlich im Sinne äußerlicher Programm-Musik, um „Klang“ zu malen und den „naturalistischen Eindruck“ zu verstärken.

Das Vorangehende muß genügend klar ergeben haben, daß die musikalische Potenz Richard Strauß' zu groß ist, als daß sie nicht jede Erscheinung zu einer musikalischen umwandelte, die er in sein Schaffen einbezieht. Wie ist dies aber einem Lärminstrument gegenüber möglich, daß anscheinend aller Eigenschaften entbehrt, die wir zu den musikalischen rechnen?

Die Windmaschine gibt weder beständige Tonhöhen noch rhythmische Abmessungen; ihr einziges Vermögen ist, Tonanschwellungen wie Abschwächungen hervorzubringen. Auf Grund dieser einen Eigenschaft gebraucht nun Strauß dies Instrument, um für eine längere Episode die periodische Gliederung darzulegen, d. h. er erhebt das dynamische aus seiner bisherigen Gebundenheit — *nur begleitend* zum Unterstreichen der Ausdrucks- sowohl als Rhythmus- und Klangfarbennuancen — zum selbständigen Faktor, indem er es in einer gewissermaßen abstrakten Ablösung auf sich selbst beschränkt und zur Zusammenfassung und Anordnung von Taktgruppen gebraucht. Damit ist auf die Möglichkeit einer neuen Bereicherung der Orchestermittel hingewiesen, und, mehr noch, in einem meisterhaften Beispiel gezeigt, wie bloße Lärminstrumente zu musikalischen werden können.

\* \* \*

Es würde über den hier gebotenen Rahmen hinausführen, wenn diese Untersuchung weiter ausgedehnt würde. Die wenigen Hinweise zeigen zur Genüge, daß Strauß — trotz bewußter Beschränkung im Tonalen — dem Material eine Menge unerschöpfter Möglichkeiten abgewinnt, und daß noch volles, wenn auch überreifes Leben in dem bisher einzigen musikalischen Kunstprinzip, der Tonalität, pulsiert. Ist so ein „zu-Ende-führen“ ein Gipfeln in seiner Kunst, so wollen wir doch kein Gesetz daraus machen, und ihn für sich dekretieren lassen, daß das Atonale ein Verirren sei, nur für besondere Zwecke von koloristischem Werte. Nicht dekretieren wollen wir, aus Schaffensmöglichkeiten eines genialischen Musikers Produktionsformeln ableiten, sondern hineinhorchen in die zu innerst verborgenen Kräfte des Materials. In dem Maße wir sie erkennen,



wird uns der Zukunftsweg gelingen, in dem Maße wir ihre Richtungsnahmen begreifen, neue Schaffensmöglichkeit heranreifen, so daß die Anordnung „Strauß — Reger — Schönberg“ jetzt eigentlichen Sinn gewinnt, daraus der Entwicklungsweg des Materials aufklingt. „Restlose Bejahung des Tonalen, allein darauf alle Schaffensmöglichkeit beschränkt!“ — von dieser letzten Straußweisheit tastet Reger an seinen linear-kontrapunktischen Melodien ins Neuland des Atonalen, ahnt dessen Befreitheit von den alten Formen; aber erst Schönberg vollzieht den Bruch ganz, und überschreitet klar die Grenzen der Tonalität. Er ist derjenige, der nicht nur bricht und hinter sich wirft, sondern im Niederreißen schon aufbaut und Zukunftsmöglichkeiten zeigt; bis sein Werk emporragt, und wir Neuformulierungen sehen, die der Bestimmung des Tonalen entrückt sind.

Wie jede Einsicht darin ihre Fruchtbarkeit zeigt, daß sie auf neue Voraussetzungen stellt, Probleme neu faßt, muß auch die vorliegende Arbeit ihre Abrundung finden durch spezielle Untersuchung, wie der Neulandsweg Max Regers verläuft, und zu welchen Folgerungen Schönberg zwingt. Erst nach solcher — trotz der „willkürlichen“ Auswahl „Strauß — Reger — Schönberg“ umfassenderen Einsicht können wir hoffen, daß Aufgeben der Tonalität nicht in ein Chaos willkürlicher Formulierungen ausläuft, sondern neuer Materialanordnung neue Form entspringen wird. *Die erste große Materialanordnung in der Musik durch das Tonalitätsprinzip liegt hinter uns!* — möge unsere Untersuchung dazu beitragen, unnötige Umwege und Irrtümer bei der notwendigen Neustellung der Musikprobleme vermeiden zu helfen.



---

# MEMENTO

*Hartmuth Merleker:*

## DIE LETZTEN STUNDEN VOR DEM WAFFENSTILLSTAND

Wie ein getretener Regenwurm windet sich die lange Schlange der Haubitze-Abteilung durch den aufgeweichten Ackerboden. Die Pferde, die seit acht Tagen nicht aus den Sielen gekommen, lassen die Köpfe hängen, viele sind verwundet, alle sehnen sich nach Ruhe, aber sie können der harten Faust des Fahrers nicht entfliehen. Diese hocken wie Affen auf den Pferden, mit stumpfen, blöden Gesichtern, mit hochgezogenen Beinen, mit müden, schlappen Händen. Die Stahlhelme hängen im Genick, sinnbildlich die Angst vor dem hinter ihnen liegenden ausdrückend, ab und zu schlagen sie noch auf die zum Umfallen müden Tiere, ihre Pferde, die seit mehr als 50 Monaten Freud und Leid mit ihnen teilten, für die sie stahlen und logen, sie schlagen sie ohne Erbarmen. „Vorwärts, nur vorwärts!“

Die Kanoniere schlafen auf Protze und Lafette. Zehn durchwachte Nächte haben selbst in den undurchdringlichen Dreck der Gesichter Runen eingegraben, die jeder noch so Unkundige liest wie ein aufgeschlagenes Buch. Wie tausend Laster sehen die Fratzen aus, und doch sind es Gesichter von Menschen, mit all den Gefühlen, die an das Schöne glauben, was diese Welt verheißt. Zum Teufel, diese Menschen kennen nur einen Trieb: „Vorwärts!“. Die im Schlaf verzerrten Mienen scheinen auf den Lippen nur ein Wort zu formen „Vorwärts!“.

An ihren Zügen entlang sprengen die Zugführer. Mit wilden Gebärden und wütenden Worten spornen sie Menschen und Tiere, ob ihre Pferde gleich straucheln, sich bäumen oder sich sperren, wie Hornissen umschwärmen sie den ihrer Gewalt unterstellten Teil der Batterie und trieben ihn an: „Vorwärts!“ Wild, in

dumpfer Verzweiflung, mit rauflustigen Augen sprühen die Fahrer sie an, aber auch den Mutigsten unter ihnen bleibt heute das Schimpfwort im trockenen, ausgeschleimten Halse stecken.

Vor der Batterie reitet der Batterieführer, ein junger, schlanker Offizier. Sein gerötetes Gesicht ist eine einzige Spannung, seine Hände sind verkrampft in den Zügeln, seine Schenkel spielen unablässig mit den Flanken seines Tieres. Wie eine Maschine wendet er alle Minuten seinen blonden Kopf mit der keck und absichtlich ins Genick geschobenen schwarzsamtenen Mütze nach seiner Batterie und weist mit der Reitpeitsche nach vorn auf eine Höhe: „Vorwärts!“ Kein Scherzwort antwortet wie in besseren Tagen, kein Leuchten blitzt aus den Augen seiner Leute, kein Pferdewiehern antwortet dem Schnauben seines eigenen Gaules, der noch mutig und haferfroh den Kopf hebt und senkt.

„Wachtmeister nach vorn!“ brüllt der Oberleutnant.

Müde geben es die Geschützfürer weiter, die neben den Vorderreitern in den Sätteln hängen. Eilig, aufgeregte, dienstbeflissen drängt sich die alte, dicke Batteriemutter von der Queue des Lindwurms durch den Schlamm des Ackers nach vorn. Sein Falbe, das beste Tier der Batterie, springt wie ein Gummiball, dem Etatsmäßigen bricht der Schweiß aus.

„Zur Stelle!“ Er brüllt es heraus, vor Anstrengung heiser.

„Sie bleiben bei der Staffel und den Protzen, die Bagage nimmt Sergeant Müller, die geht nach Ambiles-Fontaines, lassen Sie ihm Ihre Karte.“

Der Wachtmeister zuckt, die Karte, jetzt sein kostbarster Schatz auf dem Wege nach hinten, er muß sie opfern.

„Die Abteilung geht hier auf dem Vandammerücken in offene Feuerstellung und hält den Tommy auf, bis der letzte Mann der Division die Brücke von Belle-en-Sissonne passiert hat. Wir müssen dann sehen, wie wir durch die Furt von Valleroi kommen, die Brücke ist längst gesprengt, soll es wenigstens sein, wenn die Himmelhunde von Pionieren es nicht tun, wie bei Ruesnes, wo die Engländer mit den Pionieren zusammen über die Selle gingen.“

„Befehl, Herr Oberleutnant!“ ächzt der Wachtmeister.

Dann dreht er auf der Hand und prescht den Abhang, den die Batterie langsam erklimmt, herunter, die Flanken der Züge entlang.

„Staffel an die Batterie hängen, Müller hier die Karte, da den rotangestrichenen Ort, dort sammeln sich die Klamottenwagen der Batterie bei der Abteilung, der Offiziersgepäckwagen und das Burschengemülle geht mit in Feuerstellung!“



Die Schlange reißt hinter dem letzten Muniwagen ab, und von hinten keucht ein einsamer vierspänniger Wagen hochbeladen durch den Teig des Bodens der Batterie nach, auf die wie ein Teller daliegende Höhe 110. Die Klamottenwagen ächzen noch langsamer als bisher auf einen bis zur Unkenntlichkeit ausgefahrenen Weg und rollen hinter den Fahrzeugen der vorderen Batterie ihrem unbekannten Ziele zu. Die Leute sind langsam erwacht und starren interesselos auf die eben auffahrende Batterie.

„Die sehen wir so bald nicht wieder,“ sagt Müller zum Fahnen-schmied, „dort hinten“ — er deutet zurück — „kommt der Tommy, er wirds ihnen schon geben, er zahlt heute auf Bailleul heraus.“

„Batterie zum Feuern halt, nach links protzt ab,“ brüllt der Batterieführer mit versagender Stimme.

Die Kanoniere, die schon beim Einfahren in die Stellung von ihren harten Sitzen wie nasse Säcke in den Kot des Bodens gefallen waren, stemmen sich kraftlos in die Speichen der Lafetten und drehen die Rohre nach Süden.

„Die Herren Batterieführer zur Gruppe!“ bellt der Telephonist aus dem Schutze eines Baumes, wo er schnell und stramm wie immer seine Verbindung mit der Abteilung schon aufgenommen hatte.

„Mein Pferd!“ und schon flitzt der Batterieführer, gefolgt vom Richtkreisunteroffizier und einem Pferdehalter über das hier etwas trockenere Feld, das eine dünne Grasnarbe trägt, dem Mutter-gotteshäuschen zu, in dessen Schutz die Gruppe sich niedergelassen hat.

„Morgen, Herr Hauptmann!“ „Morgen, morgen, na also schnell die Karten raus. Was für Munition haben die Herren eigentlich noch?“

„Erste hat 300 Brisanz in Staffel, Protzen und Lafetten.“

„Zweite 200 Blau!“

„Dritte 250 Splitter und Bunt!“

„Donnerwetter ist das aber wenig, meine Herren, Sie haben wohl viel in der Selle-Stellung liegen gelassen, na denn eben nicht, also sehen Sie hier die Abschnitte, ganz roh nach der Natur, Batteriepläne gibts hier nicht. Sie, Wagner, dort von der Pappel bis zum Hohlweg, Sie, Werner, vom Hohlweg bis zur Mauer, und die königliche dritte von der Mauer bis zum Bahndamm, und dann noch eins, meine Herren, lassen Sie nur beobachtetes Feuer abgeben, Gruppenbeobachtung hier oben am besten, alle übrigen B-Stellen können hier raufkommen, aber nich sonen Haufen bilden, sollen sich eingraben, die B-Unteroffiziere. Leitung nach der Feuerstellung von B-Stelle jede Batterie selbständig legen.“

„Zweite Batterie meldet feuerbereit, dritte, erste auch, im ganzen melden die Feuerleitenden neun feuerbereite Geschütze.“



„Heiter!“ sagte der Adjutant.

„Wie ist denn das mit dem dreimal gottverdammten Waffenstillstandsangebot, ich kann meine Leute kaum mehr halten, an jeder Kanone habe ich bloß noch drei Mann,“ knirscht der Führer der zweiten, „mir ist die Hälfte von meinen Kerls schon von der Selle ab stifen gegangen, als die verdammten Latrinengerüche vom Frieden häufiger kamen, als das tägliche Fressen. Entweder es ist Krieg, und wir kämpfen, dafür sind wir eben Soldaten, oder es ist kein Krieg, dann ist eben Frieden, und wir gehen nach Hause.“

„Ich habe ständige Verbindung mit dem R'ment“, flüstert der Adjutant geheimnisvoll, „und auch mit der Division“ flüsterte er noch leiser und geheimnisvoller, „es kann sein, daß es heute eine Überraschung gibt, mal muß es ja kommen, unsere Unterhändler sind schon durch die Front hindurch, im Walde von Compiègne treffen sie sich mit den Ententebevollmächtigten, so meldet das A. O. K.“

„Das ist klar wie Torf, daß es heute eine Überraschung gibt, dafür sorgt unser Gegenspieler, der ist heute in der Vorhand“, sagte der Abteilungsführer scherzend. „Also Gottbefohlen meine Herren, für Kaiser und Reich!“

„Das scheißt du dir“, brummte der Batterieführer der zweiten in seinen Shal, den er enger band, denn mählich begann es stärker zu regnen. Es war 6 Uhr vormittags und langsam kroch die Helle über den Boden und ließ die sich stetig füllenden Löcher und Furchen im Boden aufleuchten. So weit das Auge reichte, schien das Land in vollster Gesundheit von einer urplötzlich ausbrechenden Krankheit überrascht, einen Ausschlag bekommen zu haben, denn eine Wagenspur neben der anderen hatte in den wehrlosen Ackerboden tiefe Striemen gezogen, die anklagend gen Himmel stummen, und das jetzt in ihnen blitzende Regenwasser schien im Frührot wie Blut.

In der Batterie angekommen jagte der Batterieführer die leeren Protzen, Muniwagen und Kastenwagen hinter die Höhe, stellte Winkverbindung her und besetzte die B-Stelle. Die Leute stellten mißmutig die Zünder, die Richtkanoniere hielten die Aufsätze trocken. Alles fror und sah unentschlossen aus.

„Sie kommen“, rief vom Telephon.

„Wer“, brüllte der Batterieführer.

„Die gottverdammte 339. Division“, sagte der Zugführer des ersten Zuges der nur noch ein Geschütz hatte, das nach jedem Schuß vom Radkranz sprang.

„Die feigen Hunde“, grimmten die Kanoniere, „der Blase wegen müssen wir hier in der Scheiße hocken, könnten längst über alle Berge sein, der Häuptling bildet sich wohl noch ein, er bekommt zur siegreichen Niederlage den Pour le Mérite überreicht, den schießt du dir, alter Schinder“.

Der Regen wird stärker, alles verschwindet unter papierdünnen Zeltbahnen, verkohlten Mänteln, Decken und Woilachs. Nach Sekunden ist der Stiefel im Lehm eingesunken und man steht in einem Miniatursee.

Langsam hat sich inzwischen die Spitze der 339. Division, die im Schneckentempo dahinzieht, dem Fuße der Höhe 110 genähert. Nun schwenkt sie vom Kolonnenwege ein auf die große Kantonalstraße, die in gerader Linie über die Grenze nach Mons ins Belgische führt. Einige Infanterietrupps sind in Sichtweite seitwärts ausgeschwärmt und markieren Marschsicherung.

„Ist das eine Division, das ist eine Völkerwanderung,“ staunen die Leute in der Batterie.

Nichts als Wagen, ab und zu ein Reiter, einige Infanteristen, Verbände sind überhaupt nicht mehr zu unterscheiden, Offiziere in der gegen die erbarmungslose Nässe schützenden Verpackung ebenso wenig. Alles schleicht lautlos dahin, den einzigen Ton geben die quietschenden Räder, die klappernde Ladung, die patschenden Stiefel und Hufe. Aber unsichtbar und unhörbar liegt über dem erbarmungswürdigen Zuge der geschlagenen fliehenden Division der Ruf von 3000 Kehlen, das Stöhnen von 2000 mit keiner menschlichen Sprache begabten Pferde: „Vorwärts um jeden Preis, hinter uns her ist das Grauen!“

Langsam hat der Regen nachgelassen, langsam auch aus der Richtung, aus der die Trümmer der Division kommen, ein Grollen zugenommen, das wie ein ganz fernes, unschuldiges, ergötzliches Gewitter klingt. Ein Erschauern geht durch Mensch und Tier. Die Pferde beben mit den Nüstern, die Menschen drehen angstvoll die Köpfe auf den ungeschmierten eingerosteten Wirbeln, die Tiere legen sich fester ins Geschirr, das Tempo wird eiliger, der stumme Schrei, den der ganze Zug selbst ausdrückt, wird um ganze Tonleitern höher, um ganze Orchester lauter: „Vorwärts!“

In der Mitte der Division eine Reiterkavalkade. Unter einem grünen Regenmantel leuchtet ein zinnoberrotes Bein, der Führer der Horde, der geschlagene Führer, der durch die physische und psychische restlose Ausbeutung seiner Leute um seinen vierjährigen Kriegeruhm gebrachte Führer mit seinen Knechten, seinem Stabe.



Blicke, die von einem so unverhüllten Haß geboren sind, daß er instinktiv ihn ahnend, sich fort zur Seite wendet, schnellen aus der Feuerstellung auf die Gruppe der Reiter. Sein Pferd fängt an zu tänzeln, der Reiter gab dem Haferbauch mit erschlaffenden Händen das Maul frei, und schon wird die Gangart des Tieres eiliger. Die erwachende Schar menschlicher Ameisen brüllt: „Ranbleiben, ranbleiben“, denn sie fürchten das Grauen, das hinter ihnen wie eine Gewitterwolke steht, den Feind, das Ende, das er ihnen bereiten will. All das bißchen Lebensmut, das sie sich in ihren gebrochenen Seelen, ihren zerbrochenen Körpern erhalten, es schreit, es brüllt, es rast unhörbar nur in der Bewegung der Körper, der Räder, der Pferde zum Ausdruck kommend: „Vorwärts, vorwärts!“

Ein Pferd ist gestürzt, eins, zwei ist ein Fahrer herbeigeeilt, das Messer blitzt, die Seile sind zerschnitten und ein neuer Körper kann langsam im kalten nassen Dreck verenden, um mit seinen chemischen Bestandteilen dem gemarterten Boden neue Kraft zuzuführen. Kein Laut aus dem Munde eines Führers, kein schmerzlicher Blick aus dem Auge des Fahrers, nur ein rührend hilfloses, ohnmächtiges großes Pferdeauge starrt anklagend in die Reihe der Kolonne, die, einen kleinen Bogen machend, an ihm vorbeizieht.

Das Grollen und Donnern vom Horizont ist näher gekommen, das Ende der Division ist noch immer nicht zu sehen. Einzelne Flieger sind aus dem Süden über die lange Linie langsam dahingeflogen, haben sie sorgsam kontrolliert und zufrieden gemustert, kein weißes Wölkchen damit unzufriedener Schrapnells hat sie gestört, sie sind mit lustigem Gebrumm wieder entschwunden und machen nun Meldung. Hoch oben im Äther hängt ein kleiner Kerl, scheinbar ein Deutscher, sein Abzeichen ist nicht zu erkennen. Keiner macht sich die Mühe, das Glas an die Augen zu nehmen, es ist ja so egal!

Plötzlich hängen wie von ungefähr 6, 8, 10, 20 weiße Wölkchen hoch über der Kolonne, dann hört man ein sattes zufriedenes Sausen und Gurgeln, ein ohrenbetäubender Krach zerreißt die Luft und ein Regen von heißen Sprengstücken zerplüßt Feld, Weg und Kolonne.

Ein rasender Schrei pflanzt sich die ganze lange Linie fort, Pferde brechen aus, Leute fallen von den stürzenden Wagen, alles rennt in wahnsinniger Hast querfeldein, nur fort, fort, fort! Mit einem Male ist die phlegmatische lange Linie eine wirre, breite Front, die, alles mit sich fortreißend, quer zum Wege nach hinten in die ferne, Rettung gebende Weite sich begibt.



Krach, Krach, Krach, 6, 8, 10, 20 Fontänen graubraunen Staubes stehen plötzlich wie ragende, ernste Pinien auf dem Felde verstreut, als wüßten sie, daß das Feld unter ihnen soeben zum Friedhof geworden ist, dann hört man wieder das freundliche Gurgeln, das satte Grunzen und schnell wie sie gekommen, sind die Pinien verschwunden und eine Dunstwolke legt sich langsam über das Feld, mild und sorgsam das Grausen verhüllend, das die mitleidslosen Granaten dort angerichtet haben. Der Hang der Höhe 110 ist inzwischen ein brodelnder Kessel geworden. Es ist unmöglich, die Knäuel in Einzelwesen zu zerlegen, alles kämpft mit vertierten Blicken, um den Weg nach vorn frei zu bekommen. Von der seitwärts aus der Schußrichtung herausliegenden Batterie siehts lustig aus, man sitzt wie im ersten Rang und schaut in die Arena, wo „morituri te salutant“ des Kaisers Gladiatoren mit unsichtbaren Bestien kämpfend fürs Vaterland so freudig sterben.

„Verdammt, wenn sie mir hierher streuen, wenn sie hier hinströmen, der Tommy schießt mit Fliegerbeobachtung, und nur Gruppen, Gruppen, Gruppen.“ Und schon geschiehts, die wahn-sinnig gewordene Masse wälzt sich über den Hügel, um den Hügel herum, um in seinem toten Winkel Schutz gegen das mörderische, alles vernichtende Feuer zu finden.

„Wie soll ich die Bande schützen, wenn ich das ganze Feuer schon vorm ersten eigenen Schuß hierher bekomme“ jammert der Batterieführer, schon sieht er einzelne seiner Leute nach hinten eilen, sich in die fliehenden Massen mischend.

„Meldung von der Gruppe, Herr Oberleutnant an den Apparat!“

„Hier Wagner, ja, ja, verdammt doch ja, ja, Batterie feuerbereit machen, ja, Himmelherrgottsdonnerwetter ja!“

„Granaten Aufschlag, ganze Batterie, 2800 Mauer aufsitzen, langsames, gut gezieltes Feuer, jedes Geschütz für sich.“ Die Kommandos überstürzen sich, sie entsprechen nicht ganz dem Reglement, was tuts, wenn die Richtkanoniere sie nur richtig aufnehmen.

Die Division ist jetzt von der dem Feinde zugekehrten Seite des Hanges geschwunden, ein rauchendes, zuckendes, blutiges, schreiendes, brüllendes Trümmerfeld zurücklassend, in das ab und zu noch ein Aufschlag oder ein Brennzünder seinen Segen hineingibt, Leichen noch einmal sorgfältig zerlöchert, Sterbenden hilft, solchen, die schon hofften, sanft die letzte Hoffnung nehmend. Über dem ganzen zuckenden Felde aber hängt unausgesprochen brüllend die anklagende Frage „Warum?“

Da erscheinen hinter der Mauer, im Hohlweg, über dem Bahndamm braune Gestalten.

„Erstes Feuer, zweites Feuer, drittes Feuer!“

Klapp, klapp, klapp, srrrrrrrr, sssssssss fliegen drei kleine, ach so kleine, drei langsame, ach so langsame Geschosse aus den starrenden Mäulern der Haubitzen auf die ihnen zugewiesenen Ziele. Drei niedliche Pinien erstehen dort schweigend, ein Feuerchen zuckt aus ihnen heraus, dann trägt der Wind einen, zwei, drei kleine Erschütterungen an das Ohr der Lauschenden, dann ist wieder Ruhe.

Da tobt ein Orkan los. Die Nachbarbatterien sind kaum zum Feuern gekommen, die drei ersten Schüsse genügten den Engländern zur Orientierung vollkommen, um sich mit Hilfe von den inzwischen zu Dutzenden eingetroffenen Fliegern mit auf den Millimeter stimmender Genauigkeit auf die armselige Abteilung zu neun feuerbereiten Rohren mit 750 Schuß Splitter- und Buntmunition einzugabeln, ach was, einzugabeln, in zwei Minuten war der Hügel mit einem Leichentuch von Stahl zugedeckt und war vor Feuer und Rauch nicht mehr zu sehen.

In wahnsinniger Hatz ist die Division inzwischen über die Felder, über die Hecken und Zäune, über Gräben und durch frische rauchende Häusertrümmer und Dörferleichenname geflohen, sich unterwegs fliehenden Zügen von Landeseinwohnern mischend, die dem Tode geweihte Abteilung ihrem Schicksal überlassend. Von der Abteilung lösen sich indessen einzelne schwarz gefärbte menschenähnliche Gestalten, die mit unausdrückbaren Gebärden und Gesichtern versuchen, den Feuervorhang, der die Höhe umgibt, zu durchbrechen. Einzelnen gelingt, andere fallen bis zur Unkenntlichkeit durchsiebt in dem Millionenregen der Splitter. Wie eine braune, feurige Lohe sprühende Wand stehen die Fontänen der berstenden Granaten um den Hügel herum, alles in sich einschließend, was die Höhe birgt.

Aber noch muß Leben, muß Wille in dem Vulkan sein, denn ab und zu zuckt ein blasser Blitz aus dem Rot des Berges, und ein leises Zwitschern geht nach Süden, und eine bescheidene Fontäne pflanzt sich auf den Bahndamm, vor die Mauer, in den Hohlweg.

Der Engländer hats gar nicht eilig, seine Leute sind längst in Deckung zurückgegangen und sehen sich durchs Glas die Wirkung ihrer Artillerie an. Nachher werden sie das Gewehr unter den Arm nehmen und werden wieder einen ganzen Tag marschieren und so fort, bis diese gottverdammten Deutschen endlich genug haben werden.



Auf dem Hügel wirds langsam still, denn die englische Artillerie ist nun der Meinung, daß er ein einziges Massengrab sein muß. Das Muttergotteshäuschen, wo die Gruppe saß, ist ein Haufen feinen weißen Mehles, in dem einige Knochen, Rippen und etwas Blut liegen. Uniformfetzen, Leitungsdraht, sonst nur aufgewühlter Boden und Splitter. Herrgott, was liegen hier für Splitter. Von lebenden Menschen ist nichts mehr zu sehen. Doch, da liegt ein Mann, der sich mit blutenden Händen und dem Blatt seines zerschossenen Spatens ein Loch, so groß wie ein Kindergrab geschaufelt, und bellt heiser in den Apparat, der längst keine Verbindung mehr mit der Feuerstellung hat.

„Hier B-Stelle, wer dort? Fräulein, bitte das Amt. Himmelherrgottsdonnerwetter, das Amt, ich will die Aufsicht!“

Er ist wahnsinnig geworden, mit blutunterlaufenen Augen starrt er den Hörer an, und wirft ihn dann tobend auf die Böschung seines Loches. Um ihn herum Leichen und Sterbende, Beine und Köpfe, ganze Viertel und auch nur bescheidene Partien, alles ist da. Wie ein gelernter Schlächter hat der Würgeengel durch seine seelenlosen Gesellen, die Granaten und die Splitter die zitterndern Menschlein fein sauber zerlegt.

In der zweiten Batterie ist noch Leben. Die Munition war gleich beim ersten Feuerüberfall der Engländer in die Luft gegangen, hatte die Bedienung auseinandergejagt und die Flügelgeschütze herumgeworfen, die Radkränze waren dabei wie Rohr geknickt worden. Was noch lebte, hatte sich unter den Geschützen ein Löchlein gebudelt und dort geharrt und die Zehntelsekunden gezählt, die mit großer Geschwindigkeit in die Ewigkeit führten. Wer in diesem Versteck vom Tode ereilt worden war, wurde von den Tier gewordenen Menschen noch warm als Brustwehr zwischen die Räder und die eigentliche Lafette gelegt, um einen bescheidenen Schutz gegen die mörderischen Splitter abzugeben. Dabei wurde manchem Toten noch einmal das längst erloschene Lebenslicht ausgeblasen; ja, die Tommies waren gründlich. Gesichter waren in der Batterie nicht mehr zu erkennen, alles war mit einer dicken Kruste von Schweiß, Blut, Erde und Pulverschleim überzogen.

Und der Gestank, wie Millionen Kloaken, wie Abermillionen Apotheken und Krankenhäuser, es roch nach allen Lastern und Krankheiten der Erde, ja, der Tod hatte ein Gefolge von Düften mit sich gebracht, dem keine Nase widerstand. Aber keine Gasmaske war in Benutzung, mit allen fünf Sinnen hingen die noch Lebenden an den Erscheinungen der Außenwelt, um mit ihnen das Ende dieser Hölle erfassen zu können. Der Oberleutnant lag mit zwei Mann unter dem linken Geschütz. Einen Raubtier-



blick warf er auf seine Uhr. 10 Minuten vor 11. Er lauschte, sie tickte. Er hörte es aber nicht, er verstand es nicht. Er wollte sich bewegen, sein linkes Bein hing lose, es war gebrochen, sein Kopf dröhnte, er hörte tausend Orgeln spielen, sie spielten aber keinen Choral, sondern einen wilden wahnsinnigen Marsch, einen Marsch, der die Eingeweide herumdrehte.

Wasser dachte er, Wasser in dieser Wüste, wie absurd. Er dachte immerzu Wasser, Waasser, Waaaaaasser, im Gesicht stand ihm der Ausdruck gewordene Gedanke Wasser. Die zwei Leute neben ihm lallten.

Der eine, der einen schmalen, steinlosen Goldreif an der rechten Hand trug, zählte leise „1, 2, 3, 4, wie viel Stufen bis in den Himmel, immer noch nicht der liebe Gott, Herr du meine Güte, was für ne Menge Engel, und alle so rot“, seine Augen starrten aus hohlen Grüften in die Sonne, sie blendete ihn nicht, sie waren ausgelaufen, die Augen.

Der andere, ein Milchbart, wimmerte leise, ganz leise, wie eine Harfe so fein „Mutter, Mutter, Mutter“, und wenn er es hundert Mal gesagt hatte, dann machte er eine Pause, faßte sich mit zwei Armstümpfen, die ganz ausgeblutet waren, langsam an die Stelle, an der bei Menschen das Herz sitzen soll, und wimmerte „ach das kühlt, liebe, liebe Mutter!“

Keiner der drei hatte indessen beobachtet, daß kein Schuß mehr den Hügel erzittern ließ, daß eine feine Staubwolke sich langsam, durch keinen Einschlag unterbrochen, auf Tote und Sterbende niederließ, und alles mit einer braunen Decke zärtlich einhüllte. Eine blutrote Novembersonne war langsam, unwirsch auf den Scheitelpunkt ihrer Tageslaufbahn gestiegen und sah müde und mißgestimmt auf die ihr anvertraute Erde herab.

Von Süden, wo die Engländer hinter Hecken und Mauern des zerschossenen Dorfes lagerten, kamen langsam mehrere Gestalten in Khakibraun mit rotem Kreuz auf schneeweißem Tuch um den linken Unterarm mit ruhigen starren Gesichtern und wichtigem Gang.

„Nun ist es also aus, der letzte Schuß ist gefallen, seit 11 Uhr ist Waffenstillstand.“ „Oh yes“ sagte der Andere, „wollen mal die Germans ansehen, die dort auf der Höhe liegen“.

„For heavens sake“, stoppte er den Schritt, „look here, that's the Peace!“

Und er sah drei deutsche Soldaten, drei Söhne deutscher Mütter, hilfloser als Würmer, dürstend und frierend, im Geiste schon im Himmel und nur mit der Hülle noch auf Erden, eine grauenvolle Anklage, eine unbeantwortbare Frage: Warum? Wofür?

# Else Lasker-Schüler

Else Lasker-Schülers-Werke, bisher an den verschiedensten Erscheinungsorten verstreut und viel zu wenig gelesen, haben einen so starken inneren Zusammenhang, daß sich die Notwendigkeit ergeben hat, sie in einer Gesamtausgabe zusammenzufassen, um diese seltene künstlerische Erscheinung einmal in ihrer Ganzheit zugänglich zu machen. Else Lasker-Schüler ist eine Träumende, mit fast prophetischem Hellsehen begabt. Unter ihren Händen wird der Alltag zum Gedicht, das Wort zum durchsichtigen Spektrum farbenreicher Kristalle. Aus der Tiefe eines unsagbar reichen phantastischen Wesens, in der Trauer und Kindlichkeit aus gleicher Wurzel wachsen, schöpft sie Erzählung, Gedicht und Drama. In den selbstgezeichneten Bildern und Titelblättern, die zu ihren Büchern gehören, gibt sie ihrer Phantasie einen neuen reißvollen Ausdruck.

In der neuen Ausstattung der Gesamtausgabe mit Umschlagzeichnungen der Verfasserin erschienen soeben:

## Der Malik

Eine Kaisergeschichte

Mit zahlreichen Abbildungen im Text, vier farbigen Bildbeigaben der Verfasserin und einem farbigen Druck nach Franz Marc  
Mark 12.- / Gebunden Mark 15.-

## Das Peter-Hille-Buch

Mark 7.- / Gebunden Mark 9.-

## Die Nächte der Lino von Bagdad

Mark 4.- / Gebunden Mark 6.-

## Die Wupper

Schauspiel in fünf Akten

Mark 7.- / Gebunden Mark 9.-

In der Gesamtausgabe erscheinen in Kürze:

### Der Prinz von Theben

Ein Geschichtsbuch. Mit zahlreichen Abbildungen nach Zeichnungen der Verfasserin  
Etwa Mark 8.-

### Hebräische Balladen

Der Gedichte erster Teil. Etwa Mark 7.-

### Gesichte

Etwa Mark 7.-

### Tag und Nacht

Der Gedichte zweiter Teil. Etwa Mark 7.-

### Essays

Etwa Mark 7.-

### Mein Herz

Ein Liebesroman. Mit Bildern und wirklich lebenden Menschen. Mit zahlreichen Abbildungen nach Zeichnungen der Verfasserin  
Etwa Mark 10.-

Vom „Peter-Hille-Buch“ und dem „Malik“ erschienen auch numerierte Vorzugsausgaben / Ausführlicher Sonderprospekt kostenlos

Paul Cassirer / Verlag / Berlin W 10

# DIE WEISSEN BLÄTTER

## JAHRGANG 1919

### INHALTSVERZEICHNIS:

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                               |                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                              |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <b>JANUAR:</b><br>René Schickele: Durch die Blume eines Privatbriefes. — Ludwig Rubiner: Der Dichter Voltaire. — Bernhard Shaw: Einige ältere Bemerkungen. — Annette Kolb: Aus dem Berner Tagebuch. — Rudolf Leonhard: Phantom des Wiener Kongresses. — Kasimir Edschmid: Traum. — Verlaine: Original und Übersetzung eines Gedichtes. — Lesebuch: Weißes Brett: Zeitsprüche. | <b>FEBRUAR:</b><br>Anna Siemsen: Die Partei der Vernunft Rosa Luxemburg: Die Seele der russischen Literatur. — Adolf von Hatzfeld: Gedichte Iwan Goll: Brief an den verstorbenen Dichter Apollinaire. — Otto Freundlich: Der Raum. — Ernst Weiß: Ordnung und Gerechtigkeit. — Carl Maria Weber: Lied des Weltentens.                         |
| <b>MÄRZ:</b><br>Leo Tolstoj: Die Erzählung vom Zucht- händler Fedorow. — Paul Cassirer: Utopische Plauderei. — Hans Frank: Gespräch am Abgrund. — Robert Walser: Saul und David. — Ludwig Meidner: Rede (Im Zwi- licht) an den Tod. — Theodor Däubler: Fahrt. — Kurt Eisner: Wir Toten auf Urlaub, Letzter Marsch. — Lesebuch: A. H. Fried.                                   | <b>APRIL:</b><br>Bernhard Shaw: Wink zur Friedenskon- ferenz. — Annette Kolb: Aus dem Berner Tagebuch. — Franz Werfel: Der Ritt Rudolf Fuchs: Jasneja Poljana. — Iwan Goll: Über das neue Buch von Barbusse.                                                                                                                                 |
| <b>MAI:</b><br>Ernst Bloch: Wie ist Sozialismus möglich? — Douglas Goldring: Der Kampf um die Freiheit. — Henri Barbusse: An Gabriele d'Annunzio. — Johannes R. Becher: Hymne auf Rosa Luxemburg. — Lesebuch: Victor Cyril: Sammlung.                                                                                                                                         | <b>JUNI:</b><br>Douglas Goldring: Der Kampf um die Frei- heit. — Ernst Toller: Gedichte. — Max Hodann: Die Partei der Vernunft. — Alfred Wolfenstein: Aufruf gegen ein Gift Oscar Levy: Nietzsche im Krieg. — Das Weiße Brett: René Schickele: Abschwär.                                                                                     |
| <b>JULI:</b><br>Douglas Goldring: Der Kampf um die Frei- heit. — Carl Sternheim: Der Rheinländer Daniel Henry: Vom Sehen und Bilden Ottokar Bresina: Sommersonnenwende Lesebuch: Rudolf Leonhard: Endkampf der Waffengegner. — Memento: Leo H. Wolf: Tod. — Das Weiße Brett: Henry Barbusse, Aufruf.                                                                          | <b>AUGUST:</b><br>Carl Sternheim: Der Rheinländer. — Jean Arthur Rimbaud: Das besoffene Schiff Ernst Bloch: Über das noch nicht bewusste Wissen. — Carl Ehrenstein: Flüchtige Skizze. — E. W. Chemnitz: Gedichte aus der Gefangenschaft. — Lesebuch: Paul Collin: Die neue Stunde. — Das Weiße Brett: Französische Bücher und Zeitschriften. |

*Preis  
des Heftes  
2,50 Mark*

**SEPTEMBER:**  
 Kasimir Edschmid: Kerstin. — Ferdinand Hardekopf: Mühsam. — Walther von Hol- lander: Grenze der Erfüllung. — Anna Siemsen: Suggestion der Gewalt. — Kla- bund: Exian. — Georg Grotor: Jugend- bewegung in Amerika. — Das Weiße Brett: Wie sie an ihre „vergesetzte Be- hörde“ schreiben.

*Verlag:  
Paul Cassirer,  
Berlin W 10.*

*Von den früheren Jahrgängen sind jetzt wieder  
einzelne Hefte in beschränkter Anzahl lieferbar.*



# *Die weißen Blätter*

---

**EINE MONATSSCHRIFT**  
**HERAUSGEGEBEN VON RENÉ SCHICKELE**

---

**ELFTES HEFT ♦ 6. JAHRGANG ♦ NOVEMBER 1919**

---

## **INHALT:**

**Wladimir Astrow: Kirejewski, der Slavophile**

**Else Lasker-Schüler: Gedichte**

**Reinhard Koester: Sybille oder die Frau im Mondlicht**

**Ulrich Steindorff: Gedichte**

**Oscar Guttman: An meine lieben Proleten**

**Otto Zarek: Berufung**

**EINZELPREIS 2,50 MARK**

**VIERTELJÄHRL. 6,50 MARK**

---

**1919**

---

**VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.**

Im November erscheint:

# Alte Tierfabeln

nach Karl Wilhelm Ramlers Fabellese  
mit 75 Steinzeichnungen von

August Saul

Gebunden 30 Mark

Karl Wilhelm Ramlers Fabellese aus dem Jahre 1783 ist nie veraltet, weil die Welt, die sich in dem Buche spiegelt, nicht gestorben ist. Die altfranzösische Sprache, mit der es seine ewigen Wahrheiten sagt, die allgemein menschlichen und die politischen, macht es doppelt wirksam, und die alte Schreibart der Worte verstärkt diesen Reiz, in dem sich zwei Zeitalter begegnen. Keinem andern war der Stoff der Tierfabeln so natürlich wie August Saul. Nur er konnte hier mehr geben als ihren klaren einfachen Ton: ein wertvolles Stück seiner selbst in neuer äußerer Form. Zum erstenmal schließt er Wort und Bild im Buch zusammen, und durch den seltenen Einklang von zwei künstlerischen Sprachen ist hier ein Werk zustande gekommen, das klassisch zu werden verdient.

---

Verlegt bei Paul Cassirer / Berlin

*Wladimir Astrow:*

## KIREJEWSKI, DER SLAVOPHILE

Wenn der Westeuropäer an die russische Seele denkt, so gegenwärtigt er sich einige markante Dichtergestalten aus dem letzten Jahrhundert. Tolstoi, Turgeniew, Dostojewski: alle drei so einheitlich fremdartig und dabei voll unversöhnlicher Gegensätze, daß unwillkürlich die Empfindung auftaucht, in dieser Vereinigung des Widersprechenden bestehe die Eigenart des Russentums. Sind doch gerade diese drei Repräsentanten und Bildner des modernen russischen Geistes wie ein lebendiger Beleg für eine solche Überzeugung: alle drei sind sie in ihrer scharf ausgeprägten und mannigfaltigen Gegensätzlichkeit aus dem genialen Erleben und Schaffen Gogols hervorgegangen. Gogol ist der Schöpfer des Realismus in der russischen Literatur; der literarische Realismus war Ausdruck und Träger des freisinnigen, westeuropäisch orientierten Geistes, in welchem letzten Endes der extremste russische Radikalismus verwurzelt ist. Gogol war aber auch ein Freund der ersten Slavophilen, ein überzeugter Prediger der drei berüchtigten Grundsätze aller echt-russischen Reaktion: Vaterland, Kirche, Zar.

Was aber dem Westeuropäer die russische Seele so besonders fremdartig erscheinen läßt, das ist meistens die Unkenntnis ihrer individuellen Entwicklungsschicksale; die hervorragenden bekannten Gestalten tauchen für ihn riesenhaft isoliert und plötzlich aus einem undurchdringlichen Dunkel hervor. Die Beleuchtung der verborgenen lebendigen Zusammenhänge müßte so manche irrige Vorstellung und manche Illusion entkräften, die leicht zur hemmenden Scheidewand wird. In Wirklichkeit ist der Entwicklungslauf der russischen Seele den allgemeinen Bewegungsbahnen des westeuropäischen Geisteslebens keineswegs so fremd und entgegengesetzt gewesen; es waren vielmehr die gleichen Tendenzen und Kräfte, welche zu denselben Abwegen, Kämpfen und Auswegslosigkeiten führten. Nur gelangte der tragische Zusammenprall — oder richtiger vielleicht: Zusammenbruch — der alten Kultur im Russentum am deutlichsten und heftigsten



zum Ausdruck. Der Russe, gerade weil er leicht einseitig und doktrinär-konsequent wird, erschien schon oft als das Mene Tekel des europäischen Schicksals. Dies mindestens ebenso sehr im Geistigen wie im Politischen. Schon deswegen erheischt die russische Seele immer noch gespannteste Aufmerksamkeit.

\*

Ein Grundzug der russischen Entwicklungsgeschichte ist der Mangel an einer großzügigen Kontinuität. Noch ehe die Stämme, die sich in der Folge zum russischen Volke kristallisierten, die Urkeime der altslavischen Mythologie zur vollen eigenartigen Ausbildung bringen konnten, wurden sie in die Geisteswelt des Christentums hineingezwängt. In langsamer Anpassung und Verarbeitung begannen sie in dem neu empfangenen Geiste zu reifen. Die wunderbare, dem Westeuropäer noch immer so gut wie unbekannte lyrische und epische Dichtung der alten Russen war das Erzeugnis dieser Jahrhunderte währenden Wandlung — und sie legt fesselndes Zeugnis ab für den Reichtum und die Bedeutsamkeit der in dieser dunkel gebliebenen Seele verborgenen Schöpfungsanlagen. Aber es blieb alles in den Anfängen, Bruchstück — das Epos wie das urtümliche Mythengebilde. Denn wie das Christentum von außen her gekommen war, ebenso gewaltsam brach über die russische Seele die Woge der antichristlichen Aufklärung herein und hielt aufs neue die kaum begonnene selbständige geistige Kristallisation hinten. So häuften sich in ihr noch ungeschieden die entgegengesetzten Gewalten, durch den allzuraschen Wechsel eine übermäßige Empfänglichkeit und Empfindlichkeit erzeugend und noch mehr bedeutsame Keime lähmend. Die eigentliche Berührung der russischen Seele mit dem westeuropäischen Christentum fand zu einem Zeitpunkte statt, wo das letztere selbst schon beinahe in voller Auflösung sich befand. Wie sehnsuchtsvoll die russische Seele dieser Befruchtung entgegenstrebte, wie vernichtend enttäuschend diese Einwirkung ausfallen mußte seitens einer Kultur, welche selbst in die Brüche ging, beweist die eigentümliche Renaissancekunst Rußlands, welche erst vor kurzem wieder ans Licht gefördert worden ist. Der russische Geist war nicht stark genug, um den Anprall der geistigen Krisis des Christentums auszuhalten, er konnte aber auch nicht ohne Widerstand unterliegen. Er wurde bewußt ungläubig, ja oft noch ungläubiger als seine westlichen Aufklärer, indessen die alten Mächte in seiner dumpfen Tiefe fortbrüteten. Einmal mußte es freilich zur Entscheidung kommen. Der erste große Waffengang wurde im Treffen zwischen den „Westlern“ und „Slavophilen“ ausgetragen.

\*

Ähnlich wie seinerzeit die ersten romantischen Kreise in Deutschland, bildeten sich in Rußland seit Beginn des verflossenen Jahrhunderts vereinzelte Gruppen schwärmerischer, idealistisch gesinnter Jünglinge. Aus ihren Reihen traten allmählich die führenden Geister des neuen, langsam erwachenden Rußlands hervor: ein Belinski und Herzen, ein Chomjakow und Kirejewski. Standen bei den deutschen Romantikern im Mittelpunkt Fragen der Kunst, so handelte es sich für die Russen vornehmlich um die Fragen: gibt es einen Gott und eine Unsterblichkeit, oder nicht? Und, in beiden Fällen, wie sollen wir leben und uns verhalten, was sollen wir mit unseren Kräften anfangen, und wie können wir unseren Nächsten helfen? Und auf all diese Fragen sollte ihnen „der Westen“ Antwort geben.

Inniges Mitleid rufen sie hervor, diese hingebend gläubigen, außergewöhnlich begabten Naturen — die besten ihres Volkes — die voll schöpferischer Unruhe nach Westen ziehen, in das „Land heiliger Wunder“, um in Paris, Berlin und München Klärung und Festigung zu suchen für Bedürfnisse, die zu Hause keine Befriedigung finden konnten — und die nun zurückkehren: enttäuscht, mit aufreibenden Zweifeln, mit einer entnervenden „Reflexion“. Die naive volkstümliche Gläubigkeit war für immer dahin. Jetzt galt es den Kampf nicht wider Andersgläubige, nicht um Sitten und Dogmen, sondern gegen den eigenen Unglauben und um das eigene Seelenheil. Die höchsten Werte des Lebens, die sublimsten Regungen des Geistes, die herrlichsten Ahnungen des Herzens konnten sich nicht mehr frei und schöpferisch entfalten, denn immer mehr und mehr schien ihr Daseinsrecht entwurzelt. Ein klaffender Riß entstand, und er trennte Menschen von einander und zerriß lebendige, verblutende Seelen.

Herzen schlug sich auf die Seite des „Westens“, der Naturwissenschaft und der Vernunft; Kirejewski und Chomjakow waren die ersten Slavophilen. Wie es bei ihren Diskussionen zuing, schildert einmal Herzen in seinen Erinnerungen:

— — „Wie? — — sagte Chomjakow etwas erstaunt. — — Sie können diese schrecklichen Folgen der wildesten Immanenz annehmen — und in ihrer Seele empört sich nichts dagegen?

— — Ich kann es — erwiderte Herzen — weil die Folgerungen der Vernunft unabhängig sind davon, ob ich sie will oder nicht.

— — Nun, sie sind wenigstens konsequent; was aber, wenn der Mensch, um sich mit diesen trostlosen Folgerungen Eurer Wissenschaft auszusöhnen, erst seiner Seele das Genick brechen muß?



— — Beweisen Sie mir, daß Ihre Nichtwissenschaft wahrer ist, und ich werde sie ebenso offen und furchtlos annehmen, wohin sie mich auch führen mag.

— — Dazu ist Glaube nötig.

— — Jawohl, Alexej Stepanowitsch, wenn dieser aber fehlt?“

\*

Was die kulturhistorische Bedingtheit und die Genealogie des Slavophilentums anbelangt, so strömten in demselben neben den eigenen, auf russischem Boden entsprungenen, noch viele fremde, vom Westen zugeflossene Bäche zusammen. Der Beginn des 19. Jahrhunderts war bekanntlich begleitet von einem mächtigen Aufflackern eines eigenartigen nationalen Messianismus, der wie ein Lauffeuer über die meisten Länder Europas sich ergoß, aber bezeichnender Weise mit Vorzug die in ihrer Zivilisation mehr zurückgebliebenen oder augenblicklich gehemmten Völker zu ergreifen schien. Alle gingen sie von der Tatsache, oder wenigstens Überzeugung aus, daß die große europäische Kultur, in sich zerfressen und aus Mangel an frischen schöpferischen Kräften, dem Untergange schleunig zueile. Dies bedeutete unleugbar eine Reaktion und eine Art Selbstschutz gegen die geistige Verheerung durch die rationalistische Aufklärung der vorangegangenen Epoche. Nun wollte aber ein jedes Volk allein im Besitze derjenigen Kräfte und Heilmittel sein, durch welche Europa in letzter Stunde noch errettet werden könnte. In Deutschland wurzelte dieser Gedanke in der romantischen Philosophie. Da wurde der Gedanke erzeugt, daß die verschiedenen Völker Repräsentanten und Träger von besonderen welthistorischen Ideen seien, die auf einander folgen und sich ablösen, und deren letzte die erlösende und endgültige Synthese enthalte. Da beeilte sich nun ein jedes Volk, die Merkmale dieser erlösenden Idee in sich zu erkennen und für sich ausschließlich in Anspruch zu nehmen. Deutsche und Skandinavier, Italiener und Franzosen, die Böhmen und Serbo-Kroaten, insbesondere aber Polen und darn auch die Russen wetteiferten hierin. Man erblickte die rettende Kraft im Katholizismus, im germanischen Volkscharakter, im unverbrauchten slavischen Geiste, und die Russen — — im Pravoslaventum.

Die russische Intelligenz befand sich dazumal in einem äußerst kritischen Augenblicke. Sie hatte rücksichtslos alle Brücken abgebrochen, der eigenen Vergangenheit entsagt, sie brauchte aufmunternde, neubelebende Säfte, und was erhielt sie? Den Materialismus der Enzyklopädisten, das Vernunftideal und die Freiheit der Revolution, die sich selbst aufzehrende Glut der



romantischen Phantasie, den Verzweiflungsaufschrei des Byronismus. Dies erzeugte das aufreibende Bewußtsein völliger Leere und Haltlosigkeit, selbstverspottende Skepsis, fruchtloses Grübeln und Selbstentzweiung. Wenn auch im Verfolge aus diesem Grunde die vertiefte psychologische Kunst der Russen mit entsprossen ist, so war doch dieser Zustand unerträglich, und verzweifelt suchten die Besten nach einem Ausweg, nach einem lebendigen und lebenverheißenden Ideal. Es entbrannte die Sehnsucht nach vollem, ungeteiltem Gefühl, nach selbstvergessenem Schaffen, nach einheitlichem inneren Leben. Dieses verlorene Paradies glaubten nun die russischen Messianisten — Slavophilen hieß man sie später — in der pravoslavischen Volksseele und im russischen Mittelalter gefunden zu haben. Die „Westler“ hingegen, mehr dem allgemeinen Geiste des jungen revolutionären Europas folgend, suchten Erlösung im Traume einer sozialistisch erneuerten Menschheit, zumal ja auch der Sozialismus die messianische Idealisierung einer bestimmten Volksklasse enthielt. Vorläufig lag jedoch die Kraft der „Westler“ vornehmlich in der Negation, in der revolutionären Aufdeckung unheilbarer Widersprüche und Unhaltbarkeiten innerhalb der bestehenden Kultur. Je einschneidender und umfassender diese Kritik in das gesamte Leben eindrang, je rückhaltloser ihre Zersetzungsarbeit wurde, desto ärmer und verödeter wurde das Geistesleben, bis es dem rohesten Utilitarismus, dem doktrinärsten Materialismus und der blindesten Zerstörungswut verfiel. In eben demselben Maße wuchs die Angst und der Rettungsdrang derjenigen, welche nicht ohne vertiefte Auffassung der Welt, ohne allumspannendes geistig-religiöses Ideal leben konnten. Hier ist die Wurzel und der Kernpunkt der slavophilen Bestrebungen. Aus dem Westen sahen sie die Sintflut einer rationalistischen Auflösung alles höheren Lebens heranwogen, die Möglichkeit einer neuartigen, vollkommeneren Einheit aller Seelenkräfte kannten sie ebensowenig wie die Rationalisten, und so flüchteten sie sich in die illusionäre Konstruktion einer vollkommenen, harmonischen altrussischen Vergangenheit. So geschah es, daß die „Westler“ im Namen der vollkommenen Zukunft einem absoluten Nihilismus entgegenstrebten, indessen die Slavophilen, welche eine Erneuerung des Lebens ersehnten, zu blinden Reaktionären — auf allen Gebieten — wurden. Sie mußten um jeden Preis den alten Christengott retten, und suchten sich verzweifelt zu überreden, daß die alte russische Kultur — etwa bis zum westlerischen Abfall Peters des Großen — trotz ihrer mancherlei Mißstände und Mängel, eine lebendige Verwirklichung des christlichen Lebenssinnes gewesen sei. Die Wiedererweckung dieses erträumten,

altrussischen Geistes wurde ihr Ziel, dessen Realisation ohne den starken Arm einer echt-russischen, rücksichtslosen Regierung freilich kaum denkbar war.

So wurden die Slavophilen konservativ, aber sie hatten etwas zu konservieren, zu lieben, wofür zu leben — — und darin lag ihre geistige Macht. Sie waren die Beschirmer der Poesie, die Ritter des Geistigen, die Verkünder einer innerlichen Wiedergeburt. Das erfüllte sie mit innerem Gehalt, prägte ihren Anhängern einen individuelleren Ausdruck auf, was den doktrinären Rationalisten immer mehr abging. Um so eigentümlicher war diese Individualität, als der Glaubensdrang fast immer im Zustande der unbefriedigten Sehnsucht, des Ringens und Zweifels verbleiben mußte.

Freilich, den Höhepunkt des Tragischen erreichte diese Entwicklung erst später, als die widerstreitenden Tendenzen des Westlertums und des Slavophilentums in Einer genialen Seele zusammenprallten. Dies geschah bei Dostojewski. Aber um so bedeutsamer erscheint es, die reineren und schlichteren Grundtypen etwas näher zu betrachten, und unter diesen ist wohl keine Persönlichkeit so eigenartig und fesselnd, wie die des eigentlichen Gestalters des russisch pravoslavischen Messianismus, nämlich Iwan Kirejewskis.

\*

Iwan Kirejewski erzählte einst A. Herzen Folgendes:

„Ich stand einmal in einer Kapelle, betrachtete das wundertätige Bild der Muttergottes und dachte nach über den kindlichen Glauben des Volkes, welches da betete: einige Frauen, Kranke, Greise lagen auf den Knien und machten das Kreuz und verbeugten sich tief. Mit inbrünstiger Zuversicht betrachtete ich die heiligen Züge, und auf einmal begann mir das Geheimnis ihrer wunderbaren Kraft aufzugehen. Ja, vor mir war nicht einfach ein bemaltes Brett. . Ungezählte Menschenalter hindurch sog es Ströme innigsten Flehens, leidenschaftlichster Gebete unglücklicher, gramdurchränkter Menschen ein; es mußte die Kraft wieder aufnehmen, die von ihm ausging und von den Betenden widerstrahlte. Es wurde zum lebendigen Organe, zum Begegnungsorte zwischen dem Schöpfer und den Menschen. Und als ich so dachte, schaute ich nochmals die Greise, die Frauen mit den Kindern, die im Staube ausgestreckt lagen und das heilige Bild an, — da sah ich selbst die Züge der Muttergottes belebt, sie blickte voll Erbarmen und Liebe diese schlichten Menschen an. . . Und ich sank auf meine Knie und betete demütig.“



Wohl auf keinem der Betenden und Erhörung-Erflehenden könnte das göttliche Auge mit mehr Mitleid ruhen, als auf dieser demütigen, kniegebeugten Seele, welche aus weiter Fremde zurückgekehrt war, um bei dem Glauben der Väter Erleuchtung und Genesung zu suchen.

Auch Iwan Kirejewski vollbrachte seine Pilgrimschaft in das gelobte Land der Weisheit, um seiner Heimat vom heilverheißenden Lichte der romantisch-idealistischen Philosophie Deutschlands einige Strahlen zurückzubringen. Als 22-jähriger Edelmann hörte er 1830 Schleiermacher und Hegel in Berlin, erregte die persönliche Aufmerksamkeit des letzteren, jedoch am tiefsten wirkte auf ihn Schelling, den er in München zu hören Gelegenheit hatte. Er war ein Zögling und Freund Schukowskis, des Schöpfers der russischen Romantik; es umflutete ihn seit der Kindheit eine Atmosphäre reiner kirchlicher Frömmigkeit und leidenschaftlichen Interesses für die idealistische Philosophie. Aber diese Philosophie, welche berufen schien, die sublimsten Regungen der gläubigen Seele durch die Vernunft zu klären und zu stützen, bewirkte in Wirklichkeit fast immer nur eine Zersetzung der instinktiven Glaubenskräfte. Kirejewski war sich schon früh dessen bewußt, daß das Gefühl allein nicht mehr genüge, daß es auch logisch erfaßt und gerechtfertigt werden müsse. Aber erst spät, erst nach langem, schicksalsreichem Ringen gelangte er zur Erkenntnis, daß „ein jeder denkende Mensch heutzutage, ob er will oder nicht, durch das logische Joch hindurchgehen müsse, und deshalb sollte er zum mindesten wissen, daß hier noch nicht die Höhe des Wissens sei, sondern daß es noch eine höhere Stufe gebe des hyper-logischen Erkennens, wo nicht mehr Kerzenlicht, sondern das Leben selbst leuchtet und wo Wille und Denken im Einklang sind.“ Dieses Problem vom Werte des Verstandes, von dessen Beziehung zum Willen, vom Kampfe zwischen Glauben und Wissen war die Lebensfrage Kirejewskis.

Aus dem Auslande kehrte Kirejewski zunächst als überzeugter Europäer zurück. Als das „Europäische“ galt natürlich all dasjenige, was man zu Hause am empfindlichsten vermißte: Kultur, rationelle Einrichtung des Lebens, Walten der Vernunft über den trägen, hemmenden Kräften der Vergangenheit. In der Aneignung dieser Eigenschaften erblickte damals auch Kirejewski das Heil seines Volkes. Aber auf die Dauer war diese Stellungnahme nicht haltbar. Dieser Weg führte zu Konsequenzen, welche die Seele Kirejewskis unmöglich annehmen konnte. Es mußte ihm bald klar werden, daß der logische Verstand, auf den sich der europäische Fortschritt vornehmlich stützt, die lebendige Seele in



ein erstickendes Netz einfängt. Es war ihm in der Skepsis, welche er sich bei Kant, Schelling und Hegel geholt hatte, wie in einer Verbannung aus einer sehnsüchtig geliebten Heimat. Der idealistisch-dialektische Spinnenbau der modernen Vernunft konnte das verlorene Paradies nicht ersetzen, und seine Seele zerwühlte immer tiefer, wenn auch zuvörderst nur insgeheim, die Nostalgie nach wirklichem religiösen Glauben, nach lebendiger Hingabe, Versenkung und Gebet. Früher oder später mußte es zur inneren Entscheidung kommen. Diese geschah durch die allmähliche und endgültige Bekehrung Kirejewskis zum Glauben seiner Väter. Über den Verlauf dieser Wandlung liegen uns einige bedeutsame Nachrichten vor. Sie muten uns wie Nachklänge einer alten Heiligenlegende an.

Etwa 26 Jahre alt verheiratete sich Kirejewski mit einer tief gläubigen und frommen Frau. In der ersten Zeit nach der Heirat war er unangenehm berührt durch die Peinlichkeit, mit der seine Frau alle kirchlichen Vorschriften und Gebräuche zu erfüllen bestrebt war. Aber aus angeborenem Feingefühl versuchte er niemals, sie daran zu hindern. Ihrerseits war die junge Frau noch peinlicher betroffen von seinem Unglauben und von seiner völligen Laxheit gegenüber den Forderungen der pravoslavischen Kirche. Als es schließlich zur Aussprache kam, versprachen sie sich gegenseitig volle Freiheit, er sagte ihr auch zu, wenigstens in ihrer Gegenwart keine Ketzereien zu begehen. Er unternahm aber fortgesetzt Versuche, seine Frau im Geiste der Cousinschen und Schellingschen Philosophie und mit Hilfe Voltaires „aufzuklären“; sie jedoch hielt ihm die Schriften der Kirchenväter entgegen und behauptete, dieselben enthielten alles, was seine Philosophen Wahres zu sagen wußten. Er sträubte sich dagegen, nahm aber insgeheim diese Bücher und las darin. Und allmählich geriet er in ihren Bann und war wie umgewandelt. . . .

Dazu gesellte sich der Einfluß seines jüngeren Bruders Peter. Dieser Peter Kirejewski ist in der russischen Literatur bekannt als einer der ersten und eifrigsten Sammler der alt-russischen Lieder. Er widmete dieser Aufgabe sein ganzes Leben. Er war dabei ein Sonderling, einsam, schweigsam und unbiegsam. Er war ebenfalls im Auslande gewesen, brachte aber die unwandelbare Überzeugung mit zurück, daß das einzige Heil der Gegenwart in der Rückkehr zu dem altrussischen, pravoslavisch bestimmten Lebensgeiste bestehe. In dieser Vergangenheit erblickte er den Inbegriff und das Vorbild aller erdenklichen Vollkommenheit und das größte Unglück Rußlands in der Reform Peters des Großen.

Jahrelang wehrte sich der ältere Bruder gegen diese Anschauungen, aber allmählich ließ er sich überzeugen.

Die letzte entscheidende Wendung in seiner Bekehrung gab das „Wunder“ mit dem Kreuze des Mönches Philaret. In der Nähe des elterlichen Gutes Kirejewskis befindet sich die berühmte Optinsche Einsiedelei, wohin seinerzeit Gogol, dann Dostojewski und Tolstoi pilgerten. Je mehr sich nun Kirejewski in die Werke der Kirchenväter vertiefte, mit deren russischer Herausgabe das Optinsche Kloster besonders beschäftigt war, desto häufiger und trauter wurde sein Verkehr mit den Mönchen und gewissenleitenden Starzen. Philaret war einer derselben, den Iwan Kirejewski am meisten verehrte. Nun drängte seine Frau seit langem in Kirejewski, er möchte — wie alle pravoslavisch Gläubigen — ein Kreuz sich umhängen und beständig am Halse tragen, was er vorher nie getan. Kirejewski sträubte sich lange dagegen, gab aber schließlich nach, wollte aber nur dann ein Kreuz anlegen, wenn es ihm der Mönch Philaret überreichen würde. Seine Frau eilte zu diesem, der im Sterben lag, und als er den Wunsch Kirejewskis vernahm, nahm er sich das eigene Kreuz vom Halse ab und übergab es der Frau. Nun hatte Kirejewski in seinem Herzen insgeheim beschlossen, daß, wenn der Starze Philaret vor seinem Hinscheiden ihm sein eigenes Kreuz übermachen werde, es ein offenes Zeichen sein würde, daß Gott sich seiner erbarme und seines Heiles annehme. Auf die Kunde, daß es so geschehen, fiel er demütig auf seine Knie und legte sich betend das Kreuz um, das Wahrzeichen seines neuen Berufes.

\*

Aber nicht ein einfacher Glaubenseiferer ist Kirejewski geworden. Was ihm am Pravoslaventum am meisten wichtig war, das war der mystische Charakter desselben, das Streben nach beschaulicher Versenkung. Hierin glaubte er es sowohl dem durch und durch rationalistischen Protestantismus als auch dem vollständig verweltlichten Katholizismus vorzüglich und entschieden überlegen. Diese Betonung des mystischen Grundzuges ist die persönlichste Note Kirejewskis im Gesamtgebilde des Slavophilentums, wenn schon er dem schwarmgeistigen Pietismus eigentlich abhold war. In seiner Seele glühte ein tiefes Verlangen nach vollem, unmittelbarem, allumfassendem Erleben. „Der lebendige, gemeinsame Mittelpunkt aller Vernunftkräfte, dem gewöhnlichen menschlichen Zustande unzugänglich, nur für den Suchenden erreichbar und allein die höchste Wahrheit zu fassen würdig“, — in solchen Worten suchte er das Ziel seiner Sehnsucht zu umschreiben. Er



erstrebte „die Gänze des Daseins, welche die einzelnen Äußerungen der Seele und des Lebens zu einem einheitlich waltenden Grunde verschmilzt“, jenes „lebendige Erfassen des Geistes, jene innere Gestaltung des Menschen, die der Ursprung ist von allen führenden Gedanken und großen Handlungen, des selbstvergessenen Strebens, der innigsten Poesie, eines festgegründeten Daseins und des höheren Blickes des Verstandes.“ Er suchte „die natürliche Freiheit und lebendige Unmittelbarkeit der Seelenregungen“, „den geheimnisvollen Sinn der äußeren Gebräuche, das lebendige, einheitliche Erfassen des geistigen Innenlebens und die lebendige, unvoreingenommene Anschauung der äußeren Natur.“ . . .

Ist nun Kirejewski ein Mystiker geworden? Wurde ihm die Seligkeit der Vereinigung mit dem Urgrund der Vollkommenheit, wurde ihm die innere Synthese zuteil?

Er selbst hat bekannt, daß von der wundertätigen Ikone in seine glaubensdurstige Seele nicht ein unmittelbares Sonnenlicht, sondern bloß der mondhafte Widerschein des Volksglaubens einströmte. Nicht spurlos ist über die jugendlichen Saaten seiner Seele der sengende Hauch der skeptischen Vernunft vorübergeweht. Kurz vor seinem Tode — er fiel 1856 einer Cholera-epidemie zum Opfer — schrieb er, er habe es nicht verstanden, seine Mittel zweckdienlich zu nutzen und daß sich in ihm jene Entzweiung, deren Beseitigung das Hauptziel der geistigen Entwicklung ist, nur gesteigert hatte.

Also: auch der messianische Glaube an das Pravoslaventum hatte ihm keine Erlösung gebracht. Christus vermochte nicht seine Seele ganz zu erfüllen. Sein Schaffen und Trachten ging dahin, die Eigenart und den hohen Wert des pravoslavischen Glaubens zu ergründen. Aber er ging über die Frage hinweg, ob die Seele, wenigstens die Seele des gegenwärtigen Menschen, in dieser ehemals so lebenspendenden Welt, an der er sich so bitter enttäuscht hat, jemals wieder heimisch werden kann. Kirejewskis persönliches Seelenschicksal spricht nicht dafür. Er wählte die Wahrheit zu kennen; sein Leben widmete er ihrer Verkündung. Doch die ersehnten Gefilde des Paradieses vermochte seine Wahrheit ihm nicht mehr zu erschließen . . .

•

Der große Kampf zwischen Slavophilentum und Westlertum ist noch unausgefochten, sowohl in Rußland, wie in Europa. Auch das Problem bleibt noch immer und allenthalben das gleiche, trotz des schillernden Wechsels der Schulen und Terminologien. Der Traum, die irrende Seele zu Christus zurückzuführen und ein Zukunftsmittelalter neu zu schaffen, hat sich als ebenso utopisch und



hemmend erwiesen wie der revolutionäre Eifer, aus der menschlichen Seele alle geistigeren Kräfte, alle tieferen, irrationaleren, in ihrem Wesen noch unergründeten Anlagen und Strebungen schlechthin auszurotten. In Rußland hat nun momentan das radikalste Westlertum scheinbar obgesiegt; Rußland hat damit wieder einmal seine Mission erfüllt: ein Experimentierfeld für die verwegenen Träume zu sein. Dieses Experiment droht der russischen Lebenskraft mit völligem Untergange, wohl der tragischste Beweis für die Richtigkeit der slavophilen Überzeugung, daß eine Erneuerung der Menschheit ohne schöpferische Idee, ohne aufbauendes Ziel, ohne allumfassendes geistiges Ideal grundsätzlich ausgeschlossen sei. In der Sehnsucht nach dieser Erneuerung lag das Wesen des echten Slavophilentums. Seine verhängnisvolle Illusion aber bedeutete es, wenn es das Ideal der Vollkommenheit anstatt in der Zukunft, in der Vergangenheit währte, ja, dem innersten Wesen des christlichen Ideals getreu, wähen mußte. Es hatte nicht Phantasie genug, an eine von Grund aus erneuerte Zukunft zu glauben. Es hatte nicht das schöpferische Genie, neue Bahnen zu einer neuen Menschheit zu finden oder zu schaffen.

Es ist freilich nicht schwer, den Slavophilen, wie übrigens auch einem Hölderlin oder Novalis, die kritisch unhaltbare Idealisierung der Vergangenheit vorzuhalten. Nur wird dabei die Art ihrer Sehnsucht allzu leicht außer acht gelassen. Sie konnten sich eben nicht mit einem rationalistischen Ersatz für ihre unstillbaren seelischen und geistigen Nöte abfinden, noch, wie die Westler, mit dem Traumbild einer äußeren Neuordnung der menschlichen Verhältnisse. Was die Slavophilen nicht entbehren konnten, nicht aufgeben wollten, das war die Fülle der Geistigkeit, die sich in der bisherigen Entwicklung der Seele angehäuft hat, in Gewissen, Kunst, Glauben, Phantasie, in Sehnsucht und Hoffnung, in Beziehung von Mensch zu Mensch. Sie wollten nicht seelisch ärmer sein. Diesen Reichtum fanden sie im Christentum am lebendigsten verkörpert. Und an dieser Gestaltung der Seele hielten sie instinktiv fest. Freilich war es immer unmöglicher, diesen Reichtum in Einklang zu bringen mit den wesentlich veränderten Bedürfnissen und der mannigfach neuartigen Einstellung der Seele zum Innen- und Außenleben. Da auf die Dauer alle Kompromisse versagten, klammerten sich die Slavophilen an zwei folgenschwere Anschauungen: erstens, daß das Christentum den Inbegriff und Höhepunkt aller denkbaren menschlichen Vollkommenheit bedeute, und, zweitens, daß es eine wirkliche Einheit der Seelenkräfte auf Erden überhaupt nicht geben könne. Die von den Slavophilen erstrebte oder im Pravoslaventum vermeintlich entdeckte Syntese war bloß

die gewaltsame Unterordnung der Mannigfaltigkeit der Kräfte unter eine bevorzugte Richtung und das despotische Niederhalten wesentlicher schöpferischer Regungen des Geistes. In diesem Sinne war das Neuchristentum nicht weniger asketisch wie die positivistische Weltanschauung, welche zwar nicht die rationalen, wohl aber die tieferen schöpferischen Kräfte zu unterdrücken und zu opfern entschlossen war. Um an die Möglichkeit einer ganz anders gearteten Gestaltung der Seelenkräfte zu denken und zu glauben, welche in einer höheren Entwicklung die alten Mängel vermeiden und den vorhandenen Reichtum nicht nur behalten, sondern noch wesentlich erhöhen würde, — dazu brauchte es eine ganz andere Anschauungsweise über Bau und Leben der Seele, und um die konkreten Inhalte und Richtlinien dieser Höherentwicklung zu erfassen, wäre eine ganz anders ausgebaute und vertiefte Kenntnis dieser Kräfte notwendig.

Was hat den Slavophilen ihre Zeitgegenwart Ähnliches geboten? Was haben die folgenden Zeiten gebracht? Würden die Slavophilen heutzutage einen Weg und eine Lösung vorfinden? Hat nicht ein Dostojewski, hat nicht die gesamte Moderne die gleichen Kämpfe gekämpft und sind sie nicht vor der gleichen Ausweglosigkeit gestanden? Die Gegenwart der Seele war zum Ver zweifeln; die Vergangenheit war immerhin Leben gewesen; die Zukunft der Seele haben die Slavophilen nicht gekannt. Und wer hat sie gekannt? Wer dachte überhaupt an sie?

Da kam Einer und erschloß die Geheimnisse dieser Seelen zukunft und entdeckte einen ungeahnten Weg über die Unzulänglichkeiten der Vergangenheit hinaus, über die Abgründe der Gegenwart hinweg zu einem schöpfungsgewaltigen, erneuerungsreichen Ideal. Aus den nämlichen inneren Nöten heraus wie die Besten bisher, aber mit ganz anders gearteten Kräften ausgestattet, fand er die allgemein und qualvoll ersehnte Lösung.

In der Seele selbst suchte R. M. Holzapfel, der bahnbrechende Schöpfer des „Panideal“, ob sie nicht Keime und Kräfte der Erneuerung enthielte. Und die Seele, deren wunderbare Reichtümer er eben zum ersten Male durch umfassende, exakte, unglaublich vertiefte Forschung enthüllte, erwies sich als sichere und rettende Führerin. Nicht ein schemenhaftes unfruchtbares Ideen gebilde, nicht eine neue metaphysische Begriffsbetäubung, sondern ein lebendiger erlösungsprudelnder Quell *neuartiger*, vollkommenerer *Erlebnismöglichkeiten* schlug empor.

Der Weg und die Mittel, welche Holzapfel zu diesen Bildern innerlich notwendiger, neues Leben weckender Gefühlsentfaltungen hinaufführten, bestanden nicht allein in einer überwältigenden



Schöpfergabe und psychologischen Phantasie, sondern auch in einer beispiellos minutiösen Analyse der verwickeltesten und zartesten schöpferischen Seelenregungen<sup>1)</sup>. Die Lebensgestalter der Vergangenheit mißtrauten der Freiheit der Seele und setzten ihr willkürliche Schranken; daher versagten die bekannten Stimmen des Gewissens, die gewohnten Bahnen der Phantasie, die trautgewordenen Ideale und Entwicklungsziele. Holzapfels wissenschaftliche Aufdeckung des psychologischen Wesens all dieser bislang so unerklärlichen Kräfte, ihrer wunderbaren Zusammenhänge und gesetzmäßigen Notwendigkeit ihrer Entwicklung, enthüllte auf einmal mit hinreißender Klarheit, wie eng und haltlos diese Schranken und Anschauungen waren, wie primitiv und arm noch alles bereits Errungene erscheint, verglichen mit dem organisch sich offenbarenden Bilde eines neuartigen Seelenlebens der Zukunft. Eine neue Art des Gewissens und des Wertens, eine befreite, unendlich gesteigerte und konzentrierte Entfaltung der schöpferischen Phantasie auf sämtlichen Gebieten der menschlichen Arbeit, eine neue Beziehung zu sich und zur Welt, und alles aus der Seele selbst hervorwachsend, aus bisher mißachteten, verschütteten, aber im Urgrund ihres Lebens verankerten Potenzen. Und auf diesen Höhen streben die Kräfte der Seele nicht auseinander, sondern strömen naturgemäß in einer vollendeten, erlösenden Einheit zusammen, deren äußere Offenbarung und Verkörperung eine neugestaltete Menschheit sein wird und werden muß. Also: nicht eine Vernachlässigung der tiefsten Seelensehnsucht, wie sie die Gegner der Vergangenheit bis jetzt allein zu bieten verstanden haben, und die die Begabtesten und Sublimsten so schmerzhaft abstieß, sondern Überwindung des Alten durch reicheres, einheitliches und volles Geistesleben, durch ein alle Kräfte berücksichtigendes und zu höchstem neuaufbauenden Schaffen führendes Panideal.

In diesem Lichte gesehen, bilden die anscheinend unversöhnlichen Weltanschauungen des Slavophilentums und Westlertums (oder in europäischen Begriffen: Romantik und Positivismus u. dgl.) lediglich die einseitige Zuspitzung zweier für die menschliche Existenz und Entwicklung gleich notwendiger Kräfte — und sie erscheinen beide nur als Vorahnungen einer künftigen, neuartigen Einheit. Sie sind weder zufällige, äußere Meinungsverschiedenheiten, noch aber auch ewige, unwandelbare, sich ausschließende Pole: sie repräsentieren vielmehr nur eine bestimmte Stufe in der

<sup>1)</sup> *Holzapfels* Werk enthält Untersuchungen über: Einsamkeit, Sehnsucht, Hoffnung, Kampf, Gebet, Gewissen, Schaffen, Ideal.



Entfaltung der menschlichen Religiosität, Phantasie und Vernunft, eine Stufe, auf welcher eine wirkliche Harmonisierung noch unmöglich war.

Diese erlösenden Möglichkeiten haben die Slavophilen nicht geahnt. Aber diese Donquichote der Vergangenheit waren es, welche in uns die zarten Keime der Sehnsucht nach geistiger Erneuerung bewahrt und geschützt haben. Und durch diese Sehnsucht sind sie lebendig geblieben.

*Else Lasker-Schüler:*

## HAGAR UND JSMAËL

*Max Reinhardt schenke ich dieses Gedicht.*

Mit Muscheln spielten Abrahams kleine Söhne  
Und ließen schwimmen die Perlmutterkähne;  
Dann lehnte Isaak bang sich an den Jsmaël

Und traurig sangen die zwei schwarzen Schwäne  
Um ihre bunte Welt ganz dunkle Töne  
Und die verstoßne Hagar raubte ihren Sohn sich schnell.

Vergoß in seine kleine ihre große Träne,  
Und ihre Herzen rauschten wie der heilige Quell,  
Und übereilten noch die Straußenhähne.

Die Sonne aber brannte auf die Wüste grell  
Und Hagar und ihr Knäblein sanken in das gelbe Fell  
Und bissen in den heißen Sand die weißen Negerzähne.

## GEORG KOCH

Seelisch verstaubt —  
Oft trägt sein Hals schon seine Totenmaske.

Ganz, ganz ernst  
Ist der Bildhauer Georg Koch;

Verstorben, aber balsamiert von den Oliven,  
Die an seinen Träumen hängen.

Er liebt den Süden der Welt;  
Wir reisen oft von Napoli,

— Unsere abenteuerlichen Sinne  
Sind weiße Segel —

Heimlich auf einem Gespensterschiff  
Nach Palästina.

Kein Jude begegnet den Juden feierlicher  
Wie dieser Christ mit den blauen Schubertaugen.

Seine Geschöpfe formt er nach seinem Ebenherzen,  
Sie springen unerwartet aus ihm,

Wie die Zwangsgrimasse, die so oft  
Über sein vornehm gemessenes Gesicht schleicht.

Denn sein Herz ist sicher ein Katerkopf,  
Geweihet hinter grausamen Gittern heilig.



Was Georg ballt und schafft?  
Nicht dumpf Tier, nicht klar Mensch,

Aber jede seiner Kreaturen,  
Haucht er Geist und Odem ein,

Den keine Wissenschaft gewinnen kann  
Geschweige der Kunstdilettant,

Dessen Machwerke nicht atmen  
Und so kein ewiges Leben in sich tragen.

Des wahren Künstlers edelste Eigenschaft  
Heißt „Gott“.

— Die seltsam gehauenen Steine im Atelier Kochs?  
Vielleicht sind es gestaltgewordene unheimliche  
[Gesänge.

Jeder der Köpfe blickt, und hört,  
Ja, belauscht und übertönt sich mit seinen entrücktesten  
[Gefühlen.

Ihr Schöpfer ist der erste und einzige  
Futuristische Bildhauer.

Einer seiner düsteren Propheten  
Könnte wahrhaft „Baß“ heißen.

Dieser wie alle Tongebilde Georg Kochs blicken  
Religiös, einsiedlerisch, streng bezwungen. [in sich

Im Dämmer wie des stillen Bildhauers Kopf.

*Reinhard Koester:*

**SYBILLE ODER DIE FRAU IM MONDLICHT**  
**PHANTASTISCHE ERZÄHLUNG**

I.

Fredemann hat noch nicht lange sein dreißigstes Jahr vollendet, als die Stadt ihn ausspeit. Ja, die Stadt speit ihn aus wie einen Bissen, den ihr zehrender Magensaft — gemischt aus Laster, Lüge und allem, was barer Wirklichkeitssinn Kulturerrungenschaft nennt, — nicht aufzulösen vermag.

Längst schon hat Fredemann staunend gespürt, daß die Straßen sich vor ihm öffnen wie vor einem, den man drängend ausweist, und sich hinter ihm schließen wie ein würgender Schlund. Nun aber starren ihn auch die Wände der eigenen Wohnung gehässig an und strahlen feindliche Kälte aus. Die Decken drücken drohend, die Räume schrumpfen zusammen. Und alles zischt: geh!

Daß ihn die Menschen — die Wenigen inbegriffen, die er früher Freunde genannt hat, — nicht halten, verwundert ihn nicht; denn er hat ihnen nie sagen können, was sie hören wollten. Aber daß die Stadt, die er sehr geliebt, und die Räume, die er mit zärtlicher Sorgfalt geschmückt hat, ihn ausstoßen wie einen lästigen Fremdling —: das betrübt ihn arg, das ist Verrat.

Fredemann weiß, daß er weichen muß, denn der Kampf mit den Dingen, die ihn unter der Maske der Freundschaft angefallen und erst dem Geschwächten das wahre Gesicht gezeigt haben, hat ihn zerstückt.

— Ich will gehen und mich sammeln, denkt er. Mein zerstücktes Sein sammeln — sorgfältig wie ein Liebhaber von seltenen Dingen — und jedes Stück in mir bewerten, um zu erkennen, ob die Gesamtheit stark und wertvoll ist. Denn vielleicht ist zu wenig Liebe in mir — —

Dazu ist Einsamkeit gut. Dann aber müßte ein Mensch kommen — Frau oder Freund — in den ich mich völlig versenken kann, der mich ganz aufnimmt in sich; denn der Mensch ist des Menschen einziges Wertmaß. Das erlösende Erlebnis — —

Die abtrünnigen Dinge, die ihn umgeben, verkauft Fredemann in heimlicher Rachsucht an einen gierig-hartherzigen Händler, von dem er weiß, daß er sie lieblos verschachern wird. Als er zum Abschied bereit auf seinem Koffer hockend, die nackten Wände betrachtet, die — hilflos-häßlich — keine Kraft zur Feindschaft mehr haben, atmet er auf —: Erlösung! Und sieh: nun öffnen sich auch die Straßen scheu wie die Arme einer Frau, die den verhaßten Geliebten sich losreißen sieht.

Fredemann lächelt sieghaft. — Ich werde wiederkommen, denkt er, gesammelt, stark, vollgesogen mit tiefem Geschehen, und mich in dies feindliche Leben fallen lassen wie ein Bergsturz!

Zuletzt nur nagt trauriger Zweifel an ihm, ob nicht sein sieghafter Rückzug klägliche Lüge sei? — Ich glaube zu gehen und bin nur ausgespien worden! Tief in mir ist Furcht, zu verdorren in wartender Einsamkeit. Denn was bin ich ohne den Menschen, der kommen muß?

Aber dann fühlt er, daß ihm die Stadt diesen Zweifel nachschickt als rächenden Verfolger, um ihn ganz zu vernichten. Er wendet sich mit verächtlicher Gebärde und geht.

## II.

Da ist der See: eine liebliche Landschaft mit Wasser, Wald und fernblauen Bergen.

Fredemann mietet einen Kahn und fährt hinaus. Er hat ein Ziel: das „Sybillenhaus“. So nennt er für sich das Lusthaus eines weitläufigen gräflichen Besitztums an entlegener Bucht. Erinnerung an längst vergessenes Erlebnis ist in ihm aufgetaucht und zieht ihn hin. Jahre vorher ist er dort gewesen — um Ostern oder Pfingsten, in freier Zeit — mit einer Geliebten: irgend einem der Mädchen seiner Jugend, deren Namen ausgelöscht ist. Die weißgekalkten Mauern des unbewohnt verfallenden Hauses hatten schon damals viele dort Landende zu Inschriften verlockt —: ungelenke Namenszüge, plump-sinnliche oder rührselig-hochtönende Sprüche und Verse, wie man sie überall findet. Aber zwischen all diesen hat er die eine zärtliche Inschrift gefunden:

„HIER WERDEN WIR SITZEN, SYBILLE, UND UNS LIEB HABEN.“

Fredemann erinnert sich, wie damals die flüchtige Neigung zu seiner Begleiterin jäh erloschen ist und er ihre Gegenwart plötzlich



quälend empfunden hat, denn dieser Satz hatte ihm die Ahnung tiefer, zweifellos-versunkener Liebe geweckt. — —

Das Boot gleitet lautlos. Fredemann erschrickt: eine Untiefe hebt sich aus dem Grund, steil ansteigend wie ein Berg. Unten im Wasser wächst knorrig-schwarz ein Wald — nein, er wächst nicht: er ist erstarrt. Gespenstisch aufragend steht er auf hellem Sandgrund, ein verwünschtes Reich versteinerter Vergangenheit. Wenn auch nur täuschende Strahlenbrechung die starr-spitzen Wipfel den Boden des Bootes drohend berühren läßt —: Fredemanns Herz klopft laut wie in Angst vor fremder Gewalt. Nun gleiten Binsen vorbei, die sich schmiegsam beugen unter dem Ruder und demütig aufrichten wie duldende Frauen.

Fredemann wendet sich um: wenige Schläge trennen ihn nur vom Ufer. Das Haus sieht ihn an mit toten Fensteräugen. Ringsum wartet der Park in lauerndem Schweigen.

— Dies wäre der Ort, sich zu sammeln, denkt Fredemann. Daß ich nicht reich bin, mir dies Haus kaufen zu können!

Nun lächelt er wie ein Kind — seine Wünsche formen erfüllenden Traum —: Wie, wenn nun Einer auf mich zuträte und sagte: „Ich habe Sie erwartet, Fredemann. Nehmen Sie mein Haus zum Geschenk, denn ich bin müde und will sterben.“ Freilich, der so spräche, müßte einen Rock aus Brokat, schwarzseidene Kniehosen und Schnallenschuhe tragen und gepudertes Haar haben. Eine unwirkliche Erscheinung. Nein, besser noch: ein Revenant müßte es sein, der ihn zu vermodertem Kasten führte, in dem ein solches Testament seit dem Tode des letzten Besitzers ruhte —: der Geist des Toten, dem man nicht danken kann oder muß, da er sich nur erlösen will durch gute Tat. — — —

Das Boot knirscht auf die Ufersteine — und dies Knirschen ist harte Wirklichkeit. Und die Wirklichkeit — nicht wahr? — fordert andere Menschen: stahlharte, die handeln und nicht träumend schwätzen, die anpacken und halten und sich nicht mit erdichteter Erfüllung nähren? Wer aber bürgt dafür, daß diese Wirklichkeit nicht auch eine trübe Lüge ist — nur eine häßliche statt der schönen des Traums?

Fredemann zieht das Boot ans Land, schlingt den Strick um einen Baumstumpf und tritt begierig zur Hauswand. Enttäuscht hält er inne —: sie ist frisch gekalkt, alle Inschriften sind übertüncht. Nein, nicht alle. Aus dem reinen Weiß tritt ein grauer Fleck und darauf steht:

„HIER WERDEN WIR SITZEN, SYBILLE, UND UNS LIEB HABEN.“

Seltsam — Fredemann steht wie erstarrt und läßt dieser Inschrift liebliches Lied in sich singen. Plötzlich ist ihm, es beobachte ihn

jemand. Die frische Kalkung verrät, daß das Haus bewohnt ist. Er fühlt sich als Eindringling — und wagt dennoch nicht umzuschauen: Schauer packt ihn, sein Traumwunsch könne sich schreckhaft erfüllen. — —

Ein Räuspern reißt ihn herum: da steht ein Mann, der ihn ernst betrachtet. Und er trägt — nein: es sind enganliegende Ledergamaschen und das Wams ist aus Wolle, wie man sie heute webt. Ein lebender Mensch. Aber sein Blick ist der eines traurig-unerlösten Gespenstes: tot, dunkel, tief-fragend, starr, bannend. Und sein Kopf eine kahle Kugel.

„Verzeihen Sie,“ sagt Fredemann mit unsicherer Höflichkeit, „ich wußte nicht, daß dies Haus jetzt bewohnt ist. Dieser Spruch da —“

„Was ist mit dem Spruch?“

Fredemann sagt von seiner Erinnerung.

„Sonst nichts?“ fragt es mißtrauisch.

„Nein.“ Um das peinliche Schweigen zu brechen, fügt er hinzu: „Ich hatte mir ausgemalt, wie hier ein Ort sei, sich ruhend zu sammeln; denn ich bin auf der Flucht — sozusagen. —“

„Vor dem feindlichen Leben —?“ Unzählige Fältchen lösen die starre Maske des Sprechenden und mildern den Hohn. „Zwecklose Flucht. Man sammelt sich nicht, man löst sich nur auf. Wer ausruht, verdorrt. Oder das Warten zermürbt ihn.“

„Das Warten —?“

„In jedem ist Hoffnung — und Hoffnung wartet — auf irgend etwas — auf erlösendes Geschehen — auf Sybille zum Beispiel, mit der man dort sitzen und sich lieb haben wird. — —“ Er lacht hart und bitter. „Warten ist das Dümme. Ich habe auch gewartet und bin fast verdorrt. Aber nun gehe ich.“ Er spricht wie einer, der lange geschwiegen hat und nun den Ton der eigenen Stimme genießt.

Fredemann weiß nichts zu erwidern. Das Seltsame der Begegnung verwirrt ihn. Und der Ton des anderen beleidigt. Was starrt er ihn immer noch an mit forschendem Blick?

„Wollen Sie hier wohnen den Sommer über? Oder auch länger — bis Sie sich gesammelt haben?“

— Jetzt soll er noch sagen: ich bin müde und will sterben, denkt Fredemann. Aber der andere wartet auf Antwort.

„Sie können morgen einziehen; ich verreise. Aber eine Bedingung: kein Weib darf dies Haus betreten — auch keine Magd. Sie müssen selbst Wirtschaft führen. Was Sie brauchen, finden Sie vor.“

Fredemann lächelte und fühlt sich als Sonntagskind:



„Und wenn eine Frau käme, die Sybille hieße, und hier mit mir sitzen wollte, um . . .“

„Kennen sie eine?“

„Nein. Aber da sich dieser Wunsch rasch erfüllt hat —“ Der starrende Blick des anderen verscheucht sein Lächeln.

„Wenn sie hierher kommt — ohne ein Wort von Ihnen — — Sie sind ein Narr! Nun werden Sie warten — Stunde um Stunde — Tag um Tag! Dies Haus macht alle zu Narren der Hoffnung. Was kümmert's mich! Wenn Sie hier wohnen wollen, geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie die Bedingung einhalten.“ Seine Hand stößt herrisch-fordernd vor. Fredemann nimmt sie mit festem Druck und nennt seinen Namen.

„Wer ich bin, werden Sie im Dorf erfahren. Hören Sie nicht auf Geschwätz. Niemand weiß mehr von mir als den Namen. Morgen also. Wenn ich abgereist bin, liegt der Schlüssel unter dem Stein da.“ Ein Lächeln krümmt seine Lippen. „Wenn Sybille da ist, schreiben Sie mir — aber nur dann. Ich freue mich solcher Wunder, die mir nie geschehen sind. Leben Sie wohl.“ Er wendet sich kurz um und geht dem Hause zu. „Halt — eins noch: gehen Sie nicht ins Moor. Vom See kriecht es herauf ins Land — dort, wo der Wald im Wasser steht. Es ist gefährlich für Leute Ihrer Art. Es lauert und lockt wie eine kühle Frau, die Liebe verspricht und Tod gibt. Freilich: die abendlich hüpfenden Irrwische verführen nur Schwärmende, das gurgelnde Schluchzen tief unten entmannt nur Narren des Mitleids — ein hartes Herz hält einem am Weg. Aber die Augen des Moors — die Moorwasseraugen —: die lassen nicht los. Alles Schwarze schreckt, aber es treibt in die Flucht, lockt nicht an, verfolgt nicht. Ein kleines Licht nur — und das Schwarze lächelt vertraut. Moorwasser ist nicht schwarz — viel dunkler — das Dunkelste. Kein Licht hilft: es schluckt alles auf. Jeder Strahl versinkt wie ein Stein im Brunnen — nur lautloser. Es hat eine seltsame Wärme im Ton — eine Tränenwärme — auch wenn es kälter ist als Eis: das ist die Wärme des verschluckten Lichts.“ Er spricht abwesend, wie ins Leere. „Oh die Moorwasseraugen! Die tränenheißen, schluckend-tiefen, über alle Finsternis dunklen Moorwasseraugen! Die sind der schluckende Tod. Man sinkt hinein: willenlos — hinströmend — unabänderlich — —“ Seine Hand fährt über die Augen, milchiger Glanz fließt vom Stein eines Ringes. Wie erwachend sieht er Fredemann an: „Was wollen Sie noch? Ja, ich habe Sie gewarnt. Leben Sie wohl.“ Er geht.

Fredemann verharret wie gebannt. Dann geht er kopfschüttelnd zum Boot, löst es und rudert zurück. Als er über den Wasserwald



gleitet, sieht er zum Ufer hin, wo der Park jäh abbricht und das Grün der Wiesen zurückweicht. Tiefbraune Fläche zieht sich ins Land. Er murmelt schauernd: „Der schluckende Tod —“

### III.

Fredemann steht auf dem Landungssteg der Binnenseedampfer und betreibt den verächtlichen Sport des Fischens mit der Wurmangel. Tag für Tag steht er dort um die Mittagszeit seit er im „Sybillenhaus“ wohnt und läßt die Schnur ins Wasser hängen. Er fängt nicht viel — und was er fängt, sind lächerlich kleine, gemeine farblose Fische, die ihm mehr Ärger als Freude bereiten, da er sie selbst ausnehmen, schuppen und braten muß, und die dennoch kaum ein Vorgericht abgeben.

Nicht, daß es ihm am nötigen Gerät fehlte — er hat eine dreiteilige Angel aus schlankem hellen Bambusrohr vorgefunden mit einer im Widerstand schnurrenden Rolle am unteren Ende, wie man sie zum Heraufwinden großer Fische braucht. (Ihm freilich nützt sie nur zum Aufrollen der Schnur, wenn er heimgeht.) Eine grünlackierte Wurmbüchse ist trotz ihrer doppelten Wandung, die den Inhalt vor Sonne schützend dem grausameren Tode am Haken aufspart, sorgsam in den Schatten eines breiten Pfahles gerückt. Und oben in dessen Holz steckt, neben dem Netz für die Beute, ein wildes Messer. Fredemann liebt das Vollkommene.

Aber er angelt nicht um der Beute willen. Er täuscht sich selbst diese Zweckhaftigkeit seines Tuns vor. Einzig das Warten ist es — diese seltsame Erregung, die mit leisen zitternden Schwingungen die Leere der Zeit ausfüllt und nicht ausgelöst wird durch den Fang eines Fisches.

Bewegungslos steht der Schwimmer in der bleiernen Fläche des Sees. Plötzlich zuckt er, wirft winzig-wellende Kreise um sich, taucht unter (Fredemann weiß: noch nicht!), hüpfte wieder empor, liegt still — die Kreise verwellen. Nichts mehr. Der Blick ist gebannt. Nein, nicht mehr — —

Nun dürfen die Augen sich lösen und sich an die Wolken hängen — an die zierlichen Lämmerwolken, die schreitend im Blau weiden. Das ist tägliche Nahrung, dies Spiel über dem See. Ein Segel blitzt auf: freudig-blendende Überraschung. — Wie man morgens, halbwach ins Licht blinzeln, den Namen eines Mädchens aus zerfallendem Traum schält, das man jugendlich geliebt hat. Tacken von Rudern fern — ein dunkler Punkt gleitet über die Fläche. Weit entfernte und gänzlich fremde Menschen, deren Stimmen erstaunlich nah und vertraut sind. Singt da nicht jemand?

Der Wind kämmt das Wasser und kräuselt ihm Locken. Ein schlankes listiges Wolkentier kriecht über die Uferhügel: die Lämmerherde zerstiebt. Gestalten formen sich unter der Hand des Windes — sehnend-gestreckte, jagende, jammernd-zerfließende.

Da: der Schwimmer ist untergetaucht, es zerrt an der Schnur! Wie schön ist dieser stark-ruhige Schwung, mit dem man die Angel hochzieht! Zu spät: sie ist leer. Und der Haken ist blank, ohne Wurm.

Fredemann lächelt die Enttäuschung fort, die kaum Enttäuschung ist — belächelt seine Erregung des Wartens, die auch Erfüllung nicht löscht. Und weiß das Lächerlichste — daß dies törichte Spiel nur Vorwand ist, um das Törichtere zu verbergen — das Erwarten des Mittagsschiffs.

Der Stegwart kommt und wirft wie immer einen boshaft grinsenden Blick auf Fredemanns leeres Netz. Er hat einen Weidenstecken bei sich, einen albern rohen Stecken, an den eine vielfach geknotete Schnur befestigt ist. Keine Rolle, kein Schwimmer. Wer doch den Köder wüßte, mit dem er angelt! Er zieht Fisch um Fisch herauf, als sprängen sie ihm an den Haken! Und indem er sie roh auf dem Boden tots schlägt und durch Kiemen und Maul auf einen vom Baum gerissenen Ast aufspießt, redet er, ohne zu fragen, ob man ihn hören will:

„Das ist die Angel des Grafen Moorbach, die Sie da haben, die kenne ich gut. Es gab eine Zeit, da hat der auch hier gestanden, Tag für Tag um die Mittagszeit, und geangelt wie Sie — nur zum Vergnügen.“ Er grinst: „Unsereiner fängt sich ein Mittagessen. Mit dem Schwimmer fängt man nichts, Herr, aber ohne Schwimmer würden Sie auch nichts fangen, denn das muß man verstehen. So: sehen Sie!“ Er zieht einen großen zappelnden Püschling heraus, schlägt ihn tot, spießt ihn auf und klebt um den Haken eine schwärzliche Masse, die er aus der Rocktasche holt. „Seit er da drüben wohnt“ — er weist mit einer Bewegung des Kopfes zum „Sybillenhaus“ —, „kommt er nicht mehr. Der Weg ist ein wenig weit um der paar Fische willen. Früher, als er noch reich war, wohnte er oben im Schloß; das ganze Ufer gehörte ihm bis weit ins Land. Weiß der Teufel, wo er sein Geld hingebracht hat! Manche munkeln von einer Frau und wollen wissen, daß er verheiratet war — aber die Frau hat nie einer gesehen. Wie er so dastand — damals — und jeden musterte, der vom Schiff stieg, hätte man denken können, er erwarte sie Tag für Tag. Erwarten Sie auch jemand?“

Fredemann schüttelt den Kopf und horcht auf: eilfertig-rollendes Hämmern von fern. Das Mittagsschiff schraubt sich hinter der



Landzunge hervor, deren Waldung den Schall lange gefangen hält. Fredemann rollt die Schnur auf, teilt die Rute, schiebt das leere Netz samt dem Messer in die Tasche und hängt die Wurmbüches um, nachdem er den mühsam gesammelten Inhalt ins Wasser geschüttet hat. Er will nie mehr angeln und sich hämisch angrinsen lassen.

Der Stegwart rollt die Brücke heran. Fredemann zwingt sich, zu gehen, aber nach wenigen Schritten hält er zögernd inne: nur heute noch — warten — — Graf Moorbachs Wort klingt auf: dies Haus macht alle zu Narren der Hoffnung — — Nein, nie mehr! Fremdes Schicksal dringt in mich ein wie ein Gift und entmannt mich! Sammeln wollte ich mich — und sammle die Scherben zerbrochener Hoffnung von andern! Nie mehr — nein — nie mehr!

Das Schiff rudert eifrig heran. Klatschend hämmert das Schaufelrad in die bleierne Fläche: jetzt starrt es steif, schleift rauschend. Fahrgäste stehen am Geländer geschart. Ihre Gesichter — eben noch unerkennbar-verschwommene Masse — wachsen groß und weiß aus den Kleidern. Dumpfer Ruf ins Sprachrohr: das Schaufelrad stemmt sich, schwer rückwärts kreisend, gegen das Gleiten des Schiffes. Schreiend knirscht Holz gegen Holz. Viele Augen sind da — stumpfe leere Alltagsaugen — auf die Brücke gerichtet, die, vom Stegwart gestoßen polternd herüberrollt und sich plump in die weichende Masse bohrt. Jetzt strömt es heraus: vieler Füße Geräusch auf den schwankenden Boden des Stegs — Lachen und fliegende Worte.

Da: fliehe — flieh! Diese Augen —! Das Dunkelste — — Die tränenheißen, schluckend-tiefen, über alle Finsternis dunklen Moorwasseraugen! Alles Licht saugen sie ein! Und dennoch: sie locken —: das ist der schluckende Tod — —

Eine Dame hat zögernd, als letzte, das Schiff verlassen. Die Schaufelräder peitschen Gischt aus dem Wasser. Der Stegwart hat die Brücke bei Seite gerollt und geht.

Die Dame sieht hinaus auf die Fläche des Sees —: Fredemann weiß, daß sie zum „Sybillenhaus“ hinsieht. Nun wendet sie sich und geht langsam über den Steg. Sie hat den Gang einer Frau, deren Körper den gierigen Hunger nach Liebe nicht kennt: unantastbar ist dieser Gang. Die Haut des Gesichtes ist leicht gepudert — zart, wie aus Furcht, Begehren zu wecken — wie aus Furcht vor dem eigenen Begehren — wie aus Scham. Um so dunkler glänzen daraus die Augen wie Moorwasser aus Schnee. Verzehrend kühl die schmalen blaßroten Lippen — kühl wie ihr Gang. Aber das rötliche Haar schwält wie Feuer unter der Asche.



Und die Hände: schlanke, glatte, weiße, spielende, ewig-entgleitende Hände — heimlich-lüsterne, grausame Hände — — Keine Freundschaftshände. Eher Dirnenhände — Hände, um deren Tun sie selbst nichts weiß — und dennoch wissende Hände.

Fredemann wirft seinen Blick nach ihr aus und will ihre Augen zu sich ziehen wie einen Fisch an der Schnur. Aber auch sie entgleiten. Die Dame geht langsam vorüber.

„Sybille“ — murmelt Fredemann wie im Traum: — da wendet sich die Dame jäh um — erstaunt, erschrocken. Und Fredemann sinkt in das lockende Dunkel der Augen — willenlos, hinströmend, unabänderlich. — Sie ist da, denkt er, erstarrt und keiner Bewegung fähig: Sybille ist da! Freude quillt in ihm auf, eine ängstlich-zerbrechliche Freude. Erfüllung singt es irgendwo.

Die Dame hat sich längst kopfschüttelnd abgewendet und ist weitergegangen. Sträucher schieben sich vor die schlanke Gestalt.

Oh, alles Licht ist gewichen — alles Licht haben sie aufgesaugt diese Augen — die Moorwasseraugen: — fliehe — flieh!

Fredemann rafft sich auf: ich darf sie nicht rufen! Und dann lächelt er: sie wird kommen. — —

— Still — still, sagt er zu sich, — wie leicht flieht die Freude aus der Welt! —

#### IV.

Fredemann ist nach Hause gegangen. Sein Herz flattert wie ein wilder Vogel im Käfig, denn er weiß, daß er Sybille entgegen geht, obwohl er sich scheinbar von ihr entfernt. Die schier unfaßbare Erfüllung seiner wunschvollen Ahnung dünkt ihn ganz selbstverständlich. Und die Erkenntnis reift in ihm, daß alles Selbstverständliche in jedem Alltag viel unfaßbarer ist als ein außerordentliches Ereignis, das man Wunder nennen möchte. Bei solchem Geschehen fühlt man die trostlose Armut und innere Verzagtheit dieser sich so sicher gebärdenden Zeit: man wagt an nichts zu glauben mit froher Gewißheit, was nicht gestern in gleicher Weise geschehen ist. Man hat Angst vor jeder Erfüllung, denn man fürchtet die Leere des folgenden Morgen. Und Furcht verscheucht die Erfüllung.

Ehe der Park beginnt, führt ein Steg über eine tiefgeschnittene Rinne, in welcher Moorwasser schwarz in den See fließt. Fredemann blickt hinab und erkennt das Geheimnis der dunklen Lockung: ein Algen-Grün schimmert hoffnungsvoll in der Tiefe. Er freut sich darauf, dies tröstliche Grün in Sybillens Augen zu suchen. Lächelnd sagt er das Wort, das ihm vordem Schauer erregte: der schluckende Tod — Ja, hinströmend absterben ist

größte Lust! Und jede Lust ist schluckender Tod für erfüllungs-süchtige Wünsche.

Fredemann schreitet über den Steg als Einer, der bewußt vom Gestern in's Morgen geht und weiß, daß eben dies Schreiten einziges Heute — einzige Gegenwart ist, die ausgekostet sein will.

Fröhlich erreicht er das Haus und wirft sich in's sonnenwarme Gras. Stille legt sich um ihn wie ein duftender Mantel, in den sein endlos sich wiederholender Vogelruf sein schmückendes Ornament webt. Alle Inbrunst des Wunsches ist wach und formt sich den Namen: Sybille — —

Das Gartenot knarrt, Kies knirscht singend unter leichten Füßen: das ist der Takt ihres unantastbaren Ganges. Fredemann erhebt sich und geht ihr entgegen. Ihre Augen begegnen sich — rasches Erkennen hemmt ihren Schritt. Beider Lippen tasten nach Worten —: oh, wie belanglos und häßlich sind alle — abgegriffene Handelsware! Und dennoch sind sie gefährlich und voll tückischer Macht, zarte Verbindung roh zu zerreißen. Eine Wand kann sich türmen aus ihnen, daß keiner den anderen mehr kennt.

Ein Laut nur dünkt Fredemann sagbar — nur dieser Name, der Schicksal einschließt:

„Sybille —!“ Zärtlich formt er ihn und hält ihn ihr gleichsam hin wie geheimes Erkennungszeichen. Sie staunt.

„Kennen Sie mich —?“ Und auf Fredemanns lächelnd verneinendes Kopfschütteln: „Heute Mittag schon nannten Sie meinen Namen — auf dem Steg, als ich ausstieg, — erschreckt und verwundert scheinbar —? Oder fragend in unbewußt lautgewordenem Denken —?“

„Nein, nicht fragend. Denn ich habe Sie gerufen und wußte, daß Sie kommen mußten. Tag für Tag habe ich meinen Wunsch wie einen Funkspruch ins Ungewisse geschickt: — ein Mensch nur konnte ihn aufnehmen — so, daß er wiederum Wunsch in ihm wurde.“

Das Moorwasser ihrer Augen schillert wie von Libellenflügeln zitternd erregt. Aber abgewandt und fast gleichgültig-kühl sagt sie:

„Man sagte mir, Graf Moorbach wohne jetzt hier?“ —

Wieder schüttelt Fredemann lächelnd den Kopf. — Sie lügt, denkt er, sie mißtraut noch diesem Geschehen. Oh, wieviel Mißtrauen ist zwischen Mensch und Mensch! Daran zerbricht viel Freude. — Und Freude tut not! Aber lieber mordet man sie im Keim durch eine kleine ausweichende Lüge als daß man sie der Gefahr aussetzt, von bösem Gelächter gefressen zu werden. —



Ein Sonnenstrahl stößt durch die schattenden Zweige und wirft rotes Licht durch ihr Haar auf den Puderschnee. Oder ist es auch fliegende Röte von innen —: heilendes Fieber, das die Krankheit der lügenden Wirklichkeit austreibt und genesen läßt zur Gesundheit des wahren Traums —?

In Fredemann wird es warm und hell vor froher Zuversicht:

„Wie Sie im Lichte stehen — unwirklich weiß und silbern —: Verkündigung!“ Sybille lächelt. „Fühlen Sie, wie die plumpe Schale zerbricht, die jedes Erlebnis umschließt? Und das Gespenst des mordenden Alltags zurückweicht? Kindlich-einfach und völlig selbstverständlich wird das Unfaßbare. Zweifeln Sie nicht mehr —: vertrauen Sie dem Geschehen!“

Ein Zittern fließt durch Sybillens Körper, als hätte tastende Hand sie begehrlieh berührt. Ihre Augen suchen in seinen. Noch ist Fremdheit in ihrer Frage:

„Was sollte geschehen —?“

„Zwei Menschen, die zueinander gehören, begegnen sich. Sagen Sie nicht, daß dies seltsam sei: es ist nur traurig, daß es so selten geschieht. Und so oft, daß solche Menschen aneinander vorübergehen — nicht, weil sie sich nicht erkennen, sondern weil sie, wundgestoßen von vieler Enttäuschung, nicht wagen, es fröhlich zu glauben. Schön und klug ist Scham: aber sie darf nicht zur Mörderin werden keimender Freude.“

Zögernd und scheinbar nur, um Fredemanns kettendem Blick zu entgehen, hat Sybille einige Schritte getan — nun gehen sie nebeneinander dem Hause zu. An der Tür erst wird sie sich dessen bewußt:

„Ich gehe mit Ihnen, wie mit einem Freund — und darf es nicht einmal seltsam finden, daß ich Ihnen vertraue — Ihnen, dem Unbekannten.“ —

„Dem Geber des Funkspruchs“ — sagt Fredemann ernst. „Und kleinlich-mißtrauische Weigerung hätte Sie schuldig gemacht: — denn es gibt nur eine Schuld, die schmerzhaft lastet: Freude zerstören ohne Not.“

## V.

Die Landschaft strahlt in abendlichem Licht. Über der blauen Fläche des Sees brennt in den blauerem Bergzug das sprühende Rot eines Ziegeldachs. Vom Ufer fließt breites Wiesengrün. Und wie dumpfer Baß zu hell-seliger Melodie hebt sich schwarz-starrer Tannenwald vielzackig in den metallischen Himmel. Hinströmende Fülle — sterbender Glanz — lustvolles Erlöschen.



An den in's Wasser vorgelagerten Stein, auf dem sie sitzen, plätschert Wasser — weich, demütig-zärtlich. So spielen auch Sybillens Finger in ihrem Schoß — nie ruhend, in leicht-gehemmter suchender Zärtlichkeit, wie Schmetterlinge sich haschend und wieder entgleitend — und plötzlich grausam aufzüngelnd wie junge Schlangen im Nest. Milchiger Glanz fließt von einem großen Opal —: Glanz wie Mondlicht auf Tränen — fahl wie das Weiße im Frauenauge, das in Wollust bricht. Fredemann sieht gebannt auf ihn hin —: Erinnerung regt sich, daß er solchen Stein gesehen habe an anderer Hand — — Aber es fällt wie ein Vorhang vor alle Vergangenheit. Sybille spürt seinen Blick — und ihre Hände halten inne im Spiel wie erschreckte Kinder. Als Fredemann wieder sinnend hinaussieht, streift sie heimlich den Ring vom Finger und läßt ihn in ihren Beutel gleiten: leis klirrt das Gold, als er fällt.

Unruhe flattert auf zwischen beiden. Ihre Blicke suchen tastend nach gemeinsamem Halt — und finden die Inschrift, die Sybille zum ersten Male liest:

„HIER WERDEN WIR SITZEN, SYBILLE, UND UNS LIEB HABEN.“

„Ja —“ sagt Fredemann wie das Amen nach einem Gebet und nimmt ihre Hand, die er küßt. Nichts Hemmendes ist mehr: diese Hand ist ihm zärtlich vertraut. Und sicher wie ein Sänger zu gegebenem Takt seine Stimme einsetzt in den Klang einer Symphonie, sagt er:

„Sybille, ich liebe dich --“

Das ist nicht bange Frage, die Antwort will — dies muß nur gesagt sein. Er sieht ihre Augen plötzlich groß und schreckhaft auf sich gerichtet — — es wird dunkel rings: alles Licht schlucken sie ein. Und er versinkt in sie — willenlos, hinströmend, unabänderlich. Aber schaudernd fühlt er plötzlich die Moorwasserkälte —: starre Fremdheit liegt darin. Sie hat seine Hand, die sie sehnend umfassen will, abgewehrt — noch spürt er das Beben ihrer Schultern.

Schwarze Bäume haben die Sonne verschluckt und hinter ihnen lauert die Nacht. Dämmerung fällt. Die Fläche des Sees erblaßt fröstelnd — tief aus dem Wasser kriecht Angst.

Da klammert Sybille sich plötzlich an ihn mit spitzem Schrei:

„Er ist da —! Er lauert —: er wird töten —!“

Fredemann reckt sich auf:

„Wer?“

„Er, den ich hasse — er, der mich liebt — —“ Und mit scheuem Blick zu der Inschrift: „Er, der das schrieb — —“

Fredemann ist aufgesprungen und hat forschend umhergesehen:

„Es ist niemand da. Er lächelt und spricht sanft wie zu einem ängstlichen Kind: „Vor aller Erfüllung steht Angst.“

Sybille schüttelt nur stumm den Kopf:

„Ich gehe —“ Mit dem einen Schritt, den sie tut, entfernt sie sich weit von ihm.

„Du bist mir bestimmt!“ sagt Fredemann hart, als könne er sie zu sich ziehen mit dieser starren Gewißheit. „Sprich, Sybille, ich liebe dich — —“

Wärme füllt ihren Blick — Moorwasser lockt: der schluckende Tod. Ihre Lippen krümmen sich schmerzlich:

„Wenn er nicht wäre —: er hat alles getötet —“ Sie wendet sich ab und geht. Das Holztor knarrt und fällt in's Schloß.

Fredemanns bittend erhobene Hände fallen herab — müde und schwer. Er sinkt auf den Stein und vergräbt den Kopf in die Hände. — — Die in die Haare gewühlten Finger fühlen plötzlich die Form des eigenen Schädels wie eine Kugel — wie eine kahle Kugel — — Seltsame Verwandlung —: er hält diesen Kopf vor sich hin und sieht ein fremdes Gesicht mit toten, starr-fragenden Augen. Eine Hand schiebt sich über die fremde zerquälte Stirn: an hagerem Finger ein Ring, von dem milchiger Glanz ausfließt — — Grinsendes Lächeln löst die gespannte Haut des Gesichtes in vielfache Falten — der Mund öffnet sich: Ich freue mich solcher Wunder, die mir nie geschehen sind. —

Fredemann springt auf und forscht gehetzt umher. Freilich: es ist niemand da. Dennoch: der Unsichtbare hat sich zu erkennen gegeben — ein Feind, der zu bekämpfen ist, der nicht mehr hat als menschliche Macht. Aber das Haus starrt fremd und gehässig — schwer überhängend droht das Dach mit zerschmetterndem Schlag! Ein Weidenstumpf stößt aus dem Wasser nach ihm. Und alles zischt: geh!

Da lacht Fredemann gellend auf und schreit:

„Fremdling und Eindringling überall! Alles verschließt sich mir! Soll ich immer ein Bettler sein vor verschlossenen Türen? Oh, wie mein Sein sich sammelt und ballt —: wie ein Bergsturz muß es fallen über die Wunder-verwehrende Welt! Die Feindschaft der Dinge weckt meine trotzigte Macht: rebellische Diener sind sie und mein Lachen soll Peitsche sein! Weg da: ich fordere Platz für mein Leben!“

Alles ist frei. Vor dem Gelächter duckt sich das Haus scheu in die Dämmerung, und der Weidenstumpf beugt sich in kläglichem Schwärze schief über's Wasser.

Fredemann lauscht: hat da nicht böses Lachen geklungen — wie Widerhall —? Böses, kaltes, höhnisches Lachen —: Narr!



Nein —: Stille. Kein Laut rings. Nacht fällt.

Fredemann reckt sich auf: ich will kämpfen um mein wirkliches Wunder, das nicht Traum bleiben darf, —: um Sybille! Er geht in's Haus und schreibt an Graf Moorbach die Kampfansage:

„Sybille ist da und sie hat Moorwasseraugen. Der Wartende verdorrt, aber alles Schicksal erfüllt sich dem Wollenden.“

Dann macht er sich auf, in's Dorf zu gehen und den Postbeamten herauszuschellen —: mögen sie schimpfen und lachen, die dürrn Alltagsmenschen, denen ein Geldstück den Rücken krümmt!

Er läuft durch den Park, froh, wie von drückender Last befreit, zielsicher trotz wegverwischender Dunkelheit. Die Mauer der Bäume bricht ab: schwarz dehnt sich das Moor. Ein Bohlenweg führt hinein. Da sieht er — im Finstern verschwimmend — eine helle Gestalt.

„Sybille —!“ ruft er erschreckt mit vom Laufen heiserer Stimme: ein spitzer Schrei trifft ihn — fliehend flattert das weiße Kleid. Die Gestalt ist verschwunden. Entsetzen jagt ihn auf —: Sybille im Moor! Er läuft — in dumpfem Trommeln bebt der Bohlenweg. Dort schimmert es wieder! Mürbes Riedgras, verwelkt, weich wie Greisenhaar, senkt sich wiegend. Darunter schluchzt es wie in dulddender Qual. Zähne Feuchte klammert sich an die Schuhe — saugt und zerrt. Überall glitzert es tückisch, tröpfelt, schluchzt. Glühwürmer schwirren — Irrwische — gespenstisch in zuckenden Kreisen.

Da: fliehe — flieh! Rund und dunkel tut es sich auf —: das Moorwasserauge — — Fredemann erstarrt. Um seine Füße quillt es gurgelnd — kalt wie ein ekles Tier zwängt sich Schlamm in die Schuhe. Er fühlt sich sinken —:

„Hartes Herz —“ murmelt er keuchend, „rette mich, hartes Herz!“ Und in verzweifelter Klage: „Sybille —!“

Leiser Laut antwortet. Dicht bei ihm an vermodertem Baumstumpf geduckt eine verkrümmte Gestalt: aus weißem Gesicht Augen in starrer Angst. Ein Sprung trägt ihn zu ihr, er zieht sie empor — sie zittert. Erlöstes Aufatmen nur:

„Ah — du — —: nicht er —!“

Fredemann fühlt ihren Körper hilflos gelöst. Frohe Kraft strömt ihm aus ihrer hingebenden Schwäche. Dennoch: sie sinken. Wortlos hebt er sie auf und trägt sie zurück bis der Bohlenweg sie schützend aufnimmt.

„Ich hasse ihn — oh ich hasse ihn!“ flüstert sie, immer noch bebend in Angst. „Sag, daß er nicht da ist. —“

„Es ist niemand da“, sagt Fredemann lächelnd-ruhig. „Und wenn er da wäre —: ich liebe dich.“



Sie sieht ihn an. Ihre Augen brennen.

„Nun will ich zu dir —! Nein, sag nichts mehr: alles lauscht. Er ist überall. — —“

Weißes Licht blüht auf hinter dem bläulich schimmernden Bergzug, der den Mond noch verbirgt. Vor dem Park schauen beide zurück: schwarz liegt das Moor — fern, wesenlos — ein zerschelltes Gespenst. — —

## VI.

Auf der Altane blüht es aus vielen Gefäßen von grellen Wiesenblumen und zierlichen Gräsern. Fredemann steht mit Sybille Hand in Hand — der Druck ihrer zärtlichen Finger verschenkt sie ganz — in Erwartung des Mondes, dessen Licht schon wie ein weißes Tuch über Wiesen und Wasser gebreitet ist. Durch den Wald rieselt es, tropft von den Bäumen.

„Nicht fragen —“ sagt Sybille sanft wie ein bittendes Kind, da sie Fredemanns wortloses Warten fühlt, „viel Haß würde die Stille der Nacht zerbrechen. Sieh!“ Sie reckt sich auf. Weiß flutet ihr Kleid in weißerem Licht wie fallende Nebelschleier. Ihr Arm leuchtet hell in weitausholendem Schwung — gegen den gläsernen Himmel blitzt es auf — eine schimmernde Träne fällt: der Opal. Als ob ein Fisch abendlich Blasen aufwürfe zuckt die Fläche des Sees — kleine Kreise verwellen.

Sybills Augen tun sich lockend auf: aus schneeigem Weiß die tränenheißen, schluckend-tiefen, über alle Finsternis dunklen Moorwasseraugen. In blassem Rot wölbt sich ihr Mund — eine tödliche Frucht. Fredemann reißt sie an sich — wild — ganz sich vergessend — im Rausch der einzigen Stunde: das sind die Küsse, die man nie mehr vergißt. Ihre Hände zittern über sein Haar, seinen Hals, sein Gesicht — oh, diese kühlen, spielend-entgleitenden, grausam-lüsternen Hände!

Da hebt sich, langsam aufwachsend über bläulich sterbendem Bergzug, der Mond in dunklem tückischem Gelb — schreckhaft groß — eine kahle Kugel — ein grinsendes höhnisch-verzerrtes Gesicht. — —

Die beiden erstarren. Ihre zärtlich spielenden Hände verkrampfen sich.

„Er ist da —“ flüstert Sybille, „er ist immer da —!“

„Ich liebe dich!“ ruft Fredemann hell, als höbe er funkelnd ein Schwert.

„Ich hasse ihn — oh — ich hasse ihn!“ Und den Leib weit vorbeugend über den Rand der Altane zischt sie in's Licht: „Nie komm' ich zu dir — nie — nie —! Und wenn du dich

an mich klammerst mit deiner zähen Verzweiflung und wartest, bis du verdorrst!“ Zerbrochen sinkt sie zurück in den Sessel und starrt vor sich hin. „Zehn Jahre wartet er schon — und soll warten sein Leben lang. Solange ich denke, hat er mich hetzend umstellt mit seiner gierigen Liebe. Dahin, wo du mich heute fandest, hat er mich damals gelockt, um mir — einem Kind noch — zu zeigen, wie meine Augen waren — — bis der Boden zu schlucken begann und das Dunkel den Weg verhüllte. Erstarrt in Angst sah ich seine Augen wie Irrwische flimmern —: er faßte mich an — nahm mich — — oh, ich hasse ihn noch wie in jener Stundel! Dreimal zerriß ich mein Brautkleid — bis man mich zwang. Dann entfloh ich. Seitdem wartet er. Tag um Tag — Jahr um Jahr — — Und ich habe seine Hoffnung genährt, daß das Warten ihn aussaugel! Ich habe ihn arm gemacht und ihm alles genommen — nur die Hoffnung nicht. Ich habe den Ring geküßt an meiner Hand, denn ich wußte, daß der gleiche ihn quälte, wenn er ihn sah — — Warum ich dennoch kam, fragst du? Seine Hoffnung schien zu erlöschen —: ich wollte sie wecken — —“

„Ich habe dich gerufen,“ sagt Fredemann, „darum bist du gekommen.“

Ihre kalt-brennenden, haß-harten Augen schmelzen in warmer Weichheit:

„Ja — ich liebe dich —“

Der Mond ist schrumpfend gestiegen und strahlt in mildem versöhnenden Weiß.

Fredemann nimmt ihre Hand:

„Unsere Liebe wird stärker sein, als dein Haß —“

„Ja —: sie wird ihn töten — —“ Ein Geräusch wie von brechendem Ast im Weg scheucht sie auf. Voorgebeugt, geduckt wie ein Tier, steht Sybille und späht in Sträucher und Büsche. Wind weint in den Bäumen. Fröstelndes Schauern kräuselt den See.

„Es ist niemand da —“ sagt Fredemann und hört den zerrissenen Klang der eigenen Stimme.

„Geh hinunter und sieh —: mich würgt die Angst. Er ist überall — —“

Fredemann sieht sie an:

„Ich werde ihn rufen — morgen. Ich will nicht stehlen.“

„Morgen — —: ja.“ Ihr Lächeln ist fern und fremd. Und plötzlich wieder in irrer Angst: „Geh nicht —: er ist da —“

„Sag, daß du mich liebst —: nicht nur aus Haß — gegen ihn —“

„Du — ja: ich liebe dich! Oh, ich will frei sein, mich zu verschenken — dir — ganz — —“ Sie gibt sich in seinen Arm, weich und gelöst.

Fredemann reckt sich auf und hält ihr Gesicht vor sich hin:

„Du erfüllst mich ganz. Diese Stunde löscht alles aus — alle schwächliche Sehnsucht. Wirklichkeit tötet und wird getötet. Wem aber Traum je Wirklichkeit ward, der lebt ewig im Wunder —: der ist gefeit vor aller Feindschaft von Menschen und Dingen! —“

„Nimm!“ flüstert Sybille. Sie löst einen Reitersäbel rasch von der Wand und schließt seine Hand um den Griff.

Fredemann lächelt und geht. Die Treppe ächzt, der Riegel kreischt hell, Nacht verschlingt seinen Schritt. Hochragende Zweige strecken sich — wie Hände breit — gegen das Licht des Mondes. In ihren Schatten flackert von oben zaghafter Schein eines Windlichts.

Traumwandelnd geht er ums Haus —; alles ist ausgelöscht, was nicht Sybille heißt. Am Ufer umfängt ihn sprühende Helligkeit — wie ein Blinder tappt er hinein. Da — aufblickend — sieht er Sybille auf dem Rand der Altane —: nackt — weiß im Licht — den Arm um den Pfosten geschlungen. Ihr Haar zuckt wie Flammen um Hals und Schultern — die Knospen der Brüste brennen.

— Erfüllung! singt es in ihm.

Ein hartes metallisches Knacken springt in die lastende Stille —: Erstarrung! Schweigen wächst auf — gespenstisch sich türmend zu verschüttendem Fall — — und löst sich in peitschendem Schuß. Sybillens Körper steift sich — bebt wie ein Baum unterm Axtschlag — sinkt lautlos, vornüber sich neigend, hinter den Rand der Altane — — Die Scherben des Windlichts nur klirren kläglich wie dünner Schrei —

Fredemann brüllt auf — stürzt vor —: eine kahle Kugel hebt sich aus schwarzem Busch — tote, finstere Augen starren ihn an — verzerrtes Lächeln spielt um den Mund:

„Narr! Narr des Wunders! Geh! —: Narrheit ist unverwundbar —“

Eisiger Schauer schließt Fredemanns Mund — die Hand krampft sich um den Griff des Säbels.

„Geh!“ zischt es wieder in sein Gesicht. „Fremdes Schicksal wolltest du listig stehlen —: Fluch des Diebes soll ewig auf dir sein! Euer Leben, ihr Wundernarren, ist Mord! Geh! Hier geschieht Wirklichkeit — und letzte Erfüllung!“ Weiß hebt sich ein hagerer Finger: milchiger Glanz fließt vom Stein am Ring —: „Hier werden wir sitzen, Sybille, und . . .“ Grausiges Lachen steigt in die Nacht. Er ist an ihm vorübergegangen — der Türe zu —



Da wirft sich Fredemann auf: geschnellter Muskel nur — nur Hieb! Die kahle Kugel — weiß im Dunkel — färbt sich: dennoch schwindet sie. Kein Fall — kein Laut —: Schritte schwer die Treppe hinauf — — —

Fredemann taumelt zurück — hell klirrt der Stahl auf dem Kies. Und plötzlich beginnt er zu laufen — unaufhaltsam — keuchend — von Grauen gehetzt — — —

Auf einem Hügel jenseits des Waldes erst sieht er zurück: zuckende Flammen — blutroter Feuerschein — hochstoßende Wolken wie Fäuste in den Himmel geballt —: das „Sybillenhaus“ brennt!

Fredemann hebt sich hoch — lastend in Fülle:

„Gesammelt bin ich und schwer —: wie ein Bergsturz falle ich über die Wunder-wehrende Welt!“

Er geht.

Morgenrot färbt die Wälder wie Adern mit pulsendem Blut.

*Ulrich Steindorff:*

## GEDICHTE

### GEBURT DER GÜTE

Dir begegnen, Welt in Welt,  
Sturz und Tanz,  
Welch Ineinanderbrennen!  
Vor Dir her aus Deinen Händen fällt  
Weg und Glanz  
Und blühendes Erkennen.

Morgen stößt mich, aufgetan und breit,  
Dir entgegen,  
Deinem Atem, Wind der Stadt,  
Sturm und Wirbel hingerißner Zeit.  
Welch ein Taumel auf den Wegen  
Über Stein und Blatt.

Dir begegnen, welch ein Glühen  
Welt in Welt.  
Völker stürzen, wenn wir uns umfassen.  
Dürre Länder fangen an zu blühen.  
Güte fällt  
In die schwarzen Erdengassen.

### MENSCH ZU MENSCH

Den Straßen hingegeben  
Und leeren Plätzen,  
Wie sind wir blind  
Und schmerzlich wie zerrissen,  
Weil wir nicht wissen,  
Wo wir gehen und sind.

Wann werden wir uns erheben  
Aus fremdem Entsetzen?  
Wann werden wir uns sehen,  
Einander hingerissen,  
Und endlich wissen,  
Daß wir nicht einsam gehen?

Siehe, von Stadt zu Stadt  
Gemeinsam sind wir da;  
Unselig und zerrissen,  
Weil wir nicht wissen,  
Wie nah  
Mensch den Menschen hat.

### MUTTER

Wer weiß denn um die Weichheit Deiner Hände  
Und ihre Kühle, die durch lange Stunden  
Auf heiße Augen niedertaut.  
Nur eine Mutter ist so ohne Laut  
Und trägt sich aus den Zimmern der Gesunden  
So stillen Ganges zu der Fieberwende.

In Deine sanfte Mutterschaft verloren,  
Hast Du mich jungem Tage zugetragen,  
Und im Gesang, der in Dir liegt,  
Mich in den Schlaf, den lösenden, gewiegt,  
Daß ich, dem alle Tore zugeschlagen,  
Aus Dir zum andern Mal geboren.

Wer weiß denn um der Mutter Süße  
Und ihr Erblühen vor dem Kinde,  
Als läge Gott auf ihrem Knie.  
Unendlich lieben sie,  
Und stehn erst still im letzten, kalten Winde,  
Mit Wunden zugedeckt die müden Füße.



Oscar Guttman:

## AN MEINE LIEBEN PROLETEN!

*Ob sich Radikal-Banausen finden, die  
beim Lesen dieser Kapuzinerpredigt  
nach der roten Polizei rufen? — S.*

Proletarier der ganzen Welt! Genossen! Genossinnen meiner Schmach, ich kenne Euch nicht (oder wenig), aber ich mißbillige Euch. Hört auf mein Wort, ich träufele es Euch wie Balsam ins nicht genügend gesäuberte Ohr.

### I.

Meine lieben Proleten, man geht bei der Behandlung, die man Euch jetzt in der ganzen Welt, besonders aber im lieben, unheiligen deutschen Reiche so unzweckmäßig lebenswürdig zuteil werden läßt, von zwei falschen Voraussetzungen aus:

1. Man hält Euch für klug, für einsichtig, für Vernunftgründen zugänglich, für logisch denkende Wesen, für homines sapientes — und Ihr seid nichts als dumm, schrecklich dumm, saudumm, bêtes comme chou.

2. Man hält Euch für aufrecht, für ehrlich in Eurer Meinung, glaubt, Ihr seid aufopferungsfähig für Eure Idee — und in Wahrheit seid Ihr Feiglinge, niedrige Feiglinge. Heute wie früher und immer. Traun fürwahr.

Dummheit und Feigheit sind Kennzeichen der Masse. Und nicht bloß Ihr, meine lieben Proleten, leidet daran, sondern die ganze „Méchante Rasse“ (so nannte sie ein — pfui Teufel — Hohenzoller) der Menschen überhaupt

ist so: feige und dumm, dumm und feige. — Aber ich will mich auf Euch beschränken. Das soll mir heute genügen. Sela.

## II.

Wenn man, z. B. ich, das ist ein sogenannter Intellektueller (mit einem höchst proletarischen Einkommen, dafür aber mit einer gewissen Erziehung, die ich mir selbst zuteil werden ließ; meine Eltern hatten dazu Gottlob keine Zeit; sie arbeiteten) — wenn also beispielsweise ich in den ersten Augusttagen 1914, als sich Eure Brust, Proleten, vor Kampfbegier schwellte und vor Begeisterung (*allons enfants de la patrie* in Paris — immer gebrüllt — es braust ein Ruf wie Donnerhall vor dem Palais des Kronprinzen in Berlin — wißt Ihr noch?) hob — wenn ich (zum letzten Male) etwa damals auf einer Tram in Preußisch-Berlin an der Spree heiligem Wasser, wo ich mich damals aufhielt, zu einem Arbeiter äußerte (damals sprach der Arbeiter mit unsreinem noch höflich und wich sogar älteren Bürgern aus; heute gehört die Welt dem Müllkutscher und das Trottoir dem flegelnden Proleten, mit den Händen in den Hosentaschen, *à la française* und der (35 Pfennig-)Zigarette im Mundwinkel, (*Vive la liberté*), also: äußerte, daß diese Kriegsbegeisterung ekelhaft sei, ekelhaft die Aussicht auf gegenseitiges Tod-schießen, auf zerfetzte Glieder und blutende Menschenkörper, daß auch in Frankreich und Rußland Mütter weinen, Bräute und Frauen jammern, Kinder brüllen werden, daß der Krieg eine zu beseitigende und zu vermeidende Rohheit und Barbarei sei und daß sich jeder Menschenfreund weigern müsse . . . . . weiter kam ich nie. Denn die schwielige Faust des Arbeiters (mit schmutzigen Nägeln notabene) entgegnete, indem sie sich meiner Nase entgenschoß: Wat? wat?? Sie, Sie wollen uns wat erzählen? Sie wollen uns unsern schönen Krieg vaeckeln? Icke sage Ihnen, in sechs Wochen sind wir

in Paris. Immer feste druff uff det Lausepack, die Franzosen mits große Maul, und die Russen mit die Knute. Da kann die ganze Welt kommen, den zeijen wir et schon. Sie wolln uns die Bejeisterung vabieten! Sie sind wolln Spion, wat? — Und ich verschwand. Bêtes comme chou. Ihr habt Euch in Frankreich nicht anders geäußert. Bêtes!

### III.

Seht, meine lieben Proleten, das ist mir nicht *einmal*, sondern hundertmal widerfahren. Ihr aus Feigheit organisierten Dummköpfe und aus Dummheit organisierten Feiglinge — damals wart Ihr alle begeistert — (nicht widersprechen!) Ihr wart es. Ganz gleich die Gründe, Ihr wart es, die Masse war es und Ihr mit. Und gerade damals hättet Ihr zeigen können, was Ihr seid. Damals, an jenem verfluchten 4. August 1914 hättet Ihr wie *ein* Mann aufstehen müssen und brüllen: Halt, Staaten, halt, wir machen nicht mit. — Zwölf Millionen deutsche Arbeiter mußten damals Heeresfolge verweigern. Zwölf Millionen französische Arbeiter mußten damals die Gewehre fortwerfen, zwölf Millionen englische Arbeiter mußten damals schreien: Verbrecher, hört auf — weil sie alle nicht auf ihre Brüder (Proletarier aller Länder vereinigt Euch!) auf ihre Menschenbrüder schießen wollten. Was hätte man Euch getan? Nichts, gar nichts. Glaubt Ihr, man hätte 36 Millionen Männer an die Wand gestellt? Man *konnte* Euch nichts tun! Acht Tage Generalstreik, acht Tage keine Hand gerührt — und der Krieg war zu Ende. Und zwölf Millionen Menschen, die heute zerfetzt und zerrissen, verschüttet, erstickt und ertrunken sind, hätten weiter geatmet im rosigen Licht. Und wenn das nur in einem Eurer sogenannten Vaterländer geschehen wäre, wenn es z. B. nur die deutschen Arbeiter erklärt hätten, so haltet mir nicht entgegen, daß deren Feinde (blödes Wort), deren Gegner es nicht mitgemacht hätten.



Ihr wißt es nicht, es ist auch belanglos. Was für einen Eindruck hätte es auf die englischen und besonders auf die amerikanischen Genossen gemacht, wenn sie der Funkspruch erreicht hätte: die deutsche Arbeiterschaft verweigert Heeresfolge, sie weigert sich, dem Blutbefehl zu gehorchen, sie zieht die Menschlichkeit dem irrsinnigen Begriff „Vaterland“ vor. — — Was, glaubt Ihr wohl, wäre geschehen? Hätten Euch Eure Brüder draußen in der Welt wirklich im Stich gelassen? War Eure Internationalität nur ein leeres Geschrei? — Wenn nicht, dann wäre Euch die Welt zugefallen, wäre deutsch geworden (wie der verbannte Jude Heine in Paris einmal träumte), alles hätte Euch bewundert und geliebt. Die Idee der deutschen Sozialdemokratie (die sich wohl mit dem Proletariat so ziemlich deckt) hätte die Welt beherrscht. — Statt dessen, was geschah? —

Die sozialdemokratische Fraktion des humorweckenden deutschen Reichstages, dieses Typus einer Volkszertretung, ließ verkünden (und alles war gerührt, sogar Wilhelm II., der Letzte): „*Wir lassen in der Stunde der Gefahr das Vaterland nicht im Stich!*“ — Aber die *Menschheit* habt Ihr im Stich gelassen. Wie ein ewiges Brandmal liegt dieses Wort auf Euch, wie ein Zeichen ist es jedem Eurer damaligen Vertreter in die Stirn gebrannt.

Die französische Sozialdemokratie billigte alles, was ihre Koalitionsregierung beschloß und bewilligte soviel sie wollte gegen die „boches“. Die englische, du lieber Gott: „Was für ein Pack . . . Wie können wir hoffen, in diesem Lande eine aktive Demokratie zusammen zu schweißen, wenn die Labour-Party — die Labour-Party, in eine derartige Regierung eintritt und ruhig zusieht, wie ihr Führer schlecht behandelt, insultiert und von Lloyd George entlassen wird, bloß weil er die Wahrheit sagt? Wäre das Proletariat nicht völlig verknechtet, bestände es nicht aus minderwertigen Leuten, die mit ihrer Minderwertigkeit ganz zufrieden sind — es hätte

bereits vor Jahren die Regierung des Landes an sich gerissen. Der Krieg wäre mit Ehren beendet worden. Niemals werden ihm die Kapitalisten freiwillig ein Ende machen. Sie wagen es nicht! Millionen Leben wären gerettet worden, die ganze Welt wäre der Freiheit um eine Stufe näher gekommen. Das englische Proletariat jedoch blökt wie ein schwaches Schaf, und sogar Munitionsfabrikanten und Zeitungsinhaber dürfen sich gestatten, seine Führer zu insultieren. Jedes korrupte Schwein, das ein medizinisches Diplom oder eine Groschenanstellung bei der Regierung besitzt, darf ohne jede Gefahr den britischen Arbeiter quälen und martern . . . . Denn dies behagt dem Proletarier! Die Arbeiterklasse Englands verdient alles, was man ihr antut; sie verdient es zwungenerweise, für die Zwecke der Munitionsfabrikanten zu sterben. Sie verdient, den Staub lecken, den Hut abnehmen, am Boden kriechen und danken zu müssen, wenn man sie ihrer Freiheiten beraubt . . . im heiligen Namen der Freiheit. Sie läßt sich von als patriotische Labour-Führer maskierten Regierungsagenten betrügen, läßt ihrer Presse einen Maulkorb anlegen, die Männer und Frauen, die das geringste Rückgrat haben, ins Gefängnis werfen, mit gemeinen Verbrechern in eine Zelle stecken, vom Polizeimagistrat beschimpfen. Jene, die kein Kaki tragen, erdulden willig alles, solange sie vom Schützengraben befreit werden und eine Lohnerhöhung erhalten.“ (Douglas Goldring: Der Kampf um die Freiheit, 1. Akt.) Die englische Arbeiterschaft hieß sogar die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht gut und gab damit alle gerade von den Engländern gepflegten und hochgehaltenen Freiheitsideale auf. Sie unterwarf das Land demselben Dienstzwang und demselben Gehorsam (England expects every man to do his duty), den sie im deutschen Militarismus angeblich bekämpfte. Sie machte sich derselben verlogenen Heuchelei schuldig wie die Regierung des verflossenen deutschen Kaiserreichs. Nirgends

gab es in all den feindlichen Parlamenten ein Wort der Versöhnung, ein Wort der Menschlichkeit. Sie waren genau wie das deutsche eine Stätte nationaler Verblendung. Und Ihr, Proleten, immer mit, immer mit. Mit dem Staat, der Eure Brüder wie Hunde knechtete, der jede Menschlichkeit mit Füßen trat und in Blut ersäufte, mit Rußland und seinem so friedlichen Blutzaren wart Ihr ein Herz und eine Seele. Im Gefühl des Hasses gegeneinander — wart Ihr einmal enig. Es war ein ekelhafter Anblick.

Ein einziger war ein Mensch — Liebknecht — er hat es damals gefühlt, nachdem Ihr geduldet habt, daß man Jaurès straflos meuchelte. Damals war er einer von den ganz Großen. Später wurde er kleiner — noch später wie ein Hund erschlagen. Hosianna in excelsis.

#### IV.

Aber Eure unsagbare Feigheit geht noch viel weiter. Jetzt, nachdem der Krieg zu Ende, teils gewonnen, teils verloren, jetzt, nachdem Ihr Eure „Vaterländer“ und deren Verbrechen als Mitschuldige (Ihr tatet nichts, *sie zu verhindern*) so lange verteidigt habt aus Gründen, die immer dumm waren (denn zum Schießen und Töten liegt niemals, selbst nicht bei Notwehr, ein Grund vor), jetzt, wo Ihr nicht mehr Angst habt vor den „Herren“, deren Befehlen Ihr Euch im August 1914 freudig fügtet, jetzt, da Europa geschwächt und ohnmächtig (auch gegen Euch) am Boden liegt, jetzt kommt Ihr wie ein wildes Vieh und saugt ihm das letzte Blut, die letzte Kraft aus. Jetzt habt Ihr Mut und ein großes Maul (das z. B. andere auch schon früher hatten: da war es aber gefährlich, eins zu haben und zeugte wenigstens von Mut), jetzt könnt Ihr streiken und faullenzen und Löhne erpressen und dreistdumm Euch aufblähen, jetzt, wo jeder Lauselümmel den Herren spielt, jetzt, jetzt, jetzt. Statt daß Ihr zu Hause sitzt und Buße



tut. Denn Ihr seid die Schuldigen an allem. Ihr. Nur Ihr. Hört endlich auf nach den Schuldigen am Weltkrieg zu suchen. Ihr seid die Hauptschuldigen; denn Ihr hättet — als die letzten, aber ausschlaggebendsten — das Gemetzel noch in letzter Stunde verhindern können. Ihr seid schuld, Proleten, Ihr ganz allein.

## V.

Und deshalb soll es mit Euch, mit Euren hungernden Kindern, mit Euren abgezehrten Frauen und Euren abgehärmten Müttern kein Mitleid geben. Eure Feigheit (aus Dummheit) und Eure Dummheit (aus Feigheit) hat ganz zuletzt dieses Elend über die Welt gebracht. Ihr solltet zu Grunde gehen, alle, restlos; jeder, besonders jeder Intellektuelle, der nicht so dumm ist wie Ihr (das werdet Ihr wohl nicht bestreiten) war nicht so feige wie das berühmte „internationale Proletentum“. — Die Internationale des Geistes hat protestiert, sie allein, freilich vergeblich, verlacht von der ganzen Welt, voran von Euch, Eurer Presse und Euren Führern und Verführern. Wie hat man auf die „Geistigen“, die „Dichter“, die „Pazifisten“ gespieen! Und Ihr wart das nicht in letzter Reihe. — Shaw in England, Rolland in Frankreich, Heinrich Mann in Deutschland und das kleine Häuflein mutiger und kluger Männer, die taten, was vor allem (nach Eurem vierzigjährigen Gerede) Eure Pflicht war. Die hatten den Mut. Aber sie blieben allein. Denn sie stützten sich auf etwas, worüber Ihr grinst und Witze macht und lacht, nämlich auf *den Geist*, auf Ihr Gehirn. Ihr hättet können die ausführenden Hände zu diesem Gehirn sein. Aber Ihr lagt auf dem Bauche und brüllt: Deutschland, Deutschland über alles und Rule Britannia und mußtet auf Russen und Franzosen, Engländer und Deutsche schießen, die plötzlich aus Euren (angeblichen) Brüdern Eure (angeblichen) Todfeinde geworden waren. Der

frische fröhliche Krieg war Euch gar nicht so unangenehm. Ihr geht wie zu einer besseren Rauferei — Weihnachten in Paris — Hurrah — Neujahr in Berlin — Russen und Franzosen treffen sich an der Elbe — Ihr hattet die ehrenvolle Aufgabe, Euere Vaterländer (die auf Euch piffen) nicht im Stich zu lassen. — Aber den Geist, die Menschlichkeit, verkörpert in den von Euch zwar nicht gekannten oder verstandenen, trotzdem aber verlachten Intellektuellen ließt Ihr im Stich, genau wie Ihr noch heute jeden „Gebildeten“ mit Wonne verrecken liebet, mit Wonne verkommen und verhungern. Denn Ihr verachtet den Geist. Und Ihr liebt die rohe Gewalt. Und deshalb ist Euch recht geschehen, recht in alle Ewigkeit. Amen.

## VI.

Eure Sehnsüchte, Proleten, entsprechen Eurer Dummheit (Eurer Unkultur). Ihr kennt nur eines, was Euch glücklich macht: Geld (weil Ihr nie welches gehabt habt). Darum, nur darum habt Ihr Eure „Ausbeuter“, Eure „Unterdrücker“, Eure „Sklavenhalter“ beneidet. Tja, wenn Ihr Geld hättet (habt Ihr immer gewinselt). Für Geld hättet Ihr Euch eine Villa, ein Auto, ein Weib (oder viele von „die Feinen“) gekauft, wahllos, geschmacklos, kulturlos; nur teuer. Ihr seid alle in Eurer Sehnsucht üble Parvenus primitivster Art. Denn Sehnsucht nach Klugheit, nach Intelligenz, nach Geist haben nur ganz wenige von Euch gehabt. Diese Dinge waren für Euch wertlos, weil sie nicht zu kaufen waren. „Jeld ist schon Jeist“, das ist Euer dümmster Wahlspruch. „Wenn ick reich bin, brauch’ ick nich klug zu sind; denn bin ick eben klug, weil ick reich bin.“ So dachtet Ihr immer, damals wie heute. Und daher dieses dumme Jagen nach dem Geldlappen ohne jede Überlegung, daher Eure verbrecherische Sehnsucht nach Geld. Für Euch ist Geld alles. Alles andere, selbst das Vaterland, das Ihr in der Stunde der Gefahr (welche Pose) bekanntlich nicht im Stich lassen wolltet,



ist Euch ganz wurst und gleichgültig. Darum richtet Ihr Europa jetzt ebenso gern völlig zu Grunde, wie Ihr es damals vor irgend etwas retten wolltet, als es (angeblich) bedroht war. (Ihr seid freilich zu dumm, um zu bemerken, daß Ihr eine Art Selbstmord zu begehen im Begriffe seid.) Alle sogenannten Vernunftgründe, die Euch Eure jetzt reumütig bekehrten Führer und Verführer herbeten, verlacht Ihr. Mit Recht. Ihr wißt viel besser, wessen Ihr fähig seid. Ihr könnt vor der Macht kriechen, als Feiglinge, und vor der Ohnmacht auftrumpfen, als Dummköpfe, und Euch aufblähen wie die Ochsenfrösche. Und das tut Ihr und geht Eurem Ideal „Geld“ nach, bis der fast totgeprügelte Staat nichts mehr hergeben kann. Und wenn es Euch gelänge, die Macht an Euch zu reißen in dem Maße, als sie den früheren widerlichen Machthabern zur Verfügung stand: Ihr wäret weit schlimmer. Schlimm ist der Junker, schlimmer der Großindustrielle, ekelhaft ist der Bourgeois. Aber wehe uns vor der Herrschaft der schwieligen Faust. Und ich will jene alle gerne ertragen und williger als diese.

## VII.

Proleten, meine Liebe gehört Euch weiß Gott nicht. Aber mein Haß auch nicht. Im Grunde seid Ihr mir so gleichgültig, wie mir alle Menschen (ausgenommen ich mir selber) gleichgültig sind. Ihr seid mir zu undifferenziert, Eure sogenannte Psyche ist mir zu mager. Haltet dagegen die Art und Weise, wie man Euch heute behandelt. Es ist lächerlich. Wenn die sogenannten „Herren“ etwas weniger durch die Ereignisse vor den Kopf geschlagen wären, (das tat die bisher kindlich verlaufene russische, deutsche und ungarische Revolution — genau, wie bei Euch, nur umgekehrt. Wie wolltet Ihr alle einer wirklichen Revolution des Geistes standhalten? Oh, über Euch Kleine!) gäben sie Euch täglich einen halben Liter Schnaps. Und alles wäre gut. Ihr würdet



es in Eurer Euch dann angenehmen Benommenheit gar nicht merken, wie man Euch in den Karren, in den Ihr auch gehört, wieder einspannt. „Wenn ick nur zu fressen und zu saufen habe, arbeete ick janz jerne!“ — Wie oft hörte ich im Kriege diese Weisheit, als ich jahrelang als „Gemeiner“ unter Euch „Gemeinen“ verkam.

Proleten, Ihr seid nicht zum Herrschen geboren, das ist nur etwas für die ganz klugen Leute und für solche, die Mut haben; die auch Mut haben, wenn sie allein stehen. Ihr, Proleten, habt manchmal etwas Verzweiflung und Unbesonnenheit, die dem Mute ähnlich sehen, wenn Ihr in Massen auftreten könnt. Und dieser Mut kommt oft nur zu Stande, weil Ihr Eure Angst gegenseitig beschwichtigt, sie gegenseitig niederbrüllt, denn Ihr argumentiert mit der Lunge, nicht mit dem Gehirn. Durch die Masse erscheint Ihr stark (nicht durch den Geist); Ihr seid aber nicht stark genug, Ihr seid nur viele. Und daher seid Ihr der Feind jedes Fortschrittes, weil Ihr den Geist verachtet. Für Euch ist der Intellektuelle ein Faulenzer und der Ziegelträger der einzig wahrhaft arbeitende Mensch. Ihr beurteilt den Kulturwert des Einzelnen nach der Menge des Schweißes, die er bei seiner „Arbeit“ vergießt. Ihr habt noch nie einen Gedanken gehabt; (Euch zu sagen, wie tröstlich das ist, hat wenig Sinn. Es wäre für Euch ein Märchen. Und selbst Märchen passen Euch nicht mehr, weil Ihr nie glaubtet, außer an Geld und Schnaps) daher verachtet Ihr Gedanken, obwohl Ihr nur von denen, die andere gehabt haben, lebt. Aber das wollt Ihr gar nicht hören, nicht glauben und nicht wissen.

Proleten, ich wünschte, daß Ihr verschwändet. Aber das wird nie sein. Ich mag Euch nicht. Ihr stört. Das Leben wäre wesentlich schöner ohne Euch, glaubt es nur, mag es auch kindlich klingen. Fahrt ab. Adieu. Es gibt nur eine Sünde in der Welt, und das ist die Dummheit. Ihr seid deren edelste Vertreter. Weg. — Hol Euch der Teufel! Amen. Sela.

*Otto Zarek:*

## BERUFUNG

Wirf mich nicht aus, als wäre ich ein Spiel  
In buntem Wechsell! Vielen zu gefallen.  
Wirf mich nicht aus, mein Gott!  
Ich bin ja Du, und bin in mir und allen  
Die letzte Inbrunst und das weite Ziel!  
Wirf mich nicht aus, mein Gott!

Wirf mich nicht hin, wie man die Hunde speist  
Und streut den Abfall der gewohnten Dinge  
Vor jedes Tier als billiges Geschenk.  
Ich bin das Seltene, das: Dich beweist,  
Und werfe nicht den Irrsinn meiner Sprünge  
Vor jedes Tier als billiges Geschenk.

Weißt Du es, Gott, daß ich Mich nur entkleide  
In Deinem Hain als letzter Mensch und Geist!  
Weißt Du es, Gott: Ich bin Dein Wort!  
Weil ich in jeder Strophe: Dich erleide,  
Bin ich der Eine, dem Du Dich verleihst,  
Und bin, Du weißt es, Gott, Dein Wort!

*In gleichem Format und in derselben Ausstattung  
wie im vorigen Jahre erscheint noch im November:*

# UNSER WEG 1920

EIN JAHRBUCH  
DES VERLAGS PAUL CASSIRER  
MIT BEITRÄGEN VON ERNST BARLACH  
BERNHARD BERNSON / EDUARD BERNSTEIN / MAX  
DERI / KASIMIR EDSCHMID / KURT EISNER / JULIUS  
ELIAS / AUGUST GAUL / ROBERT GENIN / OTTO  
GLEICHMANN / GEORG ENGELBERT GRAF / GEORGE  
GROSS / RUDOLF GROSSMANN / WALTER  
HASENCLEVER / ADOLF VON HATZFELD / OTTO  
JENSSEN / KARL KAUTSKY / ADOLF KESTENBERG  
OSKAR KOKOSCHKA / ELSE LASKER-SCHÜLER  
WILHELM LEHMBRUCK / MAX LIEBERMANN / FRANZ  
MARC / HANS MEID / LUDWIG MEIDNER / EDVARD  
MUNCH / EMIL SCHÄFFER / RENÉ SCHICKELE / BRUNO  
SCHÖNLANK / GOTTFRIED SALOMON / RICHARD  
SEIDEL / MAX SLEVOGT / ERNST TOLLER  
REINHOLD VON WALTER  
ADOLF WEISSMANN

MIT GANZSETTIGEN ABBILDUNGEN  
UND EINEM ORIGINALHOLZSCHNITT VON  
ERNST BARLACH

3 MARK  
GEBUNDEN 5.50 MARK

---

**PAUL CASSIRER / VERLAG / BERLIN**



Soeben beginnt zu erscheinen:

# FERDINAND LASSALLE

## Gesammelte Reden und Schriften

Vollständige Ausgabe in zwölf Bänden  
herausgegeben und eingeleitet von  
**EDUARD BERNSTEIN**

### Subskriptionspreis:

Jeder Band 10 Mark; in leichtem Pappband 12 Mark; in  
gediegenem Halblederband 18 Mark. Der Bezug des ersten  
Bandes verpflichtet zur Abnahme des ganzen Werkes.  
Nach Schluß der Subskription wird der Preis erhöht.

### Einteilung der zwölf Bände

Band I: Italienischer Krieg. Franz von Sickingen. Band II: Verfassungs-  
reden. Das Arbeiterprogramm und die anschließenden Verteidigungsreden.  
Band III: Die Agitation für den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein.  
Das Jahr 1863. Polemik. Band IV: Das Jahr 1864. Aktenstücke. Band V:  
Lassalles ökonomisches Hauptwerk, Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch  
und die anschließenden Kontroversen. Band VI: Philosophisch-literarische  
Streifzüge. Band VII und VIII: System der erworbenen Rechte.  
Band IX und X: Herakleitos. Band XI: Verteidigungsreden. Band XII:  
Briefe Lassalles. Sach- und Personenregister.

*Diese Ausgabe tritt an die Stelle der seinerzeit im Auftrage der sozial-  
demokratischen Partei veranstalteten und seither vergriffenen Gesamt-  
ausgabe, die von Eduard Bernstein, wohl dem besten und gewissen-  
haftesten Kenner Lassalles, zusammengestellt, eingeleitet und erläutert  
ist. Der Verlag hat auch in drucktechnischer Hinsicht alles aufgeboten,  
um eine allen Ansprüchen genügende und der Bedeutung des großen  
Sozialisten würdige Gesamtausgabe zu schaffen. Die ersten vier Bände  
erscheinen schon im Herbst, die weiteren Bände in rascher Folge, so  
daß die Ausgabe im Frühjahr 1920 vollständig vorliegen dürfte.*

---

Gleichzeitig erscheint als selbständiges Werk in der Ausstattung der  
Gesamtausgabe:

# FERDINAND LASSALLE

Eine Würdigung  
des Lehrers und Kämpfers von  
**EDUARD BERNSTEIN**

10 Mark; in Pappband 12 Mark; in Halblederband 18 Mark

---

**PAUL CASSIRER VERLAG / BERLIN W10**

# *Die weißen Blätter*

---

**EINE MONATSSCHRIFT**  
**HERAUSGEGEBEN VON RENÉ SCHICKELE**

---

**ZWÖLFTES HEFT ♦ 6. JAHRGANG ♦ DEZEMBER 1919**

---

## **INHALT:**

**Ernst Bloch: Zur Rettung von Georg Lukács**

**Harry Graf Kessler: Nationalität**

**Kurt Kersten: Georg Forster**

**Wieland Herzfelde: Rajah**

**Eduard Lachmann: Flandern 1917**

**Heimar Schilling: Auf euren Stirnen, Brüder**

**Lesebuch**

**R. B. Cunninghame-Graham: Der vierte König**

**Weißes Brett**

**Statuten der Clarté**

**EINZELPREIS 2,50 MARK**

**VIERTELJÄHRL. 6,50 MARK**

---

**1919**

---

**VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.**

Soeben erschien:

**KASIMIR EDSCHMID**

## Die achatnen Rugeln

Roman

Mit einer mehrfarbigen Einband-  
zeichnung von Eäsar Klein

Geheftet 10 Mark

Gebunden 13 Mark

Edschmid zählte man seit seinen ersten Versuchen zu den stärksten Hoffnungen der jungen, wegsuchenden Generation, und jedes neue Werk zeigte ihn im Fortschritt. Dieses letzte, Größte ist der Beweis souveränen Schaffens.

Das Buch gibt den Weg Daisys, der Frau. Alte Kultur und heiße Sonne haben ihr Blut brausender, ihren Körper schöner gemacht, sie an Nerven und Seelen verfeinert, — das Leben ist rasch, die Welt ist vielfältig, die andern kommen und fordern, Männer: Diener und Herrscher, Gebende und Empfangende, und sie gibt und nimmt. Durch Weltteile gleitet sie, sie schwingt in Episoden der Politik mit, Fäden der Verschwörung gehen durch ihre Hand. Ihr Herz scheut keinen Umweg, gütigstehend im Krankenhaus, Schwester in der Lepra-Station, sich verschwendend in Kabarett und Dachkammer — dieselbe Frau, die als Luxusgeschöpf, unendlich geliebt, zur Gebieterin geboren scheint. Gespannt wie eine Saite klingt dieses hochgestimmte Leben, und man liebt sie, die im Durchgang durch Erlebnis und Opfer sich loskauft zu einem höheren Inhalt.

**PAUL CASSIRER / VERLAG / BERLIN**



Ernst Bloch:

## ZUR RETTUNG VON GEORG LUKÀCS

Von neuem ist ein kostbares Leben bedroht.

Die ungarische Reaktion verlangt von den Oesterreichern Lukàcs' Auslieferung, des ehemaligen Volksbeauftragten für Unterricht. Er soll Mordtaten begangen haben. Wer immer Lukàcs persönlich oder aus seinen Schriften kennt, durchschaut diese Anklage als infame Lüge. Da man aber in Budapest die Lüge selber kennt und nur als Vorwand benutzt, um auf jeden Fall einen bedeutenden politischen Gegner auszutilgen, so ist Lukàcs verloren, fällt er in die Hände der Reaktion.

Lukàcs ist *menschlich* unantastbar. Er entzog sich der reichen Bourgeoisie, der er entstammt, um ein einsames, bedürfnisloses, theoretisches Leben zu führen. Er verließ, was ihm gewiß ein schweres Opfer war, auch noch diese philosophische Existenz, um sich an der Stelle, wo ernsthaft Geschichte zu geschehen schien, für das als Recht Erkannte, für die Aufhebung der Not und des Zufalls, für die Freilegung des edleren Lebens einzusetzen. Lukàcs, der Denker Tolstois und Dostojewskys, hatte niemals eine andere als rein geistige Stellung in der ungarischen Republik.

Lukàcs ist als *Philosoph* einer der Großen, die zumeist nur einmal in jeder Generation erscheinen, und die unsere Zeit seit mindestens drei Generationen überhaupt nicht mehr sah. Seine Arbeiten, er ist 34 Jahre alt, sind erst zum kleineren Teil veröffentlicht, aber schon dieser reicht aus, ein Bild zu geben. Die Linien sind deutlich, die von seinem ersten Werke, einer umfassenden Soziologie des

Dramas, über das feine, klare, tiefsinnige Essaybuch „Die Seele und die Formen“, über die schweren und methodisch strengen Fragmente der letzten Veröffentlichungen in den „Kantstudien“ und dem „Logos“ zum geplanten, geistig fertig umrissenen Hauptwerk führen. Es wird eine „Ethik“ sein, weit und streng wie das Werk Spinozas, aber mit noch tieferem Recht, als dieses auf seinen aller Disziplin überlegenen Titel. Will man eine kurze und so freilich nicht einmal recht andeutende Ortsangabe, so läßt sich sagen: Lukàcs wird den Weg theoretisch zu Ende gehen, den Tolstoi und Dostojewsky gezeigt haben, er wird, von jeher auf Rußland bezogen, die Philosophie Iwans und Aljoschas Karamasow ans Ziel bringen.

Die ungarische Reaktion beginge also — und sie werde daran verhindert! — mit der Verurteilung von Georg Lukàcs nicht nur einen Justizmord, sondern auch den furchtbarsten, verbrecherischsten Eingriff in das Leben des Geistes.

*Harry Graf Keßler:*  
**NATIONALITÄT**

Fichte definiert in seinen Reden an die Deutsche Nation den Begriff „Deutsch“. Er sagt: „Deutsch ist . . .“. Und dann kommt eine Liste der Vorstellungen und Grundbegriffe seiner Philosophie. Er fügt hinzu: „Deutsche macht man . . .“; und das Mittel ist, seine Begriffe beizubringen.

Die Nationalität als ein Produkt von Vorstellungen, philosophischen oder anderen, ist uns seitdem geblieben. „Ich denke mir Dies oder Das; darin besteht mein Deutschtum“: so lautet die geläufigste aller Anschauungen. Sie ergänzt sich, wie bei Fichte, durch den Zusatz: „Diese oder jene Vorstellungen machen deutsch. Jemand oder Etwas wird deutsch, wenn ich ihm diese Vorstellungen einpflanze“. Manchmal heißt es statt „Denken“ auch: „Ich denke mir und will Dies oder Das; mein Deutschtum besteht darin, daß ich bei meinem Handeln von diesen oder jenen Vorstellungen ausgehe“. Im Wesen macht das keinen Unterschied; hier wie dort ist das „echt Deutsche“ eine Reihe von Vorstellungen oder, wie man sich im zweiten Falle ausdrücken wird, Idealen, deren Besitz die Nationalität ausmacht. Echt deutsch kann eigentlich nur ein gebildeter Mensch sein. Daher unser Bildungswesen; ebenfalls unsere offizielle Kunst.



Aber Vorstellungen können nicht Nationalität sein. Vorstellungen wandern. Das Schauspiel der Welt, der inneren wie der äußeren, ist überall ähnlich. Jeder kann überall jede Art Vorstellung und Begriff haben. Dieser Besitz steckt keine Grenzen ab. Es ist mit ihm wie mit anderem Eigentum: Kleider machen keine Leute; Ideale ebensowenig. Im Gegenteil: sie sind wie das ausgemünzte Gold, das von Land zu Land geht und überall ungefähr dieselbe Geltung hat. Es klingt ja sehr hübsch, wenn die kleinen Jungen in der Schule singen: Deutsche Frauen, deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang; aber mir fällt dabei eine Geschichte ein, die mir die Frau des früheren japanischen Gesandten in Wien erzählte. In Schönbrunn nach einem Hoffest auf der Terrasse. Der Vollmond steht strahlend über der Gloriette. Die kleine Gesandtin blickt ergriffen in den Park hinaus. Da beugt sich eine Hofdame zu ihr nieder und säuselt: „Nicht wahr, das ist wunderbar. Haben Sie, Exellenz, in Japan auch einen so schönen Mond?“

Die Freizügigkeit der Vorstellungen hat man vielfach wohl gefühlt; gewisse Kreise meinten aber, eine Art dürfe man ausnehmen: die, die sich an die Heimat und Heimatgeschichte anknüpfen. So dachten die Männer, die nach den Freiheitkriegen die deutsche Nationalität wieder aufbauten. Die Jugend sollte deutsch werden, indem man sie mit Bildern aus der deutschen Vergangenheit und mit Rheinlandschaften vollfüllte. Nationalität sei Liebe zu heimatlichen Vorstellungen, Nationalität sei Nationalbewußtsein. Ebensogut hätte man meinen können, Persönlichkeit sei Liebe zum Selbst oder Selbstbewußtsein. Wenn die Rechnung stimmte: wieviele Griechen hätten wir dann unter deutschen Gymnasialprofessoren! Und wie schwer hätten die Griechen es selbst gehabt, Griechen zu sein ohne Geschichte oder Historienbilder!

Und auf diesem Fundament erhebt sich noch die Folgerung: „Wenn gewisse Vorstellungen deutsch sind

und deutsch machen, dann sind und machen die Gegen-  
vorstellungen undeutsch.“ Schon Fichte sagt: „Ausländerei  
aber ist . . .“; und gibt ein Verzeichnis der Vorstellungen  
seines Gegners Hegel. Und auch dieses Austeilen von  
Mein und Dein auf Deutsch und Undeutsch ist uns ge-  
blieben. „Ich denke mir Dies oder Das. Diese An-  
schauung ist deutsch. Jeder Deutsche muß sie haben.  
Du denkst Dir etwas anderes. Folglich bist Du un-  
deutsch“: so lautet das geläufigste aller Plaidoyers.

Das Wesenlose dieses intellektuellen Patriotismus, mit  
seinen Blüten nationaler Einbildung, nationalen Brusttons  
in Privatgeschäften, hat Skeptiker gemacht, die fragen,  
ob Nationalität überhaupt etwas ist, ob hinter der äußer-  
lich gegebenen Tatsache der politisch-geographisch ab-  
gezielten Nation eine innere Tatsache steht, die dieser  
Zusammenfassung ethische und geistige Bedeutung gibt,  
etwas der Nation Eigenes, durch das sie auch innerlich  
eins und abgesondert ist; oder ob Nationalität nichts ist  
als eine Konvention, ein Rufname zur Bequemlichkeit für  
Diplomaten. Denn jene kleinen Vulgärformen des National-  
gefühles, die sich immerwährend vordrängen, sind offen-  
sichtlich leer; und die zwei oder drei großen Konzeptionen  
der Nationalität, die die Welt bewegt haben: die  
Nationalität als Sprachgemeinschaft, die Nationalität als  
materielle Interessengemeinschaft, die Nationalität als Rasse,  
halten kaum der Untersuchung Stand.

Die Rassentheorie macht Annahmen, die unbewiesen  
und dazu noch unwahrscheinlich sind. Wenn sie deutsch  
und germanisch gleichsetzt, so kann man zweifeln, ob es  
heute auch nur einen Menschen gibt, dessen Blut rein  
germanisch ist. Eine Nation aber von reinen Germanen  
in unserer Zeit ist ein Hirngespinnst.

Ebensowenig kann eine materielle Interessengemeinschaft  
zur Nationalität genügen. Denn die Gemeinsamkeit der  
wirtschaftlichen Interessen beschränkt sich nirgends heute



auf ein Volk; sie besteht zwischen Fremden über die ganze Welt hin. Die Banken, die Kartelle, die Arbeiterorganisationen sind der Ausdruck im Großen von Tatsachen, die bis in die kleinsten Fasern jedes Lebens hineinverlaufen. Wie weit entfernt die wirtschaftlichen Interessen heute sind, eine Grundlage der Nationalität zu sein, zeigen die rein wirtschaftlichen Parteien, die alle mit der Zeit international werden; nicht nur die Sozialdemokraten und die Freihändler, sondern ebenso auch die Schutzzöllner, die die Logik des Wirtschaftslebens jetzt immer mehr dazu treibt, Verbände weit über eine einzige Nation hinaus anzustreben. Wenn Nationalität das Bewußtsein gemeiner Wirtschaftsinteressen wäre, so wäre ihre Zeit jetzt in der Tat um.

Auch die Sprache vereinheitlicht durchaus nicht immer. Sie hat noch nie einen Neger zum Yankee gemacht. Und wenn das Esperanto Weltmuttersprache würde, so würde sich, wie man sicher sagen kann, an der Vielheit der Nationalitäten wenig ändern. Trotz der Spracheinheit entwickelt sich zum Beispiel zwischen Engländern und Australiern ein Unterschied, der von Generation zu Generation größer wird, so daß heute schon ein Australier unter Engländern wie inmitten eines fremden Volkes steht. Sehr bemerkenswerte Äußerungen, die Das aussprachen und belegten, standen vor einigen Monaten im „Spectator“. Und ähnlich geht es mit den altfranzösischen Kanadiern. Wer die langsamen, schwer begreifenden Franzosen der Provinz Quebec kennen lernt, mit ihrer Schar von zehn bis zwanzig Kindern, wird eher an Buren oder Hinterpommern als an feinnervige Franzosen denken. In beiden Fällen, die man leicht vermehren könnte, gibt es keine innere Einheit, trotz der Sprachgemeinschaft, ja, trotz des noch unvermischten gleichen Blutes. Der erste Fall ist besonders lehrreich, weil England und Australien auch alle übrigen Elemente der Kultur ebenso wie der Sprache gemein haben.



Also weder Weltanschauung, noch geschichtliches Bewußtsein, noch Rasse, noch Wirtschaftsleben, noch Sprache, noch Kultur schaffen die innerliche Eigenheit und Einheit, die man Nationalität nennen dürfte. Und man könnte hier die Untersuchung abbrechen und die Nationalität in der Tat für bloß äußerlich und leer halten, wenn nicht gerade der zuletzt genannte Fall des australischen Fremdgefühls in England etwas Positives erblicken ließe, das den Weg zu einer neuen, mit jenen Dingen nicht abgetanen Auffassung eröffnet: nämlich das durch dieses Fremdgefühl gegen Engländer als seine Folie vorausgesetzte Verwandtschaftsgefühl der Australier unter sich.

Dieses Verwandtschaftsgefühl unter Landsleuten ist eine besondere Art der Sympathie. Nicht die Sympathie auf Grund eines Affektes, wie die Liebe, wo man ähnlich wie ein Anderes fühlt und sieht, weil man will. Nicht Sympathie auf Grund von bewußten Anschauungen, Zielen, Gefühlsweisen, Manieren oder selbst Charakterzügen, wie sie der Freundschaft zu Grunde liegt. Sondern etwas weniger Aufdringliches, etwas Verborgeneres, aber Tieferes, Subtileres, Diffuseres, etwas von derselben Art, wenn auch schwächerer Ordnung, wie die Geschwisterliebe: ein immer wieder miteinander ähnlich Reagieren, weil die Voraussetzungen des Gefühles und Reagierens ähnlich sind, ein oft ganz unerwartetes Zusammentreffen im Gefühl, in der Anschauung, in den Handlungen, weil beide Seelen die Erlebnisse in die gleichen Formen füllen, eine Sympathie auf Grund der Formen, die die Empfindungen, Affekte, Willensreaktionen annehmen; was übrigens auch die besondere Art von Antipathie zwischen Geschwistern, zwischen Landsleuten erklärlich macht, wenn diese unentrinnbare, immer wieder neu sich gebärende Ähnlichkeit ringsherum eine ganze Sippe von „moi haissables“, von sichtbaren, stillen, uneingestandenen Vorwürfen schafft.

Diese Sympathie — oder auch Antipathie — zwischen Landsleuten beruht also auf der Ähnlichkeit der Formen,

in die die Erlebnisse in der Seele hineingeraten: auf der ähnlichen Gestalt, die ein Reiz, ein Gefühl, ein Reflex annimmt. Man kann zum Vergleich an das Bett eines Stromes denken mit seinen individuellen Breitenverhältnissen und Biegungen, wie wenn diese den Verlauf der Empfindung oder Willensbahn leiteten und in beiden Seelen ähnlich wären.

Und wie im Strombett die Form des Wassers nichts ist als eine Art von Tanzfigur oder Prozessionsordnung, in der sich die Wassermoleküle nach dem Meere zu bewegen, bald hier in schmaler Front und hochgetürmt übereinander pfeilschnell und gerade fließend, bald dort in großen Bogen, in breiter, niedriger Formation eine majestätische Figur durchführend, so ist auch die psychologische Form nichts als Bewegung, ein Tempo und eine Marschroute, denen der von außen oder von innen kommende Inhalt sich unterwirft. Form ist in der Seele gleich Bewegung. Das heißt: Wechsel und Intensitätswandel der Vorgänge, Kurve ihres Auftauchens, Anwachsens, Hinschwindens, Zeitmaß, in dem sie einander suchen, wieder fliehen, aufeinander folgen, regellos oder rhythmisch. So zerfällt die Seele in Bewegung und Bewegtes. Die Bewegung ist das Wie ihres Lebens, dem als Was die Eindrücke, Vorstellungen, Gefühlsfarben, Willensvorgänge gegenüberstehen. Die Verschlingung der verschiedenen Bewegungen, in denen der Inhalt meiner Seele an Empfindungen, Erinnerungen, Gefühlen, Absichten begriffen ist, ist die Form, die für mich in diesem Augenblick die Welt annimmt.\*)

Die Eigenschaften, die das Tempo und die Kurven der psychischen Bewegungen bestimmen, lassen sich summarisch aufzählen. Außer Harmonie oder Reibungen zwischen verschiedenen Bewegungen: Heftigkeit der Ge-

\*) Natürlich wird „Seele“ hier nicht in irgendeinem metaphysischen Sinn gebraucht, sondern nur als die kürzeste Ausdrucksweise für den Schauplatz der psychologisch betrachteten Erscheinungen, wie von Wundt im Titel seines Werkes „Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele“.



fühle und Affekte, Schnelligkeit und Beständigkeit des Wollens, Lebendigkeit der Phantasie, Feinheit der Sinne und des Intellektes. Denn die sogenannte feine Sinnlichkeit ist nichts als eine Art der Bewegung. Eine besondere Gelenkigkeit beim Auf- und Absteigen an der Tonleiter der Empfindungen; nicht eine Qualität der Eindrücke, sondern der Verarbeitung der Eindrücke. Wo der eine auf dem Weg zwischen zwei Empfindungen wie ein Stelzengänger nur drei Stationen machen kann, vermag der andere sich, wenn er will, zwanzigmal aufzuhalten. Nicht die Kraft der Eindrücke, nur ihre Relationen sind im Spiel. Große Stärke der Empfindungen beim Genuß von Gänseleberpastete ist noch kein Zeichen feiner Sinnlichkeit. Jemand, dessen Gaumen Trüffeln weniger stark reizen, kann vielleicht mehr Trüffelarten unterscheiden. Dieser ist der Gourmet. Und ebenso ist es mit dem Intellekt. Je mehr Zwischenstufen zwischen zwei Begriffen einer finden kann und je mehr Verbindungsbrücken er hin- und herzuschlagen weiß, um so feiner ist sein Kopf. Die starre Vehemenz des Inhaltes hat damit nichts zu tun. Im Gegenteil: am weitesten entfernt von feiner Geistigkeit ist der Fanatiker, dessen ganze Seele sich um einen blendenden Begriff wie die Motten um den Leuchtturm im Kreise oder Wirbel dreht.

Diese Eigenschaften, die den seelischen Bewegungen Gewohnheiten, Gesetze, Bahnen vorschreiben, sind also, da Form in der Seele gleich Bewegung ist, *seelische Formtendenzen*. Sie sind im Innern, was äußerlich die Geberden sind. Sie lassen sich mit den Tendenzen zu bestimmten Bewegungsarten in elastischen Körpern vergleichen, die häufig nach derselben Seite ausgezogen worden sind.

Was die Faktoren sind, die in der Seele an den Formtendenzen bilden, beginnt man eben erst klarzustellen. Immerhin kann man schon sagen, daß zum Beispiel auf die sinnliche Behendigkeit und die Flüssigkeit der Gefühle



das Klima und die Formation des Landes einwirken. Das ist eine Allerweltweisheit, die der Untersuchung standhält: ich habe das in meinem Buch über Mexiko im einzelnen nachzuweisen versucht. Die Kälte nordischer Naturen, wo der Entschluß sich wie die nordische Gewitterwolke schwer aus dem Nebel der Gefühle zusammenballt und schwer wieder auflöst, ist sprichwörtlich. Sentimental, aber, wenn er endlich einmal will, entschlossen, das ist eine bleibende Formtendenz des Nordländers: Musik und Schwertgeklirr, Hamlet, Prinz von Homburg, Florian Geyer; schon die erste große nordische Gestalt der Dichtung ist ihr Bruder, der blondlockige Thessaler Achilleus. Die Besonderheit der Landschaft, Bergeshöhen oder Meeresküste, Feuchtigkeit oder trockene Luft, gibt die Eigenheit wieder anderen Arten der Bewegung. Die leichte, silberhelle Luft Athens und der Isle de France scheint das Element der feinsten Sinnlichkeit. Daß diese nichts ist als Gelenkigkeit des Empfindens, ist erwähnt. Eben deshalb wiederholt sich diese Feinheit auch im Intellekt; während sonst nicht einzusehen wäre, warum sie sich auf die Tätigkeit mit einem anderen Inhalt, Abstraktionen, übertragen sollte.

Die Komplexität der Bewegungstendenzen, die schon das Klima und die Landschaft hervorrufen, ist ungeheuer. Die angeführten Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Und noch viel mehr Einflüsse dieser Art sind verborgen und unfaßbar.

Aber Klima und Landschaft im ganzen selbst sind nur ein Teil der Faktoren, die die seelischen Formtendenzen ausbilden. Vererbte Eigenschaften können überhaupt nur Formtendenzen sein; Inhalt ist ja nur dem Individuum gegeben. Die Tatsache aber der Vererbung ist seit Darwin von der Anthropologie durch zahllose Beobachtungen sichergestellt; das „Blut“ spricht wirklich mit, aber eben nur in diesem Sinn, als formaler Faktor. Man erwartet a priori schon, daß dabei Verdoppelung,

wenn Tendenzen zugleich vom Vater und der Mutter kommen, Anlagen verstärken muß; und Beobachtung bestätigt dies, wenigstens im allgemeinen. So kommt es, daß, wenn Generation auf Generation immer wieder auf beiden Seiten gleiches Blut erbt und weitergibt, die Formtendenzen sich befestigen. Menschen solcher einheitlichen Abstammung haben mehr als andere ausgeprägte Tempi und Bewegungskurven. Sie stecken voll scharfer Form.

Hier ist der Ursprung des Begriffes der Rasse. Aber wie schon aus dieser Darstellung hervorgeht, ist Rasse fortwährend in der Bildung begriffen. Sie ist nicht eine Tatsache der Vergangenheit, bei der Schöpfung mit ins Paradies gesetzt, sondern ein fortwährend wechselndes Resultat, ein Zufall des großen Glücks- und Liebesspieles, um das sich die Welt dreht. Wo während einiger Generationen die Blutmischung gleich geblieben ist, entsteht Rasse. Und gleichgültig ist, ob dabei ursprünglich die Blutstränge verwandt oder verschieden waren, wenn nur nachher die Mischung dieselbe bleibt. Gerade deshalb aber ist Rasse als Erscheinung unvergänglich und bedeutsam, nicht, weil es einmal die und die bestimmten Rassen gegeben hat, sondern, weil immer wieder neue „Rasse“ zur Entstehung kommt. Ja, dieser Vorgang ist so auffallend und so typisch für das Festwerden von seelischen Formtendenzen, daß man die Bezeichnung „rassig“ auf innere Formtendenz überhaupt ausgedehnt hat. Man kann sich das der Präganz halber gefallen lassen, wenn man nicht vergißt, daß die anderen Faktoren zahlreich und, wie die beginnende Spaltung zwischen Engländern und Australiern, Altkanadiern und Franzosen zeigt, zum Teil stärker sind als das Blut.

Es würde viel zu weit führen, wollte ich hier allen den Faktoren nachgehen, die schon jetzt mit einiger Wahrscheinlichkeit als formbildend in der Seele angesehen werden können. Ich möchte nur noch zwei erwähnen: den Helden, die Berufsarbeit.



Die Wirkung des Helden ist durchaus suggestiv. Das heißt: die Nachahmung seines Wesens ist eine Art von innerer Mimik, ein Reflex, kein intellektuell bewußtes Nachkonstruieren seines Lebens oder Aufnehmen seiner sauber in Begriffen auszudrückenden „Ideale“. Seine Wirkung ist also „formal“, nicht inhaltlich. Darin besteht seine Unsterblichkeit. Während seine Ziele veralten, seine Moral vielleicht verwerflich wird, bleibt die Form seiner Seele mit ihrer suggestiven Gewalt, die das ist, was von vornherein ihn zum Helden und Verführer macht. Byron, der vielleicht am vollkommensten als Heros im modernen Europa gewirkt hat, hat für jedes Dutzend Menschen, das ihn las, tausend anderen seine Seelenform aufgeprägt. Sein großer, kühner Intellekt ist fast unbeachtet vorübergegangen. Seine Seelenform, diese sehr künstliche Mischung der hautainen Dandy-Reserviertheit Beau Brummels und der Rousseau-Schlegelschen Sentimentalität, wurde durch die Expansivkraft seines Temperamentes zum Anfang einer neuen Zeit. Sokrates hat in Athen offenbar ähnlich gewirkt, durch die Form mehr, als durch den Inhalt seines Denkens; auch er von der ebenfalls formalen Eigenschaft des gewaltigen Temperamentes emporgetragen. Aber was hier im großen mit einer ganzen Welt geschieht, wiederholt sich tausendfach auch im kleinen. Von jedem starken, kühnen Temperament strahlt Form aus auf die Umgebung. So durchzieht ein Netz solcher Wirkungen von Kreis zu Kreis die Gesellschaft. Die Musik der inneren Formen von „Helden“ im großen und im kleinen ist eins der tiefsten Fundamente jeder Ethik. Geschriebene Ethik verhält sich dazu wie Aesthetik zur Kunst.

Die Erziehung durch den Beruf gleicht der durch das Klima und die Landschaft. Immer wiederholte Eindrücke und Tätigkeiten bilden sich zu Tendenzen aus. Und die Formen, die entstehen, strahlen vom Beruf, wie vom Helden auch auf die Umgebung aus. Je mehr irgend ein



Beruf überwiegt, um so mehr wird von seinen Formtendenzen in den Kreis um ihn übergehen. Das ist eine altbekannte Tatsache; nur beachtet man gewöhnlich viel zu wenig, daß es Form ist, die der Beruf ausstrahlt, nicht nur Gesinnung, — wenn Gesinnung eine Summe von Anschauungen sein soll. Daher das „Rassige“, im vorhin erweiterten Sinn alter Handelsstädte.

Diese Andeutungen über die Faktoren, die die Formtendenzen ausbilden, genügen hier. Worauf es ankommt, ist, daß es in der Seele ähnlich wie in elastischen Körpern Formtendenzen gibt, und daß diese mit gewissen vielfach nachweisbaren Faktoren in Beziehung stehen. Einige von diesen Faktoren (und jedenfalls die hier genannten) sind, wie man sieht, *räumlich begrenzt*. Landschaft und Klima selbstverständlich, das Blut durch die Mischungen nahe Zusammenwohnender, der Held, weil sein Einfluß abnimmt mit der Entfernung. Selbst Erscheinungen wie Christus oder Franz von Assisi haben örtliche Intensitätsmaxima. Noch viel lokaler sind natürlich die kleineren Helden und Heiligen. Und ähnlich ist es mit den Berufstätigkeiten. Welche sich entwickeln, welche überwiegen, hängt zum großen Teil an geographischen und politischen Bedingungen.

Auch die Formtendenzen sind daher, wenigstens soweit sie von solchen Faktoren abhängen, räumlich begrenzt. Und wo eine Mehrheit formbildender Faktoren in einem Gebiet zusammentrifft — zum Beispiel: die Küste, die Matrosentätigkeit und das Fortwirken einer Reihe großer Seehelden, wie Drake und Raleigh und all der Tausendtapferer Kapitäne in Cornwall, da bilden sich auf ein Gebiet beschränkte Komplexe von Formtendenzen. Ein Komplex von Formtendenzen: nichts weiter ist aber auch die Persönlichkeit; ein unendlich mannigfacher Komplex von Formtendenzen.

Denn eine Summe von individuellen Formen ist, was übrig bleibt, wenn ich in diesem Augenblick alles abstreife, was in mir von außen stammt oder mit mir anderen gemein ist. Also zuerst, als oberste und äußerlichste Schicht, die

gegenwärtig in mich eindringenden Empfindungen. Dann, was an Erinnerungen und Begriffen oder Zielen hineinspielt; lauter von der Außenwelt Gepflanztes. Schließlich das Rohmaterial der Gefühle, das jeder mitbekommt und erst durch die Tempi und Intensitätskurven, die es in ihm annimmt, individuell macht. Meine Persönlichkeit in diesem Augenblick ist nichts weiter als die Gesamtheit der Formen, die ich dem auf mich eindringenden und aus mir hervordringenden Chaos aufpräge. Meine Persönlichkeit überhaupt und außerhalb des Momentes betrachtet, ist mithin die Summe aller in mir wirksamen, auf gewisse Formen gehenden Tendenzen. Nur deshalb gibt es nicht bloß locker aneinander gereihte Empfindungen, Gefühle, Willensakte, Erinnerungsbilder, sondern Menschen, weil es Formen gibt und Tendenzen zu bestimmten Formen, die konstant bleiben und so konstante Individualitäten schaffen. Der Inhalt der Seele gleicht nicht der Perlenschnur des indischen Märchens, sondern dem immer wieder nach denselben Gesetzen sich zusammenschließenden Kristall; bekanntlich gibt es ja auch flüssige Kristalle.

Und wie in der Kristallographie, so wiederholen sich auch in der Psychologie dieselben Formtendenzen immer wieder in unzähligen Individuen. In irgendeinem altmodischen Roman aus der Zeit der geistreichen Teezirkel spricht die geistreiche Frau von gewissen Menschen als Rubinen, von anderen als Opalen oder schweren, schwülen Turmalinen. Sie symbolisiert so für sich in naiver Weise diese Analogie, daß ein Mensch ebenso wie ein Kristall nichts ist als eine sichtbare Formtendenz und daß, wie Kristalle in Systeme, so die Menschen sich in Typen scheiden.

Jedes Typische ist nicht räumlich begrenzt; aber jede Formtendenz, die von räumlich begrenzten Faktoren ausgeht, neigt dazu, typisch zu werden. Ja, es gibt solche, die innerhalb des Wirksamkeitsgebietes ihres Faktors ganz allgemein werden, in jedem Menschen dort zur Ausbildung gelangen: so der Wechsel zwischen Reizbarkeit und Apathie

in den Tropen. Aber unter diesen Formtendenzen, die im eigenen Gebiet allgemein sind, wirken welche stärker, welche schwächer im Verhältnis zu dem Reste der Persönlichkeit. Einige prägen ihre Zeitmaße und Kurven dem Seeleninhalt tief ein, andere spielen nur darüber hin. Die einen sind wie Wellen an der Oberfläche, eine leichte Haut der Form. Den anderen gehorchen die Empfindungen, Phantasien, Willensakte wie das Wasser den Gestaltungen im aufgerührten Meer. Man erkennt sie in ihrer Heimat in jeder Äußerung irgend eines inneren Kräftespiels; und die Grenzen, wo sie auf der Landkarte aufhören, markieren sich durch den Wechsel in etwas Wesentlichem der Persönlichkeit.

Hier also ist etwas einer Gemeinschaft Eigenes, das sie innerlich zusammenschweißt und nach außen absondert: die räumlich begrenzten Elemente der Persönlichkeit, sofern sie wesentlich und innerhalb der Grenzlinien allgemein sind. Nicht irgend ein Inhalt: historische Erinnerungen, nationale Ziele, Weltanschauung, nicht einmal eine Sprache, sondern Formtendenzen, wiederkehrende seelische Bewegungen und Bewegungsrelationen, die dem Inhalt ihre Kurven und ihr Zeitmaß aufdrücken. Nationalität ist ein Tempo der Seele.

Stendhal hat das eingesehen und sein Leben damit zugebracht, das Tempo der Bewegung, das den Italiener macht, zu studieren. Es genügt ihm nicht, die Empfindungen; Affekte, Phantasiegebilde ihrem Inhalt nach festzustellen, jedesmal geht er auch auf das Zeitmaß und die Kurven im Verlauf der psychologischen Erscheinung ein. Sein Gesichtspunkt bei der Analyse ist, wie man fühlt, überall dynamisch, nicht nur materiell und chemisch. Daher seine Vorliebe für redende, handelnde Einzelpersonen, für den kleinen Vorfall, die Anekdote; nicht bloß, weil er Romancier ist, sondern umgekehrt: er wurde, wie man fast vermuten könnte, Romancier, weil die Bewegung, die eine Vorstellung, ein Gefühl, ein Entschluß in der Seele durchmacht, weil die Form in der Seele nur am Einzelfall zu sehen und zu zeigen ist; Verallgemeinerung läßt nur Inhalt übrig.



Dieser Satz, daß jede räumlich eingeschränkte, aber in dem eigenen Gebiet allgemeine und starke seelische Formtendenz Nationalität ist, zwingt zu Folgerungen, die mit bekannten Tatsachen übereinstimmen und daher die Prämisse bestätigen. Zunächst, daß es dann am selben Ort, in derselben Person, zur selben Zeit auch mehrere Nationalitäten geben kann. Aber gerade dieses ist der Fall; und keine Theorie der Nationalität, die das ausschließt, ist haltbar. Ein Beispiel ist Griechenland, wo die griechische, die jonische, die athenische Nationalität wie von Stufe zu Stufe zum Parthenon emporführen. Die deutschen Stämme haben jeder eine Nationalität, ebensogut wie die Deutschen überhaupt. Jedem Stamm bei uns entsprechen eigene Formen des Empfindens, Fühlens, Wollens, die keine „allgemeine Bildung“ oder Volksschule tot macht. Und überall ist es ebenso. In Frankreich entdeckt Barrès eben jetzt die „nationalité lorraine“, in England Yeats sein keltisches Traumland, wo das wollüstig leise Hindämmern von Gefühl und Phantasie wie ein fernes, nebelhaftes Meer die Seele einhüllt. In Italien, Spanien, Skandinavien gibt es ähnliches. Und nirgends will das heißen, daß die größere Nationalität auseinanderfällt. Sondern neben ihren Formtendenzen gibt es andere, noch lokalere in den Seelen. Man kann nicht im selben Augenblick Hochdeutsch und Plattdeutsch sprechen, aber sehr wohl im selben Augenblick allgemein deutsche und niederdeutsche Formen in der Seele haben.

Deshalb ist es auch kein Gegensatz, ein guter Deutscher und ein „guter Europäer“ zu sein; ein Konflikt zwischen national und „international“ existiert nicht. Die „internationalen“ Formtendenzen sind in demselben Sinn national wie die engeren, heimatlichen; nur ist ihr Gebiet größer. Aber allerdings kann zwischen diesen Schichten der Seele der Akzent wechseln. Zu gewissen Zeiten sind Formtendenzen, deren Kreis zufällig klein ist, die wirksamsten in der Persönlichkeit. Ihre Grenzen leuchten hell. Zu anderen Zeiten

liegt der Nachdruck auf solchen, die sich gleichzeitig auch in die Ferne ausbreiten. Es ist ein Hin und Her innerhalb der Nationalen.

Ueberhaupt ist Nationalität nichts Starres, Totes, einmal für allemal Gewordenes; ebensowenig wie etwa Rasse. Jede Nationalität verwandelt sich fortwährend. So wird durch eine Reihe langsamer Veränderungen aus dem Griechentum Homers über Sparta, Athen, Alexandrien, Byzanz das Griechentum des Botzaris. Und beide sind eins, selbst wenn Fallmerayer recht hatte und kein Tropfen altgriechischen Blutes in den Adern der Athener kreist. Denn gewisse Grundtendenzen in der Form, ein gewisser Mechanismus der Persönlichkeit, des Intellectes, der Entschlußfassung ist geblieben als Tatsache, die sich hier tiefer und beständiger als Blut erweist.

Etwas Anderes ist es, wenn ganz neue Elemente der Persönlichkeit auftreten. Dann erscheint eine neue Nationalität. So um 1200 das Europäische. Die kriegerische Roheit sublimiert sich in den Kreuzzügen zum Ritterlichen, zu einer Willensdisziplin, die jeder Tätigkeit ein unvergleichlich biegsames und scharfes Instrument liefert. Und gleichzeitig schafft die Erregung um Passion und Madonnenkult eine neue Relation von Gefühl und Phantasie: die große Sentimentalität um das wunderbare Phänomen der Liebe. Diese Willens- und Gefühlsformen sind noch heute, nach dem Hinschwinden der Vorstellungen, unter deren Druck sie entstanden, das Innerlichste, was Europa zusammenbindet. Und ähnlich war die Wirkung des Protestantismus. Auch er hat durch eine Neugestaltung der Persönlichkeit eine tiefe seelische Gemeinschaft gegründet zwischen allen Völkern Nordeuropas: innerhalb Europas die moderne Welt abgegrenzt. Am frappantesten fühlt man das, wenn man Cromwells Portrait in der Londoner Nationalgalerie mit van Dyks Karl dem Ersten vergleicht. Auch die katholischen Länder hatten damals kühle Staats- und Geschäftsmänner: Wallenstein, Richelieu, den Conde

Duque Olivares. Aber keiner von ihnen bietet denselben Gegensatz zum Porträt des Königs: sie sind von derselben Rasse, nur energischer. Hier aber dieser Puritaner ist aus einer anderen Welt. Nach hundert Jahren ist der Protestantismus ins Blut gegangen, mehr geworden als ein Dogma: eine Form; und Cromwell verkörpert sie, im Blick, in der Haltung, in der Linie. Sein Küraß sitzt auf ihm wie ein Whistlerscher Frack: das „*je ne sais quoi*“, das zwei Welten scheidet, liegt zwischen seiner eleganten Schlichtheit und der Art, wie der König sein Atlaswams und seine Perlenohrringe zur Schau trägt.



*Kurt Kersten:*

## GEORG FORSTER\*)

(1754—1794)

### I.

Man hat ihn vergessen. „Fachmenschen“ kennen eben noch seinen Namen, weil er notwendig immer wieder ihren Weg kreuzt, wenn sie im achtzehnten Jahrhundert herumstapfen. Denn er stand in Berührung mit allen wichtigen Zentren und Größen jener Tage, hat in vielen heterogensten Gebieten Anregungen gegeben, war der Befruchter Alexander von Humboldts, der ihm den Kern seines Wesens und Werkes verdankt, hat als erster in Deutschland Reiseschilderungen geschrieben, die man zu den größten europäischen Werken zählen darf, hat Buffon in Deutschland bekannt gemacht, Herders Ideen fundiert und bereichert, sich mit Kant beschäftigt, als viele noch nichts von ihm wußten, hat den Blick auf die Bedeutung des Überseehandels gelenkt und eine menschliche Union schon aus wirtschaftlichen Gründen erhofft, hat endlich als erster Geistiger in Deutschland die Konsequenzen seiner Weltanschauung gezogen, ist Aktivist geworden und hat mit erbarmungsloser Härte einen erbitterten Kampf gegen Adel, Klerus und Großkapital geführt, hat den

\*) Als es noch gefährlich war, ihm beizuspringen, errichtete Friedrich Schlegel dem Freunde der Schwägerin ein Denkmal, beschränkte sich klug auf den „Schriftsteller“ Forster. — In den Tagen der ärgsten Reaktion hat Gervinus seine Werke gesammelt herausgegeben und eine herzhafte, anklagende Einleitung geschrieben. — In der kaiserlichen Zeit hat Albert Leitzmann sich durch zahlreiche Publikationen um ihn verdient gemacht. — Seit August 1914 beschäftigt er mich. Ich hoffe im nächsten Jahre eine Schrift „Der Revolutionär Georg Forster“ vorlegen zu können.  
K. K.

Mut aufgebracht, diesem Deutschland Goethes und Schillers den Rücken zu kehren, um in Paris verlassen — im Elend zu sterben. Acht Tage vor seinem Tode verkündete er in seinem letzten Briefe die unzerstörbare Hoffnung auf den Ausbruch der Revolution in Deutschland. Es war zu einer Zeit, als den Schwerkranken alle letzten Freunde verließen — „Franken, Deutsche und Polen“.

## II.

Forsters Vorfahren sind Schotten gewesen und flohen, als Karls I. Regiment zusammenbrach; ein Forster strandete an der polnisch-preußischen Küste und rettete zwei Goldstücke, heiratete hernach eine englische Flüchtige, die auch Royalistin gewesen war, und akklimatisierte sich schnell. Seine Nachkommen heirateten deutsche Mädchen, kamen zu Ansehen und wurden Bürgermeister in Dirschau. Georg Forsters Vater wurde Pfarrer in Nassenhuben — wider Willen — litt unter väterlicher Knute, um hernach durch Launen und Starrsinn die eigene Familie zu tyrannisieren, obschon er sich für sie zu Grunde arbeitete. Von einer stillen, viel duldenden Frau wurde ihm 1754 Georg Forster geboren. Den Elfjährigen nahm der Alte in die deutschen Wolgakolonien mit, um für die russische Regierung Berichte zu machen. Der HofklIQUE unter Orlow mißfiel ihre Wahrheitstreue, Forster zog unbelohnt ab. Die Pfarrstelle war besetzt — er ging mit der Familie nach England und unterhielt sich dürftig, bis ihn die Reise mit Cook um die Welt erlöste. Georg Forster begleitete ihn.

Man gewahrt das Bild eines vagantenhaften Lebens in materieller Unsicherheit — abhängig von den Launen der Despoten und Hofkamarillen — man kannte kein Vaterland, keine Heimat, keine Nationalität. Aufsässig war das ganze Wesen des Geschlechtes. Galle drang ins Blut. Die Welt war Heimat.



Diese Weltreise war ein tiefer Schnitt, war Forsters Morgen, war sein Aufstieg, revolutionierte seine Seele. Sie enthüllte ihm fernste Wunder, wurde Erkenntnisquelle, bestimmte sein ganzes Leben. Auf dieser Reise entdeckte er Europas Reife zur Revolution, als er den „Wilden“ mit dem Europäer verglich. Es gab keine Sonderrechte der Nationen oder Rassen, er sah, daß bei aller Verschiedenheit der äußern Formen die Menschlichkeit eines Südseevolkes weit entwickelter war als die einer europäischen Sklavenhalteration. Er durchblickte das Märchen der Überlegenheit einer europäischen Rasse, die sich anmaßte, aus ihrem Kulturwert heraus alle Erscheinungen außerhalb Europas zu bewerten. Der Glaube an Europas Allmacht wurde auf dieser Reise entwurzelt. Der Glaube an die Menschheit stieg empor. Er reichte fernsten Brüdern die Hand.

Hernach kehrte er in das europäische Elend zurück, erlebte den Undank der britischen Admiralität, die bittere Not der Großstadt, den Neid gehässiger Kollegen und das armselige Geistesleben kleiner mitteleuropäischer Residenzen. Europa richtete ihn zu Grunde.

Er hat sechzehn Jahre lang Menschen und Verhältnisse gesucht, um zu leben. Er suchte — und scheiterte an widrigen Umständen, an der Eigenart von Menschen, die ihn zwar verstanden, aber nicht förderten. Er war ihnen viel, aber zuletzt fragte er sich enttäuscht: was sind sie mir?!

Seine Frau hat ihn immer verehrt, immer mit ihm gelitten und ihn nie geliebt. Sie heiratete ihn nur ihrer Selbständigkeit willen und geriet erst recht in Abhängigkeit. Sie vertrug keine Überlegenheit und suchte sich vergebens unterzuordnen. Es lag ihr nicht. Forster ließ sie spüren, daß ihn andere Frauen anzogen, das verdroß sie — hernach kehrte er wieder zurück — manchmal nur aus erotischen Gründen — dann war sie erbittert — ekelte sich vor seiner sexuellen Brutalität — ein Jugendgeliebter tauchte auf — Forster schäumte, als die Sache



gefährlich wurde — Therese bestand auf Trennung — Forster war schwach und litt es nicht — sie war ihm wieder geistig zu viel — so quälte man sich und rieb sich auf, bis endlich Therese den Schnitt machte und den ihr geistig unterlegenen, schwankenden Huber heiratete, der fast ein guter Mensch war und nur aus Schwäche fehlte.

### III.

Als die Revolution ausbrach, war ihr Forster längst verfallen. Ihr Kommen hatte der Jüngling verkündet. Daß sie eine europäische Angelegenheit war, schien ihm gewiß, und daß die ganze Welt eine Umwälzung nötig habe, verlangte er.

Unter dem Einfluß des englischen Verfassungslebens war er groß geworden, in seine Jugendjahre fiel Amerikas Erhebung, den Dreiundzwanzigjährigen erfüllte Franklin persönlich mit der Glut des heiligen Evangeliums: „Was Blut kostet, ist des Blutes nicht wert“. Die Überwindung der englischen Konstitution durch die amerikanische hatte er durchgekämpft. Hernach kam er vom weiten Weltmeer, mit den Erfahrungen der größten Städte, der lebendigsten Völker in die Enge des deutschen Reiches, sah die politische Unreife eines ganzen Volkes, das Elend der Kleinstaaterei und der Ausbeutungspolitik des Adels und des Klerus.

Es war ihm ganz klar, daß man die neuste Form des menschlichen Gemeinlebens nicht nur verkünden, sondern einführen müsse. Der Mensch war wichtigstes Objekt, die Revolution eine sittliche Tat, durch die sich der Mensch seiner Freiheit bewußt wurde, um einen bessern Zustand herbeizuführen; die Revolution war das Werk des allgemeinen Volkssinnes, zerbrach alle Maßstäbe der Menschenbeurteilung und ließ nur einen übrig: Humanität.

Die Revolution wurde eine europäische Angelegenheit, der Kampf der Pariser Parteien verwandelte sich in den

Kampf europäischer Staatssysteme. Paris wurde offensichtlich zum Zentrum der Welt, zur Metropole der Menschheit.

Im ersten Koalitionskrieg fiel Mainz in französische Hände. Hier hatten die Emigranten gewühlt und den eitlen geschäftigen Kurfürsten aufgehetzt, der sich verbrecherisch-leichtsinnig an der Heraufbeschwörung des Konfliktes beteiligte, aber mit seinem ganzen Hofe, seinem Adel und Klerus floh, als die Franzosen unter Custine kamen. Forster war seit vier Jahren Bibliothekar in Mainz, hatte sich immer dem höfischen Getriebe ferngehalten und in einem kleinen Kreise gelebt, dessen Mentalität Goethe in der „Campagne in Frankreich“ ahnungsvoll gezeichnet hat.

Diese Mainzer Revolution ist gescheitert, weil Mainz zurückerobert wurde. Sie sollte durchgeführt werden, während der Feind heranrückte und fremdes Militär in der Stadt herrschte. Sie scheiterte aber auch an der Unreife der Völker selbst. Das kapitalistisch-klerikale Bürgertum war vom allmächtigen Klerus in geistiger Beschränktheit erzogen worden, begriff die Notwendigkeit der Volkssouveränität nicht, sträubte sich, Privilegien zu opfern und schrie nach seinem Kurfürsten, weil es für seine eigene Stellung fürchtete.

Forster tat Alles, um den Widerstand der herrschenden Klassen zu brechen, hat mit diktatorischer Gewalt über die Übergangszeit hinwegzukommen versucht, endlich die republikanisch-demokratische Verfassung schaffen helfen — nach dem Vorbild der französischen Konstitution unter Robespierre, er hat im ersten deutschen Parlament gesessen und das Dekret verfaßt, welches der monarchischen Gewalt ein Ende bereitete. Forster hat an die Möglichkeit einer Weltrevolution geglaubt und sich für den Abfall der Rheinlande vom Reich erklärt, dessen brüchige Verfassung und politisch-militärisch schlechte Lage im



Winter 1792 dem völligen Zusammenbruch nahe schien. Die Stunde war gekommen, die Völker aller Länder zu vereinen.

Im April 1793 ging Forster als Deputierter des rheinischen Konventes nach Paris und erklärte im Nationalkonvent den Anschluß an Frankreich.

Aber einige Monate später fiel Mainz in kaiserliche Hände, das alte Regime wurde wieder hergestellt, und an den gefangenen Revolutionären nahm man schamlose Rache.

Forster hat Frankreich außer einigen Tagen im Winter 1793 nicht wieder verlassen. Sein Glaube an die Existenzberechtigung und die Notwendigkeit der Revolution war unerschüttert und hat den Anblick der widerlichen Partei- zwiste wie der Guillotinegreuël ertragen. Er sah, daß man nicht anders handeln könne, wenn etwas Bleibendes herauskommen solle. Allerdings hat er den Mut verloren, sich aktiv an der Revolution zu beteiligen, er war nicht der Mann, Massen zu lenken, und war zu fein organisiert, um Parteirankünen zu ertragen. Schließlich war er auch in Paris ein Ausländer und konnte keine Rolle spielen, man hat ihn zum Mitglied einer Militärmission ernannt und ihm die Angelegenheiten des Gefangenenaustausches in Nordfrankreich übertragen.

Die Franzosen sind ihm die Märtyrer für das Wohl der Menschheit geblieben, die Revolution war ihm auch jetzt noch eines der größten Mittel des Schicksals, notwendige Veränderungen im Menschheitsleben hervorzubringen. Er hat weniger an die Allmacht des Menschen geglaubt, sein Schicksal zu bestimmen, er ist jetzt beinahe Fatalist geworden und hat an die Allmacht des Schicksals über den Menschen geglaubt. Er war von der Notwendigkeit alles Geschehens überzeugt. Der Mensch kann nichts tun als vernunftgemäß „Moralität“ in den Gang der Begebenheiten bringen. Im Herbst 1793 nahm Forster noch den sozialistischen Charakter wahr, der sich kundzugeben



---

begann und schrieb, man dürfe sich seine Güter nicht nehmen lassen, sondern müsse sie hingeben, bald werde das Volk Eigentümer des gesamten Besitzes sein und es werde „Familienshaft“ in einem Haufen von 40 Millionen Menschen herrschen.

„Die Lava der Revolution fließt majestätisch und schont nichts mehr. Wer vermag sie abzugraben?“

Er ist am 12. Januar 1794 in Paris gestorben — verlassen — im Elend — nach furchtbaren Leiden. In seinen letzten Briefen schrieb er: „Kein armseliger Beweggrund warf mich in die tätige Laufbahn — ich müßte lügen — wer kaufte mir das Bewußtsein ab, meine Grundsätze verleugnet zu haben?“

\*

In Deutschland lästerten die meisten seinen Namen. Und nur Caroline, die Forster in den Mainzer Tagen sehr vertraut gewesen war, schrieb: „Bey Forsters Tode war mir, als hätt' ich ein Kind in den Schlaf gewiegt.“

*Wieland Herzfelde:*

## RAJAH

Zu Zunder dorrt mein Mund,  
Der Augen Lider klaffen,  
Stumpf klopfte sich mein Herz nach einem Quell:  
Versteinerung ringsum,  
Sandbänke,  
In die das Atemsegel fest mich rammt;  
Morgen- und Abendstern sind mir die Fäuste,  
Dolchklingen sprießen unter meinen Füßen,  
Ich bin der Blitzableiter der Verzweiflung. —

Von trübem Glas umschlossne Orchidee  
Treibst Rajah du im Schlamm des Toten Meeres  
Vorüber an den Klippen meiner Pulse;  
Der Dämmerkerker droht dich zu ersticken  
Anschwillt Verwesungsgift den Körper schon.

O Rajah, Rajah!  
Laß mich an meiner Schultern steiler Küste  
Die Flaschenpost zerschmettern,  
Laß weiter nicht die Wellen dich scheintot wiegen!

Nahend mir — strebst du zurück:  
Müde der Meeresöde —  
Sträubst vorm Erwachen  
Auf meinen Ufern du dich,  
Zitternd, ob Nahrung und Halt mein Erdreich dir gebe,  
Ob nicht der bittere Wellenschlag,  
Stärkerer Pflanzen Wuchs dich töte.

---

Rajah: alle Wurzeln säugt mein Blut,  
Die in die Insel meiner Brust sich weben,  
Auf allen Blüten, die sich ihm eröffnen,  
Glänzt meiner Blicke blauer Morgentau,  
Kein winziges Blatt, das ihn erharret,  
Läßt meiner Hände Kosewind erschlaffen;  
Und niemals stürzt,  
Was je mein Felsenarm umschloß.

Doch Rajah — farblos, brach liegt meines Lächelns Tal.



*Eduard Lachmann:*

## FLANDERN 1917

*Geschrieben unweit Gent im Juli 1917*

### I.

Mit einer Wolke fange ich an. Windgebauscht hält sie am Giebel, eine Fanfare im Blau des Himmels, Segel unsichtbaren Schiffes, Bild des Wanderns, wirft sie den Widerschein ihres Schicksals in die dörfliche Abgeschlossenheit ländlichen Bezirks. Den Kanal entlang ist sie hierher gereist, vom Meere, alle großen Dinge des Meeres spiegelnd im ungetrübten Weiß: Schiffe und Masten, den Flug der Möven, des Kielwassers schlurfendes Dreieck. Und die Wellen mit den gelblich-weißen Kronen, die Unendlichkeit des Himmels, die große Einsamkeit.

Unberührt davon ruht das Dorf in seinen tausend Jahren. Zwischen den zwei Städten hängt es in den Angeln der beiden Namen, die von Größe und Ruhm schwer sind wie von Tod und Untergang. Eine ländliche Versammlung um einen Kirchturm in dem Gewirr der Felder und Wiesen, eingeschlossen in das Geäst der Bäume, die einzeln und in kleinen Gruppen sie umstehen. Heute, bei klarstem Wetter, muß man von der Spitze des Turms den Flimmer der Städte ahnen können in dem flachen Lande, so nahe liegt das Dorf zu beiden und ist doch unteilhaft geblieben ihres Glanzes ehemals und ihres Sterbens in der Zeit.

### II.

Aus südlichen Tiefen kamen wir, von den Treppenstufen östlichen Meeres und dem großen Kreisen der Sonne. Über die Berge, in eilig geschwungenem Bogen durch das Herzstück festen Landes. In gläsernes Weiß und Blau, in sprödes Wintergeheimnis hinein reitet der Zug. Doch bei den ersten Schritten schon in die Landschaft der weiten Räume, der Pappelreihen ein Lösen und Erkennen. Wunderliche Namen an den Häusern des Dorfes greifen ans Herz, es ist Heimkehr und Wiedersehen.

Eingang zu dem Schauen, Kämpfen, Überwinden war flandrische Erde gewesen. Sie hatte den ersten Schutz geboten, in ihren lehmigen Gräben hatte man die Vernichtung und den Tod erfahren zum ersten Male. Der späte Herbst fiel mit dem Beginn des ewigen Herbstes zusammen in die breite, unheroische Gelassenheit dieses Landes.

Dazwischen liegen jetzt zwei Jahre Hetze und Jagd, ein Übermaß von Gesichtern und Geschehen, im Chaos übereinander getürmt: kurische weiße Nächte und Sternhimmel des Südens, unbegrenztes ebenes Land und Bergkämme mit ewigem Schnee, erdbraune Hütten, eng zusammengeworfene Siedelungen und der weiße Prunk unwirklicher Städte. Über allem aber der Ausbund elementarster Gewalten, Sturm und Eis, ungehemmter Stoß des Frühlings, wild wuchernde Sommerüberfülle, tiefste Gluten des Herbstes in endlosen Morästen, zweimal auf- und niedergehend über dem stumpfen Einerlei eines unerweckten Daseins.

Wo ist Ende, wo Halt? Berge stürzen ein, Bäume und Häuser werden zerschlagen, und das Feuer frißt die Halme. Zu Scharen treibt der Mensch durch Land und Gezeiten, weggerissen wird der Freund von seiner Seite, das Tier unter ihm, Schicksal ist maßloses Wandern. In einer Wiesenblume am vergessenen Rain, in dem herbstlichen Blätterfall unter einsamer Birke irgendwo, in dem Widerschein der Sterne im Wasser tiefen Brunnens verblieb ihm das Antlitz der ewigen Welt.

Ein Tor öffnet sich, ein verschwundenes Leben grüßt herauf, ein Wunder begibt sich.

### III.

Die gläsernen Paläste stürzten zusammen vor der Wucht heimlichen Stoßes. Splitter und Scherben ward die weiße Pracht, Braun liegen die Felder, der graue Himmel preßt sich über ihnen. Es regnete viel. Nun ist es trocken geworden. Die Wege sind lind, die Dinge der Landschaft schimmern im feuchten Glanze des Emails. Schleier hängen um Haus und Baum, alles Weiß hat den gedämpften Schein des Elfenbeins. Das sind die frühen Abende, die sich länger dehnen, die Kinder haben ihre Spiele im Freien entdeckt, lärmen, springen über das geschwungene Seil. Kreisel tanzen von Pflasterstein zu Pflasterstein über die verräterische Furche, die Mädchen haben die Klöppelkissen vors Haus gerückt und beschwören mit gespreizten Fingern die wirrenden Fäden. Die Burschen, die Mützen im Genick, die Hände in den Hosentaschen, lehnen an der wärmenden Mauer. Die Kleinsten, zu zwei und zwei, klappern mit den Holzschuhen über die Straße.



Eine schwarze, wallende Gestalt mit weißen Schmetterlingsflügeln der Klosterhaube geleitet sie vom Spielen heim. Die Glocke vom Turm tut ihre abendlichen Schläge. Die schöne junge Frau des Gemeindevorstandes liegt im Fenster, schaut sich um. Der Pfarrer sammelt die ihm gebührenden Grüße auf dem Abendspaziergang ein. Blicke, voll des Verlangens, der scheuen Zuneigung und des verhüllten Begehrens leuchten auf, finden sich.

#### IV.

Szenenwechsel. Die Kulissen verschieben sich ein wenig. Für ein paar Tage fließt der Kanal, steht das Schloß, ruht der Park auf ländlicher Bühne. Früh am Morgen zieht *Albert* die Jalousien nach dem Garten zu herunter, denn es wird ein heißer Tag. An dem runden Tisch in der Halle trägt er das Frühstück auf, mit absoluter, gefesselter Aufmerksamkeit reicht er Milch und Zucker, die kleinen Augen in dem verwaschenen und verfetteten Gesicht verweilen unentwegt auf den darzureichenden Dingen. Dann schlürft er zur Anrichte über den Teppich und klirrt mit dem Silber. Er erkundigt sich höflich nach der Nacht, gibt tröstliche Versicherungen über das Wetter, dem beflissenen gestülpten viereckigen Munde entkullern auf eine Frage hin die „*Oui, Oui, Oui*“ oder „*Non, Non, Non*“, ein ungebändigter Tropfenfall.

Wächter und Hüter vergangenen Lebens, das ist *Albert*. Mit der *femme de chambre* und dem Gärtner zusammen dient er den Gesetzen des großen Hauses. Die Augen der Gebieterin wachen vom Bilde her vermahrend über seine Treue. Alles ist geblieben, wie es die Herrschaft im ersten August im Stiche ließ. Auf dem Schreibtisch stecken die letzten Postkarten, die Freimarken des *Royaume belge* und der Kalender mit den angezeigten Namenstagen.

In keiner Weise vermag die Gegenwart *Alberts* Pflichtenkreis zu stören. In blauweiß gestreifter Hose regiert er. Zum Auftragen legt er die weiße Binde um. Es ist Besuch im Haus, nichts weiter. Alte Gastlichkeit ist zu üben. Die Fremdenzimmer sind bereit.

Gleißend liegt die Sonne auf den Glasdächern der Treibhäuser. Glühende Luft brütet unter ihnen um die kleinen, grünen Trauben der Weinstöcke. Der Gärtner pflanzt und schaufelt in der feinen schwarzbraunen Erde der Beete. Die Salatstauden rollen die breiten Blätter auf, die Spargel- und Gemüsebeete sind zur frühen Ernte reif, Erdbeeren säumen die Wege.

Ein Wink *Alberts*, und der Gärtner bringt im Korbe die Köstlichkeiten zur Küche. So lohnt Natur die stillen Menschen für die unermüdliche Liebe und Sorgfalt, die sie umsonst und doch nicht umsonst an den Altären ihrer kleinen Hausgötter zum Opfer bringen.



Um das Schloß das Grün der Wiesen und des hohen Korns. Ein Pfau schreit mißtönig durch die heiße Luft, Rinder weiden, nicht ferne steht in scharfen, geraden Rändern der große Kanal. Selten erhebt sich aus der Ferne Sirenton, dann treten die Männer an das Werk der weißen Brücke. Sie löst sich von den Ufern und stellt sich langsam in die Fahrtrichtung ein. Kleiner Schleppdampfer zieht die Kähne durch das Wasser. Stolze, mächtige Kähne. Spitz schneidet der Bug ein, sich in sanfter Kurve ausbauchend, und hinten laufen die Linien in schön gewölbten Bogen nach oben, das Steuer tragend und das ganze Heck hoch hinauf hebend. Dort sind die Kajüten und das Sommerdeck mit Gartenstühlen und Oleanderbäumen. Ein Knabe schaukelt wild auf einem Seilpaar hin und her. Braune Männer stehen am großen Rad, schauen teilnahmslos herüber. Frauen putzen die Fenster, arbeiten für die Küche in die Schürze.

Wenn die Wege im sanften Licht liegen, treten die Männer aus den Häusern und spielen ihr Spiel mit den Holzkugeln, *Boldren* nennen sie es. In einer steilen Schleife gilt es, das Holz an den Pfahl zu schleudern, mit Eifer und stiller Wut sind alte und junge dabei. Die Frauen und die Jüngsten sitzen auf Bänken, sehen zu. Der Spieler faßt das Holz, bückt sich, spannt sich, tritt nach hinten gegen ein eingebildetes Hindernis, bereitet sich zum Schwung. Er wirft. In die Stille platzt Gelächter oder ein anerkennendes Wort. Oder Streit facht auf, verglimmt.

Die Nacht kommt, ohne Sterne. Mit hellem Himmel und tausendstimmigen Geräuschen.

## V.

Aus Bauernhöfen ist die kleine Stadt emporgewachsen. Mit ihren Gevierten umgeben sie den Häuserkern. Ein Giebel klebt am andern, sie bedachen die einstöckige Welt des kleinen Handwerkers oder Krämers, des Holzschuhschnitzers, des Bäckers, des Metzgers. Zwei Stuben zu ebener Erde, darüber die Schlafkammern. Jedes dritte Haus ist ein Estaminet mit mechanischem Orgelspiel, das am Sonntag mit Gekreisch die eiligen Rhythmen der Tänze donnert. Wie die Bären springen dazu die ungeschlachten Riesen der bäuerlichen Jugend, die Mädchen stehen an der Wand und umfassen sich seltener.

Fünf bis sechs hohe, weiße Häuser in der Stadt, für den Notar, den Doktor, den Bürgermeister und für die Browsers. Jedes hat einen guten Stall, denn man hat Sinn für Pferde, ein sauberes, bequemes Fremdenzimmer. Ein bis zwei Salons mit Überzügen

über Plüschmöbeln, goldgeköpften Stühlen, Tischchen mit Albums und zahllosen Verwandtenphotographien, glücklichen Hochzeitsbildern, Palmen in Terrakotta.

Hier fand das Chaos keinen Einlaß. Die Schatten, die es hereinwirft, übersieht man geflissentlich. Nur im Blick einer Mutter, die den Sohn an der anderen Front hat, steht Erschütterung und Trauer. Aber im übrigen blieb man unter sich, *en petit comité*. Früh und spät singt die Tochter am Klavier „*comme une rossignole*“. Eine Nachtigall des Salons.

Von *Monsieur Blanquart* ist zu erzählen. Er ist *homme du monde*, hat sich von Brüssel hierher geerbt. Er trägt sich ein wenig elegant, stets schwarz mit breiter, weißer Binde, und er hat ein paar Flaschen *Yquem* im Keller, *à la bonne heure*. Bei einer Zigarre erzählt er aus seinem Leben. Die Kaiserin *Eugenie* sah er noch in ihrem Glanze im *Bois de Boulogne*. Die verwickelten Schicksale der Koburger und Habsburger Dynastie, wie sie sich mehrfach verhängnisvoll kreuzten, sind sein Lieblingsthema. „*Leopold II., ce bon régent, mais mauvais père de famille*“, freilich nicht ganz ohne Verständnis des Weltmannes, wenn die schnell-sprechende, katzenliebende Gattin das Zimmer verlassen hat.

Er bedauert die lästigen Geschäfte, die ihn von seinen Spaziergängen und alten Freunden auf den geliebten Brüsseler Boulevards fernhalten. Richtig, der Krieg — *mon dieu*, er hat auch ihn manches gekostet, aber er steht darüber, hat er doch schon zu viele erlebt, um nicht zu wissen, daß sie alle einmal enden.

## VI.

Eine große Straße windet sich durch Dorf und Städte. Die Pappelreihen geleiten den Wanderer, bis in östlicher Ferne ein grauer Strahl von Größe und Schwung aufsteigt. Gold des Abends liegt auf dem Turm der Kathedrale. Die große Stadt. Das Wasser der Schelde liegt vor ihren Dächern und Türmen. Leer, wo ehemals sich die Schiffe preßten, Rauchfahnen quollen und Lärm war, Tuten, Läuten, Gekreisch von Kapellen, Hast und Bewegtheit des Ladens, Geknirsch von Kränen, das von Geheimnis umwitterte Anlegen der Schiffe am Pier, Heimkehrende, befrachtet mit den Schätzen der Ferne, ihr langsames Loslösen vom Ufer, hinausstoßend ins Unbekannte. Auf den Kais stehen Müßiggänger herum, und nur eine Fähre quert das Wasser. Hier griff die Ferne unmittelbar und machtvoll an das Herz. Kanadische Weizenfelder wogten im Winde, die Wellen des Kongos bespülten



Lianen, in Kaskaden stürzten sie über Felsen hinab, dem Meere sich vermählend. Die Wunder des afrikanischen Kontinents erstrahlten in großer, umfassender Vision. Fast noch mächtiger jetzt, wo die Schiffe fehlen und das Menschevolk, das in ihren Bäuchen verschwand oder ihnen entquoll. Das lautlose Donnern der Gleichzeitigkeit erschüttert die Wichtigkeit und Bedeutung alles menschlichen Tuns. In dieser Stunde, in diesem Augenblick, da die letzten Strahlen die Lettern der Auswandererhotels überglühen, brennt irgendwo die Wüste, verkriecht sich ein Buschmann im Dorn, schleicht das Getier zum Wasserort, zittert der Schatten einer Palme im ersten Morgenstrahl, verläuft sich eine Welle im unersättlichen Strande einsamer Inselküste. Zu vergeblichem Rausch peitscht der tote Hafen den ernüchterten Sinn.

Verödet ist die Kette der Kneipen im Hafenviertel, kein Grammophon orgelt über trunkenem Stimmengewirr, keine Dirne linzt nach brauner Brust, der wiegende Schatten des Seemannsgangs geistert nur in der Erinnerung um die Ecke dunkelnder Gassen. In den Binnenhäfen erstarren die Rümpfe der gefesselten Schiffe, nur in der durchscheinenden Weite der Namen an ihren Leibern verblieb ein Hauch ihres Schicksals.

Dahinter die Stadt. Mit der Erstarrung des Hafens ist auch sie zur Ader gelassen, es ist nur das halbe oder viertel Leben, das in den breiten, schönen Straßen, in den eleganten Läden und in den großen, etwas gleichgültigen Häusern nach der Regel geht.

Unsichtbar, aber streng geschieden schimmert dazwischen das versunkene Antwerpen hervor. Die Gildenhäuser, *Plantins* Hof, der Kathedrale überirdischer Windstrom befreiten Glanzes und erkämpfter Höhe sind herrlich wie am ersten Tag. Segnend breitet im Wald der schlanken Schäfte der Kanzelbaum sein Geäst, überreich im Blattwerk, an Früchten, Tieren, Engeln, ein franziskanischer Lobgesang der Schöpfung. Steht die Reihe der Beichtstühle, abgesetzte Sänften reicher Bürgerfrauen, spröder Schönen. Brokat und Purpur überquellen die lustvoll geschweiften Formen. Man gab sich ein Stelldichein mit seinem Gott, es war ein familiäres Verhältnis, der Platz in der Kirche gehörte zum Haushalt, die Gewissen waren alles andere als dumpf und bedrückt.

Aus der Höhe bricht das Licht durch die farbenglühenden Fenster. Alter Geschlechter Ruhm. Der Marmor lebt mit der Glut und Inbrunst seines Schöpfers durch alle Zeiten. An dem Grabe des großen Bürgers Rubens klingt deutsche Weise. Aus den Meistersingern.



## VII.

Die Zeit ist um. Der Kreis der drei Jahre schließt in der Idylle. Melancholie des Sommerregens in kleiner Stadt vor geöffnetem Fenster, Gehall von Tritten und einzelnen Worten, vom Pflaster aufklirrend, leise Frage, was nun? Da leuchtet Feuer-schein in westlicher Ferne, erschüttert Donner die Stille, ein neues Rad hebt sich aus ungewisser Zukunft, die ersten Speichen wiederum getaucht in Blut und Hinsterben, durch malmendes Chaos schreitend. Von neuem will sich das Wirrsal entfalten, ein Abschied steht bevor, auch von diesen Blättern. Aber ein Stern ist aufgegangen am dunkelen Himmel. Gewißheit und Sicherheit gab die übergroße Welt der Gesetze, in der kleinen Welt dieses Sommers neu erfüllt. In dem in sich ruhenden Kreis ländlichen Lebens, immer gleich von Anbeginn, im treuen Dienen eines Menschen vor gestürzten Göttern, selbst in der niedrigsten Form, im kleinen, stickigen Bourgeois, hat sich das Ewig-Menschliche enthüllt. Es steht aufgereckt zu seinen Gipfeln da in den geschichtlichen Denkmalen dieses breiten, starken flamischen Volkes. Das leerlaufende Gehäuse der ehemals zum Höchstmaß gesteigerten Betriebsamkeit, Symbol steter Unrast und Sehnsucht nach Ferne und Glück, dahinter der unerfüllbare gewaltige Kontur des Planeten, das umreißt seine Grenzen. Und ungerührt ziehen Wolke und Wind über das Bild, im unendlichen Gleichmaß steigen auf und nieder die Zeiten des Jahres —

wir wollen nicht vergessen, Kriton, dem Asklepios einen Hahn zu opfern.

*Heimar Schilling:*

## AUF EUREN STIRNEN, BRÜDER . . .

Auf euren Stirnen, Brüder, lag die Krone der Erfüllung,  
prophetisch Ernst der neuen Menschheitsfülle. —  
Auf euren Mündern schwebte der untrügliche Gedanke,  
o rauher Ruf, o ungeschliffnes Wort, im Herzen tausendfach und  
wahr geboren.

In euren Händen lag — apokalyptisches Gewehr — die richtende  
der, entfachter Flügel, [Gewalt des Geistes,  
hinstrich über der rufzerwühlten Stätte.

O Tag, o du Novembernacht, Gebärerin von klingenden Jahr-  
tausenden.

Dir, junger Freund, dem ernst Verantwortung von hoher Braue  
dir, Proletarier, der Mensch nun naht [strahlt,  
dem Sinn, Gewalt und Recht,  
dir, Geist, o Trug und Lockung — dir, du schöpferische Flamme  
der Empörung,  
dir gilt mein Wort, Revolutions- und Menschheitstag. —

Hört, hört, die Glocke tönt,  
die Morgensonne fällt von blutigen Dächern,  
der Tag bricht an! . . .

*Köln, 9. November 1918*

## LESEBUCH

*R. B. Cunninghame-Graham.*

## DER VIERTE KÖNIG

Irgend ein alter Schriftsteller — die Araber fangen gewöhnlich mit „Irgendeiner“ an — überliefert uns die Geschichte seines Lebens und seiner Wunder. Balthasar, Caspar und Melchior waren, so erzählt er, Könige in Babylon. Wie Babylon zu diesem Überfluß an Königen kam, verrät er uns nicht, selbst wenn er es wußte. Jedenfalls war es so; denn alle drei trugen Kronen und reiche hermelinverbrämte Gewänder, alle hatten sie edle arabische Rosse mit gazellenschlanken Beinen, fliegenden Schweifen, mit Köpfen wie Pfauen, feurig blitzenden Augen, kurz — Fabeltiere. Und Myrrhen und Weihrauch hatten sie, Geschmeide und Rauchwerk, Waffen und kostbares Gerät: was eben nur dazu gehört. All das ist auch auf den Gemälden alter Meister zu sehen: die zimtfarbenen und blaßgrünen Pferde, Farben, die einem königlichen Gestüt wohl anstehen, und die so gut zusammengehen mit dem blaßblauen Landschaften umbrischer Maler, jener Maler, die allein die wahre Vision der Könige hatten. Daß einer von ihnen schwarz war, machte den Malern gar nichts aus, im Gegenteil, es half und gab einen wirksamen Kontrast zu den blassen gelben Gesichtern der anderen zwei.

Also die Könige saßen in ihrem Palast, bei gewohnten Beschäftigungen: sie übten Ungerechtigkeit und sahen dem Spiel ihrer Tänzerinnen zu. Plötzlich drang seltsame Kunde in die Stadt. Hirten, auf dem Felde bei ihren Herden wachend, die Hunde zur Seite, die Gedanken zum Himmel gerichtet — wie eben solche Leute sind, und weshalb ihnen auch so oft die Schafe verloren gehen — hatten einen wunderbaren Stern gesehen. Glanzvoll und strahlend gleich dem Sirius, roter als der Aldebaran, leuchtender als Zuben-el-Chamali oder Altair glänzte das Gestirn am Himmel. Rings herum war weiter Raum, als wüßten die anderen Sterne, daß sie nicht würdig waren, seine Strahlen zu empfangen. Und den Hirten dünkte es, daß der Stern, ihnen



winkend, sich nach Westen bewegte, und sie aufforderte, ihm zu folgen. Nacht für Nacht erschien das Gestirn am gleichen Ort, gerade ihnen zu Häupten. Endlich fanden sie nach Schäferart an der Sache etwas wunderbares, verließen ihre Herden, denn was bedeuteten schließlich ein paar Schafe gegen solch strahlendes Gestirn — und zogen aus, einen Weisen zu befragen.

Nach langem Nachdenken und Prüfen des Falles fand der die Lösung: Ein mächtiger Prophet würde geboren werden, der die Bedrückten aufrichten, Unrecht gut machen, die Mächtigen niederwerfen und die rauhen Pfade ebnen würde, der der Streiter für die Schwachen sein würde über die ganze Erde. Sie sollten nur dem Sterne folgen, er würde ihnen den rechten Weg weisen.

Dazu konnten sich die Hirten aber nicht entschließen. Und sie gingen nach Babylon, zogen durch die Straßen und erzählten einem jeden, den sie trafen, was sie gesehen und gehört hatten. Nach und nach erfüllte die Kunde alle Geister. Im Bazar und auf dem Markte in den Fondaks, den Gewölben der Kaufleute und in den Karawansereien wuchs das wundersame Gerücht. Ganz zuletzt, wie das immer so geht, heufe so gut wie in Babylon, drang es durch die Pforten des Palastes. Die Könige waren sofort Feuer und Flamme. Entweder weil sie voller Glauben waren und das Unrecht haßten, was bei Leuten in ihrer Stellung ja nur selbstverständlich wäre, oder aber wurden sie gedrängt von jener Sucht nach Veränderung, die das Blut der Könige antreibt, wie die Phantasie den Dichter.

Sie stiegen zu Roß, und zogen aus mit dem reiche Geschenke tragenden Gefolge, das die umbrischen Maler uns so oft im Mittelgrund ihrer Bilder gezeigt haben. — Die ganze Welt kennt die Geschichte ihrer Fahrt. Wie sie dem Stern folgten über weite Ebenen, durch die Schluchten der Berge, über reißende Flüsse, wie der Stern dann stille stand über dem Stall, in dem Ochs und Eselein mit ihrem kleeduftenden Atem einen Heiligenschein um das Kind in der Krippe woben. Den Königen ward ihr Lohn sogleich zu Teil, denn was sie glaubten, wurde Wirklichkeit, und das geschieht auch den Gläubigsten nur selten. Man wird die Heiligen drei Könige lieben, so lange die Menschen von ihrer Fahrt lesen, so lange es Glauben gibt und Sterne und Hirten bei ihren Herden auf dem Felde. Sie sahen, wie der menschgewordene Gott geboren war, sahen es, beteten an und wurden unsterblich. Aber der vierte König, der am Wege verweilte und den gottgewordenen Menschen sah, der bliebe vergessen und unbekannt, wenn nicht einmal einer wie ein Taucher Perlen aus den unbefahrenen Gewässern alter Chroniken heraufholt.

Daß Nicanors Name in Dunkel und Vergessenheit blieb, während Caspar, Balthasar und Melchior noch heute in aller Munde sind, ist vielleicht natürlich, denn sie hat ihr Glaube gerechtfertigt, und Glaube ist die wahre königliche Straße zum Ruhm. König Nicanor aber wandelte den Weg, den von Anbeginn an unendlich viele wandelten, der Millionen Füße zerrissen hat. Und ward natürlich vergessen von den Menschen.

Und so trug sich alles zu:

Als die drei Könige suchend ins Land zogen, mußte König Nicanor zurückbleiben, weil sein Pferd ein Eisen verloren hatte. Und als der chaldäische Schmied es endlich nach langem Hin- und Her beschlagen hatte, denn damals wie noch heute war in einer Schmiede nichts bereit und kein einziges Eisen passend zu finden, da waren Balthasar, Melchior und Caspar verschwunden. Und die Nacht brach herein. Nicanor wollte dennoch die Fahrt beginnen; und als weiser Mann aus dem Osten, wo die Leute genau wissen, wie gut es ist, am ersten Reisetage wenigstens eine Meile außerhalb der Stadtmauern zu lagern, setzte er sich zu Pferde, ritt nach Westen hinaus aus dem großen Hufeisentor, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang. Das Lager wurde an einer breiten Furt aufgeschlagen. Palmen säumten den Fluß, dessen Bett Schlamm und Steine in verschiedene Kanäle teilten; jahrhundertlang hatten Kamele und Maulesel am Flußübergang eine tiefe Furche ausgetreten und die herunterhängenden Füße der Reiter berührten den Boden wenn sie auf stolperndem Pferde zum Fluß ritten. Junge Dattelpalmen auf sandigem Boden wehrten sich gegen die Tiere, die im Vorüberziehen an ihnen zu naschen versuchten. Vor der orangefarbenen, fast rosigen Ferne standen die Palmen am anderen Ufer des Flusses und zeigten jeden Knoten an ihrem Stamm, die Blätter zitterten in der dünnen Luft mit einem leise knarrenden Geräusch, so ganz anders wie das Flüstern nordischer Eichen und Buchen. Weißgebleichte Knochen, hier und da ein Schädel, zeigten die Stelle, wo ein Lasttier von seiner Mühsal erlöst war. Ringsherum wurde das spärliche Gras dann grüner und Myriaden von Insekten krochen zwischen den vertrockneten Gebeinen umher.

Aufrecht sitzt Nicanor im Sattel, das eine Bein über den Nacken des Tieres, die langen Zügel am Boden schleifend. Ab und zu neigt das Pferd den Kopf und reißt ein paar Grasbüchel aus. Der König läßt das Lager errichten. Schnell werden die Lasten vom Rücken der Tiere gehoben und wie durch Zauber erheben sich die Zelte. Der Boden ist mit kleinen Blüten besät: ein Widerschein des Himmels voll blumiger Sterne.



Der Ruf zum Abendgebet erschallt, das sicher nicht erst Mohameds Hirn entsprungen ist, ist es doch eine Notwendigkeit nach dem täglichen Kampf mit der Sonne. Einen Augenblick lang liegt das ganze Lager auf den Knien und jeder dankt seinem Gott für die Abendkühle.

Langsam stieg Nicanor vom Roß; ein schwarzer Sklave band es an das Kamelshaarseil, das sich zwischen zwei Pfähle vor des Königs Zelt spannte. Wie eine Insel hob sich der hohe Sattel vom tiefblauen Himmel, nichts unterbrach die Linie des südlichen Horizontes als Zelte und grasende Tiere.

Nachdenklich saß der König vor seinem Zelt, seine Gedanken waren bei dem wunderbaren Stern, von dem die Hirten Kunde gebracht hatten und er war fest entschlossen, beim ersten Morgengrauen aufzubrechen, um die Gefährten einzuholen.

Plötzlich treten drei oder vier Gestalten unter den Palmen hervor. Langsam schleppen sie sich über den Sandboden, stellen sich vor ihm auf und weisen in stummer Verzweiflung nach oben. Der Hunger hatte ihre Gestalten verwüstet, so daß sie kaum noch menschenähnlich genannt werden konnten. Die eingesunkenen Leiber und herausstehenden Rippen ließen sie aussehen wie versteinerte Fische in einem Kohlenlager. Arme und Beine konnten die schweren Füße und Hände nicht mehr tragen. Bis auf einen schmutzigen Fetzen um die Lenden waren sie nackt wie die Gerippe, und vertrocknete Zungen lagen rauh und hart hinter ausgedörrten Lippen.

Wie verzaubert starrt der König sie an. Vergessen ist Wunder, Stern und Prophet vor dem Schrecken der Gegenwart. Von allen Seiten tauchen sie auf, dünne schlotternde Gestalten, aus den Vertiefungen des Sandes, aus der Wirrnis dornigen Gestrüpps, und taumeln zu seinem Zelt. Frauen halten elende Kinder bei der Hand, jämmerliche Knaben führen Greise, und eine alte Hexe weist auf allen Vieren kriechend, mit knöchigem Finger gen Himmel. Keiner spricht, aber der stumme Blick der verängsteten Augen erfüllt die Seele mit Grauen. Kaum der Worte mächtig, ruft der König nach Brot, bricht es mit seinen Leuten in Stücke, feuchtet es mit Wasser und reicht es den Reihen hin. Wie durch Zauber verschwindet es, aber die Masse wird immer größer. Und beim Licht des Mondes erschienen die verhungerten Menschen wie ein Rudel Wölfe, das einsame Wanderer überfallen hat. Einige reißen den Pferden und Mauleseln die Gerste weg, andere kämpfen wie hungernde Hunde um die Krumen. König Nicanor rief nach seinen Leuten und sandte zwei nach der Stadt zurück um brotbeladene Lasttiere zu holen, denn die Menge wuchs, als



bringe der Sand Menschen hervor. Die Ladung verschwand fast so schnell als hätte man sie in die See geworfen. Die Nacht entwich und der erste Morgenschein fand noch den König und sein Zelt umlagert von den Hungernden. Einige Tage vergingen, dann waren die Armen verschwunden, ebenso schnell wie sie gekommen waren, fortlebend nur in des Weisen Seele. Nach eines Tages Rast machte er sich wieder auf den Weg. Bei Sonnenaufgang schlug er sein Zelt auf und wie er weiter gen Westen zog, kehrten seine Gedanken zurück zu der Geburt des großen Propheten, dem wunderbaren Stern und zu seinen Freunden, die er bald am Ziel ihrer Fahrt vermutete.

Manchmal bedauerte er die Verzögerung, die das hungernde Volk hervorgerufen, und dann wieder dachte er, wenn der künftige Prophet gekommen wäre, die Sorgen der Welt zu lindern, die Nackten zu kleiden, die Kranken zu heilen und die Hungrigen zu speisen, daß er wenigstens den schwachen Versuch gemacht, es ihm gleich zu tun, wenn auch ohne göttliche Eingebung. Und daß es noch so viel Gutes auf Erden zu tun gab während der Kindheit des Großen, dessen Geburt er zu sehen hoffte.

So ritt er weiter. Fand hier einen Blinden und dort einen entmutigten Wanderer neben seinem sterbenden Pferd. Für alle fand er Zeit, und wenn er in eine Stadt kam, war sein Ruhm ihm schon vorausgeeilt. Lahme und Kranke, jene, denen man die Augen ausgebrannt hatte für Diebstähle, andere, die Fuß oder Hand verloren, schwärmten herbei, um Erbarmen flehend, und zeigten, daß Gerechtigkeit ihr Ohr dem Mitleid verschließt und ihr Auge der Tatsache.

Oder auf weiter Ebene, an einsamer Hütte, inmitten fedriger Palmgruppen, erschien ein Unglücklicher, hing sich fest an seine Sporen und rief: „Bei Euch ist meine Zuflucht.“ Und er hielt an, um dessen Sache zu untersuchen.

Obgleich er wußte, daß der Prophet inzwischen zum Jüngling, zum Manne herangewachsen sein mußte, eilte er, sobald er den Sorgen seiner Pilgerfahrt entrinnen konnte, weiter nach Westen. Durch die Glut der Wüste arbeitete er sich, von Erscheinungen genarrt, mit brennender Stirn. Über Gebirgspässe, wo der Frost ihm Sporen und Stiefel zusammenschmiedete. Wie eben Menschen einem Ziel nachjagen, von dem sie wissen, daß es unmöglich ist, es zu erreichen, unbewußt, daß sie es in sich tragen vom ersten Tag an. —

Jahre vergingen. Keines der Tiere, die er von Babylon mitgebracht hatte, blieb am Leben! Einige endeten am Wege,

andere starben vor Altersschwäche bei den vielen Unterbrechungen, die irgendeine Ungerechtigkeit in irgend einer Stadt ihm auferlegte. Und so verweilend, bemüht Gutes zu tun, hörte er dann und wann von dem Propheten, dessen Geburt er einst beizuwohnen gehofft hatte. Und wenn er die Nachrichten hörte, kam es wie Fieber über ihn, das Verlangen, ihn vor seinem Tode noch zu sehen.

Der Flug der Zeit war an Nicanor nicht spurlos vorübergegangen. Aus dem schlanken glücksfrohen König, der vor so viel Jahren Babylon verlassen hatte, jung, sorglos, das Herz voller Hoffnungen, war ein wetterharter Mann geworden, grau und sorgenschwer, mit einem Zug von Wachsamkeit, wie er denen eigen ist, die ihr Leben auf der Landstraße zubringen. Sein Pferd, ein dunkler Brauner aus Keheilon Geblüt, hatte er von einem alten Beduinenhäuptling bei Boalbed erhalten, dessen Leben er während der Pest gepflegt. Kein ander Roß in ganz Irak konnte mit seinem verglichen werden. Weder an Gestalt noch Blut. Volle runde Augen, kleine Luxohren, runde harte Füße, die breite Stirn, die seidene Mähne, der Schweif wie eine Palme, die Rinne am Rückgrat entlang, die, wie der Araber sagt, den Ton sammeln konnte, machten es zum Urbild des wahrhaft edlen Rosses, allein würdig, einen König zu tragen. Die Jahre hatten König Nicanor selbst nicht viel anhaben können. Sein Gang blieb aufrecht, wenn auch das Haar an den Schläfen leicht ergraut war, und er hatte eine Würde, wie viele Orientalen in mittleren Jahren sie scheinbar durch Willensanstrengung erreichen. Die meisten seines Gefolges waren umgekehrt oder gestorben. Mit Ausnahme von ein paar Leuten, die in langem Umgang mit ihrem Herrn seine Ideen in sich aufgenommen hatten, oder aber, die das Leben auf der Landstraße zu lieblich fanden, um es mit engen Stadtmauern zu vertauschen. Die die Sonne aufgehen sahen weit hinter der Bergeskette und wieder versinken am Abend, spurlos, wie ein Stein im Wasser verschwindet.

Hin und wieder erreichten seltsame Gerüchte den wandernden König von dem, was in dem Lande vor sich ging, um dessentwillen er die Heimat verlassen. Wie der Prophet, der gekommen war, eine Rotte von Fischersleuten, Verstoßenen, Hirten und Weibern um sich versammelt hatte, die, wie es schien, ihm folgten, nicht um ein Königreich zu finden, sondern um seinen Worten zu lauschen an einsamen Plätzen oder auf Bergeshöhen.

Viel grübelte er über die Nachrichten, hielt erst den Propheten für wahnsinnig, und dann, als er mehr über den Fall nachdachte, fand er doch mehr oder weniger Ähnlichkeit mit seiner eigenen

Art zu leben, natürlich mit dem Unterschied der Stellung, die sie in der Welt einnahmen.

Endlich — denn selbst im Osten neigen sich alle Dinge einmal dem Ende zu — fand er sich dicht vor den Toren Jerusalems. Auf einem Hügel, von dem man über die Stadt hinsah, zwischen einem Brunnen und einem Olivengehölz schlug er sein Zelt auf. Als er so dasaß, nach so viel Jahren und auf die Stadt hinunterstarrte, in der der Prophet leben sollte, dessen wundersame Geburt, angekündigt durch den strahlenden Stern ihm in seinen jungen Jahren von Babylon fortgelockt hatte, zog sein Leben noch einmal an ihm vorüber. Tief unter ihm lag die Stadt, gebadet in Sonnenglast. Goldener Dunst des Orients verschleierte wankende Paläste und bröckelnde, unkrautumwucherte Mauern, in deren Spalten Eidechsen sich haschten, verwischte Schmutz und Elend und vergoldete die Scherben auf den großen Kechrichthaufen vor den Toren. Ein Meer von Schönheit, über dessen Wassern die federigen Häupter der Palmen sich wiegten.

Nach alter Sitte, die er sich zum Gesetz gemacht hatte, war sein Lager überlaufen von Bettlern, Lahmen und Blinden. Sie alle kamen zu dem Weisen, denn jetzt in Jerusalem war er endlich einer der Weisen aus dem Morgenlande.

Leute brachten ihm die Kunde, daß die Römer, die sich zu Herren der Stadt gemacht hatten, seit jenen Zeiten, wo er ausgezogen war, zwei Diebe hinrichten wollten. Und dann sollte noch einer den Tod erleiden, der, wie sie sagten, sich für einen König ausgegeben hatte.

Nachdem die Bettler gespeist waren, kam ein wandernder Fakir und setzte sich vor das Zelt. Und dann kam eine jener langen Unterhaltungen, die im Osten die Zeitung ersetzen, ja ihnen selbst darin ähnlich sind, daß alle Neuigkeiten je nach Neigung des Erzählers gefärbt sind, gerade wie auch eine Zeitung nichts ist, als ein Spiegelbild ihres Schreibers. Lange sprach der Derwisch über den Zustand Palästinas, über Preise von Brot und Korn, von den Überfällen der Stämme gegeneinander, und zuletzt von der bevorstehenden Hinrichtung. Über die Diebe ging er schnell hinweg; meinte nur, sie seien Söhne von Müttern die nicht nein sagen konnten. Des einen Name sei Dimas, des anderen Gestas, aber wer von beiden so oder so hieße, wisse er nicht. Über den dritten Verurteilten, den sogenannten König, wußte er mehr zu erzählen. „Der, beim Licht der Sonne, der ist ein Mann!“ Und nach und nach kam dann alles heraus, was er von dem Manne wußte, der den Tod erleiden sollte, weil man ihn König nannte. Schon bei seiner Geburt hatten sich Wunder ereignet. Ein Stern hatte



ihn angekündigt. Und drei weise Männer waren aus Morgenland gekommen. „Nur im Morgenland ist Weisheit“, bemerkte der Fremde mit einem Ausdruck der keinen Widerspruch zuließ.

Der König, der geduldig zugehört hatte, unterbrach die Erzählung und rief: „Die weisen Männer kenne ich wohl, es sind meine Freunde Caspar, Melchior und Balthasar. Sind sie noch in der Stadt?“ Der Derwisch sah ihn an, wie man Leute ansieht die plötzlich ihr Gedächtnis verloren haben. „In der Stadt? So viel ich weiß, waren sie vor 33 Jahren hier und blieben nur eine Nacht.“ Nicanor strich sich über die Augen. „Vor 33 Jahren. Und mir ist, als sei ich erst gestern ausgezogen. So ist also Euer Prophet, der morgen sterben soll, das Wunderkind von dem die Hirten gestern — ach nein, vor 33 Jahren — erzählt haben? Aber der wollte doch Unrecht gut machen, die Zertretenen aufrichten, wollte die Lahmen gehend, die Blinden sehend machen, die Unterdrücker bekämpfen, wollte ein Schild sein den Schwachen. Ist man denn in Jerusalem für solch Begehren des Todes schuldig?“ Wenn dem Fakir schon vorher der Sprecher nicht richtig vorgekommen war, so blickte er ihn jetzt an wie einen Verrückten. „Wo habt Ihr gelebt und wisset nicht, daß solch einer von Anbeginn an nur dieses Schicksal haben konnte?“

„Jetzt seh ich es wohl, auf der Landstraße habe ich gelebt. Hab nirgends lange verweilt, aber manchmal nahm es mich wunder, daß viele mich haßten, wenn ich die Hungernden speiste. Gerade wie der Mann, der morgen sterben soll. Sie sagten, ich täte es um des Ruhmes willen.“

Stunden kamen und gingen während sie sprachen. Nach und nach erfuhr der König die Lebensgeschichte des Propheten, hörte von seiner Liebe zur Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit, von seinem großen Mitleid; wie das Volk, besonders die Niedrigen und Bedrückten ihm anhängen, und von seiner Macht über die Frauen, der Liebenswürdigkeit seines Wesens und wie jeder, der ihn je gehört, dem Zauber seiner Persönlichkeit erlag. Endlich erhob sich der König.

Der dämmernde Morgen wob bleiche, milchige Schleier über das tiefe dunkle Blau der Nacht. „Nun laßt uns zur Ruhe gehen. Das Schicksal hat mir nicht vergönnt, den Neugeborenen zu schauen, den der Stern verkündete, nun kann ich wenigstens sein Sterben sehen. Zwischen Geburt und Tod ist ja nicht ein so großer Unterschied.“ Das Schicksal aber, das unserer Entschlüsse spottet und wohl weiß, daß wir nur seine Geschöpfe sind, hätte ihm fast auch diese Möglichkeit genommen. Denn am nächsten

Morgen fand er das Zelt umlagert von einer Horde von Bettlern. Man hatte gehört, es war einer gekommen, bald hieß es, ein Narr, bald ein Weiser, der allen Brot gab, die darum baten. Den ganzen Tag verteilte er Almosen und lauschte den Klagen der Armen. Dann bestieg er sein Roß und ritt hinauf nach Golgatha. Dunkel lag über dem Land, als er sich mühevoll den dornigen Weg hinaufarbeitete. Oben auf der Höhe sah er in der Dämmerung drei Gestalten aufgerichtet. Zwei hingen leblos. Der dritte bewegte sich und bat um einen Trunk. Sein langes Haar beschattete die Hälfte von seinem Antlitz. Ein junger Mensch mit einem Essigschwamm auf einem Rohr läuft hinzu und preßt ihn dem Mann in der Mitte zwischen die Lippen. Er trinkt. Ein langes Zittern durchläuft seine Glieder. Dann stößt er einen Schrei aus, so wild und schrecklich, daß der dunkelbraune Keilani des Königs schnaubend sich aufbäumt und wild mit den Vorderbeinen in die Luft schlägt. König Nicanor sah, wie der in der Mitte leblos am Kreuze hing.

*Weißes Brett:***STATUTEN DER „CLARTÉ“****GRÜNDUNG — ZWECK**

**Art. 1.** Es wird für unbegrenzte Dauer eine allgemeine Vereinigung gegründet, die den Titel einer „Liga der Solidarität der Geistigen für den Sieg der Internationalität“ trägt, aber den Namen „Gruppe Clarté“ erhält.

**Art. 2.** Diese Vereinigung hat den Zweck, in voller Unabhängigkeit die durch ihren Titel bezeichnete Tätigkeit auszuüben.

**LEITUNG.**

**Art. 3.** Die „Clarté“ wird von einem internationalen Direktionskomitee geleitet, zu dessen Sitz Paris bestimmt wurde, weil es notwendig war, es an dem Ort der ursprünglichen Gründung anzusiedeln. Dieses Direktionskomitee ist allein berechtigt, alle die allgemeine Tätigkeit des Verbandes betreffenden Beschlüsse zu fassen.

Um allen Landesabteilungen (Art. 7) untereinander Gleichberechtigung zu sichern, wird dieses Direktionskomitee proportional der Bedeutung der vertretenen Länder zusammengesetzt.

Dieses Komitee ist ursprünglich gegründet von:

Henri Barbusse, Georg Brandes, Paul Colin, Victor Cyril, Georges Duhamel, Eekhoud, Anatole France, Noël Garnier, Charles Gide, Thomas Hardy, Henry-Jacques, Vincente Blasco Ibanez, Andreas Latzko, Laurent Tailhade, Raymond Lefèvre, Magdeleine Marx, E.-D. Morel, Edmond Picard, Charles Richet, Jules Romains, René Schickele, Séverine, Upton Sinclair, Steinlen, Vaillant-Couturier, H.-G. Wells, Jsrael Zangwill. Die Mitglieder dieses Komitees können nicht abberufen oder abgesetzt werden. Bei Rücktritt oder Todesfall wird durch Wahl ein Ersatz bestimmt.

Das Komitee ist überdies berechtigt, im Interesse des Bundes weitere Mitglieder heranzuziehen.

**Art. 4.** Eine Geschäftsstelle des Internationalen Direktionskomitees übernimmt die praktische Ausführung der durch das Komitee gefaßten Beschlüsse.

Sie umfaßt: einen Generalsekretär, drei Schriftführer, einen ersten und einen zweiten Kassierer.



Dieses Büro untersteht der ständigen Kontrolle des internationalen Direktionskomitees.

### AUFBAU.

Art. 5. Man wird Mitglied des Bundes durch Annahme der vorliegenden Statuten und durch Zahlung des Mitgliedsbeitrages nach den in Art. 6 genannten Bedingungen.

Der Beitritt als Mitglied wird definitiv erst durch Auslieferung der Mitgliedskarte durch das Internationale Direktionskomitee.

Art. 6. Der jährliche Mitgliedsbeitrag darf nicht geringer sein als 5 Frs. für aktive Mitglieder, 20 Frs. für „unterstützende“, 100 Frs. für „stiftende“, 1000 Frs. für „gründende“ Mitglieder (oder der entsprechende Wert in jedem Lande).

Jedes Mitglied kann „lebenslängliches Mitglied“ werden, wenn es das zwanzigfache seines Jahresbeitrages erlegt.

Art. 7. Die Mitglieder der Clarté bilden sovielen Sektionen, als Länder vertreten sind.

Keine Landesektion kann ohne Bewilligung des internationalen Direktionskomitees gegründet werden.

Das Komitee ist berechtigt, jede Sektion aufzulösen, deren Tätigkeit dem Geist oder den Vorschriften der vorliegenden Statuten widerspricht.

Art. 8. Ein für jede Landesektion bestellter Ausschuss wird die Aufgabe haben, die anzuwendenden Propaganda- und Werbemittel im Einvernehmen mit dem internationalen Direktionskomitee durchzuführen.

Zur Ausführung der gefaßten Beschlüsse wird eine Geschäftsstelle eingerichtet.

Diese besteht aus wenigstens einem Sekretär und einem Kassierer und kann durch weitere Sekretäre und einen Archivar ergänzt werden.

Dieses Komitee kann die Gliederung seiner Sektion in Ortsgruppen verfügen, deren Bezirke es bestimmt.

Keine Ortsgruppe darf ohne Zustimmung des genannten Komitees gegründet werden.

Art. 10. Ein von jeder dieser Gruppen bestellter Ausschuss hat die Aufgabe, die lokale Tätigkeit in Übereinstimmung mit dem Komitee der Sektion durchzuführen. Das (lokale) Komitee errichtet eine Geschäftsstelle, die aus wenigstens einem Sekretär und einem Kassierer besteht. Sie ist das ausführende Organ für die Bestimmungen des Ortsgruppenkomitees.

Art. 11. Alle Mitgliedskarten werden an die Landesektionen von dem internationalen Direktionskomitee ausgegeben, dem ein Fünftel der Mitgliedsbeiträge für die Kosten der allgemeinen Propaganda zufällt.

Jede Landessektion gibt die Karten an die Ortsgruppen aus und erhebt ebenfalls ein Fünftel der Beiträge für die nationale Propaganda.

Das internationale Direktionskomitee ist allein berechtigt, Spenden zum Besten der gesamten Vereinigung entgegenzunehmen.

Art. 12. Die Abfassung dieser Statuten geschah von einem über alle staatlichen Gesetze und Vorschriften erhabenen Gesichtspunkt aus, daher muß jede Landessektion eigene, mit den vorliegenden übereinstimmende Statuten aufstellen, die nur insoweit von diesen abweichen dürfen, als die Gesetze des betreffenden Landes es ausdrücklich nötig machen.

Art. 13. Um ihren moralischen Einfluß und ihre Aktionsmittel zu stärken, kann die Clarté bzw. das internationale Direktionskomitee dem kollektiven Beitritt ganzer Vereine, die gleichen Bestrebungen dienen, zustimmen.

Die Beziehungen zu diesen Vereinigungen werden nach besonderer Übereinkunft geregelt.

### GENERALVERSAMMLUNGEN UND KONGRESSE.

Art. 14. Eine ordentliche Generalversammlung der Mitglieder aller Landessektionen wird alljährlich im Januar in einer vom Internationalen Direktionskomitee zu bestimmenden Stadt abgehalten.

Das Komitee hat das Recht, die Generalversammlung außerdem in allen Fällen einzuberufen, wo der Zusammentritt im Interesse des Bundes notwendig erscheint.

Art. 15. Die Generalversammlung nimmt den im Namen des Internationalen Direktionskomitees erstatteten Bericht über die Arbeiten des abgelaufenen Vereinsjahres, die erzielten Resultate und die finanzielle Lage des Bundes entgegen. Sie genehmigt die vorgelegte Abrechnung.

Art. 16. Stimmberechtigt sind nur jene Mitglieder, die ihre Beiträge pünktlich bezahlt haben.

Art. 17. Im Mai jedes Jahres wird für jedes Land ein nationaler Kongreß abgehalten. Außerdem wird im Monat November ein internationaler Kongreß in einer zu bestimmenden Stadt abgehalten.

### AUSSCHLUSSBESTIMMUNGEN.

Art. 18. Das Internationale Direktionskomitee und die Komitees der Sektionen haben das Recht, denjenigen auszuschließen, der seine Beiträge nicht bezahlt, sowie solche Mitglieder, die ihnen durch ihre Haltung, Handlungen und Schriften für die moralischen oder materiellen Interessen des Bundes schädlich erscheinen.

### ABÄNDERUNG DER STATUTEN.

Art. 19. Abänderungen dieser Statuten können nur auf Vorschlag des Internationalen Direktionskomitees erfolgen. Sie bedürfen der Zustimmung durch die Mehrheit der zur Beschlußfassung einberufenen Generalversammlung. Es stimmen nur die anwesenden Mitglieder.

### AUFLÖSUNG.

Art. 20. Falls eine Generalversammlung mit einer Mehrheit von zwei Dritteln der zahlenden Mitglieder die vorzeitige Auflösung beschließt, erfolgt die Aufteilung des Bundesvermögens zu wohltätigen Zwecken, die vom Internationalen Direktionskomitee zu bestimmen sind.

### BERICHTIGUNG.

Romain Rolland und Léon Werth bitten mich mitzuteilen, daß sie der Gruppe „Clarté“ nicht angehören.

### NACHWORT.

Jetzt erst erhalte ich die Oktobernummer des „Forum“ und lese darin, es sei nicht nötig, den Grund zu verschweigen, warum Romain Rolland sich an „Clarté“ nicht beteilige. In einem Brief an den Herausgeber drücke er ihn selbst so aus:

„Gleich Ihnen ertrage ich keine Kompromisse; gegenwärtig herrscht überall eine Tendenz, die moralischen Defekte dieser letzten fünf Jahre zu vergessen und — infolge Müdigkeit, Schwäche, Kameradschaft — die verdächtigsten Bundesgenossenschaften wieder aufzunehmen. Ich lehne sie für mich ab, solange diese sogenannten Bundesgenossen nicht ihre Aufrichtigkeit bewiesen haben. Und das ist einer von den Gründen, weshalb ich mit mehreren meiner Freunde es abgelehnt habe, mich an der Gruppe „Clarté“ zu beteiligen, in deren Listen ich zuviel Leute sehe, die unsere Ideen mit allen Mitteln bekämpft haben.“

Es handelt sich, wohlverstanden, um die Pariser Gruppe und — um eine *Personenfrage*.

Über „Clarté“ hatte Rolland auch mir geschrieben. Er hatte jedoch hinzugefügt: *„Was ich Ihnen hier sage, soll unter uns bleiben.“* Ich enthalte mich deshalb zu erwidern, was zu sagen wäre, wenn Rolland die öffentliche Diskussion über den Fall gewünscht hätte.

Jedenfalls unterhält Rolland die besten Beziehungen zu den Leitern der „Clarté“, wie ich von ihnen und von ihm selbst weiß, und mir schrieb er: *„Wir wünschen den Erfolg von „Clarté“, und unsere Enthaltung ist keine Opposition.“*

Romain Rolland hat dem „Forum“ eine Berichtigung in diesem Sinne geschickt.



*Soeben erschien:*

# **DIE MALEREI IM XIX. JAHRHUNDERT**

Entwicklungsgeschichtliche Darstellung  
auf psychologischer Grundlage von

**MAX DERI**

---

In zwei schönen Halbleinenbänden 80 Mark

---

Zwei verschiedene Gesichtspunkte können die Erörterung von Kunstwerken bestimmen. Das Kunstwerk kann entweder zum rein historischen Objekt der eigentlichen Kunstgeschichte werden, oder es unterliegt als Träger innerseelischer Gefühle der psychologischen Betrachtungsweise. Das Werk Deris versucht, für ein ungrenztes Teilgebiet der europäischen Bildkunst diese zweite Einstellungsart durchzuführen.

Der erste Band des Buches erläutert die hier zum ersten Male zusammengefaßte Theorie an Werken von Manet, Courbet bis van Gogh, Picasso, Kandinsky und Liebermann.

Der zweite Band enthält 200 Bildbeispiele.

Max Deri ist einer der bedeutendsten Interpreten bildkünstlerischer Eindrücke, seine vorbildlichen Vorträge im Dienste der aufblühenden Volkshochschulbewegung haben seiner Idee den Weg gebahnt. Durch dieses Werk wird Deris Bedeutung als glänzender Vermittler seines neuen Systems bei der Betrachtung von Kunstwerken weit über den Kreis seiner Hörer hinausdringen.

---

**PAUL CASSIRER / VERLAG / BERLIN**

# INHALTSVERZEICHNIS DES JAHRBUCHS

## UNSER WEG 1 9 2 0

PREIS 3 MARK  
GEBUNDEN 5,50 MARK

ERNST BARLACH, Zwei Szenen aus „Die echten Sodomiten“  
BERNHARD BERNSON, Renate / EDUARD BERNSTEIN, Be-  
gegnungen mit Jean Jaurès / MAX DERI, Selbstanzeige / KASIMIR  
EDSCHMID, Daisy / KURT EISNER, Die Götterprüfung  
JULIUS ELIAS, Max Liebermann und die anderen / GG. ENGEL-  
BERT GRAF, Das politische Kartenbild / WALTER HASEN-  
CLEVER, Aus dem Schauspiel „Die Menschen“ / ADOLF VON  
HATZFELD, Grüner Sommer / OTTO JENSSEN, Bücher haben  
ihre Schicksale / KARL KAUTSKY, Die Schuldigen / ADOLF  
KESTENBERG, Ada und Sched / OSKAR KOKOSCHKA, Vom  
Bewußtsein der Gesichte / ELSE LASKER-SCHÜLER, Vom Himmel.  
Drei Gedichte / FRANZ MARC, Aphorismen / LUDWIG  
MEIDNER, Rede (im Zwielicht) an den Tod / ROBERT  
OWEN, Zur Eheform / GOTTFRIED SALOMON, Leben  
Saint-Simons / RENÉ SCHICKELE, Schicksal / RICHARD  
SEIDEL, Die Volkswehr / EMIL SCHAEFFER, Zu einer Neu-  
ausgabe der „Salons“ von Diderot / BRUNO SCHÖNLANK, Drei  
Gedichte / ERNST TOLLER, Zwei Gedichte / REINHOLD VON  
WALTER, Aus „Der Kopf“ / ADOLF WEISSMANN, Die Patti

### *DIE BILDBEIGABEN:*

ERNST BARLACH, Der Kopf / AUGUST GAUL, Der Retter  
ROBERT GENIN, Selbstbildnis / OTTO GLEICHMANN, Die  
Makkabäer / GEORGE GROSZ, Illustration zu „Kindergedichte“  
RUDOLFGROSSMANN, Foire aux puces / OSKAR KOKOSCHKA,  
Max Reinhardt / ELSE LASKER-SCHÜLER, Juseufs Versunken-  
heit (Titelblatt der Gedichte) / WILHELM LEHMBRUCK, Studie  
MAX LIEBERMANN, Mutter und Kind. Bildnis: Karl  
Kautsky / HANS MEID, Zigeuner vor der Stadt / LUDWIG  
MEIDNER, Frau Jäckel / MUNCH, Die Geschichte / JULIUS  
PASCIN, Titelzeichnung zu Heine: Schnabelewopski / MAX  
SLEVOGT, Bewahrt euch vor Weibertücken. Vier Vignetten

ERNST BARLACH  
Originalholzschnitt

---

**VERLAG PAUL CASSIRER, BERLIN**